This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600076318V

Allgemeine

Kulturgeſchichte

von der Urzeit

bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Erster Band.

Die Urzeit und die morgenländiſchen Völker bis zum Verluſte ihrer Selbſtändigkeit.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1877.

Kulturgeſchichte

der

Urzeit und der morgenländiſchen Völker

bis zum

Verluſte ihrer Selbſtändigkeit.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Nun hat die Natur die ganze Erde ihren Menſchenkindern gegeben und auf ſolcher hervorkeimen laſſen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgendnur hervorkeimen konnte. Alles, was ſein kann, iſt; alles, was werden kann, wird; wo nicht heute, ſo morgen. Das Jahr der Natur iſt lang; die Blüthe ihrer Pflanzen iſt ſo vielfach, als dieſe Gewächſe ſelbſt ſind und die Elemente, die ſie nähren. In Indien, Aegypten, Sina geſchah, was ſonſt nie und nirgends auf der Erde geſchehen wird: alſo in Kanaan, Griechenland, Rom, Karthago. Das Geſetz der Notwendigkeit und Convenienz, das aus Kräften, Ort und Zeit zuſammengeſetzt iſt, bringt überall andere Früchte.

Herder.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1877.

265. j. 251.

Vorwort.

Wenn wir die Geſchichte der menſchlichen Kultur in ihrem geſammten Umfange zum Gegenſtande des vorliegenden Buches nehmen, ſo wird es nicht überflüſſig ſein, an dieſer Stelle unſere Anſchauung von dem Weſen und dem Zwecke der Kulturgeſchichte klar auszuſprechen. Lange Zeit ſchied man, was überhaupt von der Menſchheit gethan und gewirkt worden, mechaniſch in zwei Abtheilungen; in die eine brachte man, was ſich auf Fragen der Macht bezieht, und nannte dies „politiſche Geſchichte"; in die andere wurde ſchlechthin alles Uebrige untergebracht und dieſe Miſchung „Kulturgeſchichte" betitelt. Weil nun die politiſche Geſchichte nur ein Moment aus der höhern Entwickelung des Menſchen zu behandeln hatte, konnte ſie folgerichtig ihre Einheit und ihren Zuſammenhang bewahren, wenn ſie auch an Unvollſtändigkeit litt und die Erklärung, warum dieſe und jene Verſuche zu Machtgründungen gelungen, andere mißlungen ſind, gar zu oft ausbleiben mußte, weil dieſe Fragen ohne eine Unterſuchung der übrigen gleichzeitigen Kulturerſcheinungen unlösbar ſind. Auf der andern Seite litt die ſogenannte (unpolitiſche) Kulturgeſchichte, während ſie vor Ueberfluß an kulturgeſchichtlichen Momenten geradezu erdrückt wurde und Unvollſtändigkeit der geringſte ihrer Fehler war, dagegen an dem Mangel zuſammenhängender Erzählung, an voll-

kommener Zerfahrenheit. Man hatte da in verschiedenen Schachteln und Schablonen eine Geschichte des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, der Kunst, der Religion, der Wissenschaften, der Sitten und Gebräuche u. s. w., aber keine Kulturgeschichte der Menschheit, keine zusammenhängende einheitliche Darstellung des Vorschreitens der Menschheit von der Unkultur zur höchsten Kultur.

Die richtige Antwort auf die Frage, was denn Kulturgeschichte sei, wird nur dann gegeben werden können, wenn wir uns streng an den Begriff der Kultur halten. Kultur, Bildung im weitesten Sinne, ist was den Menschen zum höchsten Wesen der Erde, was ihn über das Thier, was die höheren Rassen über die niederen empor hebt. Ohne die Kultur wären die Unterschiede zwischen Thier und Mensch, sowie z. B. zwischen Hottentotten und Europäern nur solche der äußern Erscheinung und daher für die Geschichte unwesentliche. Wenn wir daher auf der einen Seite Menschen sehen, die vor den Thieren beinahe nichts als die artikulirte Sprache und den Gebrauch des Feuers voraus haben, Menschen, welche noch gegenwärtig die von den Herden der Civilisation abgelegeneren Gegenden des Erdballs bewohnen, und wenn auch da, wo auf der anderen Seite die höchsten Triumfe der Pflege des Wahren, Schönen und Guten gefeiert werden, man nachträglich aus dem Boden die Beweise gräbt, daß an derselben Stelle einst ebenso rohe Völkerschaften lebten, wie in jenen abgelegenen Gegenden, so ist es klar, daß zwischen diesen Extremen menschlicher Zustände eine Entwickelung liegt, welche nicht in einzelnen abgerissenen Momenten bestehen kann, sondern eine einige, zusammenhängende, nach gewissen Gesetzen harmonisch fortschreitende sein muß, in welcher kein Moment, auch das politische nicht, fehlen darf.

Die wahre Kulturgeschichte ist daher schlechtweg die Geschichte der Menschheit; sie ist für das Ganze derselben, was die Lebensgeschichte für den Einzelnen, eine Entwickelungsgeschichte vom

Anfange der Entwickelung an bis zu dem Augenblicke, in welchem sie geschrieben oder erzählt wird. Von der frühern und bis heute fortgeführten Kulturgeschichte muß sich die künftige also unterscheiden durch innige Zusammenfassung aller Kulturmomente, d. h. aller Umstände, welche den Menschen auf hoher Kulturstufe dahin gebracht haben, wo er sich befindet, und zwar durch die Zusammenfassung dieser Momente auf jeder unterscheidbaren Stufe der Entwickelung. Von der sogenannten politischen Geschichte aber unterscheidet sich die wahre Kulturgeschichte dadurch, daß für sie die Fragen der Macht und die Kämpfe um Macht nur insoweit Wert haben, als sie zur Erhebung der Menschheit auf höhere Kulturstufen beitragen. Die Kulturgeschichte hat daher zu Grenzsteinen ihrer einzelnen Perioden nicht Kriege, Eroberungen, Friedensschlüsse oder Dynastienwechsel, sondern lediglich die jeweilige Eröffnung eines neuen Gebietes oder Schauplatzes der Kultur oder das Eintreten eines Ereignisses, durch welches der menschlichen Gesittung neue Bahnen angewiesen werden. In den älteren Zeiten zwar muß auch in der Kulturgeschichte die erstere Art der Scheidepunkte eine Rolle spielen. Die Völker sind noch unter sich nur in geringer Berührung; jedes besitzt seine eigene unabhängige Kultur, welche mit dem Verluste seiner Selbständigkeit wenn nicht geradezu ein Ende nimmt, doch eine gemischte wird und ihre ursprüngliche Reinheit verliert. Die Anordnung ist also hier von selbst gegeben. Anders in den neueren Zeiten, wo die Eintheilung nach Momenten der Kultur vorwiegen muß, weil die verschiedenen Völker desjenigen Erdtheils, welcher die höchsten Leistungen in der Kultur und die gewaltigsten Veränderungen, daher auch den bedeutendsten Fortschritt in derselben aufzuweisen hat, ein Staatensystem bilden, dessen einzelne Theile in allen Erscheinungen des geselligen und geistigen Lebens immer mehr verschmelzen. Hier tritt jedesmal eine neue Abtheilung der Kulturgeschichte ein, wenn die erwähnte

Verschmelzung einen neuen Schritt vorwärts thut und die Völker einander wieder mehr nähert; denn je mehr Nationalhaß noch vorhanden ist, desto tiefer steht die Kultur, und je mehr Friede und Versöhnung einkehrt, desto näher ist die Menschheit der Ueberwindung egoistischer Triebe und ihrer Aufopferung zum gemeinsamen Wohle und demzufolge auch der höchsten erreichbaren Bildung.

Was die Abgrenzung der Kulturgeschichte gegen andere Wissenschaften betrifft, so kann hier blos die Ethnographie, diese neu entstandene und sich mächtig emporschwingende Wissenschaft in Betracht kommen. Unserer Anschauung nach gehören in die Völkerkunde die gegenwärtigen Zustände der Völker ohne Ausnahme, in die Kulturgeschichte aber blos diejenigen Momente, welche, dem Namen gemäß, ein Geschehen, d. h. eine Veränderung enthalten. Die Kulturgeschichte erzählt die Veränderungen, welche in der Kultur der Völker vor sich gegangen sind, und kann daher auf solche Völker, bei denen dies nicht der Fall ist oder sich wenigstens nicht nachweisen läßt, keine andere Rücksicht nehmen, als daß sie solche nach Belieben oder Bedürfniß gelegentlich zu Zwecken der Vergleichung erwähnt. Die auf tieferer Kulturstufe stehenden Völker oder auch solche, welche erst durch den Verkehr und Handel mit Europäern zu Geräten oder Gewohnheiten höherer Kultur (z. B. Schießgewehre, Töpferwaaren, Kleidungen u. s. w.) gekommen sind, können in der Kulturgeschichte keine selbständige Stellung einnehmen, sondern nur jene, welche aus eigenen Mitteln emporgestiegen sind, namentlich aber jene, welche selbst Staaten gegründet, Religionen, Künste und Wissenschaften geschaffen und in selbständiger Weise ausgeübt haben.

Es verlohnt sich, auch einen fragenden Blick auf den Anfang der Kulturgeschichte zu werfen, auf die rätselhaften und unbekannten Quellen, aus denen der breite und jedem Auge offene Strom der menschlichen Gesittung und Bildung seinen Ursprung genommen,

ſeine Lebenskraft geſogen hat. Wie jedoch dem einzelnen Menſchen ſeine Herkunft und Geburt ein unauflösliches Rätſel iſt, ehe er über dieſelbe durch ältere Menſchen aufgeklärt wird, und wie der Einzelne niemals wiſſen würde, daß er einſt ſterben muß, wenn er nicht erlebte, daß andere Menſchen ſterben, ſo iſt auch der Menſchheit im Ganzen, welcher keine älteren Weſen Mittheilungen darüber machen können, ihr Alter und ihre Herkunft in ewiges Dunkel gehüllt, und ſo weiß auch ſie nicht und wird niemals erfahren, was ihr in der Zukunft rätſelhaftem Schooſe beſchieden iſt.*) Weil aber der Einzelne durch geheimnißvolle und die Neugierde reizende Umſtände ſeine Herkunft erfährt und durch erſchütternde, ſeine ganze Kraft herausfordernde Ereigniſſe ſein Ende vorausſehen lernt, ſo war der Menſch, durch Uebertragung vom Einzelnen auf das Allgemeine, auch ſtets höchſt begierig zu ergründen, welches der Anfang des Menſchengeſchlechtes und der Welt überhaupt geweſen und welches das Ende des einen und der andern ſein werde. Die älteſten und bedeutungsvollſten Mythen der Völker ſind diejenigen von der Schöpfung der Welt und des Menſchen und von dem Untergange Beider. Die Vorſtellungen, welche ſich die Menſchen zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten von dieſen beiden äußerſten ſie intereſſirenden und berührenden Ereigniſſen, gleichſam den beiden Brennpunkten der Ewigkeits-Ellipſe machten, beruhten vor Allem und notwendig auf der Annahme, daß der Menſch ein weit über allen anderen Weſen ſtehendes und von der Gottheit ganz ausnahmsweiſe erſchaffenes, begabtes und begnadetes Geſchöpf ſei. Dieſe aus der menſchlichen Eitelkeit und Selbſtüberhebung ſtammende Meinung ließ daher die Welt nur entſtehen, um ſie durch die Schöpfung des Menſchen zu krönen und damit ſie dieſem diene, und nur zu

*) Des Verf. „Kulturgeſchichte im Lichte des Fortſchritts". Leipz. 1869. S. 19.

Grunde gehen, weil der Menſch ihrer am Ende, wo alle Einzelnen entweder den Himmel oder die Hölle bewohnen, nicht mehr bedarf.

Die Hypotheſen, welche ſich die Fantaſie der Menſchen von der Entſtehung und dem Untergang der Welt und ihrer eigenen Gattung bildete, wurden zum Hauptinhalte der Religionen, d. h. deſſen, was den Menſchen nach ſeiner Meinung an Höheres, über ihm Stehendes bindet. An diejenige Anſicht von jenen beiden Kardinal-Ereigniſſen, welcher es jeweilen geglückt war, die herrſchende zu werden, nicht zu glauben, ſie nicht zu ſeiner feſten Ueberzeugung zu machen oder nicht wenigſtens äußerlich zu bekennen, war daher ein ſchweres Verbrechen und konnte nur mit dem Tode geſühnt werden.

Dieſe Zeiten liegen glücklicher Weiſe hinter uns, und die Wiſſenſchaft forſcht frei nach dem Alter der Welt und ſucht ihre Dauer nach vor- und rückwärts, ohne Rückſicht auf wallende Glaubensanſichten zu ergründen. Nicht mehr mit willkürlich dichtender und barock zeichnender Fantaſie wie die Mythe, ſchöpft die Wiſſenſchaft ihre Reſultate, ſondern ſie gründet dieſelben auf Thatſachen, welche ſie in der Erde ſelbſt und ihren Organismen, ausgeſtorbenen wie noch lebenden, aufgefunden hat. Die Entwickelung des Weltalls und insbeſondere der Erde an ſich zu ergründen, iſt Sache des Naturforſchers. Der Kulturhiſtoriker wird erſt von da an mitſprechen können, wo es ſich um das Auftreten des Menſchen handelt, indem es ohne den Menſchen keine Kultur gibt. In dieſem Punkte ſind wir nun mit Notwendigkeit gezwungen einzugeſtehen, daß der Menſch gleich allen anderen Weſen nur aus der Natur hervorgehen kann, daß er ihr bisher vollkommenſtes Erzeugniß iſt, daß er nach denſelben Geſetzen als notwendige Wirkung notwendiger Urſachen entſtanden iſt, wie die Thiere und die Pflanzen und die Weltkörper vor ihm. Wie die Entſtehung dieſer großen Weſenreiche vor ſich gegangen, iſt ein

großes Rätsel und wird vielleicht ewig ein solches bleiben. Ob jede Gattung für sich nach notwendigen Voraussetzungen entstanden, wobei ähnliche Ursachen auch ähnliche Gestalten und Lebensformen, verschiedene aber verschiedene solche hervorrufen mußten, — oder ob, wie die sog. Selections- oder Descendenz-Theorie (Darwin'sche Hypothese) lehrt, alle Organismen aus wenigen Urlebensformen durch gemeinsame Abstammung hervorgegangen, das hat für die Naturwissenschaft große, für die Kulturgeschichte aber wenig Bedeutung, auch wenn hier mehr als Vermutung möglich wäre. Uns genügt an der Ueberzeugung, daß der Mensch keinen übernatürlichen, d. h. unnatürlichen Ursprung hat, sondern in seiner Entstehung mit den übrigen Organismen der Erde zusammenhängt. Alles was existirt, ist ein Moment in demselben urewigen und unendlichen Entwickelungsgange, der nur eine Veränderung und einen Wechsel der Formen, aber keine absolute Vernichtung kennt, — ebenso wenig daher eine Schöpfung aus Nichts. Was wir todte Materie und Leben, was wir Pflanze oder Thier, was wir Körper und Seele, Leib und Geist nennen, sind Alles Begriffe, welche durch keine Forschung streng zu scheiden sind, ja vielmehr, je weiter und genauer geforscht wird, desto mehr in ihren äußersten Grenzen verschmelzen und allmälig in einander übergehen. Sie alle sind Entwickelungsstufen einer einzigen fortlaufenden Kette des Daseins, die keinen Ursprung und kein Ziel hat, deren Erscheinungen, die sie hervorzaubert, nur da sind, um dazusein, indem jede Behauptung von einem außer ihnen liegenden Zwecke ausschließlich auf Willkür beruht. So ist auch jedes Wesen da, um da zu sein, zu keinem andern Zwecke, — aber wolverstanden nicht im abstrakten Sinne des reinen Seins, sondern um als das da zu sein, was es ist, seinen Anlagen und Kräften gemäß da zu sein und dieselben richtig zu verwenden. Dies gilt denn auch vom Menschen, dem jüngsten Kinde der Schöpfung und dem Gegenstande

der Kulturgeschichte, so gut, wie von jedem andern Wesen und es schließt die großartigsten Erfolge, die herrlichsten Thaten und die glänzendsten Früchte seines Wirkens mit ein, wenn wir sagen, daß der Mensch da ist, um als Mensch, d. h. mit den Anlagen und Kräften, die er ererbt, erhalten und errungen hat, da zu sein und sie in ihrem ganzen Umfange gehörig anzuwenden.

Der Gang der Kulturgeschichte beweist im Ganzen ein Zunehmen der Erkenntniß und der wahren Humanität, und der Verfasser dieses Buches läßt sich durch alle Deklamationen des modernen Pessimismus nicht belehren, daß der Fortschritt ein Wahn sei und in Wirklichkeit nicht bestehe, sondern bleibt fest dabei, das Panner desselben hoch zu halten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß wir den Fortschritt nur im intellektuellen Gebiete suchen, indem das natürliche und was damit zusammenhängt, sich lediglich nach Naturgesetzen entwickelt. Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß auch die Entwickelung des menschlichen Geistes und also auch der menschlichen Kultur ursprünglich auf Naturgesetzen beruht. Ebenso wenig ist aber zu verkennen, daß sich der menschliche Geist und demzufolge auch die menschliche Kultur auf Gebieten bewegt, auf welche keine andere Wesengattung sich wagt, und für deren Beurteilung die Naturgesetze schlechterdings nicht ausreichen. Der Grund hiervon ist allerdings noch nicht erforscht; es ist aber eben Sache und Aufgabe der Kulturgeschichte, ihn an das Tageslicht zu fördern oder demselben wenigstens zu nähern. Es ist eine niemals bezweifelte Thatsache, daß keine Thiergattung eine Kulturgeschichte hat, sondern einzig und allein der Mensch. Denn kein Wesen mit Ausnahme des letztern verändert die Gesammtzustände der Gattung mit der Zeit. In dieser in ihrem Ursprunge geheimnißvollen, aber jedenfalls auf natürlichen Grundlagen beruhenden Veränderung besteht die Kulturgeschichte. Daß wir den Fortgang der letztern Fortschritt

(sprachrichtiger wäre: Vorschritt) nennen, hat seinen guten Grund in der nicht wegzuläugnenden Thatsache, daß die intellektuellen Leistungen eines jeden Kulturvolkes in späterer Zeit großartiger sind, als in früherer, und wenn auch noch später oft ein Verfall eintritt, dafür nachher andere Völker sich die Fortschritte der früher dagewesenen zu Nutzen machen und hierdurch zu neuer Vervollkommnung in ihren Kulturleistungen gelangen. Wir sind jedoch in dieser Beziehung weit entfernt, die Illusion oder Fantasie zu hegen und zu pflegen, daß das Schiff oder eher die Flotte der Kulturgeschichte in einen Hafen des ewigen Friedens oder allgemeiner Glückseligkeit einlaufen werde. So wie die Menschen sind, werden sie immer Leidenschaften und daher auch immer Kriege oder sonstige Uneinigkeiten unter sich haben und es wird immer Stoff zu Unzufriedenheiten und mithin auch zu Revolutionen und Reaktionen geben.

Wie sich aber die Dinge im Einzelnen gestalten werden, das wird niemals voraus zu ahnen oder gar zu verkünden sein. Die Bemühungen, Gesetze zu finden, nach denen sich die Geschichte richtet wie die Natur nach den (übrigens noch lange nicht vollständig bekannten) Naturgesetzen, werden stets vergeblich sein, wie es diejenigen von Buckle, Draper u. a. Kulturhistorikern waren. Wir haben uns daher in diesem Werke auch nicht mit dieser Frage beschäftigt, indem wir uns überzeugt haben, daß diese Bemühung zu keinem Ziele führen kann, und lassen es bei dem bewendet sein, was wir in unserer Schrift „die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts" (Leipzig 1869) ausgesprochen haben.

Das vorliegende Werk hält sich überhaupt fern von willkürlichen Verallgemeinerungen einzelner Erscheinungen, mit welcher Art und Weise manche Schriftsteller oft nur zu sehr die lesende Welt irre geführt und ihr falsche Gedanken und Vorstellungen eingeimpft haben. Wir wollen unseren Lesern auch etwas zum

Denken und Selbſturteilen übrig laſſen, nicht mit Phraſen, ſondern mit Thatſachen auftreten und uns nur an das halten, was ſich aus dieſen mit Notwendigkeit ergibt. Wie oft geſchieht es nicht, daß irgend eine neue Entdeckung ein der Welt bombenfeſt eingerammtes Vorurteil in ſeiner ganzen Lächerlichkeit hinſtellt! Darum wird man Schablonenfabrikation in unſerm Buche umſonſt ſuchen. Der Zweck desſelben iſt einmal: den Fortſchritt der Menſchheit klar nachzuweiſen, und ſodann: die Thatſachen der Kulturgeſchichte in einer möglichſt vollſtändigen und möglichſt belehrenden Ueberſicht vor Augen zu führen. Zu dieſem Zwecke haben wir in allen von uns behandelten Gebieten die neueſten und zuverläſſigſten Forſchungen benutzt, und ihre Ergebniſſe dem Bedürfniſſe gebildeter Leſer gemäß dargeſtellt, und zwar nicht ohne uns in jedem Fache mit Spezialforſchern von hervorragendem Rufe zu beraten, die uns auch freundlichſt dabei unterſtützt haben.

Der hiermit erſcheinende erſte Band der „Allgemeinen Kulturgeſchichte“ enthält die Kulturgeſchichte der Urzeit und der morgenländiſchen Völker und Staaten im Altertum oder genauer bis zum Untergange ihrer ſelbſtändigen Exiſtenz. Der zweite Band, die Kulturgeſchichte des alten Griechenland und Italien darſtellend, wird vorausſichtlich 1877, der dritte Band, die Kulturgeſchichte des Mittelalters, im darauffolgenden Jahre erſcheinen. Als Fortſetzung und Abſchluß (vierten, fünften und ſechsten Band) des Werkes betrachten wir einſtweilen die drei Bände unſerer „Kulturgeſchichte der neuern Zeit“ (Leipzig, Otto Wigand, I. Bd. 1870, II. Bd. 1871, III. Bd. 1872), an welche ſich daher der dritte Band, mit dem das Werk vollendet wird, genau anſchließen ſoll, ſo daß dann eine vollſtändige Kulturgeſchichte der Menſchheit in ſechs Bänden vorliegen wird.

Gohlis bei Leipzig, Weihnacht 1875.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Seite

Erster Abschnitt. Der Ursprung des Menschengeschlechtes 1
A. Entstehung und Urheimat der Menschheit 1
Mensch und Thier 1
Das Getreide als Hebel der Entwickelung der Menschheit . . 4
Zeit und Ort der Entstehung des Menschengeschlechtes . . . 5
B. Vertheilung der Menschheit über die Erde 10
Beständigkeit und Veränderlichkeit der Rasse 10
Eintheilung der Menschheit in Rassen 11
Wanderungen der Völker 15
Einfluß der Ländergestalt auf die Kultur 19
Einfluß des Klimas und der Nahrung 20
Zweiter Abschnitt. Die Anfänge der Kultur 23
A. Die Höhlen- und Landbewohner 23
Erste Anzeichen der Kultur 24
Die Wohnung. Steinzeit 25
Waffen. Kochgeschirre 26
Renthierzeit 28
Kleidung. Geglättete Steinwerkzeuge 30
Küchenabfälle der Urzeit 31
Steindenkmäler und Gräber der Urzeit 32
Bronze- und Eisenzeit 34
B. Die Pfahlbauten 39
Die eigentlichen Pfahlbauten 40
Crannoges und Terramaren 43
Dritter Abschnitt. Die Entwickelung des Gedankenaustausches . . . 45
A. Die Sprache 45
Anfänge der Sprache 45
Interjektionen und onomatopoetische Wörter 47
Geberdensprache 49
Beugung und Betonung 51
Wortschatz der Sprachen 53

Seite
Stufenleiter der Sprachen 55
Urzeit des indogermanischen Sprachstammes 56
B. Die Schrift 57
Aelteste schriftartige Erscheinungen 58
Hautmalereien zur Gedankenmittheilung 59
Bilderschrift und Aehnliches 62
Buchstabenschrift 63
Zahlzeichen 64
Vierter Abschnitt. Die Ausbildung des geselligen Lebens 66
A. Familie und Staat 66
Eheloſe Urzustände 66
Mono- und Polygamie, Weiberraub und Weiberkauf, Endo- und Exogamie 68
Mutterrecht. Adoption. Männerwochen 70
Verhältniß zwischen Verwandten 72
Namengebung 73
Blutrache. Eigentum. Erbrecht 76
Stände. Sklaverei. Leibeigenschaft 78
Staat und Verfassungsformen 79
B. Beruf und Verkehr 82
Kulturstufen 82
Jäger und Fischer 83
Nomaden. Ackerbauer 84
Welthandel 86
Fünfter Abschnitt. Die idealen Bestrebungen der ältesten Zeit . . . 87
A. Die andere Welt 87
Religion im Allgemeinen 87
Begriff des Geistes und der Seele 89
Seelenwanderung 92
Art und Ort des Jenseits 93
Böse Geister 94
Manenverehrung 95
Fetischdienst 96
Götzendienst 97
B. Die Mythe 98
Anfänge der Mythe 98
Schöpfungssagen. Himmel und Erde 99
Donner und Blitz. Regenbogen 100
Gestirne 101
Wasser. Feuer 104
Pflanzen 106
Thiere 107
Dämonen 109
Familien-, Lokal- u. a. Geister 111
Geschichtliche Sagen 112
C. Der Götterdienst 114
Gebet 114
Opfer. Fasten. Offenbarung. Ekstasen 115
Heilige Gegenden. Reinigungen 117
Priester. Zauberer 118
Kunst und Dichtung 119
Sitte 121

Zweites Buch.

Das Reich der Mitte.

Seite

Erster Abschnitt. **Land und Volk** 122
A. Das Stufenland am Gelben und Blauen Strom 122
China's Stellung in der Kulturgeschichte 122
Lage und Größe. Ströme 123
Klima. Die Teifune 125
Produkte 126
B. Die Leute des Reiches der Mitte 128
Die mongolische Rasse und die Chinesen 128
Nahrung und Getränke 129
Kleidung. Schmuck 131
Wohnung. Gärten 132
Beschäftigungen 133
C. Die Geselligkeit im Reiche der Mitte 136
Eheverhältnisse 136
Bewegung der Bevölkerung 139
Namen. Höflichkeit. Vergnügungen 140
Bestattung 142

Zweiter Abschnitt. **Der Staat** 142
A. Die Entwickelung des Staates 142
Geschichte 143
Fortschritte der chines. Kultur 145
Staat und Kirche 147
Staatsprüfungen. Gemeindewesen 149
Grundeigentum. Sklaverei 151
B. Die Gesetze, die Rechtspflege und der öffentliche Verkehr . . 153
Gesetzbuch 153
Geheime Gesellschaften 156
Kanäle. Straßen. Münzwesen 156
Handel 158
C. Die Organe des Staates 159
Der Kaiser 159
Die Würdenträger 160
Kriegswesen 161

Dritter Abschnitt. **Die chinesische Religion** 164
A. Die religiösen Begriffe 164
Priester. Der Himmel 165
Die Geister 166
Die Erde und die Erdwesen 168
Aberglauben 169
B. Der Kult 170
Gebet. Eidesleistungen 171
Opfer 172
C. Die Reformatoren 176
Lao-tße und das Tao-te-king 176
Khong-fu-tße 178
Meng-tße u. a. Philosophen 182

Seite

Vierter Abschnitt. Erziehung, Literatur und Wissenschaft in China . 183
A. Die Erziehung der Chinesen 183
Prüfungen und Schulen 184
Lehrmittel 186
Chinesische Schrift 187
B. Das Schrifttum der Chinesen 191
Das Schi-king und die poet. Literatur 191
Historische und philosophische Schriften der ältern Zeit . . 193
Neuere Literatur seit Einführung des Buddhismus 196

Drittes Buch.

Die indische Welt.

Erster Abschnitt. Land und Volk 199
A. Das Sind- und Ganga-Land und die Halbinsel Dekhan . . 199
Indien, Name, Lage, Grenzen 199
Stromgebiete und Landschaften 202
Klima. Der Monsun 204
Produkte 206
B. Die Bewohner Indiens 209
Dravida und Arier 209
Sprache, Charakter 212
Kleidung, Wohnung 214
Gerätschaften, häusl. Leben 216
Zweiter Abschnitt. Die indische Religion 218
A. Die Religion der Veda 218
Götter 218
Weltschöpfung, Unsterblichkeit, Kult 221
B. Die Religion Brahma's 223
Brahma 223
Die Weltalter. Seelenwanderung 225
Cermonien und Kult 226
Vischnu und Çiva 228
C. Die Lehre Buddha's 229
Buddha's Leben 230
Schicksale des Buddhismus 232
Lehre von der Welt und der Erlösung 234
Disciplin des Buddhismus 239
Kult desselben 245
D. Das spätere Brahmanentum 249
Die heiligen Bücher 250
Das neuere Göttersystem 251
Die Sekten 254
Dritter Abschnitt. Gesellschaft und Staat in Indien 255
A. Das Kastenwesen, das Familienleben und die Rechtspflege . 255
Entstehung der Kasten 255
Pflichten der Kasten 257
Ehe und Frauen 259
Königtum und Krieg 261
Rechtspflege, Gottesurteile 263

Seite

B. Die Entwickelung des indischen Staatswesens 265
Alte Dynastien 265
Griechische und skythische Reiche in Indien 267
Spätere Geschichte 268
C. Handel und Verkehr 269
Kenntniß fremder Länder, Handelswege 269
Kolonisation in Hinterindien und den Inseln 272
Vierter Abschnitt. **Wissenschaft und Kunst in Indien** 273
A. Die indische Wissenschaft 273
Schrift und Sprachlehre 273
Philosophie 274
Astronomie 276
B. Die indische Dichtkunst 277
Rig-Veda 277
Mahabharata und Ramajana 278
Kalidasa 281
Lyrik 282
Spruchdichtung und Fabel 284
Drama 285
C. Die indische Baukunst 290

Viertes Buch.

Das Land des Nil.

Erster Abschnitt. **Das Nilthal und seine Bewohner** 293
A. Das Geschenk des heiligen Stromes 293
Aegyptens Name 293
„ Umfang 294
Der Nil 295
Produkte 297
B. Die Anwohner des heiligen Stromes 298
Die Rasse der Aegypter 298
Kleidung 300
Gebäude und Wohnorte 302
Geräte 304
Nahrung und Vergnügungen 305
Charakter der Aegypter 307
C. Die Beschäftigungen der Aegypter 308
Ackerbau und Viehzucht 308
Jagd, Bergbau, Gewerbe 300
Handel, Schifffahrt 311
Zweiter Abschnitt. **Die Religion des Nilvolkes** 313
A. Der Götterkreis 313
Aelteste Lokalgötter 313
Osiris und Isis und ihr Kreis 316
Thierdienst 318
B. Die Tempel und ihre Priester 321
Tempel 321
Priester 322
Mysterien 323

Seite

C. Der Götterdienst am Nil 325
Opfer 325
Feste, Orakel 326
Einbalsamirung und Bestattung 327
Andere Welt, Seelenwanderung 330

Dritter Abschnitt. Das Reich der Faraonen 331
A. Die Entwickelung des ägyptischen Staates 331
Verhältniß zu Meroe 332
Geschichtliche Quellen 333
Menes und die Dynastien 334
Pyramidenbauer. Hyksos 336
Die Eroberer 337
Aethiopische und assyrische Eroberung 339
B. Das Kastenwesen und die Staatsverfassung 341
Bedeutung und Zahl der ägyptischen Kasten 341
Der König 343
Verwaltung und Rechtspflege 344
Kriegswesen 346

Vierter Abschnitt. Wissenschaft und Kunst der Aegypter 348
A. Sprache, Schrift und Schrifttum 348
Schriftarten 349
Schreibestoff 350
Schrifttum 351
Aegyptische Schriftforschung 353
B. Erziehung und Wissenschaft 357
Erziehung 357
Astronomie und Zeitrechnung 358
Andere Wissenschaften 362
C. Die Künste 363
Baukunst. Tempel 363
Gräber. Pyramiden 365
Labyrinth und Möris-See 367
Bildhauerkunst 369
Malerei 371

Fünftes Buch.

Die Völker Syriens.

Erster Abschnitt. Land und Volk am Morgensaume des Mittelmeers 373
A. Vom Tauros bis zum Sinai 373
Lage und Theile Syriens 373
Gebirge, Ebenen, Gewässer 375
B. Die West-Semiten 377
Semiten überhaupt 377
Kleidung und Schmuck 379
Wohnung 380
Ackerbau und Gewerbe 382
Nahrung 384
Bestattung, Volkszahl, Charakter 385

Seite

Zweiter Abschnitt. Verfassung und Glaube der Hebräer 386
A. Geschichtliche Entwickelung 386
Patriarchen 386
Mose 388
Josua und die Richter 390
Das ungetheilte Reich 392
Die getrennten Reiche 394
B. Religion und Priestertum 398
Religionsformen und Gottesnamen 398
Die Stiftshütte und der Tempel 402
Opfer 403
Feste und Priestertum 405
Propheten 406
C. Familie und Staat 408
Ehe und Kinder 408
Gemeinden und Stämme 409
Verfassung 411
Rechtspflege 412
Kriegswesen 414

Dritter Abschnitt. Wissenschaft und Kunst der Hebräer 415
A. Sprache, Schrift und Literatur 415
Sprache und Schrift 415
Schrifttum 417
B. Wissenschaft 419
Philosophie 419
Naturwissenschaft 423
Geographie und Geschichte 424
Chronologie und Quellen 426
C. Dichtkunst 428
Gattungen und Metrik 428
Lyrische Dichtungen 430
Erzählende Dichtungen in Prosa. Hiob 432
Sprüche. Propheten 434
D. Andere Künste 435

Vierter Abschnitt. Die Phöniker 438
A. Die Religion 438
B. Geschichte und Verfassung 443
C. Seewesen und Handel 448
Schifffahrt 448
Kolonien 449
Handel 451

Sechstes Buch.

Das Gebiet des Eufrat und Tigris.

Erster Abschnitt. Land und Volk 455
A. Das Zweistromland 455
Bodengestalt und Gewässer 456
Klima und Produkte 458

Seite

B. Assyrer und Chaldäer 459
Ethnische Gruppirung 459
Kleidung, Schmuck 460
Wohnungen und Städte 461
Beschäftigung 464
Handel und Verkehr 466
Familienleben und Charakter 467
Zweiter Abschnitt. Die Religion 468
A. Die Mythenwelt 468
Götter. Schöpfung 468
Unterwelt 471
Sintflut 472
B. Der Tempeldienst 474
Götterbilder, Opfer 475
Priester 477
Dritter Abschnitt. Die Reiche der Chaldäer und Assyrer 479
A. Geschichtliche Entwickelung 479
Anfang und Quellen der Geschichte 479
Anfänge und Blüte Assyriens 481
Das neubabylonische Reich 484
B. Staatswesen 485
Politische Eintheilung 485
Königtum 486
C. Kriegswesen 489
Vierter Abschnitt. Wissenschaft und Kunst 492
A. Die Keilschrift und ihr Schrifttum 492
B. Wissenschaft und Dichtung 500
C. Bildende Kunst 504

Siebentes Buch.

Das Hochland von Vorderasien.

Erster Abschnitt. Erân 510
A. Das Land 510
Gebirge und Flüsse 511
Klima und Produkte 513
B. Die Bewohner 514
Stämme und Völker 514
Kleidung, Wohnung, Nahrung 516
Erziehung, Beschäftigung 518
Zweiter Abschnitt. Die Religion Zarathustra's 519
A. Die eranische Mythe 519
Stammes- und Heldensage 521
Zeit Zarathustra's 522
Heimat und Leben Zarathustra's 526
B. Die Zoroastrische Lehre 528
Gottheiten 529
Schöpfung 533
Zukunft 535

Seite

C. Der parsische Kult 537
Priester, Tempel 537
Geburt, Ehe, Tod 539
Reinigungen, Feste, heil. Schriften 540
Dritter Abschnitt. Die Reiche der Meder und Perser 543
A. Geschichtliche Entwickelung 543
B. Staats- und Kriegswesen 547
C. Wissenschaft und Kunst 553
Persische Keilschrift 553
Postwesen, Telegraph, Zeitrechnung 555
Erdkunde 556
Baukunst, Paläste von Persepolis, Gräber 557
Vierter Abschnitt. Kleinasien 560
A. Land und Volk 560
Die Halbinsel 561
Völker, Kleidung, Bau ꝛc. 562
B. Geschichliche Entwickelung, Staatswesen und Religion . . . 564
Armenier, Kappadoker 564
Phryger 565
Lyder 566
Rückblick 568
Berichtigungen 571

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Erster Abschnitt.

Der Ursprung des Menschengeschlechtes.

A. Entstehung und Urheimat der Menschheit.

Die Religion läßt den Menschen durch die Gottheit geschaffen werden, — die frühere unwissenschaftliche Aufklärung ließ ihn auf irgend eine unklare oder fantastische Weise von selbst auftauchen; die neueste Naturwissenschaft aber behauptet und beweist die Analogie seiner ersten Entstehung mit derjenigen aller übrigen Naturwesen. Der Mensch gehört in die Natur wie jedes andere solche und bildet nur das bisher entwickeltste Glied einer Kette, welche das Moos wie den Palmbaum, den Wurm wie den Löwen umfaßt. Es ist übrigens im Grunde niemals geläugnet worden, daß der Mensch in physischer Beziehung zu den Thieren zu rechnen ist. Es kann aber seine psychische Seite von der physischen nicht getrennt werden, ohne seine Ganzheit zu zerreißen; folglich beruht der Ursprung der sog. Seele des Menschen, seines Geistes, oder wie man dieses rätselhafte Etwas immer nennen mag, auf denselben unabänderlichen und unerbittlichen Naturgesetzen, wie der Ursprung des Körpers. Da nun aber der Geist des Menschen sich hoch über die seelischen Kräfte aller anderen Wesen erhebt, so ist es nach unserer Meinung Sache der Kulturgeschichte, zu erklären, wie und wodurch sich der Mensch über die mit ihm leiblich und, wie wir sehen werden, sehr oft auch geistig verwandten Thiere erhoben hat.

Ist nun der Mensch mit den Thieren und durch diese mit den

übrigen Naturwesen verwandt, so führt die Frage nach seinen Anfängen auch auf diejenige nach dem Ursprung der sog. organischen Wesen. Dieser ist bis jetzt so wenig ergründet, wie die wahre Grenzlinie zwischen dem Anorganischen und dem Organischen. Wahrscheinlich ist indessen, daß sich letzteres nach und nach aus ersterem entwickelt hat,*) nicht unwahrscheinlich aber auch, daß das sog. Organische in allem sog. Anorganischen auf irgend eine Weise vorhanden und daher ewig ist. Ebenso gibt es keinen bestimmten Anfang des Seelischen oder Geistigen. „Durch die Erhöhung des leiblichen Lebens, sagt Gerland,**) wird unmittelbar wieder die Seele selbst gehoben." So erhebt sich eine Gattung, Familie, Ordnung, Klasse u. s. w. über die andere; der jüngste aller selbständigen Organismen auf der Erde aber ist, woran noch niemand gezweifelt hat, der Mensch.

Auf die Frage nun, wie der Mensch zuerst entstanden, war, als die Entwickelungstheorie sich erhob, die Antwort gleich bereit, es müßten die Affen, als die menschenähnlichsten Wesen, diejenigen sein, von denen der Mensch abstamme. Es ist bekannt, wie diese Ansicht, die sich übrigens in keines Forschers System auf noch lebende Affenarten bezog, die Entrüstung der Feinde aller freien Forschung gereizt hat. Darwin, Vogt, Huxley und Häckel haben die Abstammung des Menschen von ausgestorbenen Affenarten gelehrt, — rein nur um der Wissenschaft willen, ohne alle, wie man lächerlicher Weise wähnte, religions- und moralfeindliche Tendenzen. Doch ist die erwähnte Lehre mit allzugroßer Sicherheit vorgetragen worden. Es zeigen sich nämlich, ganz abgesehen von den geistigen Eigenschaften, gründliche Verschiedenheiten zwischen Affen und Menschen, welche gerechte Bedenken gegen eine nahe Verwandtschaft derselben erregen. Namentlich ist es von besonderer Wichtigkeit, daß die den Menschen am nächsten stehenden ungeschwänzten und schmalnasigen Affen in viele Arten zerfallen, innerhalb welcher es keine weiteren Verzweigungen gibt, sondern alle Individuen einander gleichen, die Menschen aber eine einzige Art bilden, welche in eine große Anzahl von Varietäten oder Rassen zerfällt.***) Die Affen sind daher am Ende einer Entwickelung angelangt, es ist ihnen keine Weiterbildung gestattet. Ferner bildet die Beschaffenheit der Füße bei Affen und Menschen ein unübersteigliches Hinderniß ihrer direkten Verwandtschaft, was nachzuweisen nicht unsere Aufgabe ist.†) Wir führen hier nur an, daß nie und nirgends Menschen im Stande sind oder waren, die große Zehe gleich dem Daumen den übrigen entgegenzustellen. Affen und Halbaffen besitzen Greiffüße,

*) G. Gerland, Anthropoologische Beiträge. 1. Bd. Halle 1875. S. 33 ff.
**) A. a. O. S. 82.
***) A. a. O. S. 167 ff.
†) A. a. O. S. 175 ff.

der Mensch nicht. Die Affen und Menschen sind daher einander als solche entgegengesetzt*) und es läßt sich zwischen Beiden kein näherer Zusammenhang nachweisen, als zwischen anderen oberflächlich ähnlichen Wesengattungen. Doch kann es auf wissenschaftlichem Standpunkte keinem Zweifel unterliegen, daß die Anfänge des Menschengeschlechts durchaus thierähnlich waren. Es beweisen dies sowol die Zustände aller von civilisirten Menschen entdeckten rohen Völker, welche überall als „Wilde" vorgefunden wurden, als auch die in neuester Zeit aufgefundenen Spuren der Urzeit, nach welchen zu schließen die Urvölker auch in sämmtlichen Gebieten späterer und heutiger hoher Kultur auf ebenso tiefer oder noch tieferer Stufe der Bildung standen, als die heutigen sogenannten Wilden. Ein Paradieseszustand, von dem die Menschen abgefallen wären, eine Entartung derselben von angeblich schuldlosen und idealen Urzuständen ist eine Dichtung, welche der Eitelkeit und Eingenommenheit des Menschen von sich selbst oder seiner Sehnsucht nach besseren Zuständen, die er in die Vergangenheit statt in die Zukunft versetzte, entsprungen zu sein scheint.

Trotz seiner thierähnlichen Anfänge unterscheidet sich aber der Mensch in bedeutendem Maße von den Thieren.

Abgesehen von der doppelten Decidua, die er allein unter allen Säugern aufzuweisen hat, muß der Hauptunterschied in geistiger Beziehung gesucht werden. Es läßt sich jedoch keine geistige Thätigkeit nachweisen, welche nicht durch körperliche Mittel stattfände, also keine, welche nicht auf dem Gehirn, als Organ des Geistes beruhte. Es muß daher auch das Gehirn, und es müssen mit ihm Rückenmark und Nerven bei den Menschen von höherer, edlerer Beschaffenheit sein, als bei den Thieren. Zwischen beiden besteht sonach eine unausgefüllte Kluft, welche noch nicht hinlänglich erklärt ist, und der Entstehung einer Menschheit muß etwas vorangegangen sein, was noch nicht hinlänglich erforscht ist, immerhin aber nicht anders, als durchaus natürlicher Art sein kann, etwas, was den Menschen zu dem machte, was er ist, zu dem entwickelungsfähigen Wesen, das in allen seinen Verzweigungen hat, was kein Thier hat: aufrechten Gang, Sprache, Zahlensinn, Feuergebrauch, Werkzeuge, Religion, Kunst. Nur Staat und Wissenschaft sind höheren Menschenrassen ausschließlich eigen. Dieses Rätsel ist nicht erklärt durch Darwin's Kampf um das Dasein und Zuchtwahl, welche Anstrengungen die Kräfte wol verbrauchen und aufreiben, nicht aber entwickeln und veredeln können. Einen höchst merkwürdigen Wink in dieser Beziehung gibt Gerland.**) Er sagt, daß nicht Wanderungen, Veränderungen im Klima u. s. w., überhaupt nicht Not die

*) Vergl. a. a. O. S. 190.
**) A. a. O. S. 89 ff., 218 ff.

thierähnlichen Ahnen der Menschen zu Höherem erheben konnte, sondern nur Zeiten der Ruhe und des Wolbefindens. Dazu gehörte vor Allem gute Nahrung, ohne welche ein Organismus nichts zu leisten vermag und ohne welche noch heute keine Leistungen der Menschheit möglich sind. Die thierähnlichen Ahnen des Menschen lebten, seinen jetzigen Neigungen nach zu schließen, in Herden. Sie lebten, wie aus der Zahnbildung des Menschen hervorzugehen scheint, vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, von pflanzlichen Stoffen. Unter diesen letzteren sind es nun aber nicht die Baumfrüchte, welche unsere Ahnen veredeln konnten, weil diese nur zu seltenen Zeiten und dann eine zu große Menge von Nahrung liefern, auch der Bäume im Verhältniß zur Menschenzahl zu wenig sind und der Mensch den Baum nicht beherrscht, d. h. groß ziehen lernt, ehe er völlig civilisirt ist. Ebenso wenig zur Veredlung thierischer Wesen geeignet sind die Knollenpflanzen. In vollem Maße aber sind es die Getreidearten, diese eigentliche Domäne des Menschen. Sie dürften das Schibboleth sein, welches den Menschen zu dem gemacht hat, was er ist. Sie wachsen gesellig in großer Menge, und bieten in wärmeren Ländern mehrere Ernten des Jahres, und die verlorenen Körner wachsen sofort wieder zu neuer Saat empor. Diese niederen und schwachen Pflanzen sind leicht zu beherrschen und regen zugleich zum Nachdenken über ihre Nutzbarmachung an. Sie waren es daher, an denen unsere Ahnen die Kräfte ihres Gehirns üben lernten. Vom einfachen Durchziehen der Aehren durch den Mund, wie es sog. Wilde noch jetzt thun, schritt man zum Zerklopfen mittels Steinen vor und lernte so mahlen, später auch backen und endlich selbst säen, pflügen und ernten. Durch die damit notwendig verbundene Uebung und Ausbildung des Tastsinns geschah es wahrscheinlich, daß der Mensch die Behaarung, von welcher er ohne Zweifel früher ganz bedeckt war, bis auf wenige Ueberbleibsel verlor und dagegen die schöne Ausbildung seiner Hand als Tastorgans, wie auch seinen aufrechten Gang und damit die schöne Form seines Fußes gewann. Durch weitere Bemühung gelangte der Mensch, namentlich wol beim Mahlen und Backen, zur Anwendung von Geräten; bei der Verfertigung dieser wurde durch Reibung von Holz und Stein das Feuer erfunden, das wieder beim Backen gut zu Statten kam; das Feuer wurde die Seele des häuslichen Herdes, die Grundlage der Religion und Moral und erhöhter Kunstfertigkeit mit Verarbeitung der Metalle, und führte so auch zur Wissenschaft und Staatsordnung.

So ist es denn, neben der körperlichen und damit auch geistigen Höherbildung des Menschengeschlechtes, als höchster Entwickelungsstufe des animalisches Reiches, wol vorzugsweise dem Getreide zu verdanken, daß der Mensch sich in der Gesammtheit seiner Aeußerungen mindestens

so hoch über das Thier erhoben hat, wie dieses über die Pflanze oder gar wie das Organische über das Anorganische!!

Das Getreide ist daher auch das älteste, heiligste, nützlichste und dauerndste äußere Gut des Menschen, und die Anhänglichkeit an das „liebe Brot" und das Sprechen von der Nahrung im weitesten Sinne als „tägliches Brot" zeugt für eine fortlaufende, wenn auch unbewußte Erinnerung an Dasjenige, welchem der Mensch Vieles von seiner Höhe im Reiche des Lebens verdankt.

Die (von Demut übrigens sehr entfernten) Selbsterniedrigungen der materialistischen Richtung dürften, nicht etwa aus idealistischen oder gar spiritualistischen Gründen, sondern in Folge wol erwogener Zusammenstellung naturwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Thatsachen, welche die hohe Stellung des Menschen in der Welt beurkunden, bald beseitigt sein, und mit ihnen dann auch die elenden Schmähungen buchstabenvergötternder Dummköpfe und Heuchler gegen die freie Forschung. Denn durch das strenge Zusammenwirken des leiblichen und des seelischen Elementes bei Erhebung des Menschen zu seiner Höhe ist wie für jeden ehrlichen und aufrichtigen Beobachter schon im gewöhnlichen Leben, die Untrennbarkeit beider gesichert und beide nur als verschiedene Seiten oder gar nur Benennungen eines und desselben natürlichen Wesens enträtselt. Mit unausweichlicher Notwendigkeit ergibt sich im Leben und Treiben des Menschen, wie jedes andern Wesens, eine Thatsache aus der andern. Durch Not und Kampf ringt sich der Mensch aus ehemaliger Niedrigkeit und Rohheit zum Siege über die Natur und zu herrlichen Triumfen über alle ihm in den Weg gelegten Hindernisse empor.

Was nun den Zeitpunkt betrifft, in welchem sich die Menschheit als solche entwickelte, so können wir uns Angesichts der Ergebnisse neuester Forschungen nicht mehr mit den kurzen Zeiträumen begnügen, welche man früher dem bisherigen Dasein des Menschengeschlechtes einräumte. Das letztere kann, dem bezeichneten Standpunkte gemäß, überhaupt nicht zu einer bestimmten Zeit entstanden sein. Sowol die zu seiner Entwickelung in der Kultur erforderliche Zeit, als in tiefliegenden Erdschichten gefundene Zeugnisse menschlicher Kultur machen es wahrscheinlich, daß vielleicht mehrere hunderttausend Jahre verflossen sind, seitdem es Menschen gibt. Demnach sind mehrere Millionen von Jahren eine sehr geringe Annahme für die Entwickelung der Organismen überhaupt, von derjenigen der Erde selbst und gar des Sonnensystems vollends nicht zu sprechen, und für das Weltall gibt es nur eine Altersbezeichnung: die Ewigkeit!

Bezüglich des Ortes der Entstehung des Menschengeschlechtes ist vorerst bekannt, daß sich jedes Volk nach seinen ältesten Ueberlieferungen für autochthon oder wenigstens aus verhältnißmäßig geringer

Entfernung eingewandert hält. Die hebräische Religion ist es, welche zuerst in ihren heiligen Schriften die Abstammung des Menschengeschlechtes, soweit es ihr bekannt war, von einem Orte aus und von einem Menschenpaar behauptete, wenn sie es auch mit Widersprüchen nicht genau nahm, z. B. bei der Flucht Kains, der sich fürchtete, von „Jedem", der ihm begegnete, erschlagen zu werden, und in einem fremden Lande ein Weib nahm und eine „Stadt" baute. Aus Opposition gegen die orthodoxe Lehre und gestützt auf die Verschiedenheit der Rassen wog in unserm Jahrhundert bis auf das Auftauchen der Darwin'schen Theorie unter den Gebildeten die Ansicht vor, daß die Menschen, etwa nach den bekannten fünf Rassen Blumenbach's, an verschiedenen Orten durch ebenso viel erste Menschenpaare entstanden wären. Woher diese ersten Menschenpaare gekommen, das wußte freilich Niemand. Die Lehre Darwin's, nebst den durch sie hervorgerufenen naturwissenschaftlichen Theorien andern Inhalts, hat jene bodenlosen Fantasien gründlich zerstört, denn es ist durch die Forschung zwingend festgestellt, daß „erste Menschenpaare" überhaupt fallen gelassen werden müssen, indem diese blos auf willkürlicher Behauptung ruhende Auffassung durchaus unwissenschaftlich und gar keiner Widerlegung würdig ist. Was nun die Anhänger der Lehre Darwin's betrifft, so sind dieselben nicht einig über die Frage, ob sich die allmälige Umwandelung von niederen Thiergattungen in Menschen an mehreren oder nur an einem Orte vollzogen habe. Indessen hat die Ansicht der Monogenisten gegenüber derjenigen der Polygenisten nach Ruf und Gewicht ihrer Vertreter das entschiedene Uebergewicht. Unter den Polygenisten ist nur Karl Vogt nennenswert, dessen Ansicht darin besteht, daß sich die Menschen an drei Stellen, in Afrika, Asien und Amerika, aus menschenähnlichen Affen entwickelt hätten. Huxley nimmt einen Entstehungsort, Afrika, an, weil dort der Gorilla, der menschenähnlichste Affe, zu Hause ist. Darwin selbst neigt sich ebenfalls Afrika zu, läßt aber auch der polygenistischen Ansicht eine Hinterthüre offen. Häckel dagegen entscheidet sich für ein angeblich im indischen Ocean untergegangenes Land, welches der Engländer Sclater wegen der in dessen Umgebung vorkommenden Halbaffen (Lemuren) Lemurien nannte und welches sich zwischen den Heimaten der menschenähnlichsten Affen (Orang Utan in Borneo und Gorilla in Afrika) erstreckte. Moritz Wagner spricht sich für das nördliche Europa und Asien aus, welches in der Miocän-Periode ein warmes Klima hatte. Die übrigen Ansichten in diesem Punkt, namentlich die der Gegner des Darwinismus, gehören mehr der Fantasie, als der Wissenschaft an.

Wir unserseits entscheiden uns für die Entwickelung der Menschheit von einem Orte aus und haben dafür folgende Gründe:

Erſtens wäre die Entſtehung ſo überaus ähnlicher Weſen wie der Menſchen an verſchiedenen Orten, unabhängig von einander, ein größeres Wunder, als ihre und anderer Thier- und Pflanzenarten Erſchaffung durch Gott.

Zweitens müßten bei der Annahme verſchiedener von einander unabhängiger Urſprünge die einzelnen Menſchenraſſen mit den übrigen Weſen ihres Heimatbezirkes, weil unter den nämlichen Bedingungen wie jene entſtanden, näher verwandt ſein, als mit ihren Mitmenſchen, d. h. es gäbe dann gar keine Menſchheit, ſondern nur verſchiedene Raſſen von Weſen, die man willkürlich mit dem gemeinſamen Namen „Menſchen" bezeichnete, welche Vorſtellung im Hinblick auf das thatſächlich Gemeinſame, das alle Menſchen haben, die Verwerflichkeit des Polygenismus am beſten kennzeichnet.

Drittens iſt bei Annahme mehrerer Menſchheits-Anfänge das Beſtehen vieler unter ſich ſehr weſentlich verſchiedener Völkerſtämme einer und derſelben Raſſe entweder eine Veranlaſſung, auch dieſen Stämmen einen beſondern Urſprung zu geben, was die Sache noch barocker machen würde, oder man iſt genötigt anzunehmen, daß die Menſchheit eben ſo gut, wie verſchiedene Völker, auch verſchiedene Raſſen von gemeinſamem Urſprung bilden kann.

Viertens gibt es überhaupt keine vollkommen ſtreng geſchiedene Raſſen, ſondern zwiſchen den einen und anderen unzählige Uebergänge und eine Menge Völker, die ebenſogut zu der einen wie zu der anderen Raſſe gerechnet werden können und auch wirklich gerechnet worden ſind.

Fragen wir nun aber, woher die großen Verſchiedenheiten unter den Menſchen kommen und wie ſie zu erklären ſind, ſo kann uns einzig und allein die ſpäter darzuſtellende Verbreitung der Menſchen über Länder mit verſchiedenem Klima und verſchiedener Nahrung die richtige Antwort ertheilen. Stände die Axe der Erde ſenkrecht auf ihrer Bahn und hätte demzufolge die Erde überall das nämliche Klima, ſo gäbe es auch nur eine einzige Menſchenraſſe und ihr gemeinſamer Urſprung könnte nicht zweifelhaft ſein.

So wie aber die Sache ſich verhält, muß die Menſchheit ſich von einem einzigen begrenzten Raum aus allmälig über die ganze Erde verbreitet und in deren einzelnen Theilen auch je nach dem Klima verſchiedene Geſtaltungen der Farbe, des Haares, der Statur und anderer körperlichen und damit auch ſeeliſchen Eigenſchaften angenommen haben.

Handelt es ſich nun um den Ort, von welchem aus ſich die Menſchheit verbreitet, das „Paradies", wie religiöſe Auffaſſung die Urheimat unſeres Geſchlechtes genannt hat, ſo muß dieſer Ort vor Allem ein ſehr warmes, alſo tropiſches oder ſubtropiſches Klima

gehabt haben, indem der am größten Theile des Körpers haarlos gewordene und der Kleidung entbehrende Menſch bei andauernd kühler Luftſtimmung zu Grunde gegangen wäre.*)

Es kann ſich hierbei ferner nicht um Länder oder Erdtheile handeln, welche von den Wohnſitzen großer Bevölkerungsmaſſen entfernt und abgelegen, durchaus und von jeher ſchwach bevölkert ſind, eine nachgewieſener Maßen ſehr junge Kultur haben und deren Bewohner von den Thierarten ihres Erdtheils eine gar zu große Kluft trennt, bei welcher alle Uebergänge fehlen. Es iſt auch noch niemals Jemandem eingefallen, Auſtralien, Polyneſien oder Amerika für den Urſitz der geſammten Menſchheit auszugeben, — natürlich abgeſehen von vereinzelten abenteuerlichen Fantaſien. Man kann bei der aufgeworfenen Frage vielmehr nur an Theile der ſog. Alten Welt denken.

Und hier müſſen wir nun von vorn herein von dem problematiſchen Lemurien abſehen, welches ein zu unſicherer Boden für einen Entſtehungsherd der Menſchheit iſt. Als Lemurien verſunken, weiſt Gerland nach, hätten die ſich vor dem Untergange rettenden Menſchen ihre Nahrungsmittel nach drei Seiten, Oſtafrika, Indien und Auſtralien, mitnehmen müſſen; dieſe Länder haben aber keine gemeinſamen Lebensmittel.

Wir kommen nun zu den Erdtheilen, welche ihrer Lage nach Entſtehungspunkte der geſammten Menſchheit ſein könnten und auch ſchon dafür gehalten worden ſind.

In Afrika finden wir die menſchenähnlichſten Affen und die (etwa mit Ausnahme der Auſtralier) affenähnlichſten Menſchen und einen Reichtum an Vegetation und zwar vornehmlich an Gräſer- und Getreidearten, wie er einem Herde der Menſchheit nur angemeſſen ſein kann. Sehr verführeriſch für dieſe Annahme iſt auch das hohe Alter der ägyptiſchen Kultur, welcher bezüglich der berechneten Jahre keine andere, ſelbſt nicht in Aſien, nahe kommt, auch nach der beſcheidenſten Annahme nicht. Endlich kommt noch dazu die Fähigkeit der Neger, in jedem Klima zu leben und die Zähigkeit ihrer Raſſe, was dafür ſprechen könnte, daß dieſe Eigenſchaften in ihrem Heimatlande begründet wären. Jedoch — die Sache verhält ſich anders. Die neueſten und gründlichſten Pflanzengeographen**) haben nachgewieſen, daß die afrikaniſchen Nutzgräſer aus Aſien ſtammen. Zudem weiſen die Stammſagen afrikaniſcher Völker, namentlich der Hottentotten, auf eine Einwanderung aus Norden oder Nordoſten, und im Lande älteſter afrikaniſcher Kultur, Aegypten, beruhte die Bildung ausſchließlich auf den höheren Kaſten, welche ein eroberndes und daher eingewan-

*) Vgl. Gerland a. a. O. S. 22 ff., 100 ff.
**) A. a. O. S. 124 ff.

dertes und zwar, bei den Analogien ihrer Kultur mit derjenigen anderer Völker, aus Asien stammendes Volk waren.

Europa ist im Grunde nur ein Inbegriff westlicher Halbinseln von Asien und blos durch seine Geschichte ein besonderer Erdtheil geworden. Als Entstehungsherd der Menschheit kann es nicht ernstlich in Betracht kommen. Sein Klima ist schon zu kalt hierzu, namentlich war es dies in der Diluvialzeit, welcher die ältesten Zeugnisse von Bewohnern Europas angehören. Diese Funde, die wir werden kennen lernen, enthalten in ihrer ältesten Periode nichts von Nutzpflanzen, deren es also in Europa keine gab, an denen sich Wesen zu Menschen bilden konnten, und in späteren Perioden nur asiatisches Getreide, wie es noch jetzt Europa's Nahrung bildet: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer nebst den Hülsenfrüchten. Alle diese werden in Asien seit den ältesten Zeiten gebaut und auch die Stammsagen europäischer Völker, soweit dieselben welche haben, weisen auf Asien hin.

Dieser letztere Erdtheil ist der eigentliche Stamm des Länderbaumes der Erde. Er ist der einzige, an den alle übrigen grenzen, Europa als Anhang, Afrika mit einer Landenge, Amerika und Australien mit Meerengen, die also alle von Asien aus leicht erreichbar sind, — und der einzige, welcher an alle Oceane stößt (Eismeer, Großer, Indischer und Mittelmeer als Theil des Atlantischen); er ist der größte Erdtheil und enthält die weitesten Hochländer und die höchsten Berge. Von allen Seiten des bedeutendsten asiatischen Hochlandes eilen Riesenströme nach allen Weltgegenden und zwar, den Norden ausgenommen, überall nach Ländern, die sich durch Klima und Lage zu Kulturländern ausgebildet haben. Mit Ausnahme des in der Kulturgeschichte nicht zählenden Nordens liegen Asiens Länder in dem wärmeren Theile der gemäßigten und im gemäßigtern Theile der heißen Zone. Asien vereinigt ferner in sich alle Gebiete der Pflanzengeographie und namentlich die Heimat aller Grasarten von alter Kultur. Sein Südwesten nährt mit Afrika die Durra oder Mohrhirse, sein Nordwesten mit Europa den Roggen, Weizen u. s. w., sein Südosten mit der benachbarten Inselwelt den Reis.

Diese drei Kulturgetreidearten, welche alle Bedingungen erfüllen, „Hebel der Entwickelung" zum Menschentum zu sein, stoßen mit ihren Verbreitungsgebieten, welche man für den Reis als das Monsungebiet, für die Durra als das Sahara-Gebiet, für den Weizen u. s. w. als das Steppengebiet bezeichnen kann, in einer Gegend zusammen, welche den Mittelpunkt aller asiatischen und zunächst anstoßenden Kulturländer von China bis Aegypten darstellt. Diese Gegend ist zugleich der Scheidewand zwischen den wichtigsten und zahlreichsten Menschenrassen angelehnt, dem Himalaja, welcher die Mongolen und die Mittelländer trennt, und hat auch Völker in ihrer Nähe, welche mit der dritten

zahlreichern Menschenrasse, der negerischen, nahe verwandt sind, die Dravidas Indiens. Es ist das Land zwischen dem Indos und seinen Nebenflüssen, welches wir meinen, das Pendschab mit dem Alpenlande Kaçmir.

Dasselbe eignet sich, was übrigens schon früher geahnt wurde, nur ohne wissenschaftliche Gründe, — nach Gerland*) am besten zum Entstehungsherde der Menschheit. Die hier ausgebildeten Menschen konnten sich an jedes Klima gewöhnen, weil sie alle in der Nähe hatten, und konnten ihre Nutzpflanzen von hier aus, wo sie alle besaßen, nach den verschiedenen Weltgegenden verbreiten, soweit sie ihren Weg zu Lande machen konnten und bereits die hierzu notwendigen Fähigkeiten hatten.

B. Vertheilung der Menschheit über die Erde.

Der Mensch ist über alle nicht von Wasser oder ewigem Eis und Schnee bedeckten Theile der Erde, mit Ausnahme einiger größeren Wüstenstrecken, verbreitet. Wir bekannten uns zu der Ansicht, daß die Verschiedenheit des Klimas und der Nahrung auf den weiten bewohnten Strecken der Festländer und Inseln auch die Ursache der Verschiedenheit der körperlichen Eigenschaften unter den Menschen sein müsse.**) Wenn wir nun nicht von vereinzelten, blos örtlichen und auf Täuschung oder Vorurtheil beruhenden Nachweisen, sondern von Thatsachen ausgehen, welche sich über große Zeit- und Landräume ausdehnen und klar vorliegen, so bestätigt sich diese Anschauung vollständig. Daß sich Rassen, welche in derselben Gegend bleiben, nicht verändern, ist natürlich und spricht gerade für uns. Rassen hingegen, welche ihren Wohnsitz veränderten, wechselten auch ihre körperliche Erscheinung sogar in der kurzen Zeit der in dieser Hinsicht angestellten Beobachtungen. Zwischen den Negern der altägyptischen Bildwerke und den Schwarzen Nordostafrikas ist allerdings kein Unterschied zu bemerken, weil es die gleiche Gegend ist, in welcher Beide lebten. Die Neger in Amerika hingegen, obschon sie erst seit dreihundert Jahren dort eingeführt werden und bis vor kurzer Zeit stete Nachlieferungen erfolgten, haben bereits einige Modifikationen erlitten, namentlich an Schwärze verloren. Europäer sowol als Araber, welche in Afrika geboren sind oder sich lange Zeit dort aufgehalten haben, sollen sich nach Pruner dem Negertypus nähern. Dasselbe wird in noch höherm Maße von den Nachkommen der Einwanderer in Amerika

*) A. a. O. S. 131 ff.
**) A. a. O. S. 390 ff.

in Bezug auf den Indianertypus behauptet und mit sehr auffallenden Thatsachen erhärtet.*)

Soweit Zigeuner und Juden ihren indischen oder semitischen Typus trotz ihrer weiten Zerstreuung beibehalten haben, ist es eine Folge ihrer fortgesetzten ausschließlichen Verbindung mit Stammesgenossinnen. Trotzdem aber haben die Juden in Europa im Ganzen nur wenige Merkmale ihrer Nationalität beibehalten und solche oft ganz verloren. Die dem finnischen Völkerstamme angehörenden Magyaren haben in Ungarn größtentheils das Aussehen der Slawen oder Germanen, unter denen sie leben, angenommen, ebenso die Türken in Europa, wozu bei Beiden allerdings Verheiratungen ihrer Voreltern auch beigetragen haben. Um wie viel mehr müssen also Völker, welche schon vor vielen Jahrtausenden in die von ihnen jetzt bewohnten Länder einwanderten, im Laufe der Zeit durch beständige Vererbung der Eigenschaften ihrer Ahnen einen dem dortigen Klima und ihrer Nahrung angemessenen Typus erhalten und fest bewahrt haben!

Im Ganzen kann als Regel gelten, daß die Menschen je näher dem Aequator, desto dunkler und kraushaariger, je näher den Polen, desto heller an Farbe und schlichthaariger, und daß, je gemäßigter das Klima ihres Aufenthaltes, um so edler, d. h. vom Thierischen entfernter, ihre Gestalt und um so bedeutender dann auch ihre geistigen Fähigkeiten sind.

Die Verschiedenheiten der Rassen unter den Menschen haben seit etwa hundert Jahren, d. h. seitdem die Wissenschaft der Menschen- und Völkerkunde geübt wurde, zu einer großen Zahl von Versuchen geführt, die Menschen nach natürlichen Abtheilungen (meist Rassen genannt) zu gruppiren. Die erste und bekannteste dieser Eintheilungen ist diejenige Blumenbach's, welcher die Menschen nach der Zahl der fünf Erdtheile in fünf Rassen theilte, von denen jede in einem der Erdtheile ihren Hauptsitz hat. Es sind: die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische, die rote oder amerikanische, die braune oder malaiische und die schwarze oder äthiopische Rasse. Cuvier nahm blos drei Hauptrassen an: die schwarze, die gelbliche und die weiße und hielt die rote und die braune für Mischungen. Prichard zählt sieben, Pickering elf (unter denen jedoch die Europäer fehlen), Bory de Saint-Vincent fünfzehn und Morton zweiundzwanzig Rassen auf, welche Systeme alle jetzt ziemlich vergessen sind. Doch erinnern wir uns, daß in denselben mehrere Rassen aufgestellt sind, die jetzt wieder als unabhängige Menschenarten anerkannt werden. Nur kurz erwähnen wir die Eintheilung der Völker nach der Schädelform durch den Schweden Andreas Retzius: in Dolichoke-

*) S. Beispiele in Hellwald, Kulturgeschichte. S. 659, 751, 767.

phalen (Langschädel) und Brachykephalen (Kurzschädel) und jeder dieser beiden Abtheilungen wieder in Orthognathen (Gradzähner) und Prognaten (Schiefzähner), unter welche er aber die Menschen viermal wesentlich anders vertheilt hat, ohne sich von Willkürlichkeit freizuhalten und ohne auf die Abstammung der Menschen ein Licht zu werfen, so daß Stammverwandte getrennt und ganz Fremde einander beigesellt wurden. Nicht glücklicher ist die von Welcker versuchte Eintheilung nach den Schädeln. Eine neue Eintheilung hat der Ethnograph Friedrich Müller in Wien aufgestellt,*) indem er vor Allem die Sprache als das Maßgebende annahm, nächstdem aber das Haar, dessen Form sich innerhalb der Rassen streng zu vererben scheint. Nach diesem System zerfallen die Menschen in zwei große Hauptabtheilungen: Wollhaarige (Ulotrichen) und Schlichthaarige (Lissotrichen). Die Wollhaarigen theilen sich wieder in Büschelhaarige (Lophokomen), bei denen die Haare getrennt in einzelnen Büscheln wachsen, und in Fließhaarige (Eriokomen), deren Kopfhaar gleichmäßig über den Schädel vertheilt ist. Die Schlichthaarigen dagegen sind wieder entweder Strafffhaarige (Euthykomen) oder Lockenhaarige (Euplokamen). Büschelhaarig nun sind die Hottentotten und Papuas, fließhaarig die Neger und Kaffern, strafffhaarig die Australier, Hyperboreer (Arktiker, Polarvölker), Amerikaner, Malaien und Mongolen, lockenhaarig die Dravidas (Urbewohner Vorderindiens), Nubas (im mittleren Nordafrika) und Mittelländer (was man früher „Kaukasier" nannte), so daß wir hier zwölf Rassen erhalten, welche auch Häckel angenommen und streng durchgeführt hat.**) Neuere Anthropologen verwerfen jedoch die Eintheilung nach dem Haare, als ganz unzuverlässig, was näher nachzuweisen nicht unsere Sache ist.***) Von diesem System ist daher auch Peschel in seiner „Völkerkunde" abgewichen, hat es als ein künstliches erklärt und auf eine möglichst allseitige Vergleichung der vorherrschenden Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker eine Eintheilung in sieben Rassen gegründet, nämlich: 1) Australier, 2) Papuanen, 3) Mongolen nebst Malaien und Amerikanern, 4) Dravidas, 5) Hottentotten und Buschmänner, 6) Neger nebst den Kaffern und 7) Mittelländer. Gerland in seinen „Anthropologischen Beiträgen" (S. 396) nimmt, nach den Einwirkungen der Völkerwanderungen und ihrer Ziele, sechs Menschenstämme an: 1) den oceanischen (Malaisier, Mikronesier, Polynesier, Melanesier, Australier), 2) den amerikanischen mit Eskimo und Ramollo, 3) den mongolischen nebst den Kaukasusvölkern, 4) den

*) Müller, Allg. Ethnographie. Wien 1873. S. 13 ff.
**) Natürliche Schöpfungsgesch. 4. Aufl. Berlin 1873. S. 603.
***) Vergl. Gerland a. a. O. S. 315 ff. Ueber die Eintheilung nach der Sprache, welche als Rasseneintheilung nicht brauchbar ist, s. ebd. S. 375 ff. und den dritten Abschnitt dieses Buches.

arabisch-afrikanischen Stamm (Neger, Bantuvölker, Hottentotten, Berbern, Gallas, Aegypter und Semiten), 5) den indisch europäischen nebst den Basken und 6) die isolirten Dravida-Völker.

Da nun die Rassenangehörigkeit mit den durch sie bedingten verschiedenartigen Anlagen der Menschen für die Fähigkeit der letzteren zu bildenden Leistungen, also für die Kulturgeschichte von der höchsten Wichtigkeit ist, so kann uns nur eine Eintheilung der Menschen genügen, welche sich vorzugsweise nach dem Verhalten derselben zur Kultur richtet, je nachdem sie sich derselben leichter oder schwerer fügen, ihr mehr oder weniger Zugeständnisse machen, für die Veredlung des Menschengeschlechtes Größeres oder Geringeres leisten. Die Grundlagen einer solchen Eintheilung müssen allerdings die bisher angenommenen Rassen bilden, wobei wir das nach unserer Ansicht Beste aus den angeführten Systemen auswählen. Aber die Gruppirung dieser Rassen muß eine kulturhistorische sein. Völker von sehr verschiedenen natürlichen Eigenschaften, aber gleich passivem oder gleich aktivem Verhalten der Kultur gegenüber bilden vor der Kulturgeschichte nur eine Abtheilung. Es kommt jedoch, wie wir sehen werden, eine große Verschiedenheit der Rassen nur auf der untersten Kulturstufe vor; je höher die letztere steigt, desto mehr natürliche Uebereinstimmung herrscht unter den ihr angehörenden Völkern, weil eben nur die wenigsten Rassen die höheren Anlagen besitzen, die sie zu kulturfördernder Thätigkeit befähigen, und dem Fortschreiten der Kultur niedrigere Rassen nicht gewachsen sind, sondern ihm unterliegen müssen.

Wir haben folgende kulturgeschichtliche Eintheilung der Menschen versucht, wobei uns in der Benennung der Hauptabtheilungen das System von Carus zu Statten kam, aber wesentlicher Abänderung unterliegen mußte. Wir unterscheiden nämlich drei Hauptgruppen: Nacht-, Dämmerungs- und Tagvölker.

I. Die Nachtvölker sind sämmtlich auf einer tiefen Stufe der Kultur, gewissermaßen auf der Nachtseite derselben stehen geblieben. Sie haben keine Staaten gegründet, sind nicht über das patriarchalische, familienähnliche Zusammenleben und über den starren Despotismus des priesterlichen Stammoberhaupts hinausgekommen und haben keine Ahnung von Kunst und Wissenschaft, von uneigennütziger Moral und von einer aus anderen Motiven als der Furcht entspringenden Religion. Unter ihnen herrscht die schwarze oder überhaupt sehr dunkle oder wenigstens schmutzige Farbe vor, sowie das wollige Haar, die langen Schädel und schiefen Gebisse. Ihre Wohnsitze sind sämmtlich um den indischen Ocean gelagert, welcher der von der menschlichen Kulturströmung abgelegenste ist, indem durch ihn weder der Weg vom Osten nach dem Westen, noch vom Süden nach dem Norden des von Menschen bewohnten Gebietes führt, und welcher nach unserm Stand-

punkte der Urheimat des Menschengeschlechtes am nächsten liegt. Zu ihnen gehören: 1) die Hottentotten im äußersten Süden Afrika's, 2) die Negervölker in der Mitte dieses Erdtheils, 3) die Australier auf dem Kontinente dieses Namens, 4) die Papuas auf den nördlich von demselben liegenden Inseln und 5) die Dravidas, Vorderindiens Urbewohner. Unter höhere Rassen versetzt, bringen die Nachtvölker, wenn sie deren Einrichtungen nachahmen wollen, nur affenartige Zerrbilder zu Stande, wofür Haiti ein sprechendes Zeugniß abgibt.

II. Die Dämmerungsvölker sind solche, unter welchen die Kultur „dämmert", wenn auch dieses Grauen eines geistigen Tages noch keineswegs unter ihnen allgemein geworden ist oder die unbedingte Herrschaft erhalten hat. Sie haben Staaten und große Reiche begründet und darin eine nicht auf bloser Willkür beruhende Ordnung und im Bewußtsein des Volkes wurzelnde Gesetze eingeführt, aber keine Theilnahme des Volkes an der Lenkung der Staaten und kein selbstthätiges Nationalgefühl erreicht. Sie kennen die Moral, aber nur in Bezug auf engere Kreise; von der Menschheit haben sie noch keinen Begriff. Auch Kunst und Wissenschaft kennen sie, aber nicht in Verfolgung idealer Ziele, sondern nur der Nützlichkeit, und die Religion hat sie nur in einzelnen Gegenden, die sich besonders hoch entwickelten, aus der Sphäre der Furcht in die der Liebe gehoben, ohne jedoch gedankenreiche Systeme zu finden, die eine Verbreitung über engere Volksgrenzen erlangten. Die gelbliche Farbe mit Fortgang in's Rote und Braune, sowie der schwache oder ganz fehlende Bart und straffe Haare herrschen unter ihnen vor, die Schädel sind meist kurz mit schiefem Kiefer. Ihre Wohnsitze liegen um den großen Ocean herum, durch welchen die Hauptrichtungen der Kulturströmung gehen, aber in der Vergangenheit noch spärlich gegangen sind, und welcher zu weit ausgedehnt ist, als daß sich zwischen seinen Ufern ein reger die Kultur befördernder Verkehr ausbilden konnte ohne Hülfe einer höhern Menschengattung. Zu ihnen sind zu rechnen: 1) die Malaien, Bewohner des größten Theils der Inselwelt von Madagaskar bis zur Oster-Insel; 2) die Urbewohner der heißen und gemäßigten Zone Amerika's und 3) die Ostasiaten, meist Mongolen genannt, sammt den Polarvölkern der neuen Welt, welche drei Rassen nach Ansicht Mancher nur eine einzige solche bilden. Die Brennpunkte ihrer Kultur sind in der alten Welt China und Japan, in der neuen Mexiko und Peru geworden; ihre große Mehrheit aber ist auf der Stufe der Nachtvölker stehen geblieben. Weder die Nacht- noch Dämmerungsvölker können aber, wie bisherige Erfahrungen bewiesen haben, die geistige Kulturstufe höher gearteter Menschen ersteigen, und es ist erst zu gewärtigen, ob in Japan der hierzu gemachte Versuch gelingen werde.

III. Die Tagvölker haben der Bildung zum Siege in weiten Erdabtheilungen verholfen. Sie haben nicht nur Staaten, sondern verhältnißmäßig freie Staaten gegründet, Recht und Sitte auf die gesammte Menschheit angewendet, mit dem Nützlichen in Kunst und Wissenschaft auch die Verwirklichung des Schönen und die Erforschung des Wahren verbunden, in der Religion Systeme geschaffen, welche durch Fülle von Lebensweisheit und Erhabenheit der Anschauung die Welt eroberten (Buddhismus, Christenthum, Islam), mit ihrem Verkehr und Handel die Erde umspannt und die übrigen Rassen sich unterwürfig gemacht. Ihre Farbe ist vorherrschend weiß oder wenigstens hell, die Gesichtszüge edel, das Haar gelockt, der Bart stark, der Schädel lang oder kurz, der Unterkiefer aber stets gerade, die Stirne gewölbt. Sie haben sich hauptsächlich am Atlantischen Ocean (dessen große Bucht, das Mittelmeer, dazugerechnet) angesiedelt und auch dessen jenseitiges Ufer erobert, und dies ist derjenige Ocean, welcher vermöge seiner Ausdehnung nach Länge und Breite den Weltverkehr und damit die Kulturströmung am meisten befördert. Sie sind auch die Ersten, welche die übrigen Oceane durchmessen und die Erde umsegelt haben. Sie bilden nur eine Rasse, die früher kaukasische hieß, jetzt aber meist mittelländische genannt wird, weil sie das Mittelländische Meer einschließt, — mit drei Hauptabtheilungen, welche zu verschiedenen Zeiten die erste Rolle in der Kultur gespielt haben: die Hamiten im alten Aegypten, die Semiten im alten Mesopotamien und Kanaan und im mittelalterlichen Arabien, die Arier (Japetiten, Indogermanen) im alten Indien und Eran, in Hellas und Rom und im modernen Europa und Amerika.*) Manche einzelne Völker dieser drei Hauptstämme und ebenso die keinem derselben angehörenden Kaukasier und Basken sind auf der Stufe der Dämmerungsvölker stehen geblieben oder auf dieselbe zurückgegangen.

Wie sind nun diese neun verschiedenen Menschenrassen dreier großer Kulturstufen in die von ihnen gegenwärtig, oder vielmehr in die von ihnen am Anfange ihrer bekannten Geschichte bewohnten Länder und Erdräume gelangt? Von den historischen Wanderungen, z. B. der Germanen nach Britannien, der Araber nach Afrika, der Europäer nach Amerika und Australien, sehen wir nämlich hier natürlich ab. Wir haben das obere Sindgebiet als Urheimat der gesammten Menschheit angenommen und bereits angedeutet, daß von hier aus die Menschen, jedenfalls in Folge von Uebervölkerung und Raummangel, nach Südwesten, den Sind hinab, mit der Durra, nach Nordwesten, über

*) Die Nachkommenschaft der drei mythischen Söhne Noahs in der Genesis entspricht zwar keineswegs der wirklichen Gruppirung unserer Rasse; aber die Uebertragung ihrer Namen auf die letztere ist nun einmal allgemein üblich und verständlich geworden.

den Hindukoh, mit dem Weizen, Roggen u. s. w., nach Südosten, längs des Ganges, mit dem Reis auswanderten. Zu dieser Theilung, bei welcher jedoch keineswegs die Gebiete der drei Getreidearten mit solchen bestimmter Rassen zusammenfielen, sondern ein jedes der ersteren verschiedene Menschenstämme umfaßte, gab wol eine schon bestehende Vertheilung jener Nahrungsmittel, die in den betreffenden Richtungen besser gediehen, den Anlaß her. Diese Wanderungen gingen natürlich sehr langsam und allmälig vor sich, waren durch zahllose, jahrelange und wol auch längere Zwischenaufenthalte unterbrochen, welche aus irgendwelchen Gründen zur bleibenden Niederlassung nicht passend befunden wurden, und es dauerte gewiß viele Jahrtausende, bis die Völker ihre historisch bekannten Sitze erreicht hatten. Wir kennen natürlich weder die Reihenfolge, noch die Zeitpunkte dieser Wanderungen; nur über ihre Richtung belehren uns einerseits die Wohnsitze und anderseits die Verwandtschaft der Völker nach dem Aussehen, besonders aber nach der Sprache. Je unähnlicher die Völker den am Ursitze der Menschheit Gebliebenen sind, desto längere Zeit müssen sie von da entfernt und den Einwirkungen verschiedenen Klimas und verschiedener Nahrung preisgegeben sein.

Die Völker Afrika's sind ohne Zweifel über die Südostküste Arabiens hereingewandert und hier zuerst die eigentlichen Neger nach Südwest, dann die Bantu-Völker (Kaffern) nach Südost, zuletzt die Hottentotten zwischen ihnen hindurch, nicht unwahrscheinlich die Acka u. a. Zwergvölker zurücklassend, wol nicht ohne Kampf bis zum Kaplande gedrungen. Die Dravidas hatten blos Vorderindien zu durchziehen, wenn sie nicht zur Zeit, als das hypothetische Lemurien noch bestand, auch in diesem verbreitet waren. Letzteres mußte den Malaien, Australiern und Papuas sehr zu Statten kommen, wenn nicht einerseits Erstere mit dem Nordost-Monsun nach Madagaskar kamen und anderseits über Hinterindien und die Sunda-Inseln zuerst die Australier, dann die Papuas und zuletzt die östlichen Malaien auswanderten, die sich dann bis zur Osterinsel verbreiteten, immer die Späteren in ihrem Verbreitungsgebiet durch den Vormarsch der Früheren bestimmt und begrenzt. — Am rätselhaftesten ist es, wie die Uramerikaner nach der Neuen Welt gelangten. Nach unserm Dafürhalten ist hier streng zwischen den arktischen Völkern (Berings-Völker nebst Aleuten und Eskimo) und den sog. Indianern zu unterscheiden. Erstere sind den Nordasiaten so ähnlich, daß sie mit ihnen, namentlich den Tschuktschen, Korjäken und Kamtschadalen, nur einen Völkerzweig ausmachen und daher nur über die Beringsstraße gekommen sein können. Anders dagegen die sog. Rothäute, deren Einwanderung von Norden her eine so lange Zeit in Anspruch genommen hätte, daß nicht einzusehen ist, wie sie zu ihrer bedeutenden Kultur

gelangt wären. Die älteſten Spuren der letztern liegen in Mittelamerika und deſſen Umgebung, von der Miſſiſſippi-Mündung bis zum Hochlande des Titikaka-Sees. Die Gründer der Kulturſtaaten von Mexiko und Peru konnten ſo wenig aus dem eiſigen Norden kommen, wie die Grönländer aus dem warmen Süden. Die Kultur der Erſteren iſt auf's Innigſte mit dem Mais verknüpft, welcher ihre Hauptnahrung bildet und deſſen älteſte Heimat entweder in Mexiko oder im mittlern Südamerika liegt. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die Uramerikaner aus Oſtaſien her über die polyneſiſchen Inſelgruppen, oder vielleicht ſchon, als dieſe noch Berggruppen eines Kontinentes waren, durch dieſen, etwa zunächſt nach Guatemala und Yukatan, den Stätten ihrer älteſten Bauten gelangten und ſich von hier nach Anahuak, Nord- und Südamerika verbreiteten.*) Die Mongolen fanden ihren natürlichſten Weg vom obern Indos aus durch Tibet nach Nordweſten, Norden und Oſten und theilten ſich ſo in die ural-altaiſchen, die arktiſchen (auf beiden Seiten der Beringsſtraße), die korea-japaniſchen und die einſilbig ſprechenden Völker (Chineſen und Hinterindier, welche, als Reisbauer, ihren Weg auch längs des Ganges genommen haben können). Auf einem dieſer Wege gelangten auch wol die Ahnen der Uramerikaner, welche ſämmtlich mit den Mongolen ſehr nahe verwandt, ja ſogar von ihnen durchaus nicht durchgreifend verſchieden ſind, an den Oſtrand Aſiens und dann weiter, wie bereits erwähnt.

Unter den Völkern mittelländiſcher Raſſe iſt es wahrſcheinlich, daß die Semiten und Hamiten am Südrande Eräns hin nach Arabien gelangten, von wo Erſtere ſich nach dem Süden dieſes Landes, ſowie nach Meſopotamien und Syrien verzweigten und aus letzteren Ländern die Hamiten verdrängten, die ſich nun über das Rote Meer oder über die Landenge von Suez nach Afrika begaben, wo ſie ſich mit den Negervölkern mehrfach vermiſcht zu haben ſcheinen. Die hinſichtlich ihrer Verwandtſchaft rätſelhaften Iberer, die neben durchaus europäiſchem Typus in ihrer Haar- und Hautfarbe an Afrika erinnern,**) ſind wol den gleichen Weg wie die Hamiten, dann aber längs der Nordküſte Afrika's und über die Meerenge von Gibraltar gezogen; ſie waren nach unſerer Anſicht die älteſten Bewohner Südeuropa's und von ihnen dürften die in den Höhlen Frankreichs und Belgiens und vielleicht bis zum Rhein gefundenen Kulturreſte herrühren. In ſpäterer Zeit wurden ſie von den Indogermanen immer mehr zuſammengedrängt, bis von ihnen nur noch die Basken übrig blieben. Ueber die Herkunft und Verwandtſchaft der Kaukaſos-Völker vermögen wir keine begründete Anſicht zu äußern. Die

*) Gerland a. a. O. S. 159 ff.
**) Tacit. Agric. c. 11.

Indogermanen zerfallen ihrer Sprache nach*) in einen asiatisch-südeuropäischen und einen nordeuropäischen Stamm. Die Wanderung des ersteren ist klar. Die indischen Arier zogen ostwärts zum Ganges, die übrigen westwärts, wol am Nordrand Erâns hin, ließen hier die Meder und Perser, am Ararat die Armenier, in Kleinasien die Phryger zurück. In Thrakien wandten sich von ihnen die Ahnen der Pelasger, Hellenen und Illyrer, am Po jene der Italer südwärts, bis nur noch die Kelten übrig waren, welche Norditalien, Gallien und Britannien einnahmen und die Iberer nach Spanien zurückdrängten. Die Nord-Arier, welche sich schon früh von ihren Verwandten getrennt haben müssen, wandten sich durch Turan nach Sarmatien, waren dort den Alten, namentlich dem kundigen Herodotos, als Skythen bekannt und theilten sich nach und nach in Slawen, Letten und Germanen, als welche sie dem weit nach Süden vorgedrungenen mongolischen Stamme der Finnen Schranken setzten.**)

So ist denn die Wahl der Richtung, in welcher die Menschen wanderten und damit einem Gesetze folgten, welchem auch ihre älteren Verwandten, Pflanzen und Thiere, unterworfen sind, von bleibendem Einflusse auf die Entwickelung ihrer natürlichen und geistigen Eigenschaften geworden. Wie der Kampf um das Dasein auf die Gestaltung der Eigentümlichkeiten aller Wesen bestimmend einwirkt, so sind auch die Menschen seit ihrer Urzeit von demselben bald in ihrer Entwickelung zu höherer Vollkommenheit befördert, bald aufgehalten, bald zu niedrigeren Zuständen zurückgeworfen worden. Hierzu beigetragen haben die durch den steten Kampf zwischen festem und flüssigem Element, Land und Wasser bedingten Formen der Länder, dann die vom Umlaufe der Erde um die Sonne und um ihre eigene Axe und von der Stellung der letztern abhängenden Verhältnisse des Klimas, und endlich die Beschaffenheit des auf den Wanderungen betretenen Bodens, namentlich dessen größere oder geringere Fruchtbarkeit, seine Armut oder sein Reichthum an Produkten der verschiedenen Naturreiche.

Die Grenzen zwischen Wasser und Land haben stets gewechselt und wechseln noch heute, indem z. B. die Küsten Schwedens und Norwegens sich stetig erheben und jene von Schleswig-Holstein an der Nordsee unaufhaltsam sinkt. Das Mittelmeer bestand einst aus mehreren Seen, Europa und Afrika hingen bei Gibraltar zusammen,

*) Schleicher, die deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttg. 1869. S. 80 ff.

**) Unter den Skythen der Alten, welche unter diesem Namen alle Völker Nordeuropas und Nordasiens zusammenwarfen, sind sowol mongolische, als indogermanische Völker zu verstehen. Müller, Ethnogr. S. 351. Die Skythen im südlichen Rußland müssen jedoch Indogermanen gewesen sein, denn wo sonst hätten diese, wenigstens die Ahnen der Slawen, damals sein wollen?

ebenso England und Frankreich, die Ostsee erstreckte sich über ganz Norddeutschland und Rußland, indem der kaspische See mit dem Aralsee ein Busen von ihr war; die Inseln des großen Oceans waren Bergspitzen und Hochländer eines weiten Continents, und große Inselländer (Atlantis?) lagen im atlantischen Ocean, während dagegen Nord- und Südamerika getrennt waren. Daher wurden die wandernden Völker, welche die Gestalt der Erdoberfläche nicht kannten, oft unerwarteter Weise durch Meer aufgehalten und gezwungen, sich an Orten bleibend niederzulassen, welche sie nur als Durchgangspunkte zu weiteren Reisezielen hatten benutzen wollen. Da sie auch die Bedingungen der Temperatur nicht kannten, sahen sie sich oft in ein unwirtliches Klima versetzt, während sie ein besseres gesucht hatten; weiter konnten sie nicht, weil das Meer sie verhinderte, zurück auch nicht, weil entweder hinter ihnen inzwischen auch Meer geworden oder andere Völker nachgedrungen waren und alles besetzt hatten. So kam es denn und mußte es kommen, daß Völkerstämme, welche günstigen Boden gefunden hatten, sich veredelten und vervollkommneten, andere aber, bei denen das Gegentheil der Fall war, verkamen und verkümmerten.

Was nun die Gestalt der Länder in Bezug auf die menschliche Kultur betrifft, so kommen hier vorzüglich die Festländer in Betracht, indem die Inseln entweder nur abgetrennte Anhängsel jener oder Bruchstücke untergegangener Kontinente sind. Man rechnet bekanntlich auf der Erde drei Festländer, von denen aber dasjenige von Australien wenig mehr als eine große Insel ist. Von wirklicher Bedeutung für die Kultur sind nur die zwei übrigen, die sogenannte Alte und Neue Welt. Jede dieser beiden „Welten", welchen Namen sie mit Recht führen, nimmt eine Erdhälfte in Anspruch, und jede von ihnen besteht wieder aus zwei Hälften, die durch eine Landenge zusammenhängen, deren beide Ufer von verschiedenen Oceanen bespült werden. Von diesen beiden Hälften eines jeden der beiden großen Festländer ist die nördliche, in der Alten Welt Asien mit seiner großen Halbinsel Europa, in der Neuen Nordamerika, reich an Gliederungen, an Halbinseln und vorliegenden Inseln, daher auch an Meerbusen und Meerengen. Die südliche Abtheilung jedes der beiden Festländer aber, in der Alten Welt Afrika, in der Neuen Südamerika, ist massenhaft, abgerundet, von geringer Küstenlänge im Vergleich zum Flächeninhalte, ohne Halbinseln, wenn nicht einige äußerste Spitzen dafür gehalten werden, und arm an vorliegenden Inseln, daher auch arm an eigentlichen Buchten und an Meerengen. Indessen bieten Alte und Neue Welt in ihrem Anblicke trotzdem eine große Verschiedenheit dar. Amerika ist gleich dem es östlich begrenzenden atlantischen Ocean schlank und schmal, gleich einem Strome, schlangenförmig ge-

wunden, daher auch seine ungegliederte Südhälfte keinen plumpen, massigen Eindruck macht wie Afrika und die Festland-Insel Australien, sondern etwas Zierliches und Gefälliges hat trotz des Mangels an Gliederung. Dagegen hat die Alte Welt gleich dem sie östlich benetzenden Großen Ocean eine kolossale Ausdehnung von Westen nach Osten, welche diejenige von Süden nach Norden weit übertrifft, und selbst ihre gegliederte Nordhälfte scheint daher, mit Ausnahme Europa's, weit gewaltiger und massenhafter als Südamerika. Aus diesem Verhältniß geht hervor, daß in der Alten Welt weit mehr Menschen und geschichtliche Ereignisse Raum haben, als in der Neuen, und daß jene einer Mehrheit von Rassen und Völkerstämmen freie Bewegung darbietet, während in dieser nur eine einzige Rasse wandern konnte, bis sie sich am Kap Horn in eine Sackgasse geraten sah. Für die Vertheilung der Menschen über die Erde ist ferner von Wichtigkeit, daß die gliederreichen Nordhälften beider großen Festländer einander nahe stehen, indem Asien von Nordamerika nur durch eine Meerenge, Europa von letzterm nur durch die schmalste Stelle des schmalsten Weltmeers getrennt ist, während die Südhälften nebst Australien durch weite Oceane auseinander gehalten sind. Daraus folgt, daß die beiden Nordhälften die Schauplätze des lebhaftesten Weltverkehrs und somit auch der kulturbefördernden Thaten, die Südhälften dagegen vom Weltverkehr abgelegen, soweit ihnen nicht die Nordhälften davon mittheilen, arm an Geschichte und für die Kultur von untergeordneter Wichtigkeit sind. Wirklich bewegt sich denn auch die Geschichte in den Nordhälften der beiden Kontinente, und die vereinzelten Länder der Südhälfte, in welchen Kulturreiche entstanden, waren entweder, wie Aegypten, ganz der Nordhälfte zugewendet und gegen den Rest der Südhälfte abgeschlossen, oder, wie Peru, von Norden her gegründet.

Mit der horizontalen Gliederung der Länder kann im Einfluß auf die Kultur der Völker die vertikale Erhebung derselben nicht wetteifern und bringt auch in Verbindung mit anderweitigen Momenten nur zweifelhafte Wirkungen hervor. Eine weite Ebene ohne Erhebungen kann unter im Uebrigen analogen Verhältnissen ein ebenso günstiges oder ungünstiges Kulturleben umfassen wie ein Gebirgsland; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die günstigsten Resultate in Ländern *gemischter Höhenverhältnisse*, in *Stufenländern*, erzielt worden sind. Wir brauchen nur an Griechenland, Italien, Deutschland, Frankreich und die britischen Inseln zu erinnern.

Weit entschiedeneren Einfluß übt das *Klima* aus, wobei aber nicht die exakten Kurven der Isothermen oder anderer meteorologischen Berechnungslinien maßgebend sein können, sondern nur weiter gefaßte Abtheilungen. Die Eintheilung der Erde in die heiße, die beiden ge-

mäßigten und die beiden kalten Zonen ist in Bezug auf die Kultur sehr brauchbar und bezeichnend. Von diesen Abtheilungen fällt die südliche kalte Zone, welche von Menschen nicht bewohnt ist und niemals sein wird, von vorn herein weg. Die südliche gemäßigte beschränkt sich auf die ungegliederten Festlandshälften, auf Australien und kleinere Inseln und hat durchaus keinen selbständigen Charakter. Es bleiben die heiße, die nördliche gemäßigte und die nördliche kalte Zone zu berücksichtigen übrig. Da kann es denn keinem Zweifel unterliegen und ist stets bestätigt worden, daß die heiße Zone auf den Menschen erschlaffend und die kalte Zone verkümmernd einwirkt, und es hat thatsächlich kein Kulturreich gegeben, welches in einem andern Theile der Erde sich befunden hätte, als in der nördlichen gemäßigten Zone, einzig Mexiko und Peru ausgenommen, deren hohe Lage (sieben- bis achttausend Fuß über dem Meer) die Temperatur derjenigen der gemäßigten Zone gleichstellt. China, Japan, Hindustan, Iran, Mesopotamien, Aegypten, die europäischen Staaten und Nordamerika gehören alle der nördlichen gemäßigten Zone an und unter ihnen ist das der heißen Zone am nächsten gelegene und mit seinen Eroberungen in sie eingreifende Indien auch am frühesten erschlafft. Alle Völker, welche sich auf ihren Wanderungen in die äußersten Grenzen der durchmessenen Erdtheile und damit in deren klimatische Extreme verirrten, blieben am Weitesten, sowol in der körperlichen Entwickelung, als in der Kultur zurück; selbst Länder mit reicher Gliederung, wie Hinterindien in der heißen, Kamtschatka in der kalten Zone sind ohne Fortschritt geblieben; sogar ein geistig sehr entwickelter Völkerstamm konnte das gut gegliederte Skandinavien nicht zu hoher Bedeutung für die Kultur bringen. Unter den Nachtvölkern sind diejenigen, welche die äußersten Spitzen des von dieser Gruppe besetzten Länderbogens um den indischen Ocean erreichten, im Westen die Hottentotten, im Osten die Australier, die verkommensten. Dasselbe sind unter den Dämmerungsvölkern die in den äußersten Norden und Süden ihres Verbreitungskreises Gedrängten, dort die Eskimos, hier die Feuerländer (Pescherähs). Wo aber die Völker reichgegliederte Länder der gemäßigten Zone, und zwar namentlich Stufenländer zu besetzen so glücklich waren, da entwickelten sie sich in günstiger Weise, veredelten ihre Rasse und wurden, wenn auch nicht sofort, doch nach beharrlichem Ringen und unermüdetem Streben, die Träger einer unvergänglichen Kultur.

Noch weit wichtiger als das Klima ist aber die von demselben abhängige und von uns bereits als „Hebel der Entwickelung" betrachtete Nahrung für die Kultur der Menschen. Dieselbe richtet sich nach den Produkten der betreffenden Länder. Ohne Mühe ist sie nur in der heißen Zone zu erlangen. Wo die Sago- oder die Kokos-

palme blüht, auf oſtindiſchen und polyneſiſchen Inſeln, oder wo die Kakao- und Ananaspflanzen, wie in Südamerika, oder der Pfefferkuchenbaum, wie in Mittelafrika, da hat der Bewohner ſein Auskommen, ohne dafür arbeiten zu müſſen. Doch iſt deſſenungeachtet nicht überall, wo ſolcher Ueberfluß ſtattfindet, Unthätigkeit die Folge davon. In Südamerika iſt der Pupunha-Baum ſeit uralten Zeiten mit ſolcher Ausdauer gezüchtet worden, daß die harten Steinkerne ſeiner ſchmackhaften Früchte ſich in Faſern oder Fleiſch verwandelt haben. So haben auch die Polyneſier den Brotfruchtbaum aus den oſtindiſchen Inſeln nach Oſten verbreitet.

Die Pflanzen ſind ſomit die älteſten Nahrungsmittel des Menſchen, der von der Natur weder mit den Krallen, noch mit den Zähnen der Raubthiere beſchenkt iſt. Trotzdem iſt, wie man auch unter den dem Menſchen nächſtſtehenden Thieren, den Affen, bemerkt hat, ſchon unter den Völkern der tiefſten Kulturſtufen ſehr frühe das Gelüſte nach anderweitiger Nahrung erwacht, weil die Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten ſtets eine Sehnſucht nach Abwechſelung und Mannigfaltigkeit mit ſich führt. So ſind manche Völker wenig fruchtbarer Länder in verſchiedenen Erdtheilen ſchlechthin Omnivoren, Alleseſſer geworden und ſchrecken vor keinem, auch dem ekelhafteſten Reptil, Inſekt und Gewürm zurück. Eine notwendige Folge dieſes ungezähmten Gelüſtes nach Vertilgung alles Lebenden iſt denn auch jene traurige Eigentümlichkeit, durch welche ſich der rohere Menſch ſchon ſeit den älteſten Zeiten vor allen Thieren ohne bedeutende Ausnahme auszeichnet, nämlich diejenige, Weſen ſeiner eigenen Gattung zu verzehren. Die Anthropophagie entſpringt den niedrigſten Begierden, zuerſt dem Hunger, wo der Menſch Mangel an anderen Nahrungsmitteln hat, dann der Leckerei, aber auch dem Aberglauben, da, wo man wähnt, durch den Genuß des Fleiſches eines Andern deſſen Eigenſchaften zu erben, und endlich der Rachſucht, um den Feind völlig zu vernichten. Bei den Battas geſchieht das Auffreſſen ſogar als Strafe für Verbrechen. In allen Fällen haben die Menſchenfreſſer, ſo hoch ſie im Uebrigen ſtehen mögen, noch keinen Begriff von der Menſchheit und von wirklich ſittlichen Ideen. Hauptſitze dieſer empörenden Gewohnheiten ſind die polyneſiſchen Inſeln, Auſtralien, die Papualänder, das Land der Battas auf Sumatra und einzelne Theile Mittel- und Südafrika's und Südamerika's.*) In Nordamerika iſt ſie erloſchen.

Sowol die Völker nun, welche ohne Mühe ihre Nahrung ernten, als jene, welche keine ausreichende Nahrung in ihrem Lande finden

*) R. Andree, die Verbreitung der Anthropophagie, in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, 1873.

und doch nicht die Kraft haben, sich genügende zu verschaffen (so die Australier der dürren Küste), dann sowol die Allesvertilger, wie die Menschenfresser, und endlich auch die aus Not ausschließlich Fleisch und sogar rohes essenden Polarvölker sind in der Kultur auf der tiefsten Stufe stehen geblieben. Höhere Leistungen haben nur die Völker aufzuweisen, welche sowol unter dem Pflanzen-, als dem Thierreiche das ihnen Zusagende weise auswählen, selbst wenn sie sich auf ersteres, als das naturgemäßere, beschränken, und vor Allem, wenn sie in der Kunst des Kochens eine Vollendung erlangt haben. Schon auf den Tonga-Inseln haben es die Bewohner dazu gebracht, aus ihren wenigen Nahrungspflanzen vierzig verschiedene Gerichte zu bereiten. Zum Gebrauche des so wesentlichen Salzes haben es die Papuas und viele Malaien, sowie die Hottentotten und Sudanneger nicht gebracht, theils weil sie keines haben, theils vielleicht weil sie es nicht naturgemäß fanden. Dagegen verwenden es die Saharavölker, die Patagonier und nordamerikanischen Indianer. Den civilisirten Völkern ist es unentbehrlich geworden.

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge der Kultur.*)

A. Die Höhlen- und Landbewohner.

Von einem Zustande der Menschen ohne Kultur, d. h. vor Allem ohne Sprache, Gebrauch des Feuers und künstlich zubereiteter Werkzeuge, ist, mit Ausnahme sehr vereinzelter verwildeter Individuen, bis jetzt nichts bekannt geworden und ebensowenig etwas von der Zeit, von dem Orte, von der Art und Weise und von den Veranlassungen

*) Le Hon, l'homme fossile en Europe, son industrie, ses moeurs, ses oeuvres d'art. Bruxelles 1867. — Woldrich, Ueberblick der Urgeschichte des Menschen. Wien 1871. — Müller, Albr., die ältesten Spuren des Menschen in Europa. Basel 1871. — Nilsson, das Steinalter oder die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. Uebersetzt von L. Mestorf. Hamburg 1868. — Ders. das Bronzealter. Hamburg 1863. Nachtrag ebend. 1865 und 1866. — Wibel, die Kultur der Bronze-Zeit Nord- und Mittel-Europa's. Kiel 1865 (gegen Nilsson). — Rougemont, die Bronzezeit oder die Semiten im Occident. Uebers. v. C. C. Keerl. Gütersloh 1869. — Baer, der vorgeschichtl. Mensch Vollendet und herausg. v. Fr. v. Hellwald. Leipz. 1874.

jener wichtigen kulturbegründenden Erfindungen. Die Kultur und zwar auch die einfachste und ursprünglichste, muß daher von sehr hohem Alter sein. Hierfür spricht auch der Umstand, daß dieselbe erfahrungsgemäß sehr langsam fortschreitet, so daß es noch gegenwärtig Völker gibt, welche in den ersten Anfängen derselben begriffen sind. Bestätigt wird das Gesagte auch durch eine Menge Beispiele von einzelnen Gliedern unciviliſirter Stämme, welche plötzlich in Kreise erhöhter Kultur versetzt und in alle Bequemlichkeiten und Errungenschaften derselben eingeweiht, doch stets nach ihrer Heimat sich zurücksehnten, nach derselben entwichen und wieder ganz in den unkultivirten Zustand verfielen, dem sie vorher angehört hatten.*) Ein plötzlicher Uebergang widerstrebt der Natur des Menschen, wie der Natur überhaupt, und aus diesem Grunde mißlingen auch politische und religiöse Umwälzungen stets oder werden wenigstens durch ihre Urheber selbst oder deren Nachfolger wieder in ein von dem früheren Zustande wenig verschiedenes Geleise zurückgeführt. Daher geschieht es denn auch, daß zurückgebliebene Menschenrassen in der Nähe von Ansiedelungen vorgeschrittener Völker, deren Kultur sie nicht ertragen können, an Zahl mehr oder weniger rasch abnehmen und endlich ganz aussterben, was durch gegen sie verübte Gewaltthätigkeiten nur mehr beschleunigt wird, aber auch ohne dieselben geschieht. Die Tasmanier sind bereits ausgestorben; die Hottentotten, die Australier, die Südseeinsulaner, die arktischen Völker und die Urbewohner Amerika's sind im Aussterben begriffen; in Westindien und dem Osten der Union sind Letztere bereits verschwunden.

Der Mensch, selbst der civiliſirte, (um wie viel mehr also sein Gegentheil!) betrachtet fremdartige Gewohnheiten, die ihn den seinigen entreißen oder darin stören, mit Abscheu und verfällt in Verzweiflung am Leben und dessen Gütern. Daher bedurfte die Kultur zu ihrer Entwickelung von den ersten Anfängen an einer Zeit, gegen welche die uns bekannten geschichtlichen Jahrhunderte und sogar Jahrtausende verschwindend klein sind. Die ältesten Menschen, von deren Kultur wir zufällige (weil von Ausgrabungen abhängige) Zeugnisse besitzen, waren bereits weit vom Ursitze der Menschheit fortgewandert. Sie lebten in den Gegenden der mittlern Loire**), in der Zeit, wo die oberen Miocän-Schichten des tertiären Zeitalters abgelagert wurden und waren daher, von tropischem Klima umgeben, Zeitgenossen großer menschenähnlicher Affen, des vierzehigen Nashorns, riesiger Bären- und Katzenarten u. s. w. Das Dasein dieser Menschen verraten blos

*) S. Beispiele bei Peschel, Völkerkunde, S. 155 ff.

**) Forschungen von Bourgeois, Belgrand, Delaunay, s. Lenormant, die Anfänge der Kultur (deutsch, Jena 1875) I. S. 9.

bearbeitete Feuersteine. Jüngere Spuren derselben Gegend weisen Zeitgenossen der Mastodonten und Dinotherien nach. Sie bearbeiteten außer Feuersteinen auch irdenes Geschirr und bauten Feuerherde. In einer andern Schicht fand man das Gerippe eines Walthieres, an welchem Steinwerkzeuge das Fleisch einst abgeschabt hatten.

Aus der Zeit, in welcher die kolossalen Gletscher, die sich von den Hochgebirgen, besonders den Alpen her, den jetzigen Stromthälern entlang weit in die Ebenen hinab und hinaus, ja über fast ganz Europa erstreckten und mächtige Felsenstücke die erratischen Blöcke ablagerten, finden sich keine Menschenspuren. Es muß damals in Europa alles Leben zu Grunde gegangen sein. Nachdem aber jene Gletscher sich wieder in die Gebirge zurückgezogen und die oberen Pliocän-Schichten sich bildeten, hinterläßt die geheimnißvolle Geschichte unseres Geschlechtes im stark abgekühlten Europa wieder Fußtapfen.

Während zur Wohnung der Menschen in wärmeren Gegenden der Wald und bei vorgeschrittenen Bedürfnissen Hütten aus Waldbestandtheilen, wie Bäumen, Rinde, Aesten und Blättern, auch aus Thierfellen oder Filz, später aus Erde, Thon und Steinen dienen, mußten dem Klima gemäß die Europäer nach der ersten Eiszeit in Höhlen wohnen. Diese Menschen lebten gleichzeitig mit den ausgestorbenen Höhlenbären, Höhlenhyänen, wollhaarigen Nashörnern, langhaarigen Mammuten u. s. w. Man bezeichnet diese Zeit menschlicher Kultur als die Steinzeit, und zwar als die erste Periode derselben diejenige der ausgestorbenen Thiere. Die Geräte der Menschen wurden beinahe ausschließlich aus Stein, und zwar in dieser ersten Periode durch bloßes Schlagen gefertigt. Die Aexte und Speerspitzen, welche Boucher de Perthes im Thale der Somme in einer Diluvialschicht dicht über der Kreide gefunden, sind aus Feuersteinkieseln gemacht und wurden wahrscheinlich in Stiele von Holz oder Horn eingeklemmt oder daran befestigt. Bearbeitet wurden sie ebenfalls mit Hilfe von Steinwerkzeugen aus härterm Stein und sind daher, wenn auch vorne zugespitzt und hinten abgerundet, doch rauh und uneben. Zugleich wurden bereits Schmuckgegenstände getragen und zwar aus Versteineruugen der Kreideschicht, mit einem Loch in der Mitte, das entweder von Entfernung eines weichern schwammigen Gefüges oder von Durchbohrung herrührte und mittels dessen dieser Schmuck an eine Schnur gehängt und so umgelegt wurde. Knochen, die zugleich mit derartigen Gegenständen an mehreren Orten Frankreichs gefunden wurden, beweisen, daß die Menschen, die sich ihrer bedienten, Zeitgenossen des Elefanten, Nashorns, Flußpferdes, Renthieres, Riesendamhirsches, Löwen u. s. w. waren. Auch in Spanien kommen solche Funde zugleich mit Resten des Elefanten und Mammut vor. Aehnliche Werkzeuge wie an der Somme finden sich auch in England vor,

woraus man schließt, daß zur Diluvialzeit die großbritannische Insel noch mit Gallien zusammengehangen habe. Auch in Italien haben sie ihren Schauplatz. Was dagegen im Sommethale nicht geglückt (bis auf einen zweifelhaften Kinnbackenknochen), nämlich die Auffindung von Menschengebeinen, das wurde im deutschen Rheinthale zu beiden Seiten des Rheins (Elsaß und Baden) erreicht. Die Schädelbruchstücke von Egisheim im Elsaß sind die ältesten bekannten Menschenreste. Es folgten aber auch in Frankreich und Italien Schädel- und Knochenfunde von Menschen, von denen die ersteren den Langschädeln und erst in jüngerer Zeit den Kurzköpfen angehören, woraus also hervorgeht, daß Europa in der Urzeit wol von Menschen verschiedener Rassen besucht und bewohnt wurde. In den Kurzköpfen wollen ethnologische Forscher Angehörige der mongolischen Rasse erkennen.

Ohne Zweifel hat sich der Urmensch seine aufrechte Haltung im Kampfe mit Thieren angewöhnt, gegen welche er keine Waffen hatte, wenn er nicht die Hände oder mit denselben ergriffene Gegenstände dazu machte. Solche sind zuerst Aeste, Steine, Knochen u. dergl. gewesen, welche mit der Zeit zu Waffen wurden. Die ältesten Formen der letzteren sind Keulen; ihnen folgten Speere und Wurfspieße; auf dem Festlande (auf Koralleninseln, die der Jagdthiere entbehren, nicht) kamen noch später Bogen und Pfeile auf (in der heißen Zone bei Entartung der Menschen Giftpfeile) und wo es viel Steine gibt, Schleudern und ohne Steine Wurfleinen (Lassos). Auch die ältesten Bewohner West- und Mitteleuropa's lebten in beständigem Kampfe mit den gleichzeitigen wilden Thieren, namentlich mit dem Höhlenbären, von dessen Knochen ihre Wohnungshöhlen angefüllt sind. Besonders interessante Funde bot die Höhle von Lherm im Departement der Ariège, welche aus vielen Gängen und Sälen besteht und Knochen von Menschen und wilden Thieren, besonders Höhlenbären, neben Steinwerkzeugen liefert. Es wurden dort auch Kinnladen von Höhlenbären gefunden, welche sowol als Streitwaffe, wie auch als Erdhacke dienten und zu diesem Zwecke besonders zugeschnitzt und verkürzt waren, ebenso andere Knochen desselben Thieres, die ebenfalls zu Werkzeugen benutzt wurden. Dasselbe geschah auch, wie andere Höhlen derselben Gegend zeigen, mit Kinnladen der Höhlenhyäne. Aehnliches ist ferner von über vierzig Höhlen in Belgien zu berichten, welche Schmerling und von sechsundzwanzig, welche Dupont untersucht hat. Ein Kinnbacken aus der Höhle von Naulette an der Lesse in Belgien hat auffallend affenähnliche Form, während solche aus andern Höhlen sich mehr dem menschlichen Charakter nähern. Ein Zeitgenosse dieser Kinnbackenknochen ist der berühmte Schädel aus der kleinen Höhle im Neanderthal an der Düssel bei Elberfeld, dessen lang-elliptische Form, große Stirnhöhlen und vorspringende Augen-

bogen bei flacher und niedriger Stirne, nebſt den dazu gehörenden rieſigen Knochen, einen ſo wilden und thieriſchen Charakter tragen, daß der Beſitzer tief unter den roheſten Völkern der Gegenwart geſtanden haben muß.

Bei Aurignac an der Vezère im Departement der obern Garonne iſt am Abhange eines Hügels eine Grotte entdeckt worden, welche in der Urzeit als Begräbnißſtätte gedient hatte. Leider ſind die aufgefundenen Skelette, ohne daß das Auge der Wiſſenſchaft ſie erblickt, von einem franzöſiſchen Lokalpolizeigenie der Erde — auf Nimmerwiederſehen, — übergeben worden. Bei ſpäterer Nachforſchung fand man vor und in der Höhle Thierknochen von ausgeſtorbenen ſowol als noch lebenden Thieren, die in der Höhle unverſehrt, die außen aber zerſchlagen und abgenagt, dann Geräte, Waffen und Schmuck aus Stein, Renthier- und Hirſchgeweih, Muſcheln und Knochen, beſonders Steinmeſſer, ſowie Topfſcherben, — Spuren eines Todtenmahles! Nach demſelben hatten die Hyänen die Reſte aufgezehrt, die mit einer Steinplatte verſchloſſene Höhle aber, — in welcher den Verſtorbenen Fleiſch für die Reiſe in's Jenſeits aufgeſtellt war, nicht betreten können. Die Benutzung von Kochgeſchirren hat daher ein hohes Alter und in Europa mithin ſchon früh das bei nordamerikaniſchen Stämmen jetzt noch übliche Kochen mittels heißer Steine, manchmal mit Benutzung des Thierfelles als Gefäß, verdrängt. Wir finden noch bei ſolchen Völkern die Verwendung von Aushöhlungen in der Erde zum Kochen, und ſolche müſſen wol zuerſt auf den Gedanken der Verfertigung von Töpferwaaren geführt haben. Doch iſt auch beobachtet worden, daß amerikaniſche Stämme früherer Zeit Korbgeflechte oder hölzerne Geſchirre innen oder außen mit Thon bekleideten; wurde das Korbgeflecht oder Holz vom Feuer verzehrt, ſo blieb ein Thongeſchirr übrig. Mehrere andere Grotten derſelben Gegend und anderer Theile Frankreichs, ſowie auch Englands, boten ähnliche Funde dar. Die Menſchen, deren Reſte in denſelben aufgefunden wurden, waren Zeitgenoſſen der ſchon oben erwähnten Thiere, ſowie ferner des Rieſenbären, des Höhlentigers, des Steinbocks und Renthiers, des Auerochſen und Pferdes, deſſen Gehirn genoſſen wurde, und gehörten einer fremdartigen Raſſe an, die man als mongoliſch zu bezeichnen verſucht hat, was aber beſtritten worden. Ebenſo unſicher iſt die behauptete Verwandtſchaft der Schädel dieſer Höhlen mit denen der Höhle von Engis in Belgien, welche Schmerling fand und beſchrieb. Uns ſcheint am wahrſcheinlichſten, daß die erwähnten Kulturſtätten im Oſten, etwa bis zum Rhein, finniſchen, weiter weſtlich iberiſchen Stämmen angehörten.

In dieſen Höhlen ſind auch bereits Verſuche von Kunſtübung zu finden. Die Wilden von Aurignac hatten verſucht, einem Bären-

zahn die Geſtalt eines Vogelkopfes zu geben, die von La Chaiſe auf Renthiergeweihſtücke Umriſſe eines Pferdes und eines Renthiers zu zeichnen, die von Bize Verzierungen in Form von Dreiecken zu entwerfen. Muſcheln dienten ihnen als Schmuck, und zwar ſolche vom Mittelmeer und vom atlantiſchen Ocean, was bereits auf eine Art von Handelsverkehr zwiſchen beiden Meeren deutet. Bei vielen Völkern, vielleicht alſo auch dort, waren Muſcheln die älteſten und roheſten Löffel. Gabeln hat man unter nicht civiliſirten Völkern blos bei den Fidſchi-Inſulanern gefunden und zwar blos für — Menſchenfleiſch!

Eine zweite Periode der Steinzeit, in welche indeſſen manches bereits erwähnte fallen mag, da es nicht möglich iſt, die Funde völlig genau abzugrenzen, wird als diejenige des Renthieres bezeichnet. Von derjenigen der ausgeſtorbenen Thiere (Mammut, Höhlenbär u. ſ. w.) iſt dieſe Periode ausgewanderter Thiere durch ein zweites, aber beſchränkteres Vorrücken der Gletſcher getrennt, als das erwähnte erſte geweſen. Auf den Rückzug der neuen kleinern Gletſcher (die den heutigen gegenüber aber immer noch rieſenhaft waren) folgte eine große Waſſerflut, welche die niedrigeren Gegenden Europa's bedeckte, und es begann das quaternäre Zeitalter. Das Renthier, das heute nur noch der hohe Norden ſieht, war damals über ganz Mitteleuropa, bis zu den Pyrenäen, verbreitet. Ganz ausgeſtorbene Thiere lebten zwar auch noch, waren aber im Ausſterben begriffen, neben ihnen ſolche, welche Europa nicht mehr kennt, wie Löwe, Nashorn und Antilope, dann andere, die ebenfalls Mitteleuropa, wenigſtens den nicht zum Hochgebirge gehörenden Theil, verlaſſen haben, wie die Gemſe, der Steinbock, das Elennthier, der Moſchusochſe, der Auerochſe, das Murmelthier, neben ſolchen, die noch jetzt bei uns leben, theils nur noch ſpärlich, wie Hirſch, Reh, Wildſchwein, theils häufig, wie Pferd, Haſe u. ſ. w. Außer den Höhlen wurden vom Menſchen überhängende Felſen, unter denen er Hütten baute, als Obdach benutzt, während die Werkzeuge im Ganzen dieſelben blieben, wie in der vorigen Periode, aber ſorgfältiger bearbeitet, und zu denen neben Stein auch häufig Horn, beſonders Hirſchgeweih, ſowie Knochen, verwendet wurden. In einem Kieslager zu Schuſſenried in Schwaben, einer ehemaligen Gletſchermoräne, wurde Moos, das jetzt nur noch im Norden und in den Hochalpen vorkommt, neben bearbeiteten Steinen und Knochen, ſowie Renthiergeweihen gefunden. Unter den Thieren fehlte der Hund, woraus geſchloſſen wird, daß das Ren noch frei lebte und noch nicht gezähmt war. Die Gegenden Mitteleuropa's müſſeu demnach damals eine ähnliche Scenerie dargeboten haben, wie heute Lappland. Beſonders zahlreich ſind die Renthiergeweihe in Mecklenburg gefunden worden. In einer Höhle des Achthals bei Blaubeuern in

Schwaben fand man Pferde- und Renthierzähne, welche durchbohrt waren, wol um als Schmuck getragen zu werden, sowie Pfeilspitzen aus Knochen und Messer aus Feuerstein. Die Jagd dieser Urmenschen galt dem Bären (sowol dem Höhlenbären, als anderen Arten, doch immerhin größeren, als die jetzt lebenden), dem Renthier und Eber. Aehnliche Funde wurde in Mähren und Westfalen gemacht.

Die bedeutendsten Spuren und Reste der Renthierzeit finden sich aber in Südfrankreich. Namentlich sind die primitiven Kunstleistungen der Renthiergallier*) merkwürdig. Die Gegenstände derselben sind in der Regel Thiere, die Form Zeichnungen und Modellirarbeiten, das Material Schiefer, Elfenbein, Geweihe, die Werkzeuge Feuersteine und Bergkrystalle. Man fand in den dortigen Höhlen, von denen wir bereits Erwähnung gethan, Schiefertafelzeichnungen von Höhlenbären, Mammuten, Pferden, Steinböcken, meist aber Renthieren, Geweihzeichnungen von verendenden Hirschen und fliehenden Renthieren, sowie Vögeln und Fischen. Die Thiergestalten sind sehr naturgetreu, Menschenfiguren, zu denen jene Künstler sich verstiegen, fielen jedoch noch sehr kläglich aus. Dagegen finden sich in jenen Höhlen die ersten Spuren des Rechnens, mittels Strichen auf Knochentäfelchen. Interessant ist es, die erwähnten Kunstversuche mit den Raubthieren, Jagden und verschiedenen Scenen zu vergleichen, welche die Eskimos auf ihre Waffen zu zeichnen verstehen. Manche jetzige Völker sind dagegen noch nicht einmal so weit, Zeichnungen zu verstehen und ihre Bedeutung aufzufassen. Auch die Geräte in der Renthierzeit zeigen einen Fortschritt in der Ausführung; Aexte aus Stein finden sich selten noch vor, dafür mehr Messer, Bohrer, Schabeklingen u. s. w., und sind feiner gearbeitet als früher, ebenso Pfeil- und Lanzenspitzen aus Knochen und Geweihen, meist mit Widerhaken theilweise hohl, ebenso Harpunen zum Fischfange, Sägen zur Zertheilung der Geweihe, Pfriemen und Nadeln mit Oehren aus Knochen, Löffel aus Renthierhorn, eine Pfeife aus dem Fußknochen eines Ren, polirte und mit Zeichnung versehene Stangen von Renthiergeweihen, welche man für Kommandostäbe (?) hält, geschnitzte und so in die Form von Thieren gebrachte Handgriffe für Waffen aus Bein u. s. w. Auch in der Grotte von Thayngen bei Schaffhausen

*) Es ist uns unerklärlich, wie bedeutende Forscher sich beikommen lassen konnten, sich des Ausdruckes „Renthierfranzosen" zu bedienen. Da der Name „Franzosen" von „Franken" abgeleitet ist, so sind „Franzosen" vor der Einwanderung der Franken in Gallien eine Unmöglichkeit, und diese Benennung ebenso fehlerhaft, wie die von dem kaiserlichen Verfasser des „Lebens Cäsar's" angewandte, welcher die gallischen Aeduer „Burgunder" nannte. Es ist dies gerade so, wie wenn man die alten Skythen „Russen", die alten Briten „Engländer" und die helvetischen Pfahlbauer „Schweizer" nennen wollte.

sind Renthierstangen mit Skulpturen von Renthieren mit bedeutender künstlerischer Anlage gefunden worden. Reste derselben Periode, in denen aber die Kunst viel spärlicher vertreten ist, finden sich auch in Belgien. Dort hat sich auch eine Begräbnißhöhle (Trou du Frontal bei Dinant) der Forschung erschlossen; die daselbst gefundenen Schädel gehören zu den Kurzköpfen, die Gerippe verraten kleinen Wuchs. Aehnliche Reste der Urzeit lieferten die britischen Inseln.

Die wenigste Befriedigung gewähren die bisherigen Forschungen über die Urzeit der Menschheit in Bezug auf die Kleidung. Die ältesten Menschen trugen, wie die ungebildeten Stämme noch jetzt, gar keine Kleider. Die einfachsten solchen erschuf die Schamhaftigkeit, oft aber auch der Wunsch nach Schmuck oder das Bedürfniß des Schutzes gegen Kälte, — anfangs ohne Zweifel aus Blättern oder Baumrinde, wie noch jetzt in Polynesien. Rauhes Klima zwang zu weiterer Verhüllung. Solche war daher auch bei den Urmenschen notwendig, welche uns beschäftigen. Zwar ist nicht mit Sicherheit ergründet, womit sie sich bekleideten. Daß sie es thaten, beweisen die in den Höhlen von Perigord aufgefundenen beinernen Nadeln und Nähwerkzeuge; am wahrscheinlichsten jedoch bestand die Kleidung aus Thierfellen, wie noch jetzt bei den Bewohnern kühlerer Zonen. In wärmeren Gegenden vertreten deren Stelle bloße Lederschürzen in Gestalt eines Fransengürtels, wie am Colorado in Nordamerika, in Neukaledonien, auf den Fidschi-Inseln und bei den Kaffern.

Auf das Zeitalter des Renthiers folgte nach einer neuen Ueberflutung von Landstrecken mit Wasser, die Periode gewaltsam eingedrungener neuer Völker im Besitze der geglätteten Steinwerkzeuge oder der Steinkelte (wie man sie nach einem unklassischen, spätlateinischen Worte, celtes oder celtis*) — abgeleitet von Caelum, Meißel, und verwandt mit κῆλον, Pfeil — nennt). Werkstätten zur Politur derselben, mithin den Anfang zu eigentlicher Industrie, hat man im westlichen Frankreich gefunden. Die fremdartigen Thiere waren ausgestorben oder ausgewandert und im Wesentlichen nur noch jene vorhanden, welche es gegenwärtig noch sind. Als Wohnungen dienten aber immer noch sowol Höhlen, als überhängende Felsen, erstere auch zu Begräbnißstätten. Die aufgefundenen Schädel zeigen edlere Form als die früheren; man will in ihnen den Völkerstamm der Basken (der alten Iberer) erkennen. Man findet ferner in dieser Periode die ersten Spuren des Brotbackens, dessen Produkte aber noch sehr roh und augenscheinlich den Zähnen der sie Genießenden sehr schädlich waren. Unter den Geräten erscheinen zum ersten Male Perlen

*) Nach demselben nannte sich der berühmte Humanist Konrad Celtes, der ursprünglich Pickel oder Bickel, nach Anderen Meißel hieß.

aus Steinen und versteinertem Holz, Knöpfe aus Alabaster u. a. Leider aber treffen wir hier auch, und zwar in Belgien, — Spuren von Menschenfressern; — verkohlte und mit Werkzeugen zerschlagene Menschenknochen zeugen hiervon, und zwar thaten sie es nicht aus Not, sondern aus Feinschmeckerei; sie waren klein, von der Statur der Lappen und Eskimos, mit zurückliegender Stirn, vorstehenden Kinnnbacken und schiefen Gebissen. Auch in Italien, Portugal, Deutschland und Dänemark hat man Spuren von Kannibalismus gefunden. Denselben erwähnt auch Herodot bezüglich der Massageten und Issedonen, Strabon von Kaukasosvölkern, Hieronymus von den Skoten.

Förmlich in's Große getrieben wurde aber zur Steinzeit die Feinschmeckerei von den Strandbewohnern Dänemarks, sowol Jütlands als der Inseln. Die größte Rolle dabei spielen die noch jetzt das Lieblingsgericht ächter Gourmands bildenden Austern, welche heute dort nicht mehr vorkommen, damals aber in solcher Menge, daß noch jetzt an erhöhten Stellen des Strandes der Meerengen und Buchten unseres nördlichen Nachbarlandes ganze Berge oder wenigstens Hügel von Austernschalen und denjenigen anderer eßbarer Muscheln aufgethürmt gefunden werden, welche Erscheinung die Dänen „Kjökkenmöddinger" (Küchenabfälle) nennen. Zwar sind die Muscheln der Hauptbestandtheil dieser gastronomischen Bauwerke, aber nicht der einzige. Es kommen außerdem noch Reste von Krabben, Häringen, Dorschen, Aalen, wilden Enten, Gänsen und Schwänen, Tauchern (Riesenalken), Auerhähnen, Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Auerochsen, Bibern, Seehunden vor, seltener von Wölfen, Füchsen, Luchsen, wilden Katzen, Mardern und Fischottern, endlich von Hunden, von welchen bereits gezähmten Hausthieren zugleich alle weichen Knochentheile der übrigen Thiere aufgezehrt wurden. In den Küchenabfallhaufen befindet sich ein leerer Raum, worin sich der aus Steinen errichtete Herd unserer Feinschmecker befand, auf dem auch Scherben grober Töpferwaaren gefunden wurden. Auch fehlten darin keineswegs Geräte und Waffen aus Feuerstein, Pfeilspitzen, Aexte, Angelhaken, ferner Geräte aus Hirschhorn, wie Pfriemen, Meißel, Ahlen. Aehnliche Küchenreste berge sind auch in Schonen, Norwegen, England, Frankreich und Portugal, am Golf von Genua, in Nord- und Südamerika, Malakka und auf den Andamanen entdeckt, und in Afrika, am Bahr-el-Ghasal, werden noch heute welche angesammelt.

Andere Zeugnisse der dänischen und schwedischen Urzeit lieferten die dortigen Torfmoore und zwar in der Schicht der in alter Zeit in dieselben gestürzten zahllosen Fichtenstämme, ja selbst noch in derjenigen der Eichen, welche im Verschwinden auf die Fichten folgten, sind Reste der Steinzeit gefunden worden, und zwar im Ganzen von der-

ſelben Art, über welche wir bereits bezüglich anderer Gegenden berichtet haben.

Die Steinzeit iſt es auch, in welcher weitaus die merkwürdigſte Art vorgeſchichtlicher Wohnungen ſchon exiſtirte, welche ſo reich an Funden und Aufſchlüſſen über die Urzeit ſind, daß wir ihrer ſchon des Zuſammenhangs wegen beſonders gedenken werden; wir meinen die Pfahlbauten. Doch gab es gleichzeitig mit denſelben auch Landwohnungen, deren man in der Schweiz, namentlich der nordöſtlichen, auf dem Ebersberge im Kanton Zürich z. B., entdeckt hat, die vorwiegend der Steinzeit angehören. Man fand darin beſonders viele Töpferwaaren, meiſt mit Verzierungen von manigfaltigen Muſtern.

Werke der ſiegreichen, die Renthiermenſchen unterjochenden Raſſe mit den geglätteten Steinwerkzeugen ſind höchſt wahrſcheinlich die Steinbauten und Stein-Denkmäler Galliens und Britanniens. Mit den Namen Dolmen, Kromlech oder Menhir bezeichnet man dort Aufthürmungen und Aufſtellungen mächtiger Steinblöcke, Steinplatten und Steinſäulen (Megalithen) in den verſchiedenſten Formen. Bald ſind einfach horizontale Stücke über vertikale gelegt, ſo daß ſie einen Durchgang bilden, bald ſtellen ſie eine Art von ſteinernen Hütten dar, in denen man, wie in Höhlen, wohnen konnte. Sehr oft ſind ſie Gräber geweſen, da man unter ihnen Gerippe mit Geräten aus der Zeit der geglätteten Steinwerkzeuge und aus der Bronzezeit fand, und zwar von höherer Kunſtfertigkeit als die Arbeiten der Pfahlbauten. Der Verbreitungsbezirk der Dolmen, welche am dichteſten in der Bretagne vorkommen, umfaßt das ganze weſtliche und nördliche Frankreich nebſt Belgien; ähnliche Bauten finden ſich auch in Italien, Griechenland und den Inſeln des Mittelmeers, ſowie in Nordafrika, Vorderaſien und Indien, aber auch im Norden, in Dänemark, Südſchweden, Norddeutſchland und beſonders auf den britiſchen Inſeln. Im ſkandinaviſchen Norden ſind ſie meiſt Gräber (Ganggräber) und haben große Aehnlichkeiten mit den Winterhütten der Eskimos, ſo daß Nilsſon glaubt, ſie hätten im Leben als Wohnungen und nach dem Tode als Grabſtätten gedient. In Schweden ſind Reſte ſolcher Bauten ohne Leichname gefunden worden, dagegen mit Steingeräten, Thongeſchirren, Holzkohlen und Aſche. Näher unterſucht wurden ſolche Steinwerke auf der nordfrieſiſchen Inſel Sylt, welche als Wohnungen gedient hatten und noch behauene, nicht geglättete Steinwerkzeuge enthielten. Aber auch aus Steinen zuſammengefügte Grabſtätten fanden ſich dort und an verſchiedenen Orten Schleswigs. Solche Todtenkammern zählen in Dänemark oft mehrere Stockwerke übereinander. In Frankreich finden ſich Reihen aufgeſtellter Steine, die mit anderen Steinen dachförmig bedeckt ſind und

manchmal noch überdies eine Lage von Erde über sich haben, so daß sie Grabhügel bilden.

Von den Dolmen unterscheiden sich die Menhirs und Kromlechs, einzeln oder in Reihen stehende aufgerichtete Steine. Bei Carnac in der Bretagne stehen elf Reihen solcher, zwischen denen bis 1500 Meter lange Gassen hinziehen. Aehnliches findet sich auch in Westfalen, wo die Externsteine dazu gehören. Kromlechs nennt man die kreisförmige Anordnung solcher Steine; sie findet sich in Dänemark, Deutschland, Bretagne, Sardinien, Spanien und Portugal, namentlich aber in England, wo die kolossalen Steindenkmäler von Stonehenge und Abury in Wiltshire, aus kreisförmig umstehenden Riesensteinen bestehend, die mit horizontalliegenden überdacht sind, auf alte große Tempel zu deuten scheinen. Viele Kromlechs haben sich als Gräber enthüllt, während wir hinsichtlich der Erklärung der Steinreihen auf die jetzige Verwendung solcher bei verschiedenen Völkern angewiesen sind. Noch heute stellen indessen die Khassias in Bengalen Steinreihen, Steinkreise und Steintische auf, und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie sie in Europa aus der Urzeit stammen. Sie dienen abergläubigen Zwecken, meist als Opferstätten, als Denkmäler von Verträgen sowie von Verstorbenen, und werden mit den Schädeln und Knochen der bei der festlichen Aufrichtung geschlachteten und verzehrten Ochsen geschmückt. Aehnliche Denkmäler gibt es in Malabar, am Godaveri, am Kistna und in den Ghats, sie fehlen dagegen am Ganges, Nerbudda und Tapti.

In Südindien werden solche Reihensteine, die man rot bemalt, als Götzen verehrt, was mit verschiedener Form und Stellung der Steine auch bei vielen anderen Völkern der Fall ist. Auch in Europa war der Steindienst eingewurzelt und wurde noch bis tief in das Mittelalter hinein von den christlichen Priestern bekämpft, und zwar gerade in den Ländern der Menhirs und Kromlechs, die daher gewiß Götzen darstellten.

Verwandt mit den Dolmen und Ganggräbern sind die in ganz Europa vorkommenden Hünengräber, welche oft beträchtliche Hügel bilden, in denen mehrere Schichten von Gräbern übereinander liegen, die in den untern Schichten noch Stein-, in den obern aber schon Bronzegeräte enthalten. Die Hünengräber unterscheidet Meinhold in Steingräber und Hügelgräber, die ersteren wieder in Steinkisten, Hünenbetten und unterirdische Grabkammern. Die Steinkisten bestehen aus Steinplatten, die zusammen eine Art von Gefäß oder Kiste bilden. In denselben findet man bald Skelette, bald Urnen mit der Asche verbrannter Leichen. Die Hünenbetten bestehen in einer schwachen runden oder ovalen Erhöhung, deren Rand mit Steinen bekränzt ist. In allen diesen Gräbern, mit Ausnahme der wenig zahlreichen unter-

irdiſchen Grabkammern, ſind daher die Todten, welche bald eine liegende, bald eine ſitzende oder kauernde Stellung einnehmen, auf die Erdoberflächliche beſtattet und das Grab über denſelben aufgeführt, was jedenfalls eine eigentümliche und zwar erhabene Anſicht über die Abgeſchiedenen verrät. Die Stein-, Horn- und Beingeräte und Thongefäße, die in den ober- und unterirdiſchen Hünengräbern gefunden worden, ſind oft von bedeutender Vollendung und zierlicher Geſtalt.

Alle Bemühungen, die Raſſe oder die Völker ausfindig zu machen, denen dieſe Steindenkmale angehören, ſind bis jetzt vergeblich geweſen. Möglicher Weiſe ſind ſie ganz ausgeſtorben. Das Nämliche gilt von den rieſigen Mauerreſten (Kyklopenmauern), die ſich in vielen Ländern finden, ſo auch auf der Länder- und Völkermarke der Vogeſen, und welche auf uralte Kriege und Befeſtigungen hinweiſen, theilweiſe aber auch religiöſe Bedeutung, als Opferſtellen u. ſ. w. haben mögen.

Auf die Steinzeit, in welcher vorzüglich Stein, dann aber auch Holz, Horn und Bein zu Geräten bearbeitet wurde, folgte bei allen Völkern, welche nicht im Zuſtande der Wildheit oder in einem derſelben ſehr naheſtehenden verblieben, die Zeit der Metalle, welche wieder in die Erz- oder Bronze- und in die Eiſenzeit zerfällt. Dieſe verſchiedenen Zeitalter ſind keineswegs genau von einander abgegrenzt, ſondern gingen ſtets und gehen noch immer bei verſchiedenen Völkern nebeneinander her und nicht überall in der nämlichen Weiſe. Ob zwiſchen die Stein- und Eiſenzeit überall eine Bronzezeit gefallen, iſt ungewiß; auch daß es je eine reine Bronzezeit ohne Kenntniß des Eiſens gegeben habe, iſt beſtritten worden, aber gewiß mit Unrecht.

Sowol die Bronze als das Eiſen ſind in verſchiedenen Ländern zu ſehr verſchiedenen Zeiten in Aufnahme gekommen; die Zeit der Einführung des Erzes iſt überall ebenſo unbekannt, wie diejenige des Anfangs der Bearbeitung von Steinwerkzeugen: diejenige der erſten Kenntniß des Eiſens iſt bekannter und fällt bei den meiſten Völkern in die hiſtoriſche Zeit.

Theilweiſe wurden ſchon zur Steinzeit Metalle mit dem Hammer bearbeitet und als Schmuck, wie Goldblättchen oder zu Waffen, wie Meteoreiſen u. ſ. w. benutzt. Die Bekanntſchaft mit dem Kupfer veranlaßte, da dasſelbe allein ſchwer zu bearbeiten iſt, zu ſeiner Miſchung mit Zinn, an deſſen Stelle ſpäter auch Zink oder Blei trat, wodurch die Bronze entſtand. Im Altertum galt Aſien als ihre Heimat. Doch weiſt der Reichtum Weſteuropa's, beſonders der iberiſchen Halbinſel und der britiſchen Inſeln, an Zinn, ebenſogut nach dem Weſten. Die Miſchung empfahl ſich von ſelbſt durch die Beobachtung des Verhaltens der beiden Metalle, von denen das Kupfer langſam, das

aber schnell schmilzt und beide zusammen einen Stoff liefern, e einzeln in jeder Beziehung übertrifft. Die Bemühungen, das Verhältniß der Mischung zu finden, weckten das Nachdenken und Gewerbfleiß und mußten daher eine bedeutende Beförderung der ır mit sich führen; denn es gehörten dazu neue Werkzeuge und ichtungen, deren Herstellung den Erfindungsgeist herausforderte. ie ältesten in Europa gefundenen Bronzegegenstände im Lande gefertigt oder von auswärts eingeführt worden, ist ungewiß; scheinlich ist beides der Fall gewesen, ersteres, wo die Bronzege= einfacher und kunstloser sind, letzteres, wo sie einen vorgeschrit= Kunstsinn und technische Fertigkeiten verraten. Die jüngsten e der Steinzeit legen bereits eine so weit entwickelte Kultur an Tag, indem sie das Vorhandensein des Ackerbaues, des Mahlens Backens, des Webens und verschiedener anderer Gewerbe und zeichnender und modellirender Kunst beweisen, daß die Träger Kultur wol zum Fortschritte reif waren, dem die Bekanntschaft en Metallen einen neuen frischen Antrieb verliehen hat. Das en, das in der Bronzezeit zuerst vorkommt, hat den Menschen den Thieren emanzipirt, deren Felle er ablegte, sobald er durch Flechten von Matten und Körben, worin die Polynesier große gkeit erlangt haben, auf dasjenige von Faserstoffen gekommen was in Aegypten und Syrien schon zu sehr früher Zeit der gewesen, und zwar zuerst in Bezug auf die Baumwolle, dann die Leinwand. Herodot fand den Hanfbau schon bei den Skythen ledien und Persien.

Der Bronzekultur Mitteleuropa's werden wir bei Anlaß der lbauten begegnen. Im Norden unseres Erdtheils wurde sie in umfassenderm Maße erforscht und scheint auch dort länger an= iert zu haben als bei uns. Man unterscheidet zwei Perioden lben, von denen nur die jüngere mit dem übrigen Europa andtschaft zeigt, die ältere aber ausschließlich dem Norden, . Skandinavien und Norddeutschland eigentümlich ist. Nils= hält sie für ein Produkt des Handels mit Phönikern, wofür Adel des Stils und eine Eleganz der Verzierungen spricht, dem Norden in so früher Zeit nicht eigen sein konnten, und in die kurzen Schwertgriffe und engen Armringe, die für re und kleinere Gestalten passen, wie sie wol der Orient, nicht der germanische Norden geboren hat. Es muß daher zwischen europäischen Norden und dem Morgenlande ein lebhafter Handel gefunden haben, über den uns jedoch nichts näheres bekannt ist. ; im Gegensatze zu den friedlichen Pfahlbautenbewohnern müssen Insassen des Nordens einen großen Reichtum an Waffen besessen ı. Die Museen von Kopenhagen und Stockholm enthalten jedes

mehrere hundert der schönsten Bronzeschwerter. Die Klingen sind gegossen, polirt und bisweilen mit Gold belegt, die Griffe mit Bernstein; sonst bestanden letztere aus Horn oder Holz oder aus dem gleichen Stoffe wie die Klinge, nur breiter und nicht scharf. Häufiger noch sind farbige Kitteinlagen (Email) zur Ausfüllung vertiefter Stellen oder eingegrabener Verzierungen, die aus Birkenasche und Harz oder Birkentheer und Bernstein bestanden. Die Scheiden waren von Holz und mit behaartem Leder gefüttert. Außer den Schwertern liefert die Bronzezeit des Nordens Dolche, Bogen und Pfeilspitzen, letztere jedoch seltener, da sie gleichzeitig noch sehr oft aus Flintstein gefertigt wurden. Helme, Schilde und Panzerstücke aus Bronze sind ebenfalls, besonders in Norddeutschland, gefunden worden. Die Helme sind den altitalischen ähnlich, glockenförmig, mit einem Knopf auf der Spitze und scheinen oft inwendig gepolstert gewesen zu sein. Die Schilde sind rund und bestanden oft aus Holz oder Leder mit einer Bronzeplatte nebst Stachel in der Mitte und mit bronzenen Nieten und Knöpfen am Rande. Unter den im Norden gefundenen Werkzeugen der Bronzezeit sind die Schaft- oder Hohlkelte die häufigsten, welche zum Beweise, daß sie in älterer Zeit von auswärts kamen, in derselben vollendeter sind, als in späterer, und als Beil und Meißel, wie als Waffe dienen konnten; neben ihnen findet man Aexte, Meißel, Sägen, Sicheln und Messer, die hingegen dem Norden ursprünglich angehören, indem man auch ihre Gußformen dort findet. Fernere Gegenstände der Ausbeute sind schön verzierte Diademe, Armbänder, Armschienen, Spitzknöpfe, Haarnadeln, Kopf- oder Halsringe, Gewandnadeln und Haften, (Brochen, Fibeln, die in der Bronzezeit nur der Norden kennt und deren Ausführung einen eigentümlichen Geschmack verrät), sowie Glasperlen. Auch Kleidungen aus jener Periode wurden in Dänemark gefunden; sie bestehen aus Röcken, Plaids, Mänteln und Mützen von plüschartigem Wollstoff, aber schlecht genäht, während gewobene Gürtel und gehäkelte Haarnetze sorgfältige Arbeit verraten. Gefäße wurden aus Holz, Thon, Bronze und Gold gefertigt. Von Wohnungen findet sich aus der nordischen Bronzezeit keine deutliche Spur; dagegen sieht man an Felswänden Schwedens Zeugnisse einer Bilderschrift, die von Kämpfen und Siegesfesten zu sprechen scheint; namentlich aber ist die Periode, die uns beschäftigt, reich an Grabdenkmälern. Die Bestattung fand in ausgehöhlten Baumstämmen (Baumsärgen) oder Steinkisten statt und zwar in der Nähe der Wohnplätze; von Kultstätten findet sich jedoch keine Spur vor. Merkwürdig ist eine Grabhügelgruppe bei Pekkatel in Mecklenburg, von der die Sage ging, daß in dem einen Hügel wohnende Unterirdische (Zwerge) „Tafel" hielten und dazu aus dem andern Hügel bisweilen einen Kessel liehen. In der That fand man in dem kleinern Hügel

: Nachgrabung einen großen bronzenen Keſſel auf einem kleinen rrädrigen Wagen; außerdem befanden ſich in dem Hügel eine Menge derer bronzener Gegenſtände (Schwert, Kelt, Pfeilſpitze, Meſſer) d ein maſſiver goldener Armring. Im größeren Hügel fand man iter ein Grab mit verbrannten Gebeinen und Schmuckſachen von ronze und Bernſtein, endlich auch die geheimnißvolle „Tafel", aus mhaltigem Sande, mit Feldſteinen bedeckt, nebſt einem zweiten Keſſel n demſelben Stoffe wie die Tafel, und dabei in einer Mulde aus and einen unverbrannten Menſchenleichnam. Aehnliche Gegenſtände, ffel mit Wagen, fand man auch in anderen Theilen Norddeutſchnds und in Schweden, und ſie waren auch bei den alten Israeliı und bei den Etruskern in Gebrauch. Sie gehören einem alten lt an, die „Tafel" war ein Altar, die Keſſel Opfergeräte, und die berlieferung davon hatte ſich im Laufe der Zeiten durch den Volksund auf die „Unterirdiſchen" übertragen.

Was ſchließlich die Thierwelt der Bronzezeit in Mittel- ſowol, s Nordeuropa betrifft, ſo ſcheint ſie ſich von der heutigen nicht ſentlich unterſchieden zu haben. Ob die erwähnten Bewohner des rdens bereits dem germaniſchen Volksſtamm angehörten, iſt unwiß.

Eine höhere Kultur als die der Bronzezeit war an den Gebrauch s Eiſens geknüpft, der, wie ſchon bemerkt, bei den verſchiedenen ölkern zu ſehr verſchiedener Zeit aufkam. Man hat Anhaltspunkte, ß das Eiſen in Aegypten ſchon mehr als zwei Jahrtauſende vor hriſtus im Gebrauche war und bei anderen morgenländiſchen Kulturlkern nicht viel ſpäter Aufnahme fand, ſo z. B. namentlich in Aſſyn, bei den Griechen wenigſtens tauſend Jahre vor unſerer Zeitchnung, wie die homeriſchen Gedichte beweiſen, bei den Römern on zur Zeit ihrer fabelhaften Könige, bei den Kelten in Gallien d Britannien vor dem zweiten puniſchen Kriege.

Das erſte in Bearbeitung genommene Eiſen war ohne Zweifel s der Meteorſteine (Sideriten), deſſen Anwendung zu eiſernen Geten man bei den Urbewohnern Grönlands fand. Den allmäligen ieg des Eiſens über das Erz entſchied ſeine Härte, Dauerhaftigkeit d Billigkeit, wie ihn ſeine ſchwerere Bearbeitung und ſeine Angreifrkeit durch Roſt verzögerten. Das neue Metall aber ſchien den enſchen ſo wunderbar, daß man ſeinen Urſprung und die Kunſt ner Verarbeitung Göttern, ja ſogar den menſchlichen Eiſenhmieden außergewöhnliche Kräfte, wie z. B. Heilkunde, Zauberei . ſ. w. zuſchrieb. Die erſten Anfänge der Eiſenbearbeitung ſind mmer noch bei afrikaniſchen und aſiatiſchen Völkern zu beobachten; i erſteren gelten Eiſenſtücke als Münze.

Was nun das mitteleuropäiſche Altertum betrifft, deſſen mythiſche

Ueberlieferungen auf die Zwerge als erſte Bergleute und Schmiede hinweiſen, ſo ſind im Jura der Schweiz über vierhundert vorhiſtoriſche Eiſenſchmelzen entdeckt worden, welche der Berner Grubenmeiſter Quiquerez beſchrieben hat. Eine Anzahl derſelben war noch zur römiſchen Zeit, ja ein Theil noch im Mittelalter in Gebrauch, und es erregt Bewunderung, in ſo früher Zeit bei einem von der Welt abgeſchloſſenen Volke eine Induſtrie zu erblicken, die ſo viel Mühe, Zeit, Ausdauer und Material an Holz, Kohlen, Thon u. ſ. w. erforderte.

Unter den Gräbern aus der Eiſenzeit ragen diejenigen zu Villanova bei Bologna und zu Golaſecca bei Mailand hervor. Die Leichname derſelben ſind theils verbrannt, theils nicht, ſo daß alſo Leichenbeſtattung und Leichenverbrennung neben einander beſtanden, letztere wahrſcheinlich bei höher geehrten Perſonen, indem bei den ihr unterworfenen Perſonen reichere Geräte vorhanden waren. Aſche oder Knochen (oder beides) der verbrannten Leichen wurden in Oſſuarien (Knochenurnen oder Aſchenkrügen) geſammelt. An Geräten fanden ſich namentlich kunſtreiche Gewandnadeln, deren Bügel mit Perlen von Bernſtein oder Glasfluß verziert waren, dann Haar- und Nähnadeln, Arm- und Fingerringe, bronzene und eiſerne Meſſerchen, kleine Kugeln und Knöpfe aus Bronze, die wahrſcheinlich, an die Kleider befeſtigt, als Gewichte dienten, um den Faltenwurf zu regeln. Dort ebenfalls gefundene Bronzegeräte von rätſelhafter Form mit dazugehörenden Stäbchen hält man für Muſikinſtrumente, die bei den Beſtattungen gebraucht wurden. Bei Marzabotto zwiſchen Bologna und Florenz iſt eine ganze unterirdiſche Todtenſtadt entdeckt worden mit Steinkiſten u. a. ungewöhnlicheren Gräberformen, verbrannten und unverbrannten Leichen und Grabdenkmälern verſchiedener Form, meiſt Säulen und Pfeiler, theilweiſe mit Bildhauerarbeit. Es fanden ſich da Waffen von Eiſen und von Bronze, ſowie andere Werkzeuge aus beiden Metallen. Schmuckſachen, darunter Filigranarbeiten von Gold und Silber, Perlenſchnurn von Glasfluß und Bernſtein, Fibeln, geſchnittene Steine von bedeutender Kunſt, Glasfläſchchen, Strohgeflecht. Daß dieſe Grabſtätten etruskiſch ſind, beweiſen die darin gefundenen gemalten Vaſen und Schriftproben jenes Volkes. Eine andere etruskiſche Nekropole wurde bei Bologna an das Tageslicht gebracht. Das in beiden gefundene Gelt beſtand in rohen Erzſtückchen. Im Norden der Alpen hat bei Hallſtadt in Oberöſterreich ein Grabfeld von beinahe tauſend Gräbern, in einem abgelegenen Alpenthal, die Aufmerkſamkeit der Altertumsforſcher erregt. Die dortigen Salzwerke müſſen demnach ſeit uralter Zeit Menſchen angelockt haben, ſich dort anzuſiedeln. Ueber ſechstauſend Gegenſtände zeugen von der vorrömiſchen Kultur jenes Ortes. In nicht ganz der Hälfte der Gräber ruhen verbrannte Leichen, manchmal jedoch nur theilweiſe (blos Kopf

oder Oberkörper) und zwar aus den beigelegten Geräten zu schließen, von Reichen wie von Armen. Die Geräte sind von Eisen und Bronze, Gold, Glas, Bernstein, Elfenbein, Thon und verschiedenen Steinen; Silber und Geld fehlen. Die Schwerter sind meist von Eisen, seltener von Bronze, noch seltener von Eisen mit Bronzegriff, letzterer Art dagegen häufig die Dolche, doch auch mit Elfenbeingriff, Bogen und Wurfspieße fast durchweg von Eisen, Beile oder Kelte meist von Eisen, weniger von Bronze. Im Ganzen sind die Waffen wenig zahlreich, viel häufiger die Schmuckgegenstände: Gürtel von Bronze- oder Goldblech mit Unterlage von Leder, und Verzierungen, bestehend in fantastischen Menschen- und Thierfiguren, den italienischen ähnliche Bügelfibeln, Haarnadeln mit großen Knöpfen, welche strahlenförmig eingesteckt waren, Ringe und Spangen von Eisendraht, Bronze, Glas, Horn und Steinen, nicht nur für Arme und Finger, sondern auch für Fußgelenke und Zehen, schöne Bronzegefäße und Eimer, Kessel, Vasen u. s. w., irdene Geschirre von sehr verschiedener Kunstfertigkeit. Die Beschaffenheit der Gegenstände beweist, daß wir es hier mit dem Uebergange aus der Bronze- in die Eisenzeit zu thun haben, und zwar mit einer Zeit bereits regen Handelsverkehrs, welcher Bernstein aus dem Norden und Elfenbein aus dem Süden in die Alpen brachte. Die Bewohner, um deren Gräber es sich handelt, die Taurisker, müssen Kelten gewesen sein, was der ganze Charakter ihrer Geräte beweist. Das Alter der Ansiedelung wird auf tausend Jahre vor Christus geschätzt.

Im Norden ist der Uebergang von der Bronze zum Eisen schroffer und kündet vielleicht an, daß dort beide Metalle von verschiedenen Völkerstämmen angewendet wurden; die germanische Eisenzeit wird uns aber begegnen, wenn wir uns mit den Germanen beschäftigen; denn hier treten wir in die Zeiten historischer Völker ein.

B. Die Pfahlbauten.

Wer vor etwas mehr als zwanzig Jahren behauptet hätte, daß die Urbewohner der Schweiz und anderer mit Seeen versehener Länder ihre Wohnungen auf in den Seegrund eingerammten Pfählen in der Nähe des Ufers errichtet und da gewirtschaftet, gelebt und ihre Jagdbeute verzehrt hätten, der wäre als Narr behandelt und einfach verlacht worden. Und die Spötter wären selbst am meisten verwundert gewesen, wenn man sie erinnert hätte, daß bereits der „Vater der Geschichte“ von Pfahlbauten berichtet und daß solche noch gegenwärtig von sogenannten Wilden auf den Inseln Ostindiens und Australiens bewohnt werden, woran damals bei uns Niemand mehr dachte.

Ganz anders wurde die Stimmung und Ansicht, als im Winter von 1853 auf 1854 bei niedrigem Wasserstande im Zürchersee in der Nähe von Meilen am rechten Ufer desselben in vorher (ungeachtet einzelner Funde) nicht vorgekommener und beobachteter Menge Pfähle und verschiedene im Seeschlamm verborgene Gegenstände zum Vorschein kamen. Die Sache erregte ungeheures Aufsehen; man untersuchte auch die übrigen Seen der Schweiz und trocken gelegte Stellen solcher und fand nach und nach in beinahe allen, die höchstgelegenen Alpenseeen ausgenommen, Spuren und Zeugnisse der „Pfahlbauten". Die größten Verdienste um die Forschung dieser wichtigen kulturgeschichlichen Erscheinung hat sich der Professor Ferdinand Keller in Zürich erworben.

Die ältesten Pfahlbauten gehören der Periode der geglätteten Steinwerkzeuge an, und zwar fallen in der östlichen oder deutschen Schweiz sämmtliche Pfahlbauten in dieselbe. Diese Werkzeuge wurden in den Pfahlbauten selbst bearbeitet, nämlich durch Sandstein geschliffen; ihr Material ist größtentheils ein fremdländisches, wie Diallag, Hornblende, kommt aus Südgallien, anderes, wie Nephrit, sogar aus Asien. Andere Geräte der Pfahlbauten sind aus Horn, besonders Hirschgeweih und Knochen bearbeitet. Auch Töpfe aus Thon wurden in diesen Wohnungen gefertigt. Die Pfahlbauer, deren Kulturzustand ziemlich höher als auf der Stufe der heutigen australischen „Wilden" war, beschäftigten sich außer den genannten Industrieen aber auch mit Weben und Flechten, und zwar so eifrig, daß nach den vorliegenden Funden ein Webestuhl, wie sie ihn benutzt haben müssen, hergestellt werden konnte, — ferner mit Ackerbau, besonders auf Gerste und Waizen, mit Mahlen und Brotbacken. Die Früchte, deren sie sich zum Brote bedienten, waren dieselben wie in Aegypten, so auch die Stoffe, welche sie zur Kleidung verarbeiteten. Sie zogen Obst, theils um es zu essen, theils um Most daraus zu bereiten, wie sie auch vielleicht Bier aus Gerste brauten. Aus Beeren verschiedener Art, wol auch aus Mohn, preßten sie wahrscheinlich Oel. Dazu kam ausgedehnte Viehzucht und Jagd. Es lebten in den umliegenden Wäldern zur Zeit der ältesten Pfahlbauten der Urochs, der Wisent und der Elk, sogar der Steinbock hatte sich noch nicht in die Alpen zurückgezogen; reichlicher waren das Wildschwein und der Hirsch vertreten, seltener Bär, Wolf und Fuchs. Als zahme Thiere finden wir das Pferd, das Rindvieh, die Ziege, das Schaf, das Schwein, den Hund. In den Seeen fanden die Pfahlbauer Seeottern und Biber, wilde Enten, Gänse und Schwäne, Störche und Reiher, Fische mehrerer Arten, Frösche und Schildkröten; aus der Luft schossen sie Adler, Geier, Habichte, Eulen, Staare, Amseln, Tauben u. s. w. herab. Mit den Höhlenbewohnern, deren wir vorher gedachten, theilten sie die

Liebhaberei zu dem leckern Mark der Knochen, die man daher stets zerschlagen findet. In freien Stunden vergnügten sie sich Winters auf der blanken Eisfläche des Sees mit Schlittschuhlaufen auf Pferde- und Rinderknochen, die an die Füße befestigt wurden, wie dies im Norden noch bis vor kurzer Zeit vorkam.

Die Pfahlbauten bildeten Dörfer und kleinere Ortschaften; man hat Stationen gefunden, welche bis sechszigtausend Quadratmeter bedeckten und solche, die auf vierzigtausend Pfählen ruhten. Die Pfähle wurden meist in den Seeboden eingetrieben, oft aber auch an horizontal gelegte Pfähle oder Packwerk (Faschinen) befestigt. Manchmal waren auch Steinhaufen die Grundlagen. Auf das Pfahlgerüst kamen die Hütten zu stehen, deren Boden, aus Brettern bestehend, mit Lehm und Steinen belegt wurde. Leider sind keine Hütten mehr erhalten; daher kennen wir auch ihre Form und innere Einrichtung nicht. Sie sind nebst dem das Wasser überragenden Theile des Unterbaues meist durch Feuer zerstört worden, wie die Beschaffenheit der Pfähle beweist. Diese Brände beförderte wahrscheinlich, wie noch jetzt oft, der furchtbare Föhn. In seichtern Seeen wurden die Pfahlbauten wol in Folge Ueberwucherns des Torfes unbewohnbar. Ueber das Zeitalter, in welchem die Pfahlbauten entstanden, bestanden und zu Grunde gegangen sind, fehlen alle sichern Anhaltspunkte; die ältesten sind sicher ein paar tausend Jahre vor Christus zu versetzen.

Welchem Zwecke dienten nun aber die Pfahlbauten? Diese Frage ist gegenüber der allerdings seltsamen Form dieser Wohnungen aufgestellt worden. Die einfachste Antwort darauf, welche sich zudem auf die in den Pfahlbauten gefundenen Gegenstände stützte, lautet, daß sie eben Wohnungen gewesen, welche die damaligen Bewohner zur Sicherheit vor Feinden, weniger vor wilden Thieren, in den Strandfluten der schönen Seeen aufgeschlagen, wol auch, um leicht der Fischerei obzuliegen und besser den Verkehr mit den Nachbarn pflegen zu können, der auf dem Lande durch die dasselbe noch überall bedeckenden Wälder sehr erschwert war.

Gelehrten Sonderlingen war allerdings diese Lösung, wie Baer richtig sagt, allzu einfach und natürlich. Die originellste Erklärung versuchte in einer ausführlichen und grundgelehrten Schrift Professor Pallmann in Berlin,*) indem er zu beweisen suchte, daß die Pfahlbauten nichts anderes als Stationen einer Handelsverkehrsstraße zwischen Massalia und dem Norden gewesen, in welchen die massaliotischen, italischen, gallischen und selbst karthagischen Kaufleute ihre

*) Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Greifswald 1866. Besonders S. 109 ff.

Waaren auffpeicherten und in Zeiten der Muße verſchiedene Gegenſtände fertigten, die jetzt in den Pfahlbauten gefunden werden, die Seeen aber deshalb zum Aufenthalt wählten, um vor den gegen ihren Schacher erbosten Eingeborenen ſicher zu ſein! Nun bergen aber die Schlammbetten der Schweizerſeeen keine Schätze, deren Handelsvertrieb ſich der Mühe lohnte, und ſind ſo zahlreich, daß die angeblichen Kaufleute die Eingeborenen an Zahl hätten übertreffen müſſen. Aehnliche Fantaſien wie Pallmann producirte auch Franz Maurer, während der Waatländer Blanchet in den Pfahlbauten Prieſteranſiedelungen (!) erblickte. Nun weiß aber ſchon der alte Herodot (V. 16), daß in Thrakien die Anwohner des Berges Pangaion, die Doberer, Agrianen, Odomanten und die Leute am See Praſias ihre Wohnungen auf hohen Pfählen in dieſem See errichteten, zu denen vom Lande her nur eine einzige ſchmale Brücke führte, daß ſie da mittels Fallthüren im Boden der Häuſer fiſchten und ihre kleinen Kinder mit Seilen am Fuße anbanden, damit ſie nicht in's Waſſer fielen. Durch dieſe Art des Wohnens entgingen ſie der Gewalt der Perſer. Hippokrates wußte von Wohnungen über dem Waſſer am Phaſis in Kolchis. Die Bilder der Trajansſäule in Rom zeigen u. A. die Verbrennung eines dakiſchen Pfahldorfes durch die Römer (obſchon kein römiſcher Schriftſteller etwas von Pfahlbauten ſagt). Weiter wurden ſolche Bauten aus altägyptiſcher Zeit am Roten Meere gefunden; Abulfeda kennt welche im ſyriſchen See Agamea; auf Pfählen ſind das ſtolze Venedig, die Koſakenhauptſtadt Nowo-Tſcherkask und die holländiſche Metropole Amſterdam gebaut und im fernen Oſten Bruni, die alte Kapitale von Borneo, und Bangkok, das Häuſer- und Schiffmeer Siams. Unciviliſirte Völker bedienen ſich der Pfahlbauten noch gegenwärtig in Neuguinea, auf den Sunda-Inſeln, im afrikaniſchen Strome Benue, am Tſchadſee. Die Aehnlichkeit der Pfahlbaudörfer der Urbewohner an der Nordküſte Südamerika's mit der Lage Venedig's gab jenem Lande den Namen Venezuela (Klein-Venedig), und auch der Orinoco trägt Wohnungen dieſer Art, die zwiſchen Palmbäumen befeſtigt ſind. Hier finden die Roten Schutz gegen die Mosquitos und die Sonnenhitze, in Afrika entgehen die Schwarzen den Schlangen und der Feuchtigkeit des Bodens, und ſo gibt es noch verſchiedene Beweggründe zu dieſer Bauart; aber überall iſt ihre Beſtimmung die, darin zu wohnen.

Pfahlbauten von der Klaſſe derjenigen in der Schweiz, nämlich vorgeſchichtliche, fanden ſich auch im Süden der Alpen, im Langenſee, im kleinen See von Vareſe, bei Peſchiera im Garda-See, dann in den öſterreichiſchen und bairiſchen Alpenſeeen, in Seeen Savoiens und Südfrankreichs, nordwärts in Mecklenburgs, Pommerns und Brandenburgs Seeen und Mooren und in der Elſterniederung bei Leipzig.

ie ſind, wie die Schweizer Pfahlbauten, von verſchiedenem Alter; nn während die deutſche Schweiz blos die Steinzeit kennt, leben in r franzöſiſchen, ſowie weiter ſüdlich, in Italien und Frankreich, und rdlich, in Baiern und Mecklenburg, auch Bronze- und Eiſenzeit ieder auf, in Brandenburg und Pommern blos die letztere.

Anders als die mitteleuropäiſchen Pfahlbauten ſind die iriſchen rannoges („Holzinſeln") beſchaffen, die zwar dem nämlichen Zwecke ienten, aber aus feſter Maſſe von Steinen und Stämmen beſtehen, ie bald mit dem Ufer durch Brückendämme in Verbindung ſind, bald ber auch nur zu Schiffe erreicht werden können, wie man auch bei iner jeden ſolchen „Inſel" ein Baumſtammboot (Canoe) fand. Sie urden noch in der hiſtoriſchen Zeit bis vor wenigen Jahrhunderten ewohnt und als eine Art Feſtungen benützt. Wieder einen andern nblick bieten die italieniſchen, namentlich in der Emilia vorkommenen „Terramaren" dar, jetzt auf trockenem Lande befindliche Anhäufungen von Erde, Knochen, Gefäßen und verſchiedenen Geräten. Manche halten ſie für ehemals in künſtlichen Waſſerbecken angelegte Pfahlbauten, deren feuchtes Element aber vertrocknet iſt, während der Bau ſelbſt, durch Schutt, Speiſeabfälle, Kehricht u. ſ. w. in eine Anhöhe verwandelt wurde. Andere beſtreiten dieſe Annahme. Die Fundgegenſtände ſind dieſelben wie in den Schweizer Pfahlbauten, und zwar vorzugsweiſe aus dem Bronzezeitalter, nebſt Knochen von allen jetzigen Haus- und Jagdſäugethieren, ſowie vom Bären und vom Stachelſchwein.

Die Pfahlbauten dauerten theilweiſe bis zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft herab; denn ſie erſtrecken ſich nicht nur in die Eiſenzeit, welche in dieſer Periode ihren Anfang nahm, ſondern diejenigen des Neuenburger- und Bielerſees enthalten auch römiſche Münzen, Ziegel und Töpferarbeiten. Wie dieſe Gegenſtände dahin gelangten, und wie es kam, daß die römiſchen Schriftſteller und der ſpätgriechiſche Geograph Strabon nichts von den Pfahlbauten berichteten, während doch Herodot diejenigen in Thrakien ſo auffallend gefunden hatte, — das ſind bis heute Rätſel geblieben. Der letztere Umſtand würde dafür ſprechen, daß die Pfahlbauten geraume Zeit, ehe die Römer mit dem Schauplatze derſelben bekannt wurden, bereits zu Grunde gegangen und vergeſſen waren und daß die in den ſchweizeriſchen Pfahlbauten gefundenenen römiſchen Gegenſtände erſt nach dem Verſchwinden dieſer Bauwerke vom Ufer aus in den See gefallen, der ja überall Pfahldörfer getragen hatte, denn es iſt dies nur im Neuenburger- und Bielerſee der Fall, welche die meiſten Anſiedelungen beſaßen.

Die Pfahlbauleute gehörten ohne Zweifel ſämmtlich — höchſtens mit Ausnahme jener in Norddeutſchland — dem Stamme der Kelten an, und waren mithin die älteſten ariſchen Bewohner Mitteleuropas.

Sie müssen nicht kriegerischer Natur gewesen sein; denn unter den in ihren Wohnungen gefundenen Gegenständen nehmen die Waffen einen sehr geringen Theil in Anspruch. Aus der Bronzezeit finden sich in denselben nur wenig Schwerter, Dolche und Pfeilspitzen, mehr Lanzenspitzen. Zahlreicher noch sind die sog. Kelte, (oben S. 30) beilähnliche Werkzeuge, auch Beilmesser genannt, welche außerdem von Aegypten bis nach Skandinavien vorkommen und zu Handarbeiten sehr dienlich gewesen zu sein scheinen. Die Schmucksachen aus der Bronzezeit sind in den Pfahlbauten und Terramaren sehr einfach, sie beschränken sich auf Arm- und Fingerringe, Knöpfe, Nadeln und Kämme, letztere meist aus Knochen geschnitzt. Die Töpferwaaren, (Schalen, Tassen, Töpfe, Krüge, Urnen) zeigen mehr Feinheit und Manigfaltigkeit als in der Steinzeit, manche haben Zinnstreifen, die mit großer Eleganz angebracht sind, und doch arbeiteten die Töpfer noch ohne Drehscheibe. In den Terramaren haben die Geschirre die Verzierungen oft unten am Boden, so daß sie entweder nach dem Gebrauch umgekehrt aufgestellt oder hoch aufgehängt wurden. Die Verzierungen überhaupt bestanden in Kreis-, Schlangen- und Zickzacklinien, Vierecken u. s. w. Ferner gehörten in diese Periode der Pfahlbauten Angelhaken und Haarnadeln aus Bronze, dann sonderbare Gebilde aus Thon von halbmondartiger Gestalt, welche man für Mondbilder zu religiösen oder abergläubischen Zwecken hielt, Karl Vogt aber als Bänkchen erklärt, welche die Leute, die gleich manchen fernen Völkern der Gegenwart umfangreiche Haarfrisuren trugen, beim Schlafen unter den Kopf legten, um das Haargebäude nicht zu verderben. Damit im Zusamenhange sollen die fast einen Meter langen Haarspieße stehen, mit welchen sich die erwähnten Opfer antiker Modethorheit durch den dichten Haarpelz auf der Kopfhaut kratzten.

Die bereits angedeutete Eisenzeit der Pfahlbauten hat vorzüglich zu La Tène am Neuenburgersee ihre Hinterlassenschaft aufgespeichert. Die Bronze ist dort nur noch schwach vertreten; von Eisen sind Waffen, land- und hauswirthschaftliche Werkzeuge vorhanden. Die Schwerter sind trefflich bearbeitet und zwar durch größere Werkstätten, wofür ausgeprägte Fabrikzeichen sprechen. Die ebenfalls eisernen Scheiden sind mit grotesken Thiergestalten verziert. Andere eiserne Geräte sind Lanzenspitzen, Aexte, dreizinkige Gabeln, Messer, Scheeren, Schabeisen, Kellen u. s. w. Auch die Bügelfibeln sind von Eisendraht, Arm- und Halsringe von Glas, Gold und Bronze.

Dies sind die jüngsten Lebenszeichen der Pfahlbauten. Vor der Berührung mit den Römern schon müssen deren Bewohner ihre nassen Heimstätten aufgegeben und nach dem trockenen Lande verlegt haben, das ihnen doch mehr Raum und dauerhaftere Wohnsitze darbot; auch müssen sie sich bereits so sehr entwickelt haben, um Feinde nicht mehr

ſo ſehr zu fürchten. Und ſo gingen jene ſeltſamen Wohnungen ganz im Stillen zu Grunde, um erſt nach wenigſtens zweitauſend Jahren den Nachkommen ihrer Bewohner von ihrem Daſein Kenntniß zu geben.

Dritter Abſchnitt.

Die Entwickelung des Gedankenaustauſches.

A. Die Sprache.

Ueber die Sprachen der älteſten Menſchen, z. B. der europäiſchen Ureinwohner, und der ſpäteren, immer noch vorgeſchichtlichen, die in den Pfahlbauten und gleichzeitigen Landwohnungen lebten, wiſſen wir nichts. Daß dieſelben jedoch ſämmtlich ſprachen, kann keinem Zweifel unterliegen, indem die Verfertigung von Werkzeugen, wie wir ſie von ihnen beſitzen, das Zuſammenleben, die gemeinſchaftlichen Mähler und die Beſtattung der Todten notwendig einen Gedankenaustauſch erforderten. Die Sprache iſt ſicher jeder andern Kulturäußerung vorangegangen. Beweis dafür iſt, daß auch Thiere eine Sprache, wenn auch keine gegliederte haben, ohne des Feuers und der Werkzeuge kundig zu ſein, daß Völkerſtämme, welche in der Kultur der Arbeit noch auf der tiefſten Stufe ſtehen, doch bereits Sprachen haben, die durch ihren Reichtum und ihre Biegſamkeit mit den vorgeſchrittenſten den Vergleich aushalten, und daß auch ſämmtliche bekannte Völkerſtämme fähig ſind, andere Sprachen, auch die gebildetſten, zu erlernen. Die Sprache hatte ſomit längere Zeit, ſich zu entwickeln, als der Gebrauch der Werkzeuge und des Feuers.

Demnach kennen wir im Gebiete der Sprache nur die Entwickelung in hiſtoriſcher Zeit; denn über die vorgeſchichtlichen Sprachen konnten in Ermangelung einer Buchſtabenſchrift keine Denkmäler hinterlaſſen werden, und die jüngeren Kulturmomente des Menſchen, Wohnung, Werkzeuge und Kleidung, haben daher eine ältere Geſchichte, als die denſelben vorangegangene Sprache. Dagegen ſind jene Kulturmomente vergänglicher und bedeutenden Veränderungen unterworfen, die ſchon in Jahrhunderten ſcharf von einander abſtechen, während die Sprache, iſt ſie einmal ausgebildet, beſtändiger bleibt und nur in unweſentlicheren Punkten der Veränderung unterliegt. Die Wohnungen und Geräte der vorgeſchichtlichen Zeit ſind für die nächſt darauf fol-

gende geschichtliche spurlos verschwunden und zu Grunde gegangen und erst den spätesten Nachkommen war es vorbehalten, sie wieder zu entdecken und der vollkommensten Vergessenheit zu entreißen. Eine solche schroffe Spaltung zwischen früherer und späterer Zeit kennt die Geschichte der Sprache nicht; selbst die sogenannten todten Sprachen leben ununterbrochen bei den gebildeten Nachkommen und selbst bei Völkern andern Stammes fort, und theilweise gehen sie allmälig und unmerklich in Tochtersprachen über, welche sich wieder über ganze Nationen sowol, als in fremde Länder verbreiten. Sprachen aber, welche, ohne weiter bekannt zu werden, aussterben, kann auch Niemand vermissen.

Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß sich die menschliche Sprache allmälig aus einer den sogenannten Sprachen der Thiere ähnlichen Mittheilungs- und Verständigungsform, mittels vieltausendjähriger Entwickelung, herausarbeitete. Die notwendige Voraussetzung der Menschensprache ist das Aufrechtgehen. Erst lernte der Mensch aufrechtgehen und dann sprechen. Jedenfalls lernte er das erstere schon am Herde des Ursprungs der Menschheit; seine ganze Organisation widerspricht der übrigens niemals behaupteten Annahme, daß Menschen in anderer als aufrechter Stellung gewandert wären. Zum Aufrechtgehen bestimmten aber den Menschen vorzüglich sein Mangel an Vertheidigungsmitteln gegen feindliche Thiere und die Notwendigkeit, sich in solchen Fällen der Hände zu bedienen und sich beim Stehen und Gehen auf die Füße zu beschränken. Nachdem der Mensch frei und offen und aufrecht dastand, entwickelte sich die eigentliche (artikulirte) Sprache; in diesem Punkte ist es jedoch sehr ungewiß, ob am Ursitze der Menschheit, oder erst auf den Wanderungen. Erstere Meinung ist neulich von Gerland verfochten,*) welcher für die Veränderlichkeit der Sprache eine Lanze gegen die Ansichten Schleicher's, Häckel's u. A. einlegt und die Annahme sprachloser Urmenschen (Alalen) bekämpft. Eine unvollkommene Sprache, die wir jedoch nicht näher bezeichnen können, hatten die Menschen an ihrem Ursitze ohne Zweifel; ohne eine solche wäre der Entschluß der Auswanderung nicht erklärlich; es handelt sich aber um die ausgebildeten Sprachen, deren große Verschiedenheit auf getrennte Entstehungspunkte hinweist, wenn schon unter den einander unähnlichsten hie und da verwandte Züge vorkommen. Das Erblicken neuer Gegenstände, Meere, Gebirge, Pflanzen, Thiere u. s. w., das Empfinden ungewohnter Temperaturen und Klimate, das Vernehmen neuer Laute, z. B. von Gewittern, Meeresbrandungen, vulkanischen Ausbrüchen, besonders aber von Thieren, alles dies, was die ältesten

*) A. a. O. S. 295 ff.

Menſchen ſowol an ihrem Urſitze, als auf ihren Wanderungen überraſchte, entlockte ihnen Ausrufe der Verwunderung.*) Daß die aufrechte Haltung der Sprachbildung äußerſt günſtig iſt, indem ſie die Luft freier und ſchneller aus- und einzuathmen geſtattet, als die Neigung der Bruſt gegen den Erdboden, ſehen wir klar genug an den Vögeln, welche obſchon auf einer tiefern Stufe der Organiſation, als die Säugethiere ſtehend, doch dieſe an Reichhaltigkeit der Tongebung übertreffen und ſogar menſchliche Rede täuſchend nachahmen können, was kein Säugethier kann. Die aufrechte Haltung und der damit verbundene freiere Gebrauch der Lunge fordern Weſen, denen Stimme verliehen, gewiſſermaßen von ſelbſt zur Artikulirung der Laute auf, wie denn z. B. Taubſtumme aus eigenem Antriebe und ohne Anleitung oft, wie Tylor ſagt, „mehr oder minder artikulirte Laute hervorbringen, mit denen ſie eine beſtimmte Bedeutung verbinden und die ſie, wenn einmal gemacht, in der Folge ſtets im nämlichen Sinne anwenden.“ Auf ähnliche Weiſe müſſen wir annehmen, daß es den Anfangs ſprachloſen Urmenſchen ging. Laute der Verwunderung waren die erſten Schritte zur Ausbildung der menſchlichen Sprache; die Interjektionen ſind die älteſten Worte, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſie aus blos einem oder zwei Lauten beſtehen (o! ah! ach! ei! au! oi! ha! he! ho! hu! u. ſ. w.). Ganz natürlicher Weiſe verbanden ſich mit den Lauten der einfachen Verwunderung ſolche poſitiver und negativer Verwunderung, d. h. der Freude und des Abſcheus gegenüber ungewohnten Dingen (wie noch jetzt bei uns: juchhe! pfui! ꝛc.). Damit hing weiter auch die Nachahmung von Tönen und Lauten zuſammen, welche von den bewunderten, beziehungsweiſe verabſcheuten oder gefürchteten Dingen ausgingen, und zunächſt nach den Interjektionen entſtanden die onomatopoetiſchen Wörter. Die älteſten Sprachen müſſen ganz interjektionsartig und onomatopoetiſch geweſen ſein, ſie müſſen ſich völlig auf die Natur bezogen haben, von welcher der Menſch noch ganz abhängig war. Die ſog. Naturlaute haben ſich ja bis in unſere Zeit erhalten, z. B. unſer brummen, ſummen, ſchnarren, knattern, ſchnattern, bellen, puffen, ziſchen, krachen, klappern, raſſeln, wiſpern, flattern, jauchzen, puſten, gackern, muhen, krähen, wiehern, ſchmatzen, ſchnalzen, und die Namen Kukuk, Kiebitz, Rabe, Krähe, Uhu, Pfau, — Glocke, Klingel, Trommel u. ſ. w. Nach und nach aber begann der Kampf um das Daſein; denn mit der fortſchreitenden Sprachentwickelung hielt auch das Denken Schritt und dieſes

*) Nicht zu verwechſeln mit dem Sinne für Naturſchönheit, der ſich erſt in neuerer Zeit entwickelte. Es handelt ſich um das Erſtaunen, welches ja ſelbſt das Vieh auf der Weide beim Erblicken des Eiſenbahnzuges und welches alle Wilden, zu denen die erſten Weißen kamen, über die Schießgewehre, Kleidung, bleichen Geſichter u ſ. w. kundgaben.

brachte auch die Menschen zum Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit. Je nachdem sie in Zonen und Länder verschlagen oder vertrieben oder in solchen festgehalten wurden (s. oben S. 18 ff.), waren sie genötigt, zu arbeiten, um sich Nahrung, Obdach, Kleidung und Geräte zu verschaffen, und dabei wurden die onomatopoetischen Wörter zu sachbezeichnenden, oder durch solche ersetzt, d. h. sie fingen an, sich mehr auf die bezeichnete Sache, als auf den von derselben ausgehenden Schall zu beziehen, ohne daß es uns jetzt mehr möglich ist zu ergründen, warum für diese oder jene Begriffe, gerade diese oder jene Lautverbindungen gewählt wurden. Wahrscheinlich geschah es oft, daß ein Gegenstand den Namen oder wenigstens einen ähnlichen, der Interjektion erhielt, welche bei seinem Anblicke zuerst geäußert wurde. Die Ausrufe, mit welchen man noch jetzt die Thiere lockt oder vertreibt, ohne daß sie in der wirklichen Sprache letztere bezeichnen, z. B. Loba in der Schweiz für Kuh, Dede für Hund, Miez in Deutschland für Katze, mögen vielfach zu Thiernamen geworden sein.*) Zur Arbeit machte die Menschen die freie Bewegung der nicht mehr zum Gehen dienenden Hände ganz besonders geschickt, und je manigfaltiger diese Bewegungen sowol, als die Produkte derselben im Kampfe mit der äußeren Natur waren, desto reicher wurde auch die Sprache. An die Stelle der Naturlaute traten Sprachwurzeln und abgeleitete Formen, und erstere waren am Ende nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen und immer schwerer nachzuweisen; denn es gibt scheinbar onomatopoetische Wörter, welche sich auf Wurzeln zurückführen lassen, in denen keine Naturnachahmung erkennbar ist, welche jenes daher entweder zufällig sind oder diesen Charakter durch Anlehnung an Naturlaute nach und nach erhalten haben. Zu diesem Fortschritte trug ohne Zweifel auch das sich entwickelnde Familienleben sehr Vieles bei, indem es mit der Arbeit, die ja in engeren Kreisen gemeinschaftlich sein mußte, im innigsten Zusammenhange steht. Die Stellungen der einzelnen Familienglieder erforderten feste Bezeichnungen, welche, wie Vater und Mutter, Bruder und Schwester, noch jetzt zu den einfachsten und ursprünglichsten Wörtern gehören und innerhalb der Sprachstämme in den einzelnen Sprachen engere Verwandtschaft verraten, als die meisten übrigen Begriffsbenennungen. Ja die Namen Vater und Mutter überschreiten die Grenze der Sprachenverwandtschaft, indem die Wörter aus den Wurzeln pa und ma, bald in gleicher Bedeutung, bald umgekehrt, bald nur die eine von beiden, unzähligen, einander sonst ganz fremden Sprachen gemein sind; denn sie gehen unmittelbar aus dem unwillkürlichen Stammeln des Kindes hervor. So heißt

*) Vergl. die ausführliche Darstellung dieses Punktes bei Tylor, Anfänge der Kultur. I. S. 175 ff.

z. B. Vater in verſchiedenen Sprachen uncivilisirter Völker aller Erdtheile: ba, pa, fa, baa, aba, apa, bab, babi, baba, papa, bap, bapa, paba, fafa, wawa, dann wieder da, ada, atta, dada, tada, tata und Mutter ma, ama, amma, mama, memi, mo, omo, eme, na, ne, ene, ina, nana u. ſ. w. Es gibt aber auch Sprachen, in welchen mama Vater und ſolche in welchen papa oder dada Mutter heißt. Es iſt daher auch nicht unwahrſcheinlich, daß hervorragende Familienglieder es waren, welche mit den Bezeichnungen der Gegenſtände voranging- en und von den weniger begabten Verwandten nachgeahmt wurden, und ſo kam es, daß die Sprachen nahe beiſammen wohnender verwandter Stämme unter einander verwandt blieben, während Stämme, die ſich, wenn auch verwandt, doch in weit auseinander liegenden Gegenden niederließen, in ihren Sprachen jeden Zuſammenhang verloren. Das letztere geſchah vorzüglich und im weitgehendſten Maße unter den Uramerikanern, welche zwar unter ſich gleichartigen Wort- und Satzbau, aber durchaus verſchiedene Wortformen haben, während dagegen die Malaien trotz ihrer ungeheuer weiten Verbreitung ſprachverwandt blieben. Es zeigt dies, daß das Meer weit enger verbindet, als die rieſigen endloſen Ebenen der Pampas, Llanos und Prärien und die ebenſo beſchaffenen Urwälder Braſiliens und Nordamerikas. Noch enger aber verbindet die Intelligenz, wie die ariſche oder indogermaniſche Völkerfamilie zeigt, deren Glieder in ihrer Verkettung durch fremde Stämme mehrfach unterbrochen wurden und dennoch das gemeinſame Band hoch ausgebildeter Sprache unter ſich bewahrt haben.

Die Entwickelung der Sprachen von den einfachſten Interjektionslauten bis zu grammatikaliſch gegliedertem Bau hat jedenfalls eine Zeit in Anſpruch genommen, welche aller unſerer Berechnungen ſpottet. So feſt wir überzeugt ſind, daß der Menſch ſprach, d. h. in unterſcheidbaren Lauten und Worten, und wenn es blos ſogenannte Naturlaute waren, ſich verſtändigte, ehe er vom Feuer und von Geräten, ja ehe er von einem geordneten Familienleben etwas wußte, ebenſo feſt ſteht für uns, daß das Feuer längſt ſchon brannte und die Werkzeuge aller Art, wenn auch wol erſt die ſteinernen, in Anwendung waren, als die uns bekannten Sprachen, die lebenden ſowol als die todten, ihre älteſte Form, von der wir etwas wiſſen, erreichten oder, mit anderen Worten, als ſie ein organiſcher Bau zur mündlichen Darſtellung aller den betreffenden Völkern geläufigen Begriffe wurden. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die ausgebildeten Sprachen jünger ſind als die älteren Funde der Steinzeit; daß ſie bei den verſchiedenen Völkern zu ſehr verſchiedenen Zeiten die Stufe der Vollendung erreichten, iſt ſelbſtverſtändlich.

Ein weſentliches Hilfsmittel zur Entwickelung der Sprache waren die Geberden. Die älteſten vorgeſchichtlichen Sprachen nahmen neben

den schon erwähnten Interjektionen und onomatopoetischen Lauten zur Vervollständigung der Gedankenmittheilung in ausgedehntem Maße die Geberdensprache zu Hilfe, wie dies noch jetzt bei den auf tiefer Kulturstufe stehenden Völkern und Individuen der Fall ist. Je weiter die Sprache und die Bildung vorschritten, desto mehr nahmen die Geberden ab. Bei den jetzt an der Spitze der wissenschaftlichen Bildung stehenden Völkern, Deutschen und Engländern, ist die Geberdensprache auf ein Kleinstes beschränkt, während sie bei weiter zurückgebliebenen Völkern Europa's noch sehr stark zur Verständigung mitwirkt, woran freilich auch das lebhaftere Temperament des Südens seinen Theil hat. Wie die Taubstummen genötigt sind (soweit sie nicht sprechen gelernt, was erst eine Errungenschaft der Gegenwart), sich vollständig auf die Geberdensprache zu beschränken, ja dieselbe unter sich auch üben, wenn sie sprechen gelernt haben, und dies auch zwischen Solchen erforderlich ist, welche die gegenseitige Sprache nicht verstehen, so können die Gebildetsten und mit der Sprache in allen Theilen Vertrauten jeder zum Gedankenausdrucke dienenden Hand- und Muskelbewegung entbehren. Die Geberdensprache bezieht sich noch unmittelbar auf die auszudrückenden Begriffe selbst und bedarf keiner künstlichen Herleitung aus denselben; hat es daher die Sprache dahin gebracht, jedem Begriffe seinen bestimmten Namen zu geben, so wird die Wiedergabe der Gegenstände, über die man sich unterhält, durch ihnen selbst, ihrer Gestalt oder ihrem Schall entnommene Verständigungsmittel, also Geberden und sog. Naturlaute, überflüssig. Indessen ist es bekannt, daß die Geberdensprache für den Notfall, und so lange es sich nicht um abstrakte Begriffe handelt, zur Gedankenmittheilung ausreicht. Das humane Bestreben, den Taubstummen und den noch unglücklicheren Blind-Taubstummen die Wolthat des Verkehrs mit Menschen zuzuwenden, hat hierin Großes zu Stande gebracht. Jedermann kann sich überzeugen, wie lebhaft sich Taubstumme durch mit Interjektionen vermischte Geberden unterhalten und wie befriedigt sie über diese Unterhaltung sind. Wir haben auch einst einen Blind-Taubstummen gesehen, mit welchem sich sein Lehrer durch eine blos auf den Gefühlssinn beschränkte Geberdensprache unterhielt und dessen Gesichtszügen man das vollkommene Verständniß ansah. Die Zeichen, welche den gebildeteren Taubstummen unserer Zeit geläufig sind, und von denen jedes einen eigenen Begriff darstellt, indem es denselben gleichsam in einem verkürzten Bilde vor Augen zeichnet, sollen sich auf fünftausend belaufen (das Fingeralfabet gehört nicht hierher), und es werden selbst abstrakte Begriffe damit ausgedrückt. Sehr leicht lernen die taubstummen Kinder diese Geberdensprache, und so wird sie sich auch bei den ältesten sprechenden Menschen, deren tönende Sprache noch nicht ausgebildet war, von selbst

vervollkommnet haben. Es wäre auch nicht undenkbar, daß die Zeichen, welche für gewisse Begriffe bei den verschiedenen Völkern verwendet wurden, durch ihre Gestalt und Anwendung zu den in der Folge entstandenen Namen der betreffenden Begriffe irgend welche Veranlassung geboten haben, deren näherer Hergang uns aber natürlich stets dunkel bleiben wird. Ehe dies geschehen konnte, war allerdings das Vorhandensein einer Anzahl von Wörtern notwendig. Dies waren ohne Zweifel die am häufigsten vorkommenden Haupt- und Zeitwörter, mit welchen die Familien- und Stammhäupter durch Zusammenfügung von Lauten die betreffenden Gegenstände und Thätigkeiten bezeichneten, vielleicht auf der Grundlage von Interjektionen, die auf diese Begriffe irgend einen Bezug hatten. Gab sich dann durch Uebung des Denkens das Bedürfniß nach weiteren Wörtern kund, um die Gedanken klarer darzustellen, d. h. sie zu Sätzen auszubilden, so mögen die Geberden, welche anfangs für diese Ausfüllworte (Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen u. s. w.) angewendet wurden, mittels der Körpertheile oder anderer Gegenstände, auf die sie sich bezogen, die nachherigen betreffenden Lautverbindungen begründet haben. Bei den Taubstummen irgendwo z. B. wird das Wort „noch" durch eine Bewegung der geballten Fäuste dargestellt; in ähnlicher Art mögen solche Wörter auch vor der Ausbildung der Wortsprache ausgedrückt worden sein. Es kam vor, daß Taubstumme von sich aus gewissen Thätigkeiten und Gegenständen theils willkürliche, theils solche Namen gaben, welche mit der für dieselben gebrauchten Geberde Aehnlichkeit hatten. Ein Solcher z. B. nannte das Essen „Mumm", was offenbar daher rührt, daß die Lippen zum Essen und zur Aussprache jener Silbe eine ähnliche Bewegung machen. Solche Wortbildungen mögen bei den Urmenschen auch vorgekommen sein.

Ein großer Mangel der Geberdensprache ist immer derjenige an Beugung der Worte. „Sprechen", „spreche", „sprach", „gesprochen", „Sprache", „Sprecher", „Spruch", „Sprichwort" u. s. w. können in derselben nicht unterschieden werden; es gibt aber auch gesprochene Sprachen, welche der Beugung entbehren, z. B. die ihre Formen durch Agglutination (Anlötung) bildenden ural-altaischen Sprachen, dann die in ihren Wörtern ganz unveränderlichen einsilbigen, wie z. B. das Chinesische, — ja sogar Sprachen, die sich beinahe bis zur Beugungslosigkeit abgeschliffen haben, wie das Englische; — dieselben besitzen dessenungeachtet großen Reichtum in der Ausdrucksweise. Der Geberdensprache fehlt aber auch die Betonung, welche ein wesentliches Element im Verständniß der gesprochenen Sprache ist. Es gibt Sprachen, in welchen die nämlichen Lautverbindungen je nach der Betonung einen verschiedenen Sinn haben, so namentlich mehrere ostasia-

tische und afrikanische, während in den europäischen Sprachen die Synonymen vorherrschen, deren Sinn bald durch die Stellung im Satze, bald durch die Schreibart oder Aussprache bestimmt wird. Sowol die Synonymen, als die Homonymen, welche letzteren einem und demselben Gegenstande nach Bedürfniß verschiedene Ausdrücke widmen, fehlen in der Geberdensprache gleich den meisten abstrakten Begriffen. Das Denken drängte daher notwendig nach Ausbildung der Wortsprache und Zurücktreten der Geberden. Eine Pantomime z. B. stellt wol Situationen und Ereignisse und höchstens Gefühle und Empfindungen dar, aber tiefe Gedanken kann sie nicht äußern, und das nämliche ist der Fall mit der Musik ohne Worte, in welcher nur willkürliche Einbildungkraft oder Spizfindigkeit solche Gedanken suchen kann, welche auf logischer und dialektischer Thätigkeit beruhen.

Die Wissenschaft kann sich durchaus weder der Geberden-, noch einer beugungslosen Wortsprache bedienen*), und so auch die höhere Dichtkunst und Beredsamkeit, während dieselben für das gewöhnliche Leben, für den Gesichtskreis populärer (nicht dogmatischer und historischer) Religion ausreichen; ja in Sachen des Gefühls und Affektes ist die Geberdensprache weit reicher als die Wortsprache. Gleich den Taubstummen beweisen dies die sog. Wilden in ihrem Verkehre mit ihrer Sprache Unkundigen, und man kann ihren Reichtum an Zeichen und Geberden nur bewundern.

Die Geberden sind in der Folge, da sie zum Gedankenausdruck immer überflüssiger wurden, vielfach in den Sitten und Gebräuchen als sinnbildliche Handlungen bei verschiedenen Lebensverhältnissen festgehalten und sogar zu allgemeiner Regel, ja oft Pflicht geworden. Dahin gehört z. B. der Händedruck, Kuß u. a. Zeichen der Begrüßung und Freundschaft, die Verbeugung als Zeichen der Ergebenheit und Demut, oft verbunden mit oder ersetzt durch Entblößung des Kopfes, der Füße u. s. w., das Händeklatschen als Zeichen der Freude und des Beifalls, das Herausstrecken der Zunge als Zeichen der Verachtung u. s. w., welche alle nebst vielen anderen bei den verschiedensten und entlegensten Völkern üblich sind, was oft etwas höchst Ueberraschendes hat. Ebenso auffallend sind direkte Widersprüche zwischen den Zeichen verschiedener Völker. Die Inder winken gerade so zum Kommen, wie wir thun, wenn wir zur Entfernung auffordern; die Türken nicken zur Verneinung und schütteln den Kopf zur Bejahung!

*) Bei den Chinesen, welche in gewissem Maße wissenschaftliche Literatur besitzen, ersetzt die reiche Schrift den Mangel der Beugung. Die Prätensionen der beugungslosen magyarischen Sprache zur Alleinherrschaft in Ungarn müssen ihre Berechtigung erst noch beweisen. Ein Surrogat der Beugung kann die Agglutination oder Sufficirung der uralaltaischen Sprachen zur Not werden.

Die Geographen Plinius und Pomponius Mela behaupten, daß es noch zu ihrer Zeit in Aethiopien Menſchen ohne Zunge (Sprache) gegeben habe, welche ſich durch Winke und Geberden verſtändigten. Ja noch in der neueſten Zeit berichten Reiſende von ſog. wilden Völkern, in Afrika ſowol, als in Nordamerika, deren Sprache „im Finſtern nicht verſtändlich" ſei und der Geberden zur Ausfüllung bedürfe. Braſiliſche Stämme, wie die Puris ergänzen ſtets ihre arme Sprache durch Geberden, namentlich um verwandte Begriffe auszudrücken, für welche ſie nur ein Wort haben. Ja, kommt es nicht oft vor, daß ſelbſt unſere hochgebildeten modernen Sprachen für einen Gedanken kein Wort finden? Wo iſt der franzöſiſche Ausdruck für „Aufklärung", wo der deutſche für das Fremdwort „Kultur"? Die Behörden der franzöſiſchen Schweiz ſprechen von „heimatloses", weil ſie kein Wort in ihrer Sprache haben, welches dieſen eigentümlichen Rechtszuſtand ausdrückt, und um das deutſche „Turnen", das doch zunächſt vom franzöſiſchen „tourner" kommt, wiederzugeben, bedienen ſich die Franzoſen der griechiſchen „gymnastique". Oft freilich ſind ſolche Mängel nur eingebildet, und die Deutſchen übernachten im „Bivouac", wie die Franzoſen das gute alte deutſche „Beiwacht" geraderecht haben, und fahren auf der „Chauſſée" ſtatt auf der Landſtraße. Und wie haben ſich die Gelehrten den Kopf zerbrochen, um aus der franzöſiſchen Korruption für „Eidgenoſſen" (Eugnenots, Hugenotten) einen andern Sinn herauszubringen! Und doch iſt das Wort nur dreihundert Jahre alt! Um ſo eher iſt es erklärlich, daß die älteſten Ausdrücke der Sprachen, welche in vorgeſchichtlicher Zeit entſtanden, ihrem Urſprunge und ihrer Ableitung nach, welche wol oft eine zufällige, oft eine ſinnloſe und für uns lächerliche geweſen ſein mag, nicht mehr gedeutet werden können.

Wie die Wörter, deren ja fortwährend, um die neueſten Entdeckungen und Verhältniſſe zu bezeichnen, neue erfunden und eingeführt werden, ſo ſind aber ſchon die einzelnen Laute nur allmälig in den Gebrauch der Menſchen gekommen. Die Mohawks haben keine Lippenlaute und erklären es für lächerlich, beim Sprechen den Mund zu ſchließen. Die Polyneſier haben nur acht bis zehn Konſonanten. Die Eingeborenen von Braſilien kannten bei der erſten Ankunft der Portugieſen kein f, l und r, daher auch, wie Letztere in ihrer Ergebenheit für Glauben, Geſetz und König meinten, weder fé, noch ley, noch rey. Die Hottentotten haben Schnalzlaute, welche keinem andern Volke bekannt ſind und ihnen jenen, im Lande ſelbſt unbekannten Namen von Seite der Holländer zuzogen. Der dem engliſchen th entſprechende Laut iſt den Deutſchen und vielen andern Völkern unbekannt, die Engländer haben kein ä, ö und ü, ebenſo die Italiener, Letztere und die Franzoſen keinen dem griechiſchen χ und unſerm ch

entsprechenden Laut. Den Chinesen fehlt das allen Völkern mittelländischer Rasse unentbehrliche r, — die Griechen hatten und haben noch kein w, das uns, und als v den romanischen Völkern so wichtig ist, und die Russen entbehren des spiritus asper, unseres h. Es ist nun aber kaum denkbar, daß jedes Volk gerade die Laute, deren es sich heute bedient, auf einmal zusammengebracht habe, sondern weit eher, daß sie ihm nach und nach sozusagen aus dem Munde gewachsen sind, wobei die ethnographischen Eigentümlichkeiten und klimatische Einflüsse mitgewirkt haben müssen, wie ja noch jetzt z. B. Völker ebener Gegengen das rauhe ch der deutschen Schweizer und der Spanier schlechterdings nicht aussprechen können. Das Alfabet jedes Volkes erreichte daher schließlich eine Grenze, bei der es stehen blieb.

Der Wortschatz der Sprachen entstand nicht nur nach und nach, sondern unterlag auch zahllosen Veränderungen im Laufe der Zeit. In der ältern deutschen Sprache hieß wis (weise) soviel wie alt und tumb (dumm) soviel wie jung, Bube jeder junge Mensch, Pfaffe jeder Priester, Dirne jedes Mädchen, Weib jede Frau; sogar „das Mensch" wurde ohne Arg gebraucht; schlecht war ein Homonym von recht (jetzt in diesem Sinne zu „schlicht" geworden), einfältig hieß einfach, niederträchtig soviel wie leutselig, herablassend und in manchen Dialekten uoch heutzutage. Auf veränderter Wortbedeutung und verändertem Wortlaute zugleich beruhen auch die vielen Dunkelheiten in der Ableitung der Orts- und Personennamen, an der oft alle Versuche der Erklärung scheitern. Aberglauben und Vorurtheile haben bei vielen Völkern Wörter zeitweise und für immer verbannt. Bei sog. wilden Völkern befehlen nicht selten die Häuptlinge die Abschaffung eines Ausdruckes und die Einführung eines andern. In der altdeutschen Julzeit sollten die Zwerge oder Elben sich in Mäuse verwandeln, daher man diese Thiere dazumal nicht bei ihrem Namen sondern nur „Bodenläufer" nennen durfte. In Polynesien verschwinden beim Tode eines Königs die seinen Namen bildenden Wörter aus der Sprache; so darf auch eine herrschende Krankheit dort nicht mit dem wahren Namen genannt werden. Aehnliche Gebräuche sind in Australien, Ostafrika, Nordasien und im Feuerlande an der Tagesordnung. So ist daher oft das einen Begriff bezeichnende Wort ein sehr junges und geht in der Geschichte der Sprache nicht bis zu deren Anfängen zurück.

Doch, das sind Ausnahmen. In der Regel steht fest, daß die konkreten, einzelnen Dinge zuerst Namen erhalten und die abstrakten, allgemeinen Begriffe erst mit vorgeschrittener Bildung an die Reihe kommen. Die rohen Jägervölker kennen und benennen trefflich die einzelnen Thiergattungen, welche sie jagen; aber sie haben kein Wort

für die Ordnungen und Klaſſen: Fiſch, Vogel u. ſ. w., und noch weniger für Thier. Dasſelbe iſt der Fall mit den Pflanzen; der Begriff eines Baumes ohne Beſtimmung der Gattung hat keinen Namen, bei den Choctaws in Nordamerika nicht einmal die Eiche, ſondern nur die Schwarz-, Rot- und Weißeiche u. ſ. w., die Huronen verändern das Wort für „eſſen" je nach der Speiſe, die Eskimos das für „Fiſchen" je nach den Geräten. Die Malaien unterſcheiden die Farben, wiſſen aber nicht, was „Farbe" im Allgemeinen iſt. Die jetzt ausgeſtorbenen Tasmanier hatten keine Eigenſchaftswörter, ſondern verglichen die Dinge mit anderen, z. B. das Warme mit Feuer, das Harte mit Steinen u. ſ. w. Viele wilde Völker haben keine Ausdrücke für die Farben. So gibt es denn eine Menge verſchiedener Stufen im Baue der Sprache, welche von unvollkommnerer zu vollkommnerer Organiſation vorſchreiten, ohne daß der Umſtand, ob die Völker auf dieſer Stufenleiter tiefer oder höher ſtehen, mit ihrer Kulturſtufe und ihren civiliſatoriſchen Verdienſten, immerhin die höchſte Stufe ausgenommen, — etwas zu thun hätte, und es iſt gewiß merkwürdig, daß in Bezug auf den Sprachbau die Auſtralier und Hottentotten es weiter gebracht haben, als die hochgebildeten Chineſen! Wahrſcheinlich haben alle Sprachen, wenn auch nicht ſämmtliche, doch mehrere der unter der ihrigen ſtehenden Stufen mit der Zeit durchgemacht.

1) Die niedrigſte Stufe der Sprachbildung nehmen die einſilbigen Sprachen ein, zu denen vor allem das Chineſiſche, dann das Tibetiſche und die hinterindiſchen Sprachen gehören. In dieſen gibt es nur einſilbige Wortwurzeln, die ohne Veränderung aneinander gereiht werden und erſt durch die Anordnung einen zuſammenhängenden Sinn erhalten, wobei die Wortfolge ſtreng vorgeſchrieben iſt.

2) Die Malaien haben ſchon außer den einſilbigen auch mehrſilbige Wurzeln, denen zur Beſtimmung des Sinnes Lautgruppen meiſt vor-, ſeltener nachgeſetzt werden; aber ſie haben weder eine Beugung, noch einen Unterſchied der Wortarten.

3) Die uralaltaiſchen Sprachen im Norden Aſiens und Europa's (tunguſiſche, mongoliſche, türkiſche, ſamojediſche und finniſche Familie) bilden bereits verſchiedene Wortarten durch Anfügen beſtimmter Suffixe an die Wortwurzeln (Agglutination), und zwar hinten an dieſelben, was auch, jedoch mit Modifikationen, in den Sprachen der Auſtralier und Dravidas der Fall iſt. Vorne daran thun ganz dasſelbe die ſüdafrikaniſchen (Bantu- oder Kaffern-)Sprachen. Das Wurzelwort bleibt ſtets dasſelbe, ob das Suffix (beziehungsweiſe Präfix) angehängt iſt oder nicht.

4) Die amerikaniſchen Sprachen ſchreiten zur Verſchmelzung der Wurzeln vor, ſo daß ſelbe nicht mehr unverſehrt von einander

getrennt werden können; sie haben feste Wortarten und bilden Wörter, welche ganze Sätze ausdrücken.

5) Den Anfang mit dem doppelten grammatikalischen Geschlechte machen die Hottentotten, die eigentlichen Neger und die alten Aegypter, während dagegen hier die Wortarten noch nicht unterschieden und die Wurzeln fast nur einsilbig sind.

6) Weit höher stehen die semitischen Sprachen, welche die Stammwörter mit den sinnbestimmenden Lautgruppen fest verschmelzen. Die Beugung ist vollständig und auf bestimmte Formen begründet. Noch vollkommener sind die arischen oder indogermanischen Sprachen, welche drei Geschlechter haben und das Grundzeitwort sein besitzen, wessen sich kein anderer Sprachstamm rühmen kann.

Um aber diese Vollkommenheit zu erreichen, bedurfte es langer Entwickelung, die noch in Sprachresten tieferer Stufe vorhanden ist, welche die höchstorganisirten Sprachen beibehalten haben. Mit Wörtern wie „Hausthür", „Halbdunkel" u. s. w. stehen wir auf der Stufe der Chinesen, mit „Freundschaft", „Wahrheit", „Unschön", „Vorwort" u. s. w. auf jener der agglutinirenden Völker, mit „Herzensfreude", „Männertreue" begegnen wir den amerikanischen Sprachen; mit den Semiten können wir konjugiren: ich habe, du hast, er hat; aber „ich bin" gehört einzig und allein den Indogermanen an.

Für uns und für die Kultur der Menschheit überhaupt hat unter allen Völkerfamilien diejenige der Indogermanen die größte Wichtigkeit, indem ihr viele der wichtigsten Kulturvölker des Altertums und die gegenwärtig die Welt beherrschenden Völker angehören. Es sind auch über die Urgeschichte der Indogermanen allein bisher Forschungen angestellt worden. Aus der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen kann denn auch geschlossen werden, welchen Grad von Kultur ihre ältesten Sprecher besessen haben, ehe sie sich in die einzelnen Völkerstämme theilten, aus welchen sie jetzt bestehen. Welche Begriffe nämlich in allen oder in mehreren nicht nächstverwandten indogermanischen Sprachen verwandte Ausdrücke haben, die kannten auch die ungetrennten Indogermanen, — welche Begriffe in einem Theile indogermanischer Sprachen verwandt dargestellt werden, die kannte dieser Theil, nachdem er sich von den übrigen getrennt, aber sich selbst noch nicht in Völker verzweigt hatte.*) So weiß man aus der übereinstimmenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, daß die Urväter dieser Familie bereits eine Sprachlehre, d. h. Regeln der Wortbeugung und Wortverbindung besaßen. Sie hatten ferner ausgebildete Familienverhältnisse und benannten alle Verwandtschaftsgrade mit

*) Schleicher, die deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttg. 1869. S. 83 ff. Spiegel, Eran. Altertumskunde. I. S. 423 ff.

besonderen bestimmten Namen, was bei tieferstehenden Völkerstämmen nicht der Fall ist. Nicht wie solche nannten sie eine Menge beliebiger Verwandten Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter, sondern nur Die, denen diese Benennungen wirklich zukommen; ja sie kannten schon die Bezeichnungen für weitere Grade, wie Oheim, Muhme, Neffe, Nichte, ja sogar für die Grade der Verschwägerung, wie Schwiegervater, -mutter, -sohn, -tochter, Schwager u. s. w. Es war demnach bei ihnen die Ehe schon eingeführt, ja sogar eine Stammesverfassung und Anfänge des Staatslebens mit Häuptlingen. Sie besaßen als Hausthiere den Hund, das Rind, Schaf und Pferd, bauten Getreide, namentlich Weizen und Gerste, trugen Kleider, kochten und backten, kannten die Metalle und selbst die Schifffahrt, natürlich nur auf Flüssen, zählten bis nahe an tausend, doch dies noch nicht, verehrten den Himmel und die Gestirne und hatten Sagen von diesen Naturmächten, in denen selbe als Götter und Helden oder Dämonen auftraten. Alle Sagen der indogermanischen Völker aber, ihren Ursprung betreffend, weisen darauf hin, daß der Ursitz dieser Völkerfamilie, vor ihrer Trennung in Stämme und Völker, wenigstens in der Nähe, wo nicht geradezu dort lag, wohin wir (oben S. 9 f.) die Urheimat der Menschheit verlegt, und daß die einzelnen Stämme sich ungefähr in der Weise, Richtung und Reihenfolge verzweigt haben müssen, wie wir (S. 15 ff.) angenommen haben.

B. Die Schrift.*)

Weit jüngern Ursprungs als die Sprache ist die Schrift. Sie war die Folge ausgebildeter Sprache und die Voraussetzung der Wissenschaft. Der Verkehr denkender Menschen unter sich mußte mit Notwendigkeit die Entstehung der Schrift herbeiführen. Wie sich dagegen letztere chronologisch zu anderen wichtigen Thatsachen der Kulturgeschichte verhalten mag, ist wol nicht zu ergründen und jedenfalls bei den verschiedenen Völkern sehr ungleichartig. Verwandt ist indessen die Schrift mit der Geberdensprache, indem beide Gedanken durch sichtbare Zeichen darstellen, statt durch hörbare Laute, wie die Wortsprache; die Schrift erzeugt aber bleibende Zeichen, wie die Geberdensprache schnell vorübergehende. Man könnte daher annehmen, daß mit Abnahme der Geberdensprache die Zunahme der Schrift verbunden gewesen, und in der That kann man noch heute sagen: je mehr

*) H. Wuttke, Gesch. der Schrift und des Schrifttums. I. Bd. Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schrifttum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker Leipzig, Joh. Wilh. Krüger, 1872.

die Leute gestikuliren, desto weniger schreiben sie und umgekehrt. Jedenfalls bedurfte die Entwickelung der Schrift einer höhern Kultur, als jene der Sprache; letztere hat alle ihre Voraussetzungen am menschlichen Körper, während erstere fremder Stoffe bedarf, und zwar wenigstens zweier, dessen, auf den, und des Werkzeuges, mit dem geschrieben wird, wozu in höherer Ausbildung noch der Farbestoff kommt, der durch das Werkzeug auf den Beschreibstoff übertragen wird. Aber das ist noch nicht Alles; zum Schreiben bedarf es überdies eines Schriftsystems und einer gehörigen Fertigkeit in Anwendung desselben; beide sind ohne erhöhte Gedankenthätigkeit und organisirte Erziehung nicht möglich.

Die Schrift im engern Sinne entstand daher wahrscheinlich erst in historischer Zeit, d. h. nach der Errichtung aus der Geschichte bekannter Staaten. Doch hat sie im weitern Sinne verwandte Arten des Gedankenaustausches durch bleibende Zeichen, aus welchen in die eigentliche Schrift ein fast unmerklicher Uebergang stattfindet und welche in vorhistorische Zeiten zurückreichen. Je mehr ein solcher Gedankenaustausch überhand nahm, desto „historischer" wurde die Zeit, d. h. um so mehr wuchs die Möglichkeit, daß ihre Zustände und Ereignisse der Nachwelt überliefert wurden. Die „vorhistorische Zeit", wie wir sie nennen, ist nur deshalb nicht historisch, weil sie keine Mittel besaß, Zeugnisse von ihrem Dasein der Nachwelt zu überliefern; mit Ausnahme der Ausgrabungen, welche hier und da Spuren ihres Lebens an den Tag fördern, sind daher über letzteres nur Hypothesen und Kombinationen möglich. Wie anders wäre es, wenn sie bereits eine Schrift gehabt hätte!

Ueberlieferungen wissen von manchen Arten der Einprägung wichtiger Dinge in das Gedächtniß der Menschen, bevor es irgend eine Art von Schrift oder ihr analoger Dinge gab. Dazu gehört namentlich die Form des Gesangs, in welche sogar Gesetze gebracht wurden, dann feste, unabänderliche Formeln, z. B. in den Fragen und Antworten vor Gericht, endlich drastische Gebräuche bei rechtlichen Handlungen, die nicht vergessen werden konnten.

Ein Schritt weiter war die Aufrichtung von Steinen zum Gedächtniß von Thatsachen. Einzelne Steine bezeichneten Grenzen zwischen Grundeigentum, wie noch jetzt, nur noch ohne Inschrift und Wappen; Haufen von Steinen stellten Grabstätten vor; hierher gehören auch die Dolmen, Kromlechs, Hünengräber, Hünenbetten u. s. w., von denen wir im vorigen Abschnitt handelten. Ein zerbrochener Ring galt als Wahrzeichen geschlossener Gastfreundschaft, verschiedene Gegenstände, die ein Bote überbrachte, als solche erhaltener Aufträge, auf Gräber gelegte Geräte als Nachrichten über Stand, Geschlecht u. s. w. des Verstorbenen. Als Schuldschein gilt in Afrika noch jetzt

die Vertheilung zweier Beutel mit gleich viel Maiskörnern zwischen Gläubiger und Schuldner, was allerdings große Gewissenhaftigkeit voraussetzt.

Ein Anfang der Schrift war es bereits, als in Grenzsteine Zeichen ausgehauen oder Gegenstände unter solche vergraben wurden, um die Stellung und Unverrückbarkeit derselben zu sichern. Das war auch der Fall mit dem Aufkommen des Kerbholzes zur Schuld-, Zeit- und Steuerberechnung (neulat. tallia, franz. taille, schweizerdeutsch tellen = steuern), und sodann mit den Hausmarken, welche die Leute ihrem Vieh, Hausgeräte, Waffen, dem gefällten Holze, ja sogar der Jagdbeute einbrannten, in die Ohren der Thiere einhieben oder sonst daran anbrachten. Solche Hausmarken vererbten sich in den Familien und sind unter unsern Bauern noch jetzt gebräuchlich. Damit verwandt und meist sogar identisch sind die Handzeichen, welche des Schreibens unkundige Personen statt ihrer Unterschrift hinsetzen. Aus den Hausmarken entwickelten sich die Wappen sowol, als die Fabrikzeichen. Auch die Steinmetz-, Maler- u. a. Künstlerzeichen gehören hierher.

Unkundigen und Ungebildeten erscheint die Schrift nicht nur als etwas Unbegreifliches, sondern sogar als ein Zauber; sie verstehen den Zusammenhang nicht und glauben daher meist, daß der Gegenstand, auf welchem die Zeichen angebracht sind, wirklich spreche. Schon die ersten rohen Anfänge der Schrift brachten solche Eindrücke hervor, und wir wissen aus Ueberlieferungen uralter Zeiten sowol, als aus den Zuständen uncivilisirter Völker, daß sich an noch unvollkommene Merk- und Wahrzeichen und Sinnbilder bereits abergläubige Meinungen knüpfen, welche die Priester und Zauberer der Fetischreligionen nicht ermangelten auszubeuten. Es war und ist dies noch z. B. namentlich mit geschürzten Knoten der Fall, deren Auflösung zauberhafte Wirkungen sogar auf das Wetter und den Wind hervorbringen sollte. Ein solches zauberhaftes Zeichen ist auch das Kreuz, das schon längst vor dem Christentum bei den verschiedensten Völkern heilig gehalten wurde.

Diese Fetische, welche gegen Zauber schützen oder auch solchen bewirken sollten, wurden überallhin, auf Geräte, Waffen, Wände, Thüren u. s. w. und endlich auf den eigenen Leib gemalt. Es thaten dies die alten Gallier und Briten, es thun es noch die wilden und halbwilden Urbewohner gewisser Gegenden in sämmtlichen Erdtheilen, und die weite Verbreitung dieser Sitte (oder Unsitte) in den entlegensten Strichen der Erde, unter Völkern welche weder in der Sprache etwas Gemeinsames haben, noch auch nur etwas von einander wissen, spricht dafür, daß die seltsamen, fantastischen und großentheils schauerlich anzusehenden Hautmalereien dieser Völker ihrem Ursprunge nach in die frühesten Zeiten zurückreichen, in welchen die Völker und

Stämme noch nicht getrennt waren, sondern gemeinsame Urſitze bewohnten. Die Hautmalereien beſchränken ſich aber nicht auf Fetiſche; auch dienen ſie nicht etwa nur der Abwehr gegen das Ungeziefer oder der Befriedigung deſſen, das bei jenen Völkern den Schönheitsſinn vertritt, ſondern es geht aus den Zeugniſſen Reiſender hervor, daß die Malerei bei verſchiedenen Veranlaſſungen, wie z. B. Krieg, Rache, Trauer u. ſ. w. eine verſchiedene iſt und ausdrücklich auch als ein Schutzmittel gegen böſe Geiſter gilt. Die auf den Leib gemalten Figuren und Farben ſind nach zuverläßigen Berichten ſymboliſch, wie es ja beide, Farben und Figuren, ſelbſt bei den civiliſirten Völkern allgemein ſind; — ſie bedeuten etwas und bilden daher auch eine Vorbereitung oder Vorſtufe zur eigentlichen Schrift. Noch deutlicher liegt dies vor bei der vervollkommneten und unvertilgbaren Hautmalerei, welche durch Aetzen in die Haut hervorgebracht wird und unter dem Namen der Tatuirung oder Tättowirung bekannt iſt. Die bloße Malerei verwiſcht ſich leicht wieder; man geriet daher auf den Gedanken, die Figuren und Farben auf die Haut ſo überzutragen, daß ſie bis zum Lebensende darauf blieben. In allen Erdtheilen gibt es Völker, welche dies durch Einſchnitte in die Haut bewirken, in welche ſie Farben einreiben. Negerſtämme Afrika's tragen in dieſer Weiſe Zeichen im Geſichte, welche ihren Stamm verraten. Ein Geheimbund unter den Suſu in Afrika erkennt ſeine Mitglieder an Einſchnitten im Unterleib, die erfolgreichen Krieger der Betſchuanen ſind durch ſolche im Oberſchenkel ausgezeichnet; in Afrika und Südamerika werden Mädchen nach Eintritt der Mannbarkeit am Unterleibe bezeichnet, in manchen Gegenden auch an Rücken oder Bruſt. Auch die jungen Auſtralier erhalten ſolche Zeichen der Mannbarkeit, nachdem ihnen zum Zeichen derſelben die Vorderzähne ausgeſchlagen worden. Seltener kommt das Einbrennen vor, bei Nordamerikanern und Polarvölkern das Durchnähen der Haut mit farbegetränkten Fäden. Die höchſte Kunſt im Anbringen farbiger Zeichen auf der Haut iſt aber das eigentliche Tättowiren, welches im Einpunktiren beſteht. Dasſelbe übten zwar auch alte Völker Europas, wie die Sarmaten, Thraker, Illyrer, Daker, Pikten, Briten und üben noch viele Stämme der Neger, Aſiaten und Amerikaner, dann die Perſerinnen, die Beduinenmädchen in Syrien u. a. orientaliſche Frauen. Die bedeutendſten Leiſtungen darin haben jedoch die Südſee-Inſulaner aufzuweiſen und unter dieſen die Neuſeeländer und Nukahiwer. Verſchiedene Völker tättowiren ſich an verſchiedenen Körpertheilen; die Nukahiwer thun dies am ganzen Körper, ohne ein einziges Fleckchen leer zu laſſen; ein bei den Birmanen gefangener Albaneſe, der ſich in Europa ſehen ließ, wurde dort wider ſeinen Willen am ganzen Körper tättowirt. Die Farbe iſt hierbei das untergeordnete Element,

denn sie ist fast stets blau, seltener schwarz; die Hauptsache sind die Zeichnungen. Das Tättowiren wird da, wo es am meisten ausgebildet ist, als eine öffentliche und feierliche Handlung betrachtet und mit gewissen Gebräuchen begleitet, namentlich mit Musik, Gesang u. s. w. Die neu Tätowirten sind gefeit (tabu) und müssen sich einer gewissen Diät und Beschränkungen ihrer freien Bewegung unterwerfen. Der tollste Aberglaube knüpft sich überhaupt an die mit der Handlung verbundenen Umstände. An manchen Orten ist überdies die Tättowirung ein Vorrecht gewisser Klassen, und dies kam, nach Herodot, schon bei den Thrakern, nach Pomponius Mela bei den Agathyrsen, nach Isidor von Sevilla bei den Pikten vor. In Neu-Seeland und den Sandwich-Inseln ist die Aetzung ein Zeichen tapferer Thaten. In Tahiti und Nukahiwa wurden die mannbaren Mädchen oder die Bräute tätowirt. Das Tättowiren gibt mithin Kunde von der Persönlichkeit des Tättowirten, von seinem Stamm, Alter, Stand und Glauben und von seinen Verdiensten und vertritt daher gewissermaßen einen Paß oder Heimatschein. Die tättowirten Zeichen haben feste Bedeutung; man fand auf Nukahiwa theilweise dieselben in die Haut eingeätzt, wie in Geräte des Hauses eingeschnitten. Das dem Mose zugeschriebene Gesetz verbot den Hebräern, ihren Leib mit „Buchstaben" zu bezeichnen. So bedienen sich auch die Polynesier im Verkehre mit den Europäern ihrer Tättowirzeichen als Unterschrift, ja sogar Abbildung ihrer gesammten Gesichtstättowirung. Auf Nukahiwa haben die einzelnen Zeichen, mit denen tättowirt wird, besondere Namen. Daß sie auch ihre besondere Bedeutung haben, dafür bürgen manigfache Anzeichen, die mit ihrem Vorkommen bei bestimmten Rangklassen, Würden, Stämmen, bei den Geschlechtern, Altersstufen u. s. w. auch auf Gerätschaften, zusammenhangen, sowie die Bedeutung des Namens, den sie tragen. Für den Umstand, daß das Tättowiren eine Vorstufe der Schrift ist, zeugt endlich auch die Thatsache, daß dasselbe überall, wohin die Europäer kamen und ihre Kultur hinbrachten, mehr oder weniger rasch abnahm und nun nahezu am Verschwinden ist; denn mit Kenntniß der wirklichen Schrift bedurften die früher uncivilisirten Völker ihrer früheren Weise, Gedanken sichtbar darzustellen, nicht mehr. Doch ist nicht zu verkennen, daß eine höhere Kultur auch ohnedies die Wahrzeichen einer tiefern zerstört und daß das Tättowiren mit Annahme der Bekleidung keinen Zweck mehr haben konnte, ausgenommen freilich an Gesicht und Händen.

Es gab indessen und gibt noch mannigfache unvollkommene Surrogate der Schrift, welche den menschlichen Körper nicht behelligen, so namentlich das Ueberreichen von Gegenständen, denen man eine besondere Bedeutung zu ertheilen überein gekommen. Dahin gehört z. B. die Friedenspfeife der nordamerikanischen Indianer als

Zeichen der Freundſchaft, der im alten Schottland herumgeſandte, an einem Ende angebrannte, am andern blutige Stab oder Speer als Kriegszeichen, und ſo manche bekannte ſymboliſche Botſchaften, die oft nicht leicht zu erklären waren. Im alten China, Peru und Griechenland, und vor kurzer Zeit noch in Hawaii, alſo in möglichſt weit auseinanderliegenden Ländern, galten Knoten in Schnüren und anderen Bindeſtoffen als Mittel des Gedankenaustauſches und zwar vorzugsweiſe zur Darſtellung von Zahlenverhältniſſen und Berechnungen; auf ruſſiſchen Meſſen, und an der Sklavenküſte und andern Gegenden Afrika's werden ſie noch jetzt angewendet und unſere Knoten im Taſchentuch ſind ebenfalls ein Reſt davon. Mit der Knotenſchrift verwandt ſind die Wampumgürtel der nordamerikaniſchen Indianer, deren angehängte Muſcheln (Wampum) oder Holzſtücke, bisweilen bemalt und mit Figuren bezeichnet, gewiſſe Bedeutung hatten und als Archive dienten, auch der Jugend feierlich erklärt wurden; im Weſten Nordamerika's leiſteten Rohrbündel mit eingeſchnittenem Zeichen den nämlichen Dienſt. Eine Veredlung dieſer rohen Schriftbehelfe iſt die ſogenannte Blumenſprache (Selam), welche vorzugsweiſe im Morgenlande zu Hauſe iſt, — die poeſiereichſte aller Gedankenmittheilungen. Auch bei uns finden ſich ſchwache Ableger derſelben in Blumenorakel vor. Von dieſen Dingen, welche als ſolche ſchon Gegenſtände darſtellten, war nur ein Schritt zur Bilderſchrift, indem an die Stelle der Gegenſtände ſelbſt, welche etwas bedeuteten, deren Abbildungen traten. Die Spuren und Zeugniſſe einer ſolchen ſind in Felſen u. a. Steine, Bäume, Pfähle u. ſ. w. eingehauen oder darauf gemalt: ſie kommen bei den verſchiedenſten Völkern aller Erdtheile vor, u. a. in Skandinavien, und ihre Deutung iſt mit den größten Schwierigkeiten verbunden und oft ohne Willkürlichkeit unmöglich. Dagegen tritt die Möglichkeit der Entzifferung ein, wo die Verfaſſer oder Mitwiſſenden der Bilderſchrift noch leben, und dies iſt bei den nordamerikaniſchen Indianern der Fall, welche noch gegenwärtig auf abgeſchälten Bäumen Nachrichten für ihre Stammesgenoſſen, auf Steinen Grabſchriften, auf Rindenſtücken Briefe und Bittſchriften, ſowie verſchiedene Eingaben an Behörden u. A. in Bilderſchrift abfaſſen, worin ſie ſich ſelbſt mit dem Totem-Thier ihres Stammes bezeichnen (das auf der Grabſchrift umgeſtürzt erſcheint), die Europäer durch einen Hut kenntlich machen u. ſ. w.*). Solche Bilderſchriften gelten bei den ſie noch übenden Völkern auch als Zauberzeichen und als Illuſtrationen zu Zaubergeſängen. Die höchſte Entwickelung erlangte die eigentliche Bilderſchrift in den Kulturſtaaten Mittelamerikas und Mexiko's, worauf

*) Schoolcraft, history of the Indian tribes of the United States, vol. I. p. 352 ff.

wir bei der Urgeſchichte der amerikaniſchen Völker näher eingehen werden.

Alle dieſe Bilderſchriften waren indeſſen mehr Bilder als Schriften, indem ſie nur die Gedanken, nicht die Worte darſtellten und alſo in jeder Sprache, aber auf Unkoſten der Genauigkeit und Zuverläßigkeit, geleſen werden konnten. Einen Fortſchritt machte die Bilderſchrift, indem ihre Zeichen beſtimmte Worte und Silben, und noch mehr, als ſie einzelne Laute darzuſtellen begannen, auf welcher Stufe jedoch einzig die ägyptiſchen Hieroglyphen wirkliche Bilder beibehielten. Unkenntlich wurden die Bilder nach und nach in der chineſiſchen Wortſilbenſchrift, in der Keil-Silbenſchrift Vorderaſiens und in der aus den Hieroglyphen gebildeten hieratiſchen und demotiſchen Silben- und Buchſtabenſchrift des Nillandes (wir werden dieſe Schriftgattungen mit der Kultur China's, Aegyptens und Meſopotamiens näher kennen lernen).

Die Wort- und Silbenſchrift war indeſſen für vorſchreitende Kultur und Literatur zu ſchwerfällig, weitläufig und unzuverläßig (die Keilſchrift und die Hieroglyphen haben mehrere hundert, die chineſiſche gar über hundertauſend Zeichen). Daher kam bei weiter- und höherſtrebenden Völkern nach und nach eine alfabetariſche oder Buchſtabenſchrift in Gebrauch, welche den doppelten Vortheil darbot, daß die Schrift leichter zu lernen und zu handhaben und zugleich klarer und zuverläßiger wurde. In der alfabetiſchen Schrift ſoll jeder Laut durch ein beſtimmtes Zeichen dargeſtellt werden; es fand jedoch niemals dieſer ſtrenge Grundſatz Durchführung, ſondern in allen Alfabeten gibt es Zeichen für Doppellaute (wie ψ für pſ, ξ für kſ, ζ für tſ u. ſ. w.), doppelte und mehrfache Zeichen für einfache Laute (z. B. ch, sch, *ou* u. ſ. w.), verſchiedene Zeichen für dieſelben Laute (z. B. k und q, f, v und ph, θ und τ, ε und η, o und ω u. ſ. w.) und die nämlichen Zeichen für verſchiedene Laute (z. B. im Lat. v für u und w, i für i und j, im Franz. n für n und den Naſenlaut u. ſ. w.). Genau genommen gibt es zwanzig Laute und ſollte daher nur eben ſo viel Zeichen geben, nämlich Selbſtlaute: a, e, i, o, u, Hauchlaut: h, Lippenlaute: m, b, f, w, Gaumenlaute: ch, g, j, Zahnlaute: sch, s, d, Zungenlaute: l, r, n, und einen zeichenloſen Naſenlaut), wozu für feinere Unterſcheidungen noch je ein Lippen-, Gaumen- und Zahnlaut (p, k und t) kommen, zuſammen alſo 23.

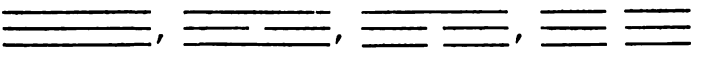
Es iſt zwar ausgemacht, daß die Alfabete aller Völker, die ſich ſolcher bedienen aus dem altphönikiſchen oder althebräiſchen Alfabet umgewandelt ſind; ob aber dieſes durch Anlehnung an eine Bilder-, Wort- oder Silbenſchrift, beziehungsweiſe durch Verkürzung einer ſolchen oder durch willkürliche Wahl von Zeichen entſtanden, iſt ungewiß.

Zu den Zeichen, welche ganze Wörter und Begriffe ausdrücken, gehören indeſſen noch die Zahlzeichen. Bedürfniß ſind ſie nur bei Völkern von einer gewiſſen Bildungsſtufe. Völker ohne Schrift haben auch mangelhafte Zahlenbegriffe. Manche auſtraliſche und amerikaniſche Stämme beſitzen nur Zahlenbezeichnungen bis drei oder vier; ja manche nennen ſchon zwei oder was darüber iſt, ſchlechthin viel. Die Eingeborenen von Kap York u. a. auſtraliſche Stämme haben nur Ausdrücke für eins und zwei und ſetzen die höhern Zahlen aus dieſen zuſammen.

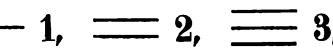
Sämmtliche Völker, ſelbſt die hochgebildetſten, zählen an den Fingern, daher auch alle Zahlenſyſteme in Abtheilungen zerfallen, welche mit der Zahl der Finger (und Zehen) zuſammenhängen. Dieſe Abtheilungen betragen bei den Völkern, welche überhaupt ſo viel Zahlen benennen können, aber in der Kultur nicht hoch geſtiegen ſind, fünf, nach der Zahl der Finger einer Hand. Bei den meiſten civiliſirteren Völkern herrſcht das Dezimalſyſtem oder die Zahl zehn, als die der Finger beider Hände vor. Bei einigen Völkern jedoch, die mehr oder weniger iſolirt geblieben, wird nach zwanzig, der Zahl der Finger und Zehen, gezählt. Letzteres, das Vigeſemalſyſtem, iſt namentlich bei den Kelten und Basken im Gebrauch, daher es ſich auch noch im Franzöſiſchen (soixante-dix, quatre-vingt, quatre-vingt-dix ſtatt des ächt romaniſchen septante, huitante, nonante) und im Engliſchen (im Zählen nach score) erhalten hat. Mit dem Dezimalſyſtem konkurrirte indeſſen oft das Duodezimalſyſtem, von der Zahl der Monate herrührend, begünſtigt durch die leichte Eintheilungsart der Zahl zwölf. Alle Bemühungen jedoch, dasſelbe im Rechnen einzuführen, haben fehl geſchlagen, und es machte ſich nur in der Eintheilung des Tages in Stunden, ſowie in Münze, Maß und Gewicht auf die Dauer geltend. Eine Vermiſchung des Dezimal- und des Duodezimalſyſtems bildet das Sexageſimalſyſtem (indem 60 die erſte Zahl iſt, in welcher 10 und 12 zugleich aufgehen). Es hat ſeine Heimat in Aſſyrien und Babylon und erhielt ſich bis auf unſere Zeit in manchen Münz-, Maß- und Gewichtſyſtemen (wo es jetzt durch das Dezimalſyſtem verdrängt wird) und in der Eintheilung der Zeit und des Kreiſes (360 Grade zu 60 Minuten, zu 60 Sekunden).

Viele wilde Völker verſchiedener Raſſen nennen die Zahl 5 „Hand", 10 „Hände", 20 „Hände und Füße" oder „Menſch", 40 „zwei Menſchen" u. ſ. w. Im Perſiſchen heißt pentscha Hand und pendschi fünf (griech. πέντε). Nun iſt die Darſtellung von Fingern und Händen eine ſo leichte und einfache, wie diejenige keiner anderen Gegenſtände. Für den Finger genügt ein Strich (I), für zwei Finger zwei Striche (II) u. ſ. w., für die Hand oder fünf Finger ein

Winkel, der den Daumen und die übrigen Finger darstellt (V), für beide Hände oder zehn Finger die Verdoppelung dieses Zeichens (X) u. s. w. Es erhellt dies deutlich aus den römischen Zahlzeichen. Die Hebräer und Griechen bedienten sich ihrer Buchstaben als Zahlzeichen. Die indischen oder sogenannten arabischen Ziffern sind wahrscheinlich aus willkürlicher Wahl hervorgegangen. In der chinesischen Schrift bestehen die lange vor Einführung der jetzigen, aus Bilderschrift erwachsenen Charaktere entstandenen Zeichen des ältesten Buches, des dem Fohi zugeschriebenen I-King, Kua genannt, aus mathematisch geordneten und in ihrer Stellung manigfach zusammengefügten Linien:



u. s. w. Dieselben sollen jetzt abstrakte Begriffe vorstellen, ohne daß man jedoch in ihrer Deutung einig wäre. Vergleicht man sie aber mit den ältesten chinesischen Zahlzeichen:



so ist klar, daß sie aus diesen hervorgegangen sind.

Auch in der Keilschrift der Tigris- und Eufrat-Länder sind die Zeichen für Zahlenverhältnisse einfacher und ursprünglicher, als jene für Wörter, Silben und Laute. Ein Keil bedeutet **1**, ein Keilwinkel d. h. die geöffnete Hand, **10**, ein Keil mit einem Querkeil d. h. wol ein auseinander genommener Keilwinkel, **100**. Alle anderen Zusammenfügungen der Keilschrift sind ungleich verwickelter und durchaus willkürlich, daher auch ohne Zweifel später entstanden.

Die Zahlzeichen dienten gewiß zuerst vorzüglich zur Zeitberechnung. Man findet von solcher schon bei Völkern Spuren, welche der Schrift entbehren. Die Papuas von Lobo haben ein Mondjahr von zwölf Monden, welches sie aber mit Rücksicht auf die beiden Monsun-Perioden zu einem Sonnenjahr verlängern. Die Eskimos feiern die Winter-Sonnenwende mit einem großen Feste, wobei Tanz die Hauptrolle spielt, so die Aleuten ein regelmäßiges Fest im Dezember. Die Melanesier des Großen Oceans berechnen die Zeit nach der Beobachtung des Mondes und der damit zusammenhängenden Ebbe und Flut, zählen aber nach Nächten, statt nach Tagen. Diese Zeitrechnungsarten sind auch die Grundlagen der Chronologie der höchstgebildeten Völker geblieben.

Vierter Abſchnitt.

Die Ausbildung des geſelligen Lebens.

A. Familie und Staat.

Das auf der Thatſache des Fortpflanzungstriebes beruhende denſelben veredelnde Verhältniß der Zuſammengehörigkeit im Famil leben kennen zwar ſchon die Thiere und zwar von ziemlich niel ſtehenden Gattungen an. Doch iſt bei ihnen das Verhältniß nur vorübergehendes; es dauert nur ſo lange, bis die Jungen ſelbſtä ſind, und verſchwindet dann. Etwas längere Dauer wie ſie z. bei Affen beobachtet worden, kann nur als Ausnahme gelten. Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit durch das ganze Leben h aber ausſchließlich der Menſch. Ja dieſes Bewußtſein geht bei über das Leben hinaus, was freilich darin begründet iſt, daß Menſch allein Kenntniß vom Tode hat, den kein Thier auch nur a und zwar, ſoviel bekannt, in allen Menſchenraſſen. Es zeigt d auch dieſer Umſtand, daß zwiſchen dem Menſchen und den Thi eine größere Kluft beſteht, als die Naturwiſſenſchaft zu erforſchen Stande iſt.

Es wäre nun allerdings ein ſchönes und beneidenswertes R recht des Menſchen, die Einrichtung der Ehe und Familie nicht allein, ſondern auch allgemein, in allen ſeinen vielen Verzweigu zu beſitzen, und es hat nicht an Verfechtern einer ſolchen Anſicht fehlt, welche viel beſtechendes hat und dem nicht in niedere Sinn keit verſunkenen Menſchen höchſt willkommen ſein müßte. Leider beſtätigt ſich auch hier der thierähnliche Urzuſtand des Menſchen, die Allgemeinheit des Familienlebens iſt ein Traum, aus dem ein häßliches Erwachen beſchieden war. Ehe und Familie ſind überall gefunden, ſondern ſehr oft vermißt worden.

Unverdächtige Zeugen erzählen von den Maſſageten (Herod 216), den libyſchen Auſeern (ebd. IV, 180), und den äthiopi Garamanten (Strabon), von den Griechen vor Kekrops und Chineſen vor Fohi, daß bei denſelben eine Ehe, d. h. daue Verbindung zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes nicht f gefunden, ſondern vollſtändige Zuchtloſigkeit allgemein geher habe. Britiſche Kenner Indiens verſichern, daß die Stämme Nairs und der Tiburs unterſchiedslos in Horden leben und mand ſeinen Vater oder ſeinen Sohn kenne. In Kalifornien ſol Stämme der Eingeborenen geben, welche nicht einmal ein Wort „heiraten“ haben; auch die Einwohner der Königin-Charlotte-

kennen die Ehe nicht. Auf den Andamanen-Inseln leben Mann und Frau nur so lange bis ein Kind geboren und entwöhnt ist, und trennen sich dann wieder, um jedes einen andern Gatten zu suchen. Ferner gibt es Spuren bei manchen Völkern, daß der Hetärismus, wie man diesen scheußlichen Zustand genannt hat, früher geherrscht, aber in seiner unbedingten Geltung abgenommen habe. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die namentlich bei den semitischen Völkern üblich gewesenen Tempelprostitutionen (darüber bei der Kultur von Babylon) hierher gehöre. Dagegen erzählt Herodot (V, 6), daß bei den Thrakern den Jungfrauen das zügellosese Leben gestattet sei, während die verheirateten Frauen streng gehütet werden. Nach Diodor (V, 18) gab sich auf den Balearen bei Hochzeitfeiern die Braut jedem Gaste nach der Reihe preis, dem Bräutigam zuletzt. Garcilaso de la Vega berichtet Aehnliches von den Mantas in Peru und Langsdorf aus Nukahiwa. Bei den Sontals in Indien herrscht jährlich in der zur Ehe bestimmten Zeit sechs Tage lang Weibergemeinschaft unter den Ehekandidaten. Bei den Eskimos kommt Ausleihung der Frauen vor, in Indien und Java und in Theilen Afrika's werden die Hetären hoch geachtet. Aus diesen Thatsachen muß wol auf einstige allgemeine Herrschaft des Hetärismus in den Urzuständen der Menschheit geschlossen werden.

Dem Hetärismus ist indessen im Laufe der Zeiten bei deu meisten Völkern die Ehe gefolgt. Bei den uncivilisirten Völkern besteht dieselbe indessen lediglich in einer Dienstbarkeit oder Sklaverei der Frau, die entweder geraubt oder gekauft ist und völlig entwürdigend behandelt wird. Die Familie besteht auch dort (wie noch bei den alten Römern) lediglich aus den Personen, die dem Hausvater unterworfen sind; die Sklaven gehören dazu, aber die selbständig gewordenen Kinder nicht mehr. In Theilen Afrika's erben auch nur die Familienglieder in diesem Sinne, d. h. die im Hause gebliebenen Kinder und die übrigen Sklaven. Bei ganz rohen Völkern finden daher auch, da die Eheschließung kein Anlaß zur Freude ist, auch keine Hochzeitsgebräuche statt, während solche bei etwas höherstehenden sehr mannigfaltig sind und oft eine symbolische Bedeutung haben.

Zum Zeichen dauernder Vereinigung ist es bei den Bergvölkern im Innern Neu-Guinea's Gebrauch, daß sich Braut und Bräutigam und alle ihre Verwandten die Stirne blutig ritzen. Bei manchen Stämmen Indiens zeichnen sich die Brautleute gegenseitig jedes mit dem Blute des andern. Bei anderen dortigen Stämmen vermält man die Verlobten erst mit zwei Bäumen und dann mit einander selbst.

Den untersten Rassen ist bei der ehelichen Verbindung und auch sonst das Gefühl der Liebe unbekannt. Beide Geschlechter sind kalt und gleichgültig gegeneinander und der Mann betrachtet die Frau nur

als Werkzeug der Fortpflanzung und der Arbeit an ſeiner Statt. Erſt bei Völkern höherer Bildung macht jene beſeligende Regung des Herzens ſich geltend, welche einen Trieb der Natur zu verklären und die Erde zum Himmel umzuzaubern im Stande iſt.

Die von der Natur gebotene Form der Ehe iſt und bleibt die Monogamie; denn das ſtatiſtiſche Verhältniß der Geſchlechter hält ſich die Wage, und wo auch von dem einen oder andern mehr Individuen vorhanden ſind, kommen dennoch niemals zwei oder mehr Frauen auf einen Mann oder umgekehrt. Auch wo die Polygamie erlaubt iſt, wie bei beinahe allen nicht chriſtlichen Völkern aller Zeiten, mit Ausnahme der alten Griechen, Römer und Germanen, iſt ſie thatſächlich auf die Reichen und Vornehmen beſchränkt, während die große Mehrheit keinen Gebrauch davon macht, und begründet dadurch an ſich ſchon eine höchſt verletzende Ariſtokratie, während ſie auf der andern Seite jede Seelengemeinſchaft der Gatten und jedes wahre Familienleben unmöglich macht. Vollends naturwidrig und ekelhaft ſind die freilich nur vereinzelt (in Indien bei den Dravidas und in Tibet) und meiſt nur unter Brüdern vorkommende Polyandrie und vielleicht ebenſo widerlich die Stellvertretung, indem bei manchen Völkern z. B. in Vorderindien bei den Reddies, ein Mädchen einen kleinen Knaben heiratet und dann mit deſſen Vater oder auch einem andern Mann ehelich lebt. Es gibt noch andere derlei Verhältniſſe, die ſehr nahe an Proſtitution ſtreifen. So wird bei den Todas des Nilagiri-Gebirges nicht nur die Frau eines Mannes auch diejenige aller ſeiner Brüder, ſondern auch ihre Schweſtern werden von ſämmtlichen Brüdern, als ihre Frauen betrachtet, womit ein Schritt zurück zum Hetärismus geſchieht. Das erſte Kind gehört dem älteſten Bruder, das zweite dem zweiten u. ſ. w. Auch bei den Tottiyars in Indien beſitzen Brüder, Oheime und Neffen ihre Frauen gemeinſam. Dagegen gibt es viele Völker in allen außereuropäiſchen Erdtheilen, bei welchen es der Anſtand erfordert, daß Mann und Frau nach der Eheſchließung noch einige Zeit getrennt leben oder ſich nur insgeheim und bei Nacht treffen dürfen. Die Monogamie iſt demzufolge unter den Kulturvölkern die thatſächlich herrſchende Form der Ehe, und die höheren Kulturſtufen beſtrafen ſchon die bloße Bigamie als Verbrechen, und zwar mit Recht, als einen Betrug, nicht nur um ſchnöden Mammon, ſondern um Ehre, Liebe und Vertrauen.

Fragt ſich nun, wie die frühere Weibergemeinſchaft oder der Hetärismus in die Ehe, ſei ſie nun mono- oder polygamiſch, übergegangen, ſo muß muß als die Veranlaſſung hiervon, im Hinblick auf die Sitten und Gebräuche der Völker, der Weiberraub angegeben werden. Er war das einzige Mittel, dem Einzelnen eine eigene Frau zu verſchaffen. Dieſe müßte natürlich, weil zu Hauſe Alle Alle

hörten, von außen her genommen werden, aus einem andern Stamme, d so entstand, da der Raub Nachahmung fand, die Exogamie, die je zwischen Fremden, im Gegensatze zur spätern Endogamie, der je zwischen Stammgenossen. Der Mädchen- und Weiberraub findet h noch immer bei Stämmen der verschiedensten Rassen, und zwar t mit der empörendsten Gewaltthat, ja mit schweren Mißhandlungen rbunden, die von nichts weniger als Liebe zeugen. Solche Greuel mmen bei den Australiern, auf Bali, bei den Karaiben u. s. w. r. Daß der Weiberraub, wenn gleich nicht in so barbarischer Weise, ch im alten Hellas und Rom vorkam, zeigen die Sagen von Helena d den Sabinerinnen. Mit der Zeit milderte sich diese Unsitte und t bei vielen Völkern nur noch zum Scheine da, wird aber immer ch dramatisch als ein Haupttheil der Hochzeitsgebräuche aufgeführt, b bei drawidischen Stämmen in Vorderindien, in Malakka, Neuseeland, auf den Fidschi-Inseln, bei den Tunguſen, Kamtschadalen, Kalmücken, Mongolen, in Korea, bei den Eskimos, den nordamerikanischen Rothäuten, bei südamerikanischen Stämmen, den Kaffern und mehreren Negervölkern, in Arabien, am Kaukasus, ja bis vor mehr oder weniger Zeit noch in vielen europäischen, namentlich den slavischen Ländern. An manchen Orten, z. B. in Kanada, Abyssinien und Nordfriesland ist der Scheinraub abgeschwächt, aber noch erkennbar, indem der Bräutigam die Braut in sein Zelt oder Haus trägt oder hebt. Aus diesem geht hervor, daß einst schlechterdings bei sämmtlichen Völkern der Weiberraub üblich gewesen sein muß.

Wahrscheinlich entstammt demselben die früher hier und da bei wilden Völkern gefundene grauenhafte Unsitte, die neugeborenen Mädchen zu todten, um sie dem Raube zu entziehen, den man doch selbst an andern Orten ausführte. Es kann aber auch Nahrungsmangel hierzu geführt haben. Der hieraus entstehende Weibermangel mag zur Entstehung der Polyandrie Anlaß gegeben haben. An die Stelle des Weiberraubes trat indessen, wo dieser aufhörte, oder zum Schein wurde, der Weiberkauf. Derselbe kommt in verschiedener Gestalt vor; bald kauft der Mann die Frau, bald kauft der Vater eines Mädchens einen Schwiegersohn; dort ist die Frau die Sklavin des Mannes, hier der Mann der Sklave des Schwiegervaters. Oft aber kommt auch ein Vertrag vor, worin sich beide Theile gleichmäßig zu Leistungen verpflichten. Auf Sumatra gibt es alle drei Arten.

Der zur allgemeinen Uebung gewordene Weiberraub hatte, wie gesagt, die Exogamie zur Folge. Als Gesetz machte diese auf geeigneter Sittenstufe den Mädchenraub überflüssig; nur als Ceremonie wurde er beibehalten, bei den rohesten Völkern aber in ganzer Scheußlichkeit. Zu den Letzteren gehören die Australier. Ein Stamm derselben, die Kimilaroi, hat ein merkwürdiges exogamisches Gesetz. Er

theilt sich in zwei Stände, einen vornehmern und einen geringern. Jeder derselben hat wieder zwei Abtheilungen, von denen jede einen bestimmten Namen für das männliche und einen bestimmten für das weibliche Geschlecht hat. Wol dürfen sich die Vornehmen mit Gemeinen vermählen, aber ein Mitglied der ersten Unterabtheilung des einen Standes nur mit einer Frau aus der zweiten Unterabtheilung des andern, und so umgekehrt, — anders nicht Die Kinder folgen dem Stande der Mutter, nehmen aber die Namen derjenigen Abtheilung des Standes an, welcher die Mutter nicht angehörte. Andere Stämme der australischen Eingeborenen kennen wieder andere Beschränkungen der Ehe. Mehrere Völker Nordasiens und Nordeuropa's, wie z. B. Tunguſen, Ostjaken, Samojeden und Lappen, verbieten die Heirat zwischen Gliedern der nämlichen Familie, und so auch mehrere amerikanische und afrikanische Völker. Die Irokesen hatten ähnliche Heiratsgesetze wie die erwähnten Australier. Jede ihrer Nationen hatte acht Stämme, die in zwei Reihen von je vier Familien zerfielen, welche die Namen von Thieren führten. Niemand konnte eine Frau aus derselben Reihe nehmen, sondern nur aus der andern. Aehnliche Vorschriften bestehen noch bei den Indianern am Nootka-Sund und bei südamerikanischen und vorderindischen Völkern. Bei mehreren amerikanischen Völkern, z. B. bei den Abiponen, in Yukatan u. s. w., sowie in Sumatra und bei den Hindu dürfen sich die Nachkommen von Brüdern oder von Schwestern bis in das fernste Geschlecht hinaus niemals heiraten, wol aber schon der Sohn des Bruders die Tochter der Schwester und umgekehrt.

Auch in China ist die Ehe zwischen Gliedern derselben männlichen Linie verpönt, weniger streng zwischen Solchen der weiblichen Linie; auch zwei Brüder dürfen dort nicht zwei Schwestern heiraten, noch der Sohn die Tochter erster Ehe seiner Stiefmutter. Aehnliches kommt in Siam vor, wo dagegen der König seine eigene Schwester freien darf, wie im alten Aegypten, Persien und Peru. Kurz, wir treffen Beispiele der Exogamie auf der ganzen Erde. Weit seltener ist die Endogamie oder Beschränkung der Ehe auf Glieder desselben Stammes; sie kommt in Nordamerika, Java, Ostindien u. s. w. vor.

Auf solchen Kulturstufen, wie die, welche die Exo- und Endogamie üben, herrscht zudem das Gesetz, daß die Verwandtschaft nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter bestimmt wird, d. h. das Kind folgt dem Stamme der Mutter, sei es daß noch vom Hetärismus her das Gefühl der Unsicherheit bezüglich der Vaterschaft herrscht, sei es daß die Mutter als dem Kinde näher stehend betrachtet wird.

Eine Folge dieser Anschauung ist das Neffen- und Nichtenerbrecht, welches wir bei Völkern des Altertums (Etrusker, Karer u. s. w.)

und bei ſolchen Afrika's, Amerika's, Auſtraliens und Oſtindiens finden, wo nicht die eigenen Kinder des Verſtorbenen, ſondern jene ſeiner Schweſter erben, indem nur die Mutterſchaft als ein Anzeichen wahrer Blutsverwandſchaft gilt. In Polyneſien pflanzen ſich Adel und Fürſtenwürde in weiblicher Linie fort. So erzählt auch Tacitus von den Germanen, deren Sittenreinheit er doch ſo ſehr rühmt, daß die Kinder den mütterlichen Oheimen lieber waren, als den Vätern, was indeſſen vielleicht, und wol auch anderswo, von der Achtung herrührt, in welcher die Frauen ſtanden.

So iſt es bei den roten Nordamerikanern, welche der Exogamie huldigen, Geſetz, daß die Kinder dem Stamme der Mutter folgen, ſodaß alſo der Sohn ſtets einem andern Stamme angehört als der Vater, der Neffe hingegen dem nämlichen wie ſeiner Mutter Bruder, Letzterer übt auch im Weſentlichen die Vaterrechte aus. Aehnliche Beiſpiele gibt es in Menge. Die Lykier, Lokrer und Xanthier nannten ſich, wie Herodot, Polybios und Plutarch erzählen, nach ihren Müttern, und ſo thun noch die Anwohner der Hudſonsbai und der Goldküſte, in Auſtralien und auf mehreren Inſelgruppen der Südſee. In Borneo, Guyana und Kamtſchatka tritt ebenſo der Mann in die Familie ſeiner Frau.

Die aus dieſen Zuſtänden hervorleuchtende Unſicherheit der Verwandtſchaft ſpricht auch aus der bei ſo vielen Naturvölkern herrſchenden Sitte der Adoption. Man findet ſie bei den Eskimos, Fellatahs, Tonga-Eiländern u. a. Polyneſiern, Tſcherkeſſen, Abyſſiniern u. ſ. w., und die Adoptirten erben ſogar mit Ausſchluß der wirklichen Kinder. Bei den Tſcherkeſſen iſt die Ceremonie damit verbunden, daß die adoptirende Frau dem Pflegekinde die Bruſt reichte. Bei den alten Römern mußte ſie ſich als Gebärende ſtellen. Wie der Uebergang der Verwandtſchaft und Erbfolge von der weiblichen auf die männliche Linie oder von der Mutter auf den Vater ſtattfand, iſt nicht bekannt; jedenfalls war eine gewiſſe höhere Kulturſtufe dazu erforderlich. Doch ſchon bei manchen tieferſtehenden Völkern befindet ſich zu dem Mutterrecht in ſcharfem Gegenſatze eine Gewohnheit, welche geradezu dem Vater eine innigere Verwandtſchaft mit dem Kinde zuſchreibt als der Mutter und demzufolge auch keine Spur von Zweifel an der Vaterſchaft aufkommen läßt. Dieſe Gewohnheit, welche bereits die Monogamie vorausſetzt, iſt das ſogenannte Wochenbett der Männer, die „Couvade“. Auf Borneo und bei mehreren Völkern der Polarländer, ſowie Südamerika's und Afrika's iſt es Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes die Mutter ſofort wieder an ihre Geſchäfte geht, der Vater aber ſich niederlegt, ſich krank ſtellt, Beſuche empfängt, eine gewiſſe oft ſehr ſtrenge und äußerſt magere Diät beobachten und ſich verſchiedenen abergläubiſchen und läſtigen Ceremo-

nien unterwerfen muß. Unter den Karaiben z. B. wurde der ar
Dulder von den Beſuchenden mit Aguti-Zähnen blutig geh
und dann die Wunden mit Pfeffer eingerieben; dann brachten ſie
auf ſein Lager und ſchmauſten indeſſen auf ſeine Koſten. Der Gru
davon iſt der Wahn, daß es dem Kinde ſchaden würde, wenn
Vater ſich anſtrengte oder übermäßig lebte; er muß ſich daher ſchon
und der Ruhe und Enthaltſamkeit pflegen, damit das Kind
deihe und von ungünſtigen Einflüſſen frei bleibe. Vielleicht kom
dazu aber auch das Beſtreben, den Vater durch dieſe Unannehmli
keiten, die er ſich zu Gunſten des Kindes freiwillig auferlegt,
wahren Vater zu legitimiren. Es gibt Orte, wo dem wochenbett
tenden Vater ſogar das Baden unterſagt iſt, ja wo er ſich ſelbſt
vor hüten muß, zu nießen. Wenn daher das Kind ſtirbt, ſo m
irgend ein Fehler im Verhalten des Vaters die Schuld tragen.
Borneo und Kamtſchatka beginnt die Enthaltſamkeit von allen
ſtrengenden und lärmenden Verrichtungen ſchon vor der Geburt
Kindes. Der erwähnte Wahn erſtreckt ſich in Grönland auch auf
Seelen der Verſtorbenen, deren Verwandte Diät beobachten müſſ
damit jene nicht Schaden leiden, in Guyana auf die Verwundet
beziehungsweiſe deren Angehörige, ſowie auf die eben mannbar
wordenen Töchter mit Rückſicht auf ihr eigenes Wohl, — und
amerikaniſchen Völkern auf Thiere, die man auferzieht, und auf
Menſchen, welche dies thun. Damit verwandt iſt wol auch die
mehreren Ländern vorkommende Sitte, den Neuvermählten eine E
haltſamkeit auf gewiſſe Zeit aufzuerlegen. Die Couvade iſt übrige
alt; Marco Polo fand ſie im Süden des chineſiſchen Reiches, St
bon kannte ihre Beobachtung bei den Iberern, deren Nachkomm
die Basken, ſie wirklich noch üben, und Diodor unter den Korſi
nern. Der ſonderbare Gebrauch ſcheint demnach, da er bei kein
größeren Kulturvölkern vorkommt, auf von Einwanderern und Ero
rern verdrängte und iſolirte Völker beſchränkt zu ſein, welche du
ihre Schickſale um ihre Exiſtenz beſorgt wurden und daher auf jen
uns lächerlich erſcheinenden Wahn verfielen, deſſen Uebereinſtimmu
in zerſtreuten und mit einander in keinem Verkehr ſtehenden Gegen
rings um die Erde allerdings merkwürdig und durch Zufall nicht
friedigend erklärt iſt.

Ein bereits hoch ausgebildetes Familienbewußtſein zeigen
Gebräuche, welche ſich auf die Beweiſe von Ehrfurcht und Achtu
gegen die Schwiegereltern von Seite der Schwiegerkinder
ziehen. Bei mehreren amerikaniſchen Völkern dürfen die Schwieg
eltern mit ihren Schwiegerſöhnen weder verkehren noch Beſuche w
ſeln, wol aber an manchen Orten (nicht überall) mit den Schwieg
töchtern.. Bei den Arawaks in Südamerika dürfen Schwiegermut

und Schwiegersohn einander niemals ansehen, was in Europa manchen Orts nicht unwillkommen wäre. Dasselbe ist der Fall bei den Crees, wo überdies der Schwiegersohn in Gegenwart des Schwiegervaters weder essen noch sitzen darf. Letzteres trifft bei Mongolen und Kalmücken die Schwiegertochter, welche bei den Jakuten vor dem Schwiegervater und dem ältern Schwager keine Blöße zeigen darf. Bei den Banyai in Afrika muß der Mann vor der Schwiegermutter mit gebogenen Knieen sitzen. In Europa sehr empfehlenswert wäre die Sitte der Beni Amer in Afrika, wo sich Frau und Mann vor der Schwiegermutter verstecken, bei den Basutos vor dem Schwiegervater. Auf den Fidschi-Inseln ist jedes Gespräch und bei den Aschanti in Afrika jeder Verkehr zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern verboten.

Vielleicht verraten diese Gebräuche das instinktive Gefühl bei diesen sogenannten Wilden, daß sich aus dem Verhältniß zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern oder aus der Eifersucht zwischen Alten und Jungen leicht Streitigkeiten entwickeln, welchen sie durch die erwähnten übertriebenen Achtungsbezeugungen ausweichen wollen. Dafür spricht, daß auf den Fidschi-Inseln das Verkehrsverbot sich sogar theilweise (besonders bezüglich des gemeinschaftlichen Essens) auf Geschwister, Geschwisterkinder, Schwäger und Schwägerinnen, ja sogar in gewisser Beziehung auf Gatten erstreckt; in einigen Gegenden geht man so weit, daß der Vater mit seinem Sohne nach dessen fünfzehnten Jahre nicht sprechen darf. Das sind eben lauter Verhältnisse, in welchen leicht Reibungen vorkommen.

Mit dem Familienleben hängt eng die Namengebung zusammen. Bei allen bekannten Völkern hatten und haben die Individuen Unterscheidungsnamen. Die ältesten Namen waren ohne Zweifel solche, welche die Stellung in der Familie bezeichneten, wie: Mann, Frau, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester u. s. w. Sie werden nicht nur förmlich wie Eigennamen gebraucht, sondern sind auch vielfach zu solchen geworden. Die Achtung, welche die jüngeren Familienglieder den älteren zollen, dehnt sich auch auf die Namen derselben aus. Während bei den Chinesen, Japanesen, Eskimos, Fidschianern u. s. w. alle Verwandte nicht mit ihren Eigen-, sondern mit den Verwandtschaftsnamen angeredet werden, darf bei den Telugu und Tamulen in Vorderindien nur eine ältere Person die jüngere beim Eigennamen nennen; die jüngere Person muß sich des Gradnamens bedienen. Zu den bereits oben erwähnten Verhältnissen, zwischen verschwiegerten Personen gehört noch, daß in Theilen Australiens die Namen der Schwiegereltern und des Schwiegersohnes und in Borneo derjenige des Schwiegervaters nicht ausgesprochen werden dürfen. Es gibt ferner Stämme, bei denen nicht ausgesprochen wer-

den dürfen: der Name eines Mannes von ihm selbst, die Namen der Ehegatten unter sich, die Namen der Häuptlinge, der Götter und Geister, der Thiere und Sachen, welchen übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Bei den Hindu gilt es als ein Verbrechen, wenn die Frau den Namen des Mannes nennt, so auch bei den Barea in Ostafrika, wo sie in seiner Gegenwart auch nicht essen darf. Viele Völker scheuen sich überhaupt, Personennamen auszusprechen, aus Furcht, den Betreffenden zu schaden, und glauben, daß man mit der Kenntniß des Namens einer Person über dieselbe Macht erlange. In China ist bekanntlich der Name des Kaisers bis zu seinem Tode ein Geheimniß und in der Südsee müssen die Dinge, deren Namen mit dem des Häuptlings Aehnlichkeit haben, anders benannt werden. So werden die Namen der Kinder bei den Algonkins, welche ihnen die „alte Frau" gibt, geheim gehalten und ihnen Spitznamen gegeben.

Diese Zeichen der Ehrfurcht oder aberglänbischer Scheu übertragen sich folgerichtig auch auf das Wesen, welches als der Vater aller Menschen gilt. Die Hebräer sprachen bekanntlich den Namen Jahve nicht aus, und die Mohammedaner glauben, daß der Name Gottes nur den Propheten und Aposteln bekannt sei und nennen ihn nur bei einem seiner Beinamen: Allah. Bei den Römern wurde der Name der Schutzgottheit ihrer Stadt verheimlicht. Bei verschiedenen Völkern gibt es noch eine Menge manigfaltiger auf den Namen bezüglicher Gebräuche. Es gibt südamerikanische Stämme, wo die Angehörigen und Nachbarn eines Verstorbenen sofort ihre Namen ändern, um den Tod zu betrügen, daß er sie nicht finde. Sehr viele Völker verpönen die Nennung der Namen Verstorbener streng. Dasselbe ist der Fall mit den Namen von Krankheiten, die man sich auszusprechen hütet, um sie nicht herbeizurufen. Nordamerikanische Indianer ertheilen Solchen, welche sie ehren wollen, ihre eigenen Namen, mit dem Rechte, sich alle ihre Thaten zuzuschreiben, und nehmen selbst einen andern an.

Merkwürdig ist es, die Namen zu verfolgen, welche bei verschiedenen Völkern die Verwandtschaftsgrade, bezeichnen.*) Beinahe jedes Volk hat sein bestimmtes und durchaus eigentümliches System zur Benennung der Verwandtschaftsverhältnisse, wobei manche Völker, welche von der Verwandtschaft noch ganz andere Begriffe haben, als Bildung und feinere Sitten sie hervorrufen, für mehrere unserer Bezeichnungen nur einen und denselben Namen und sogar denselben Be-

*) Morgan, Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family, benutzt in Lubbock, die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts.

griff beſitzen. Wir ſelbſt verbinden mit einem Worte, z. B. Schwager, verſchiedene Grade der Verſchwägerung und die Franzoſen haben noch mangelhaftere Bezeichnungen als wir, z. B. nur einen und noch dazu einfältigen Ausdruck für Schwieger- und Stiefvater, -mutter, -ſohn, -tochter, Schwager und Stiefbruder, Schwägerin und Stiefſchweſter; denn warum alle dieſe Grade „ſchön" ſein ſollen, ſieht doch Niemand ein. Wie es nun bei uns vorkommt, daß man den Schwiegervater Vater u. ſ. w. nennt, ſo nennen wilde und halbwilde Stämme den Oheim Vater, den Vetter Bruder und deſſen Sohn „Sohn" u. ſ. w. Dieſe Syſteme gehen oft in's Ungeheuerliche. Wir nehmen als Beiſpiel die Sandwich-Inſeln. Dort heißt Kupuna: Großvater, Großmutter, Großoheim, Großmuhme uud alle dieſe Grade wieder mit Ur-; Makua kana heißt: Vater, Vaters Bruder, Vaters Schwager, Mutter Bruder, Mutter Schwager und Großvaters Bruders Sohn; Makua waheena: Mutter, Mutter Schweſter, Mutter Schwägerin, Vaters Schweſter, Vaters Schwägerin; Kaikee kana: Sohn, Brudersſohn, Schweſterſohn und 6 weitere Söhne von Seitenverwandten; Hunona heißen alle Gatten der Nichten und Gattinnen der Neffen; Waheena: die Frau, deren Schweſter, die Frau des Bruders, die des Bruders der Frau und die Frauen der Oheims- und Muhmenſöhne. Kana heißt der Ehemann, der Bruder des Mannes und der Mann der Schweſter, Panalua der Mann der Schweſter der Frau, Kaikoaka der Bruder der Frau. Außerdem gibt es noch Bezeichnungen von Verwandtſchaftsgraden, für die wir keinen Ausdruck haben; ja es wird bei manchen unterſchieden, ob die ſprechende Perſon männlich oder weiblich iſt, und der ältere Bruder hat eine andere Bezeichnung als der jüngere! Alle Verwandte aber, welche denſelben Namen des Grades führen, gelten auch mit der Perſon, auf welche ſich der Name bezieht, als gleich verwandt! Aehnliche, und in den Benennungen unter ſich nur wenig abweichende Syſteme haben namentlich die Stämme der Rothäute Nordamerika's, die Tamulen in Indien, die Fidſchianer und Tonganer, alſo Völker ſehr verſchiedener Raſſen! Und mit dieſen Namen wird wirklich Ernſt gemacht. — Wo man „Vater" heißt, übt man auch Vaterrechte aus; die man „Frau" nennt, darf man auch heiraten, wenn ſie noch zu haben iſt! Auch geben die Namen auf entſprechendes Erbrecht Anſpruch. Die Birmanen und Japaneſen nennen ihre Oheime und Muhmen: kleine Väter und kleine Mütter. Die Kaffern haben bereits eigene Ausdrücke für Oheime und Muhmen. Mehr unſeren europäiſchen Syſtemen nähern ſich die uns ſtammverwandten Hindu, aber auch die uns ſehr fern ſtehenden Karen in Hinterindien und die Eskimos, welche unter ſich faſt dasſelbe Syſtem der Benennung haben; beide nennen die Kinder der Vettern: Neffen und deren Kinder: Enkel. Sogar die

Römer unterschieden nicht zwischen Enkel und Neffe (nepos)! Es ist nach dem Erwähnten anzunehmen, daß die Menschen nach und nach von roheren Begriffen bezüglich der Verwandtschaft zu edleren fortschreiten. Denn wo z. B. die Benennung Oheim und Muhme eingeführt sind, die Großoheime aber nach Großväter genannt werden, da kann man mit Sicherheit annehmen, daß früher die Oheime und Muhmen Väter und Mütter hießen. Man kann folgende Stufenreihe hinsichtlich der Vatersschwester und ihrer direkten Nachkommen beobachten:

1. (Sandwich-Insulaner und Irokesen):
   Mutter, Bruder, Sohn, Enkel.
2. (Mikmak-Indianer):
   Muhme, Bruder, Sohn, Enkel.
3. (Hindu, Birmanen, Japanesen):
   Muhme, Bruder, Neffe, Enkel.
4. (Tamulen, Fidschi-Insulaner):
   Muhme, Vetter, Neffe, Enkel.

Wir nehmen daher mit Lubbock an, es gebe drei Stufen der Anschauung über die Verwandtschaft; auf der ersten richtet sich diese nach der Organisation des Stammes ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft, auf der zweiten nach dem mütterlichen, auf der dritten aber nach dem väterlichen Blute.

Nach den Namen, welche die Stellung in der Familie betreffen, müssen zunächst solche in Gebrauch gekommen sein, welche persönliche Eigenschaften, wie: groß, klein, dick, mager, stark, kühn u. s. w., dann solche, welche durch Vergleichung mit einem Thiere solche ausdrückten, wie Wolf, Hirsch, Löwe, Bär u. s. w. Die Tasmanier nannten sich nach Thieren und Pflanzen und nach Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Meer, Wind, Hagel u. s. w.

Erst höhere Kultur brachte neben den Namen der Einzelpersonen auch Familiennamen auf, jedoch nicht überall. Die Chinesen haben seit den ältesten Zeiten Familiennamen, während die ziemlich hoch civilisirten Hebräer und die fein gebildeten Griechen solcher entbehrten und sich durch Beifügung des Vaternamens näher bezeichneten. Dagegen führten die Römer neben dem Familiennamen noch den der Gens. Bei den germanischen Völkern kamen während des Mittelalters nach und nach, zuerst blos bei den Freien, erst später bei den Unfreien und zuletzt bei den verfolgten Juden u. s. w. Geschlechtsnamen in Uebung. Dieselben sind entweder Personennamen, oder sie sind von persönlichen Eigenschaften, Wohnorten, Aemtern, Berufsarten u. dergl. entlehnt.

Auf niederen Kulturstufen offenbart sich das erhöhte Familienbewußtsein noch durch rohe und ungebildete Aeußerungen. Eine

ſolche iſt die Gewohnheit der Blutrache, welche früher ſehr allgemein war, ſich aber dort verloren hat, wo die Völker höher geſtiegen und zur Humanität vorgeſchritten ſind. Außer bei den ſogenannten Wilden iſt ſie noch in Albanien, auf Korſika und Sardinien, bei den Arabern, Hindu u. ſ. w. üblich. In China hatte ſie der große Moraliſt Kongfutze und bei den Hebräern die moſaiſche Geſetzgebung ſogar zum Geſetz erhoben. Wo die Völker humaner geworden ſind, tritt Sühne durch Wertgegenſtände (bei den Arabern Sklaven, Vieh, Waffen, Gelt) an die Stelle der Blutrache. Dieſes Wergelt war ſchon geſetzlich bekräftigte Sitte der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung. Die Kaſirn zahlen es nicht den Verwandten des Erſchlagenen, ſondern dem Häuptling und ſind damit auf der Stufenleiter der Humanität höher geſtiegen, indem ſie nicht den Eigennutz, ſondern das allgemeine Beſte verſöhnen. Die Blutrache war und iſt überall ein Erſatz für das Strafrecht, welches nur die geſchichtlichen Völker kennen, doch oft mit langer Beibehaltung der Blutrache und Privatſühne.

Mit der Entwickelung des Familienbewußtſeins iſt auch diejenige des Eigentums verknüpft. Dasſelbe iſt die notwendige Vorausſetzung der Milderung der Blutrache zum Wergelt; ja es iſt überhaupt diejenige aller Kulturthätigkeit, der Landwirtſchaft, der Induſtrie, des Handels, und daher in ausgezeichnetem Maße ein Beförderungsmittel der Civiliſation. Seine Aufhebung wäre demgemäß ein Schritt rückwärts zur Barbarei. Ob das älteſte Eigentum bewegliches oder Grundeigentum war, iſt zweifelhaft und wol nach Erdtheilen, Ländern, Völkern und Berufsarten verſchieden. Das erſte Eigentum des Jägers und Fiſchers waren ſeine erbeuteten Thiere und vielleicht ſchon ſeine Jagdgründe, das des Nomaden ſeine Herde, deren Produkte und Weideplätze, das des Ackerbauers ſein urbar gemachter Boden und deſſen Erzeugniſſe. Jedenfalls iſt das Eigentum urſprünglich durch Anmaßung entſtanden, allein durch Anmaßung herrenloſen Gutes, und nicht ohne redliche Arbeit und Anſtrengung. Widerrechtliche Anmaßung fremden Eigentums, d. h. Raub und Diebſtahl ſetzt längern Beſtand des Eigentums voraus; das Eigentum iſt daher nicht urſprünglich Diebſtahl, wie der Sophiſt Proudhon meinte. Es ſind uns auch durchaus keine Völker bekannt, welche nicht ein in ſeinen Anfängen unerforſchbares Eigentumsrecht hätten, und überall wo Entdecker hinkamen, war und iſt ſolches ſchon vorhanden. Gemeinſames Eigentum finden wir nur bei civiliſirten Völker.

Auch das Erbrecht iſt bei vielen ganz rohen Völkern ſchon vorgefunden worden und ſein Urſprung nicht zu erforſchen. In Tahiti und bei den Baſutos galt und gilt der Sohn ſchon bei Lebzeiten des Vaters als deſſen Miteigentümer, auf den Fidſchi-Eilanden, wo noch

das Neffenerbrecht herrſcht, iſt es der Neffe in Bezug auf den Oheim. In Auſtralien und Madagaskar werden ſogar die Eltern nach den Kindern benannt, z. B. Vater, Mutter des N. N., ſo auch bei amerikaniſchen Stämmen und in Sumatra. In Auſtralien und Tahiti wurde ſogar teſtamentariſche Erbfolge angetroffen. Es kommt bei wilden Völkern ſowol das Seniorat als das Juniorat vor, letzteres z. B. bei den Kaffern und in Yünnan. Die Töchter ſind bald erbberechtigt, bald nicht. Doch gibt es auch Völker, bei denen man kein Erbrecht fand, ſondern bei einem Todesfalle Herrenloſigkeit des Eigentums und allgemeine Plünderung eintrat, ſo in Afrika, Polyneſien und Grönland. Das Eigentumsrecht iſt daher das älteſte Recht; denn das Recht auf Leben, Geſundheit und Freiheit, Ehre u. ſ. w. ſind Abſtraktionen und Fiktionen der Schulen ſpäterer Zeit oder Maßregeln des Staates zur Aufrechthaltung der Ordnung. Ein „angeborenes Recht" gab es niemals. Die wahre Geſchichte ſtraft denn auch letzteres Lügen und zeigt, daß ſtets die Stärkeren auf unvollkommeneren, die Geſcheuteren auf vollkommeneren Kulturſtufen ſich mehr Eigentum und damit Rechte zu verſchaffen wußten, als die Schwächeren an Leib und Geiſt. — Die Gleichheit und Brüderlichkeit der Menſchen iſt gleich der Freiheit ein ſchöner Traum der Idealiſten, der nie Wahrheit geweſen und niemals welche ſein wird, ausgenommen in der Einbildung von Theoretikern und im ſich ſelbſttäuſchenden Nationalhochmut einzelner Völker. Der Menſch will nicht frei ſein, wie die Prinzipienreiter und Fraſenmacher faſeln; denn hat er keinen König, vor dem er kriechen kann, ſo beugt er ſich vor den Pfaffen, vor dem Geldſack, vor dem Genie, vor den Weibern, vor Erfolg und Gewalt, oder er läßt ſich, und dies in allen Fällen, von ſeinen eigenen Leidenſchaften beherrſchen. Im Wechſel dieſer Herrſchaften beſteht die Geſchichte, — eine Freiheit und Gleichheit kennt ſie nicht, außer als Motto! Die Wilden, die man oft für frei gehalten hat, ſind die Sklaven zahlloſer Gebräuche, Speiſevorſchriften, Etikette- und Familiengeſetze, welche mehr drücken, als unſere modernen Polizeimaßregeln. Die Fidſchi-Inſulaner ſind ſo knechtiſch, daß ſie, wenn ein Häuptling ausgleitet und fällt, das Gleiche thun, um nicht geſchickter zu erſcheinen als er.

So iſt es leicht erklärlich, daß aus dem untergeordneten Verhältniß, in welches die Schwächeren zu den Stärkeren traten, eine Ungleichheit des Eigentums, der Rechte, der Freiheiten u. ſ. w., d. h. die Verſchiedenheit der Stände ſich entwickelte. Es iſt eben ſo naturgemäß und durch keine Deklamationen zu beſeitigen, daß verſchiedene Stände entſtehen mußten, wie es naturgemäß iſt, daß ſie nach und nach ſich ausgleichen und endlich verſchwinden werden, weil naturgemäß alle Gebilde ſich verändern und wieder anderen Platz machen

müſſen; aber für irgend eine Ungleichheit unter den Menſchen, die ja, abgeſehen von allem Uebrigen, ſchon durch Geſchlecht, Alter, Charakter und Raſſe verſchieden ſind, — wird ſtets ebenſo ſehr geſorgt ſein, wie für eine ſolche unter den Naturweſen überhaupt. Dem Dualismus gemäß, welcher den Horizont des Menſchen ſtets beherrſchte und ſtets beherrſchen wird, theilt ſich die Unterordnung der Schwächeren in eine ſolche des Leibes und eine ſolche der Seele. Die welche den Leib beherrſchten, aber auch die Ordnung aufrecht erhielten und das Land vertheidigten, nannte man Krieger oder Adelige und ihre Häupter Fürſten, — die welche die Seele beherrſchten, und dafür Kunſt und Wiſſenſchaft pflegten und unterhielten, Prieſter und Oberprieſter. Die Prieſter waren in allen einheitlichen alten Kulturſtaaten die oberſte Kaſte; erſt nach ihnen kamen die Krieger, und ſogar die Fürſten huldigten ihrem Geiſte und ihren — Ränken und beugten ſich vor ihnen, ja wurden an vielen Orten, wie z. B. in Meroe und auf Inſeln der Südſee, ganz von ihnen abhängig. Weit tiefer ſtanden die in der Regel aus unterworfenen Ureinwohnern beſtehenden Kaſten derjenigen, welche ihren Lebensunterhalt durch Arbeit erwarben, Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer, Hirten, Jäger u. ſ. w.

Eine andere Form der Ungleichheit, als das Kaſtenweſen iſt die Sklaverei, welche durch Unterjochung ſchwächerer Völker von Seite in ihr Land eingedrungener ſtärkerer begründet und durch Kriegs- und Schuldgefangene ſowol, als durch Sklavenhandel aus Gewinnſucht genährt wurde und den Menſchen zur Sache und zum Eigentum erniedrigte. Eine Vermengung des Kaſtenweſens und der Sklaverei oder ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Leibeigenſchaft mit ihren Modifikationen, der Dienſtbarkeit, Hörigkeit u. ſ. w; denn ſie hat von der Sklaverei die Zugehörigkeit der Unterworfenen zu beſtimmten Herren und vom Kaſtenweſen den Umſtand, daß der Unterworfene nicht vollſtändiger Willkür preisgegeben iſt. Die beſonderen Arten der Ausbildung aller dieſer Zuſtände der Ungleichheit, zwiſchen welchen es übrigens eine Menge von Uebergängen und Vermiſchungen und keine ganz beſtimmte Grenzlinie gibt, werden bei Betrachtung der einzelnen Völker, bei denen ſie in Uebung waren, zur Sprache kommen.

Aus der Familie mit ihren verſchiedenen Verhältniſſen entwickelt ſich naturgemäß, durch die darin ausgeübte Autorität Einzelner, der Staat. Es iſt niemals, wie mit der geſchichtlichen Wahrheit unbekannte Theoretiker und Doktrinäre ſich eingebildet und behauptet haben, durch Vertrag ein Staat entſtanden, ſondern nirgends anders als durch den Zwang der Verhältniſſe. Nur Verfaſſungen entſtehen durch Verträge; dieſe ſind aber blos die Kleidung und der Schmuck der Staaten. Wie klein oder groß der Staat iſt, hat auf ſeinen Begriff

keinen Einfluß. Schon die Gemeinde oder die Vereinigung mehrerer ſeßhaften Familien, iſt ein Staat im Kleinen, wie es ja heutzutage noch Staaten gibt, die im Grunde blos aus einer Gemeinde beſtehen (Andorra, San-Marino, Appenzell-Inneroden, Lübeck, Bremen, Hamburg u. ſ. w.). Einen größern Staat als die Gemeinde bildet der Stamm, der als ſolcher in der Regel nur bei nicht ſeßhaften Völkern eine Rolle ſpielt, bei ſeßhaften aber in dem weitern Begriffe des Volkes aufgeht; nur ein Volk kann einen wahren, d. h. thatſächlich unabhängigen Staat bilden, wozu Gemeinde und Stamm zu ſchwach ſind, daher dieſe einem größerem Ganzen angehören oder unter deſſen Schutz treten müſſen. Die Zukunft ſchreitet vielleicht über das Volk hinaus zum Völkerbunde, zu welchem wir bereits Anſätze haben, wie z. B. in den Vereinigten Staaten (dynaſtiſche Verbindungen verſchiedener Völker wie z. B. die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie, gehören nicht hierher, da ſie nicht freiwillig gebildet ſind.)

Der Staat iſt eine Sache naturgemäßer Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft, — eine erweiterte Familie, ein organiſirter Stamm, eine vergrößerte Gemeinde, ein geordnetes Volk. Er iſt zu keiner beſtimmten Zeit und an keinem beſtimmten Orte entſtanden, ſondern war jeweilen da, wenn Gemeinde, Stamm oder Volk die Kraft erlangt hatten, für ſich, aus eigenen Mitteln und unabhängig von anderen Gemeinſchaften zu beſtehen. Dieſe Kraft hatten ſie erlangt, wenn ſie, wozu die Naturverhältniſſe ſie gezwungen, gemeinſam mit Erfolg gegen Naturkräfte gekämpft, die ihrer Entwickelung hinderlich waren, wie: unfruchtbarer Boden, ungebändigte Gewäſſer, rauhes Klima, wilde Thiere, feindliche, namentlich in der Kultur ihnen nachſtehende Nachbarn. Solcher gemeinſame Kampf feſtigt die beſtehenden Bande und vermehrt ſie durch neue; die Kampfgenoſſen werden von einander abhängig, brauchen gegenſeitig ihre Kräfte und werden ſich demzufolge unentbehrlich. Iſt eine Gemeinde ein Staat geworden, ſo tritt ſie zu anderen Gemeinden in ein Verhältniß. Bleibt dieſes Verhältniß ein gleichberechtigtes und feſtigt ſich, ſo entſteht ein Staatenbund (beziehungsweiſe Städtebund). Einen ſolchen bildeten die altgriechiſchen Staaten, die Hanſa, der ehemalige ſchwäbiſche Städtebund, die Kantone der Schweiz, die Provinzen der Niederlande, die Kolonien Nordamerika's. Entfaltet aber eine Gemeinde gleich ſo außergewöhnliche Kraft, daß ſie ihren Nachbarn überlegen iſt, ſo wird das Verhältniß ein ungleichberechtigtes und die ſtärkere Gemeinde wird die Herrin und Gebieterin der ſchwächeren, wie Rom im Altertum, Venedig, Florenz, Genua, Bern im Mittelalter; die neuere Zeit duldet dies Verhältniß nicht mehr. Alle dieſe Einrichtungen aber ſind Ausnahmen, welche in ihrer vollkommenſten Form, nämlich der der Gleichberechtigung Aller, nur eintreten, beziehungsweiſe ſich erhalten, wo das

Gefühl eignen Wertes und höherer Würde sich in der Mehrzahl der Bürger eingelebt hat, — durch den bloßen Namen „Republik" aber keineswegs hergezaubert, sondern nur durch lange Leiden und Erfahrungen errungen werden. In der Regel aber wird die Ausbildung der Staaten durch einzelne kraftvolle Personen vorgenommen, welche an der Spitze einer Familie stehen, durch diese auch in dem Stamme, zu dem die Familie gehörte, das höchste Ansehen und den größten Einfluß erringen, mit Hilfe des Stammes andere Stämme und selbst Völker unterwerfen und auf diese Weise zum Besten ihrer Erben und Nachkommen Reiche gründen. Dies ist der alte Gegensatz der Republiken und der Monarchien dieser beiden Hauptstaatsformen; denn Aristokratie und Demokratie haben keine bestimmte Grenze zwischen sich; statt der Familienherrschaft blüht in der letzteren die Herrschaft des Geldes, des Genies oder der — Ränke und Umtriebe, — und ebenso ist der Unterschied absoluter und ständischer oder konstitutioneller Monarchieen blos eine Sache der historischen Entwickelung, je nach den Kulturverhältnissen eines Volkes. Eine Gemeindeweſen ist schwerfällig und schwierig in Ordnung zu halten wegen der vielen Köpfe, die alle die Sache am besten verstehen wollen, und noch schwieriger zu gemeinsamer That zu bringen. Eine blendende und Achtung erzwingende Persönlichkeit hat leichteres Spiel, sobald einmal die Gewohnheit des Gehorsams und das Bewußtsein eigener Unfähigkeit zu politischem Denken und Handeln bei den Massen der Angehörigen eingerissen ist. Wahrhaft frei werden indessen die Menschen niemals, ob sie einer Gemeinde oder einem Einzelnen untergeordnet sind; sie erfüllen nur im erstern Falle wahrer und getreuer ihren Beruf und kommen dem Ziele der Entwickelung des Menschengeschlechtes näher, das bei Unterthänigkeit und Kriecherei gegenüber seines Gleichen, welche eine Fiktion höher und oft gleich Göttern stellt, niemals richtig erkannt werden kann. Es ist indessen nutzlos, mit den Menschen darüber zu rechten, welche Staatsform ihnen besser fromme. Ob sie sich im Staate wohl oder übel befinden, hängt einzig und allein von der Persönlichkeit Derer ab, die an der Spitze stehen. Unter der unbeschränkten Monarchie eines guten Menschen ist besser zu leben, als unter der auf dem Papier freiesten Verfassung, wenn der Staat von Schurken regirt wird und dadurch die Freiheit zur Lüge macht. In einer französischen oder südamerikanischen Republik, wo „Freiheit und Gleichheit" an allen Ecken angepinselt und in Wahrheit profanirt sind, ist, wie im Rom eines Sulla, Niemand seines Lebens sicher, und solche Staaten unterscheiden sich von asiatischen und afrikanischen Despotien blos durch die Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und Anschauungen. Verfassungen sind Fraſen, nur tüchtige Regirungen sind Thatsachen. Bei solchen wird es mit der Zeit gleichgültig, ob

sie monarchisch oder republikanisch heißen; denn sie nähern sich sehends dem Standpunkte, Regirende nur um ihrer Verdienste nicht mehr um ihrer Geburt willen hochzuhalten, und von da ist nur ein Schritt bis zur Erkenntniß, daß die Geburt allein kein R zur Herrschaft im Staate verleihen könne. Die Aufgabe der Sta ist daher nicht, wie Theoretiker meinen, nach einer bestimmten Sta form zu streben, sondern vielmehr sich zu solchen Gemeinwesen entwickeln, welche einem jeden Angehörigen das größtmöglichste V von Wolsein, von Bildung, von freier, d. h. durch unnötige P zeimaßregeln möglichst ungestörter Bewegung, und von berechti Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sichern. Weiter k es ein Staat nicht bringen. Nun ist aber jeder Staat ein Prod seiner Geschichte, und seine Entwickelung ist abhängig von der L dem Klima und den Erzeugnissen seines Gebietes, von der Rasse dem Charakter seines Volkes, sowie von den Verhältnissen seiner Gre nachbaren u. s. w. Also kann sich auch nicht jeder Staat so wickeln, wie seine Bürger oder ein Theil derselben es gerne sä — sondern nur so wie er nach Gesetzen der Notwendigkeit muß, es ist geradezu kindisch und lächerlich, zu glauben, es könne d Partei-Umtriebe, Agitationen, Wahlen u. dergl. oder gar durch volution, verbunden mit Tödtung der Gegner, ein Zustand herbe führt werden, der irgend Jemanden zu befriedigen im Stande w Es kann nichts dauernd ins Leben geführt werden, wozu die wendigen Bedingungen nicht vorhanden sind, und jede Revolut welche diese Thatsache nicht beachtet, zieht eine Reaktion und nam loses Elend nach sich.

B. Beruf und Verkehr.

Die Hauptbeschäftigung jedes lebenden Wesens ist naturge die Gewinnung der Mittel, welche zum Fortleben unumgänglich wendig sind, also vor Allem die Herschaffung von Nahrung. der verschiedenen Weise, in welcher dies geschieht, richtet sich der ruf des Menschen. Die einfachste und roheste Art, sich Nahrung verschaffen, ist diejenige, einfach zu nehmen, was die Natur darbi Wir haben aber oben gesehen, daß dies nicht beständig so fort und daß der Mensch, will er in gleichmäßiger Weise stets mit N rung versorgt sein, sich dem Getreidebau widmen muß, an weld er sich zum Menschen herangebildet hat. Es ist nun, bezüglich menschlichen Berufe, bisher stets geglaubt worden und wird noch von Kulturhistorikern gelehrt, daß es drei Kulturstufen gebe: die Jäger und Fischer, die der Nomaden oder Hirten und die

Ackerbauer. Es wurde dies so sicher geglaubt, als hätte Jemand diese Reihenfolge mit eigenen Augen beobachtet und darüber Buch geführt. Dieselbe beruht aber blos auf Mutmaßung und ist nichts weniger als geschichtlich beglaubigt. Es ist sogar die Meinung geäußert worden, als dürfte die fragliche Reihenfolge leicht in der Umkehrung mehr Wahrheit haben;*) denn wenn sich der Mensch hauptsächlich an der Pflege des Getreides herangebildet hat, so erscheint diese geradezu als der erste Beruf. Freilich ist noch ein gewaltiger Unterschied zwischen Getreidepflege und wirklichem Ackerbau, der doch erst bei fester Niederlassung und in Verbindung mit nützlichen Gewerben seine wahre Bedeutung erhält. Daher dürfte die meiste Wahrheit darin liegen, daß die gedachten drei Kulturstufen, in denen viele Wahrheit liegt, nicht nacheinander, sondern nebeneinander sich allmälig entwickelt haben, und zwar jede aus bestimmten Veranlassungen. Immerhin aber ist die hergebrachte Reihenfolge in Bezug auf die steigende Höhe der Kultur berechtigt, wenn auch nicht in Bezug auf die Zeit.

Zuerst haben wir also der Jäger und Fischer zu denken. Ihre Lebensart ist roh, thierisch und nicht menschenwürdig, kann daher keine Vorbereitungs- und Uebergangsstufe zur Kultur sein, sondern eine Entartung, ein Verzicht auf Fortschritt und Gesittung, und wurde nur herbeigeführt dadurch, daß ein Volk auf seiner Wanderung in ein Land geriet, wo es keine seinen Bedürfnissen genügende Nahrung fand, oder wenn es ohne sich mit Vorräten zu versehen, leichtsinnig auswanderte und in Not kam.**) Die Menschen der Stein- und großentheils auch noch der Erz- und Eisenperiode waren Jäger und noch jetzt sind es die uncivilisirten Ureinwohner Australiens, Amerika's theilweise auch Südafrika's und der Polarländer, rings um die Erde; Fischer sind die Anwohner aller Küsten und die Einwohner aller Inseln der Weltmeere. — Die umherschweifenden Jäger konnten indessen nicht verfehlen, einander gegenseitig in's Gehege zu kommen; es gab Streitigkeiten, die ersten Kriege; die Stärkeren überwanden die Schwächeren und wurden ihre Beherrscher; an sie wandten sich Andere in ähnlichen Händeln und wählten sie zu Richtern; aus dem Richteramte wurde ein Fürstenrecht, das sich vererbte. Solcher Nimrode, welche „gewaltige Jäger vor dem Herrn" und die ersten Könige waren, mag es Viele gegeben haben. So führte die Jagd auf Thiere zur Jagd auf Menschen mit allen ihren Greueln: Sklaverei, Menschenfresserei, Despotie u. s. w., welche fortdauerten und in irgend einer Form stets fortdauern werden. Daher haben die Jägervölker, wenn ihnen auch das Verdienst gebührt die ersten Thiere zum Dienste des Menschen

*) Gerland a. a. O. S. 141 ff.
**) Gerland a. a. O. S. 150 ff.

gebändigt zu haben, die Hunde nämlich, die überall in ihrem Besitze erscheinen, — doch thatsächlich niemals eine höhere Kulturstufe erstiegen, wenn sie sich nicht eines Besseren besannen und zum Ackerbau übergingen.

Wo der Mensch diejenigen Thiere, deren Nutzen ihm einleuchtete, statt mittels der Jagd zu tödten, eingefangen und gezähmt und, abermals mit Hilfe des Hundes, seines treuesten Gefährten, an ein regelmäßiges Leben gewöhnt hatte, und zudem in Gegenden (Steppen) zu leben kam, die sich nicht zum Ackerbau, wol aber zur Viehweide eigneten, da wurde er ein Hirte, sein Eigentum an Vieh zur Herde. Diese Beschäftigung ist der Kultur weit günstiger als die Jagd und Fischerei; aber auch die ihr Anhängenden haben sich nie zu höherer Gesittung empor geschwungen, so lange sie ihr Leben in der Steppe fortsetzten. Hier war und ist das Pferd und das Kamel, anderswo das Rind, im eisigen Norden das Ren der Gegenstand der wichtigsten Sorge des Menschen, der nichts höheres kennt, ja durch die Unwirtlichkeit der Natur sogar, wie gerade im Norden, oft zur Jagd und Fischerei zurücksinkt. Nur in Verbindung mit dem Ackerbau ist das Hirtenleben im Stande, sich aus geistiger Versumpfung emporzuraffen. Doch wird immerhin durch festen Besitz der Hirte unabhängiger, als es der Jäger war, und wo er eine Oberhoheit anerkennt, geschieht es weniger aus Furcht vor Gewalt, als aus Achtung vor überlegenen Geistesgaben und aus Hoffnung auf Schutz. Die Huldigungen, welche solchen hervorragenden Häuptern zu Theil werden, führen dann mitunter so weit, daß Nomadenfürsten Eroberer werden, und ein Kyros, Attila, Omar, Dschingiskhan und Timur haben als Führer ungeheurer Hirtenheere und ihrer Herden die Welt in Schrecken gejagt und unermeßliche Reiche gegründet, die aber wie Meteore wieder vom Erdboden verschwanden. Das Gebiet der Nomaden umfaßt Mittelasien, Arabien und Mittelafrika in einer beinahe ununterbrochenen Wüsten- und Steppenlinie von der Schamo im Nordosten bis zur Kalahari im Südwesten. Amerika und Australien kennen das Nomadentum nicht und Europa hat es, bis auf die Steppen der untern Wolga und die Fjelle des nördlichen Lapplands, vergessen.

Der am meisten die Gesittung und Bildung befördernde Beruf des Menschen ist der Ackerbau. Der Jäger und Fischer verfolgt die Thiere, der Nomade züchtet sie, der Ackerbauer benützt sie zu höheren Zwecken. Den Ersten nähren die Thiere durch ihren Tod, den Zweiten durch ihr Leben, den Dritten durch ihre Arbeit. Mehr als der jagende Hund, der verendende Hirsch und Bär oder Fisch, mehr als das grasende Kamel oder Renthier, trägt der pflügende Ochse zum Heil und Fortschritte der Menschheit bei. Der Jäger und Fischer lebt in Höhlen oder ärmlichen Hütten, der Nomade in Zelt-

dörfern, — nur der Ackerbauer gelangt mit der Zeit dahin, daß er Häuser baut und sie zu Flecken und Städten vereint, in denen Tempel und Paläste prangen. Es gibt kein Volk, das Kulturstaaten gegründet, eine vielseitige Literatur und Kunst geschaffen, Verfassungen eingeführt unter denen seine Angehörigen mit Sicherheit der Personen und des Eigentums leben konnten, — das nicht zugleich ein ackerbauendes gewesen wäre. Wol sind zeitweise ackerbauende Staaten von Nomaden erobert und unterjocht worden; aber sie haben sich stets wieder emporgeschwungen und entweder ihre Unterdrücker zur Annahme der eigenen Bildung genötigt oder ihre Herrschaft abgeschüttelt und sie an Ruhm weit überdauert. Nur die Ackerbauer sind Patrioten, nur sie sind Kosmopoliten geworden, nur sie haben überhaupt hohe und weitstrebende Ideen erfaßt und gepflegt, Religionen gestiftet und sich in Kunst und Wissenschaft Lorbern geholt.

Der vorgeschrittene Ackerbau ist auch die Voraussetzung des friedlichen Verkehrs zwischen den Völkern, indem die Länder von ungleicher Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit sind und einander daher aushelfen müssen, erst mit Produkten der Natur und dann auch mit solchen der Kunstfertigkeit. Nur ackerbauende Völker werden aber seetüchtig, und der Verkehr über die Meere regt mächtig zu allen nützlichen Einrichtungen an. Diese Thätigkeit gipfelt im Welthandel, durch welchen nicht etwa nur Waaren, sondern sämmtliche Errungenschaften der Kultur verbreitet werden. Der Kommunist Karl Marx nennt in seinem übrigens geistreichen Werke „das Kapital" den Handel Raub, Diebstahl und Prellerei, weil der Handelsmann materiell mehr empfängt als er hergibt. Allein eine genaue Abzirkelung der Werte ist bei keiner Thätigkeit möglich, und was der Kaufmann, das thut der Handwerker, der Landmaun, ja sogar in vielen Fällen der Künstler und der Schriftsteller, wenn sie es „weit gebracht" haben, ebenfalls. Eine Sängerin verübt mit ein paar Trillern, oder eine Tänzerin mit ein Paar kühnen Pas an einem Abend mehr Prellerei als ein Kaufmann im Jahre, und ein französischer Romanskribler fügt noch den moralischen Schaden zur Prellerei. Es wird aber von Marx ignorirt, welchen Schatz von Kultur der Handel befördert, so daß wol gesagt werden kann: die Kaufleute geben in dieser Beziehung (wenn auch allerdings wider Willen) mehr als sie empfangen. „Der Handel, sagt ein Geschichtschreiber desselben, verbreitete religiöse Kultur, aber auch das Rechnen und die Buchstabenschrift, er führte auf die Beobachtung der Gestirne als Pfadführer auf weiten Wegen, machte Gesetze und Rechtsbestimmungen notwendig, erweiterte die Völker-, Länder- und Sprachenkenntniß, lehrte neue Dinge und Arten ihrer Verwendung kennen, und daher wurden die ersten Sammelplätze des Handelsverkehrs zugleich die Ausgangsstätten der Kultur und Civilisation. Denn

mit der Verbreitung der Rohwaaren wurde dem menſchlichen Geiſte der Antrieb zur Erfindung und zur Entwickelung der geiſtigen Kraft gegeben. Bis heute noch machen wir die Beobachtung, daß die Völker, welche ſich vom Verkehre mit andern Völkern abſchließen, roh, unwiſſend, arm ſind und auf niederer Kulturſtufe ſtehen bleiben."

Das Heimatland des Handels iſt Aſien. Seine erſten Wege waren die rieſigen Stromthäler und Doppelſtromländer dieſes Erdtheils, und die zwiſchen denſelben liegenden unermeßlichen Wüſten und Steppen zwangen zur Bildung von Handelsgeſellſchaften, die gemeinſam reiſten, — Karawanen, um die nötige Sicherheit zu bewerkſtelligen. Die eigentliche Stütze dieſer Züge war von jeher das „Schiff der Wüſte", das Kamel, das unentbehrliche Lieblingsthier der Nomaden. Aus den Zügen der Letzteren von Weideplatz zu Weideplatz entwickelten ſich daher wol die Handelszüge der Karawanen. Die Oaſen wurden aus Ruheplätzen der Nomaden zu Handelsplätzen. Auf denſelben entſtanden einerſeits Tempel u. a. Heiligtümer (Orakel u. ſ. w.), bei denen man ſich verſammelte und das Nützliche mit dem Anziehenden verband, — und anderſeits Unterkunftsgebäude — Karawanſerais. Dieſer Verkehr war jedoch ein ſehr beſchränkter und die Kultur nicht weſentlich befördernder, ehe der ausgebildete Ackerbau in den Stromthälern Fuß faßte und in Folge deſſen nach und nach Städte erſtanden, die zu Handelsplätzen, Emporien wurden. Entſtanden ſolche am Meeresufer, ſo wurden ſie die Heimatſtätte des Seehandels und der Schifffahrt. Letztere iſt indeſſen älter als der Handel und hat ſich von den armſeligſten Anfängen in Rindenkähnen und ſolchen von ausgehöhlten Stämmen, ja ſogar von Floßen allmälig hinaufgearbeitet. Am meiſten zurückgeblieben ſind in der Schifffahrt die Fluß- und Seeanwohner, am weiteſten vorgeſchritten die Küſtenbewohner, namentlich aber Solche, in deren Nähe Inſeln lagen, die leicht erreicht werden konnten. Doch iſt die Begehung des Meeres während des geſammten Altertums und Mittelalters weſentlich Küſtenſchifffahrt geblieben, der wir im Einzelnen bei den Phönikern begegnen werden.

Was die Gegenſtände des älteſten Handels betrifft, ſo waren es natürlich zuerſt jene, welche die einfachſten Bedürfniſſe befriedigten und am leichteſten ausgeführt werden konnten. Je mehr die Bedürfniſſe wuchſen, um ſo mehr entwickelte ſich der Handel. Einen bedeutenden Theil desſelben nahmen ſchon in älteſter Zeit Mineralien in Anſpruch. Das europäiſche Steinzeitalter beſaß aſiatiſche Steinarten, verrät ſomit bereits Handel mit Aſien. Wir können jedoch nicht ahnen, wer denſelben betrieb und auf welchem Wege. Auch zwiſchen einzelnen Gegenden Europa's wurde zur Steinzeit Handel getrieben. Die Bronzezeit ſetzte einen noch bedeutenderen Handel voraus, näm-

h mit Zinn, ohne welches es keine Bronze gibt, und welches schon ziemlich alten Zeiten, und zwar nicht etwa durch die Phöniker, ndern durch die Kelten aus den sorlingischen Inseln, Cornwales d Westgallien gewonnen und verhandelt wurde. Aehnliches geschah n den Ufern der Nord- und Ostsee aus mit dem Bernstein. Beutende Handelsartikel in Asien waren schon in uralter Zeit Gold und ilber, welche aus den Gebirgen im damals noch gänzlich unbekannn Innern des Erdtheils kamen, das Silber aber namentlich aus dem ukasos. Edelsteine zu Siegelringen kamen wahrscheinlich theils aus frika, theils ebenfalls aus Centralasien, Perlen aus dem indischen can. Stoffe zur Kleidung aus Baumwolle, Wolle, Seide und Lein machten bereits weite Wege. Baumwolle nahm denselben von ndien, ihrem Vaterlande aus bis Aegypten; doch schuf letzteres den dischen Zeugen (Sindonen) eine Konkurrenz in solchen vom obern il (Byssos). Wolle, das Produkt von großen Schafherden Nordiens und Vorderasiens, besonders in Babylon gewoben, und Lein, in Aegypten gearbeitet, besonders zu Frauenkleidern, waren in r ganzen alten Welt verbreitet, erst später die Seide aus China d Indien, besonders für „medische" (persische) Hofgewänder; verbeitet wurde in Mesopotamien Seide von wilden Seidenraupen Hinrindiens; die ächte Seide kam erst zur römischen Zeit nach westlichen egenden. Aus dem Norden Europa's und Asiens gingen Pelzwerke weit, als das Klima ihren Gebrauch gestattete. Gewürze und Räuerwaaren hatten ihr Vaterland in Arabien und dem benachbarten st-Afrika und gingen tief in's Innere Asiens, Farbstoffe, wie Indigo, andelholz, Krapp, Zinnober, Kreide, Bleiweiß, Spießglanz, Mennig . s. w. wurden fleißig aus ihren Fundorten nach den verschiedenen Gegenden ausgeführt. Namentlich verbreiteten die Phöniker überl ihre Purpurmuschel-Färberei. Von ihren Handelsartikeln und den esonderen aller übrigen Völker des Altertums werden wir bei Beprechung der einzelnen derselben handeln.

Fünfter Abschnitt.

Die idealen Bestrebungen der ältesten Zeit.

A. Die andere Welt.

Die Religion ist in allen ihren Erscheinungsformen ein Veruch, die Rätsel des Seins und das Problem einer letzten Ursache u lösen. Durch die jeweilige Religion sind für die ihr anhängenden

Menſchen jene Rätſel und Probleme gelöſt und über jeden Zweifel erhaben. Es iſt vielfach geſtritten worden, ob es Völker ohne religiöſe Begriffe und Anſichten gegeben habe oder noch gebe. Es kommt hier immer darauf an, unter welchen Bedingungen Religion als vorhanden angenommen wird. Man könnte nun dafür halten, dies ſei der Fall, ſobald ein Weſen ſich vor Weſen einer höhern oder als höher betrachteten Gattung demütigt; denn in ſolchen Weſen ſucht es, wenn auch unbewußt, den Urſprung des Seins. Dann müßte aber ſchon den gezähmten Thieren in ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Menſchen ein Anfang von Religion zugeſchrieben werden, und in dieſem Sinne hätten denn auch ſämmtliche Menſchenſtämme irgend eine Abart von Religion, indem ſie ſämmtlich an höhere, mächtigere Weſen glauben als ſie ſelbſt ſind. ſuchen ſie nun ſolche in den Geſtirnen, in Naturerſcheinungen, in Bergen, Strömen, Meer, in Geiſtern verſchiedener Art, oder gar in Fetiſchen und Thieren. Das iſt aber alles noch keine Religion, ſofern es nur Gefühl der Abhängigkeit, Furcht und ähnliches iſt. Die Religion iſt ein Werk des Geiſtes,*) und nur wer weiß, daß und aus welchen Gründen er ein höheres Weſen verehrt, hat Religion. Allerdings läßt ſich dies bei wilden Völkern nicht ſofort erkennen und es gibt gewiß unzählige und allmälige Abſtufungen zwiſchen dem roheſten Abhängigkeitsgefühl und Aberglauben und der einfachſten, urſprünglichſten wirklichen Religion. Unläugbar iſt aber, daß dieſe, ſowenig wie bei den kleinen Kindern, ſowenig bei den wildeſten Menſchen vorhanden iſt. Als Völker ganz ohne Religion und entſchieden höchſtens mit Aberglauben, ſind nach zuverläßigen Berichten nachgewieſen: Manche Stämme der Eskimo, Kalifornier, braſiliſchen Urbewohner, Polyneſier, Andamanen, Auſtralier, Kaffern, Hottentotten.**)

Mit der Religion iſt daher ſtets die bewußte und begründete Ahnung von etwas Höherem verbunden, als das religiöſe Subjekt ſelbſt iſt, und aus dieſem Zwieſpalt zwiſchen dem höhern und dem eigenen Weſen entwickelt ſich nach und nach, erſt nur dunkel und unklar, ſpäter aber mit Ausmalungen der Fantaſie, die Vorſtellung von zwei Welten, einer dies- und einer jenſeitigen, gleichviel ob der Menſch ſeinen eigenen Uebergang von der einen in die andere nach dem Tode annimmt oder nicht, welches letztere allerdings ſowol bei vielen wilden Stämmen als in einigen Religionen geſitteter Völker, z. B. bei den alten Hebräern der Fall iſt. Wo dies anders war, d. h. wo man es zur mehr oder minder ausgeſchmückten Idee eines Fortlebens brachte, da gelangte man zu derſelben wahrſcheinlich durch die Beob-

*) Seydel, die Religion und die Religionen. Leipzig 1872. S. 5.
**) Lubbock, Entſtehung der Civiliſation. S. 174.

achtung, daß auf jeden Untergang der Gestirne wieder ein Aufgang, auf jede Nacht wieder ein Tag, auf jeden Winter ein Frühling, auf jedes Absterben der Pflanzen wieder eine Verjüngung derselben, auf die Einpuppung und Erstarrung der Insekten eine Verschönerung und Erhebung derselben folgt. So mußte es, nach der schlichten Schlußfolgerung einfacher, mit den Mühen und Sorgen des Lebens geplagter Menschen, auch mit ihnen der Fall sein, auch sie mußten, wie sie hofften, nach dem Tode wieder erstehen, was ohnedies ihrer Selbstliebe schmeichelte, indem Jeder sein theures Ich bis an das Ende der Tage fortdauern sehen möchte. Ja, die Menschen schrieben diese Fortdauer auch den von ihnen besonders geliebten und verehrten Thieren, Pflanzen und sogar leblosen Dingen zu, wie die zahllosen Mythen von Thiergespenstern u. s. w. zeigen. Nicht ohne wesentlichen Einfluß auf diese Hoffnung mögen auch die Träume von verstorbenen Bekannten und Verwandten gewesen sein, durch welche dieselben als fortlebend erschienen.*)

Die jenseitige Welt, an welche die religiös fühlenden Menschen glauben, ist in der Regel mit zwei Klassen von Wesen bevölkert: den abgeschiedenen Seelen von Menschen und selbständigen Geisterwesen, welche über den Menschen stehen und bis zu den Gottheiten hinaufragen. Diese Lehre, welche man auch Animismus genannt hat,**) lebt in den verschiedensten und buntesten Modifikationen und Formen unter den Völkern sämmtlicher Kulturstufen, vom rohesten Fetischdienste bis zu den Fantasien gelehrter Spiritualisten. Die unentwickelten Kulturstufen jedoch, mit denen wir uns hier vorzugsweise zu beschäftigen haben, unterscheiden sich in dieser Beziehung von den höheren dadurch, daß in ihrer jenseitigen Welt die sittlichen Motive und Momente sehr schwach vertreten sind, wenn sie nicht ganz fehlen.

Was nun zuerst den menschlichen Geist betrifft, welcher nach der Ansicht der Gläubigen den Tod des Körpers überlebt, so wird derselbe von Menschen tieferer Kulturstufe als eine Art Rauch, Dampf oder Schatten vorgestellt, der in der Regel nicht beständig, sondern nur für einige Zeit fortlebt und mit den Sinnen nicht wahrnehmbar ist, aber doch unter Umständen den Menschen erscheinen kann und dann die Gestalt des Verstorbenen besitzt. „Schatten" ist namentlich in amerikanischen und afrikanischen Sprachen der Ausdruck für Seele oder Geist, auch „Bild" wird dafür gebraucht. Manche Völker unter den sog. Wilden halten den Athem für die Seele, und diese beiden Begriffe sind sogar im Hebräischen (ruach), Griechischen (πνεῦμα), Lateinischen (animus, anima) und Sanskrit (atman, prana), in slawischen Sprachen (duch), in derjenigen der Zigeuner u. s. w. durch das-

*) Vergl. Peschel, Völkerkunde. S. 271.
**) Vergl. E. B. Tylor, Primitive culture, Kapitel 11 bis 17.

ſelbe Wort ausgedrückt. Viele Völker nehmen gar zwei oder mehr Seelen in einem Körper an, von denen eine im Körper bleibt, die andere aber im Leben mitunter ausgeht, Träume ſieht und im Tode fortlebt. — Die Chineſen rühmen ſich dreier Seelen. Einen Luxus von vier ſolchen erlauben ſich die Dakota in Nordamerika und die Khonds in Oſtindien. Machen ja ſelbſt unſere Philoſophen ſubtile Unterſcheidungen zwiſchen Seele und Geiſt u. ſ. w.! Viele Völker nehmen eine zeitweilige Abweſenheit der Seele oder einer von mehreren Seelen ſchon im Leben an, z. B. bei Ohnmachten, im Schlafe, in Krankheiten, ſowie die Bewirkung ſolcher Abweſenheit durch eigene oder fremde Zaubermächte. Daraus entwickelte ſich denn auch der Glaube, daß Dämonen zu gewiſſer Zeit in die Leiber von Menſchen fahren, die Beſeſſenheit, gegen welche ſchon die Schamanen aſiatiſcher Völker, trotz den modernen Kapuzinern, Exorzismen anwenden. Die aus- und eingehende Seele erſcheint in manchen Sagen auch als Thier; beſonders gelten die Mäuſe als Bilder der Seelen und ſpielen als ſolche in der Sagenwelt eine merkwürdige Rolle. Damit hängen die Sagen und Mythen vom ſog. zweiten Geſicht, von Doppelgängern Lebender und von Geſpenſtern Verſtorbener zuſammen, welche angeblichen Erſcheinungen vorzüglich auf Viſionen und auf der Ausmalung und Uebertreibung ſolcher beruhen, obſchon ſie ſich durch einen Swedenborg, Jung-Stilling und Juſtinus Kerner bis in die gebildetſten Kreiſe der neueſten Zeit forterhalten haben. In ihrem Urſprung gehören ſie dem Geiſterglauben der roheſten Völker an, wie ja auch der aus Amerika importirte Spiritismus in dem Schamanentum der dortigen Indianer ſeine Quelle hat.

Sehr verbreitet, ſogar bis in die höheren Kulturkreiſe, iſt der Glaube an die Aehnlichkeit zwiſchen dem Körper und ſeiner Seele, was die Geſtalt betrifft. Die Schatten der griechiſchen Unterwelt glichen genau den lebenden Menſchen, von denen ſie herrührten, und minder civiliſirte Völker, aber auch die Chineſen, glauben, daß der Verluſt eines Organs im Leben auch den Mangel desſelben im Jenſeits begründe. So tragen die Geſpenſter Gefangener in vielen Erzählungen Ketten und ein Geſpenſt Jung-Stillings trug ſogar eine Tabakpfeife wie im Leben. — Auch bedienen ſich die Geſpenſter der Stimme und Sprache des Todten. Die verſchiedenſten ſog. wilden Völker behaupten, die Geiſter zu hören, bald zirpend, bald pfeifend, bald murmelnd u. ſ. w. Die Vorſtellung der Seele als körperlich iſt ſo ſtark, daß die Malegaſſen den abweſenden Geiſt eines Kranken durch ein Loch aus der Mauer des Leichenhauſes hervorlocken und im modernen Europa die Bauern verſchiedener Gegenden bei einem Todesfalle das Fenſter öffnen, damit die Seele hinaus fliegen könne (die Chineſen machen zu dieſem Zwecke ein Loch in das Dach). Oſtindi-

ſche Stämme ſpannen für einen der Ihren, der entfernt von der Heimat ſtirbt, Stricke über alle dazwiſchen befindlichen Flüſſe, damit er heimkehren könne. Nordamerikaniſche Indianer verſcheuchen die Geiſter mit Stöcken und fangen ſie in Netzen auf. Die heutigen Spiritiſten und die Mormonen wärmen die Lehre der Wilden von der Materialität der Seele als Dogma wieder auf. Aus dieſer Lehre ſtammen alle dergleichen Gebräuche, wie Mitgabe von Kleidern und Hausgerät des Verſtorbenen ſogar von Lebensmitteln, in das Grab, ſowie des Fährgeltes für den Strom der Unterwelt, das Tödten von Hausthieren, beſonders Pferden,*) und von Sklaven zur Begleitung des vornehmen Todten in das Jenſeits (auf Borneo herrſcht der Glaube, daß Alle, die Einer in dieſer Welt tödte, ihm in der andern als Sklaven dienen müſſen, und man tödtet daher ſo viele als möglich und ſo treiben es die Indianer Nordamerikas mit den Skalpen der Feinde). Hierher gehört auch die Selbſtverbrennung der indiſchen und altgermaniſchen Witwen u. ſ. w., an deren Stelle auf den Fidſchi-Inſeln Frau und Freunde des Todten gewaltſam erwürgt wurden. Solche Vorſtellungen ſind auch die Urſache der Maſſenſchlächtereien in Dahome und bei den Aſchanti; die Unglücklichen müſſen die verſtorbenen Könige im Jenſeits bedienen! In China werden alle die Gegenſtände, Menſchen, Thiere und Sachen, die dem Todten früher mitgegeben wurden, nur noch in nachgeahmten Exemplaren von wertloſem Stoffe, meiſt von Papier geopfert, in Bengalen die zur Mitgabe beſtimmten Gegenſtände vor der Verbrennung wieder weggenommen.

Viele ſog. wilde Völker machen keinen Unterſchied zwiſchen den Seelen der Thiere und der Menſchen, glauben an die Fortdauer jener, und bitten die getödteten Thiere um Verzeihung. Daraus erklärt ſich die Seelenwanderung, welche im alten Aegypten Dogma war und in Indien, ſowie bei allen Buddhiſtenſekten noch iſt. Sogar die Pflanzen haben eine Seele nach dem Glauben der Südſee-Inſulaner, Malaien, Hindu, und werden demgemäß behandelt; ja manche Völker betrachten ihre Waffen, Kleider, Fahrzeuge, Häuſer, Hausgeräte (wie die Spiritiſten die Tiſche!), ſowie Steine, Berge, Flüſſe u. ſ. w. wie lebende Weſen; letztere Naturgegenſtände und die Bäume waren ja noch bei den Hellenen von Nymphen beſeelt! Die Algonkin-Indianer, die Fidſchi-Inſulaner und die Karenen in Birma glauben ſogar an die Fortdauer der Seelen ihrer Hand- und Hausgeräte im Jenſeits. Daraus erklärt ſich der Fetiſchdienſt, ſoweit er auf lebloſe Dinge Bezug hat; dieſelben gelten eben dem Fetiſchdiener nicht als leblos.

*) Pferdeopfer erhielten ſich im chriſtlichen Europa bei der Beſtattung von Monarchen und Feldherren bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Lehre von der Seelenwanderung, deren wir Erwähnung gethan, bezieht sich sehr oft auf den Uebergang der Seele aus einem gestorbenen Menschen in einen lebenden. Sog. Naturvölker der verschiedensten Länder glauben, entweder nach Aussage des „Medizin-Manns" oder in Folge zufälliger Aehnlichkeit, fest, daß in diesem und jenem Menschen die Seele dieses und jenes Verstorbenen walte. In Alt-Kalabar in Afrika geht nach dem herrschenden Glauben die Seele eines todten Kindes in den Körper des zunächst darauf geborenen über; andere Stämme sehen in jedem Kinde die wiedergeborene Seele eines Vorfahren, und Zauberkünste der Priester bestimmen, welche solche es sei. Die Australier, mehrere Stämme der Papuas und mehrere Negervölker Afrika's sind überzeugt, nach ihrem Tode in die Leiber von Weißen zu fahren. Die Nordwest-Amerikaner ziehen es vor, in Bären oder Vögeln wieder aufzuleben, die Südamerikaner in verschiedenen Thieren, namentlich aber in Schlangen, die man daher sorgfältig pflegt, die Guinea-Neger in Affen u. s. w.

Die Fortdauer nach dem Tode wird von den vornehmeren Tonganern ihren plebejischen Landsleuten, von den Nicaraguanern den Bösen und Gottlosen abgesprochen. Andere halten die Fortdauer für abhängig von der Bestattungsart. Die Kalifornier und Buschmänner glauben durch die Verbrennung der Leichen das Wiederkehren und Spuken zu verhindern, die Neuseeländer glaubten dies zu thun, indem sie den Todten — verzehrten. Die Grönländer nehmen an, daß die Seele, welche auf dem gefährlichem Wege nach dem Jenseits Schaden nehme, zum zweiten Male und für immer sterbe, und die Fidschi-Insulaner gönnen dieses Schicksal den Seelen der Unverheirateten. Negerinnen glauben die Seele des verstorbenen Mannes ertränken zu können, um sich wieder verheiraten zu dürfen. Nach hottentottischem, jakutischem u. a. Glauben spukt der Geist des Hingeschiedenen eine gewisse Zeit im Hause, wo er starb, das daher Niemand bewohnen darf; ja die Karenen zerstörten ihre Dörfer, um die spukenden Geister ihrer Todten los zu werden. Viele Völker sind so schlau, den Todten auf ungewöhnlichen Wegen aus dem Hause zu befördern, damit er den Rückweg nicht finde, und dergleichen Gebräuche kennt auch der Aberglaube gebildeter europäischer Völker in Menge. Andere halten sogar Stücke darauf, daß die Todten gespeist und getränkt werden und bringen daher entweder Nahrung zum Grabe oder bewahren ihnen die Reste des Leichenmahles auf oder rühren gar von letzterm nichts an, und auch davon hat der europäische Volksaberglaube noch Reste bewahrt.

Eine große Anzahl von aberteuerlichen und mythischen Vorstellungen knüpft sich an den Uebergang der Seele von der diesseitigen in die jenseitige Welt. Wie die Griechen von einem Elysion

als Inſel der Seligen und von einem Eingange zum Tartaros fabelten, ſo kennen Fidſchi-Inſulaner, Mexikaner und gewiſſe afrikaniſche Völker beſtimmte Plätze, Klippen, Höhlen u. dergl., von wo die Todten ihre Reiſe in die andere Welt antreten; bei den Letztgenannten kommen auch von dorther Menſchen und Thiere in dieſe Welt. So gibt es „verzauberte" Thäler, „gefährliche" Thäler, ein Thal der „Teufel" u. ſ. w. In Norddeutſchland kennt das Volk den Drömling als Eingang zur Hölle, in Irland den Lough Darg. Die Fantaſie verſchiedener Völker malt den Weg in das Jenſeits mit den furchtbarſten Farben aus: mit ſchlüpfrigen und ſteilen Bergen, ſchwindelnden Brücken, reißenden Strömen, drohenden Angriffen ſchlimmer Geiſterweſen u. ſ. w. Zahlreich ſind die Sagen vom Beſuche einzelner bedeutender Menſchen in der andern Welt, aus der ſie glücklich wieder zurückkehrten, wie Odyſſeus, Orpheus, Herakles, Aeneas und Jeſus; der finniſche Heros Wainämöinen iſt ein Beiſpiel, und Aehnliches erzählen Sulu-Kaffern, Odſchibwähs, Kamtſchadalen u. A. Dieſe Sagen bedeuten offenbar den Unter- und Wiederaufgang der Sonne, wie wir in unſerer „deutſchen Volksſage" näher nachgewieſen haben. Aus den damit verknüpften Einzelnheiten ſcheint uns aber ein reger Trieb nach der Erforſchung unbekannter Länder zu ſprechen. Auch in das Chriſtentum gingen dieſe Mythen über, und Dante's großartige Dichtung zeigt, wie genaue Vorſtellungen man ſich von der jenſeitigen Welt machte.

Die Oertlichkeit der letztern wurde bald da-, bald dorthin verlegt. Oft befindet ſie ſich auf der Erde ſelbſt. Mehrere Völkerſtämme verlegen ihr Paradies oder ihren Himmel auf Berge ihrer Heimat, Andere in Thäler oder Schluchten, wieder Andere auf Inſeln oder Länder jenſeits des Meeres, und zwar meiſt im Weſten, wo es auch Vieh und Jagdthiere gibt wie zu Hauſe. Im europäiſchen Mittelalter galt England (Engel-Land) für das Land der abgeſchiedenen Seelen. Sehr verbreitet iſt die Annahme einer Unterwelt in einer Höhlung unſerer Erde, welche bei manchen Völkern ihren eigenen Himmel hat und oft mit der Erde im Beſitze der Sonne abwechſelt. Dieſe Vorſtellung lebt mit mehr oder weniger Abänderungen im Amenti der Ägypter, Tartaros der Griechen, Orkus der Römer, in der Hel der Edda und in der Hölle der Chriſten fort, — ob auch im Scheol der Juden, iſt ungewiß. Bei Indianern Amerikas wie bei Chriſten gelten die Vulkane als die Eſſen der Unterwelt und in Nicaragua warf man Menſchen als Opfer in den Krater des Vulkans Maſaya hinein.

Sehr häufig iſt aber auch die Vorſtellung des Jenſeits außerhalb der Erde, namentlich auf Sonne, Mond und anderen Geſtirnen, welcher Meinung ſich in neueſter Zeit viele gefühlvolle Seelen angeſchloſſen haben, ſeitdem die Aſtronomie den Himmel und die Geo-

logie die Hölle wegdekretirt hat. Ja man hat sogar Bücher geschrieben, um derartige Theorien zu begründen. Namentlich amerikanische Urvölker suchen mit Vorliebe ihre Vorfahren auf den glänzenden Körpern des Alls. Doch hat auch die Bevölkerung des angeblichen Himmelsgewölbes bei Denen, welche es nicht als Luft erkannt haben, — mit abgeschiedenen Seelen — vielen Anhang. Dasselbe gilt seit den ältesten Zeiten und in den verschiedensten Gegenden als Gegenstück zur Erde, und man stellte sich sein Inneres so vor, wie unsern Aufenthalt, nur schöner und herrlicher. An „Himmelfahrten" einzelner Personen fehlt es nicht in den Mythen der entlegensten Völker; ihr Ausgangspunkt sind Berge und Bäume. Der „Himmel" ist denn auch der Ort der Seligen in der indischen, christlichen und mohammedanischen Glaubenslehre, wie in derjenigen mehrerer amerikanischer Stämme. Eine Vertheilung der jenseitigen Orte nach moralischen Gesichtspunkten, eine Vergeltungstheorie, hat erst der Buddhismus eingeführt und das Christentum aus dem persischen Dualismus und dem spätern Judentum herübergenommen. Die Völker niederer Religionsstufen kennen entweder keinen Unterschied des Bestimmungsortes, oder sie vertheilen ihn willkürlich, z. B. nach den Ständen, nach der Todesart oder nach andern persönlichen Verhältnissen. So sind z. B. die Gefallenen bei manchen Völkern nach einem abgesonderten Orte des Jenseits verbannt, während ihnen bei anderen die bevorzugtesten Plätze eingeräumt werden (wie Walhall bei den nordischen Germanen). Aehnliches gilt auch von anderen Todesarten, welche auf die Stellung im künftigen Leben Einfluß haben. Allerdings sprechen die Mythologien mancher sog. wilden Völker von einem Unterschiede in der Vergeltung zwischen Guten und Bösen; allein diese Begriffe sind bei den erwähnten Völkern so unklar und schwankend, daß sie meist etwas ganz Anderes bedeuten als bei uns; auch mag das Christentum bereits auf die betreffenden Stämme eingewirkt und ihre Legenden modifizirt haben, ehe es ganz bei ihnen eindrang, oder die Berichte mögen sich dem Standpunkte ihrer Verfasser, der Missionäre, zu sehr angepaßt haben.

Außer den Seelen der verstorbenen Menschen wird das Jenseits der verschiedenen Völker, oft aber auch zu gutem Theile das Diesseits, von Geistern bevölkert, welche von den Menschen durchaus verschieden, aber auch nicht immer ewig sind. Der Begriff von Geistern ohne Körper stammt jedenfalls aus dem Dualismus, welcher die Seele der Menschen ohne Leiber fortleben läßt. Dafür spricht, daß die Mythen mehrerer sog. Naturvölker, namentlich derjenigen mit schamanistischer Religion, die Seele Verstorbener, besonders der Schamanen selbst, oft auch der unbestatteten Todten, oder der Opfer von herrschenden Krankheiten und von Gewaltthaten, in Geister sich verwan-

eln lassen, die aber von den sonstigen abgeschiedenen Seelen verschieden sind und deren Hauptbeschäftigung ist, die Menschen zu quälen und ihnen Böses, besonders Krankheiten, ja sogar den Tod zu senden. Die Völker Australiens und Südafrika's gehen darin so weit, daß sie in gar keinen natürlichen Tod glauben, sondern selben stets bösen Geistern oder der Zauberei böser Menschen zuschreiben. Daher kommt es, daß die Geister den „wilden" Völkern große Furcht einflößen und oft die Rolle der mitteleuropäischen Kobolde spielen. Dieser Gespensterglaube ist nicht selten der Gesammtinhalt der Religion uncivilisirter Stämme und spielt eine hervorragende Rolle sogar bei vorgeschrittenen Kulturvölkern, z. B. den Chinesen und Indern. Es gibt Beispiele, daß sich Letztere (sogar Brahmanen) selbst tödteten, um als Dämonen einem Feinde Qualen bereiten zu können.

Auf der andern Seite werden dagegen die abgeschiedenen Seelen vielfach zu Schutzgeistern ihrer Angehörigen, so die Eltern für die Kinder, die Häuptlinge für ihre Untergebenen u. s. w. Daraus entspringt die bei so vielen „wilden" Völkern aller fremden Erdtheile, besonders in Afrika, sowie bei den Chinesen, Japanesen, Siamesen und den alten Römern geübte Manenverehrung. Dschingis-Khan und seine Familie wurden bei den Mongolen nach dem Tode göttlich verehrt. Der Kaiser von China bringt dem Geiste des Kongfutze jährlich zweimal Opfer, und an den Rangerhöhungen der Nachkommen nehmen auch die Vorfahren theil. Eng verwandt damit ist die Heiligenverehrung des Katholizismus. In Italien werden Briefe an Heilige geschrieben und auf deren Altären verbrannt, und unsere Spiritisten verkehren gleich den Geisterſehern des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Verstorbenen und wechseln Briefe und Photographien mit ihnen.

Geister, welche keinen Zusammenhang mit Verstorbenen haben, aber doch ganz aus diesen abstrahirt sind und ihre Eigenschaften durchaus annehmen, fahren nach dem Glauben vieler Völker in Menschen, Thiere, Pflanzen und sogar leblose, selbst künstliche Gegenstände; ferner leben sie in allen Dingen und Ereignissen der Natur, in Bergen, Flüssen, Wäldern, im Meer, im Sturm, Regen, Schnee, Erdbeben Blitz und Donner, in Himmel und Erde, Sonne, Mond and Sternen, in der Luft, im Feuer u. s. w. Hierher gehört auch das bereits rrwähnte Besessensein, der Glaube, daß Krankheiten von Geistern verursacht werden, oder in solchen personifizirt sind u. s. w. Noch den christlichen Neugriechen ist die Pest eine Person, ebenso die Blattern, den Russen das Wechselfieber; slawische Stämme kennen auch die Viehkrankheiten als Todesgeister, aber in Viehgestalt. Ebenso gehört hierher die die ganze Kulturgeschichte durchziehende Personifikation des Todes und diejenige des Bösen als Teufel u. s. w.

Bei allen ſog. Naturvölkern werden ſchlimme Träume, Krankheit und Tod durch böſe Geiſter hervorgerufen, wie bei den Kulturvölkern, in den orthodoxen Kreiſen, das ethiſch Böſe noch jetzt. Die Uebel der verſchiedenen Körpertheile und alle einzelnen Leiden haben bei „wilden" Völkern ſämmtlich ihre beſonderen Dämonen, von denen ſie geſandt und von denen die Kranken beſeſſen worden, wie die römiſch-katholiſche Kirche für alle Arten von Schmerzen Heilige hat, die gegen dieſelben helfen ſollen. Epileptiſche und Wahnſinnige gelten daher bei manchen Völkern als gottbegeiſtert, als Viſionäre und Wahrſager, gleich den ſtigmatiſirten Somnambulen Europa's; es ſind „Medien", wie die hyſteriſchen Werkzeuge der Spiritiſten. Waren ja auch die hochgebildeten Griechen nicht frei von derartigem Wahn, von den alten Juden nicht zu ſprechen. Die berühmte belgiſche Irrenkolonie Gheel iſt aus einer Stätte erwachſen, an welche man im Mittelalter „Mondſüchtige" u. a. Beſeſſene brachte, um ſie von den Prieſtern exorziren zu laſſen.

Die Fetiſche und Talismane der ſog. Naturvölker ſind einfach Gegenſtände, in welche Geiſter gefahren ſind, und ſie haben ſich in den Skapulieren und Amuletten der Buddhiſten und Papiſten erhalten. Oft iſt dieſe urſprüngliche Bedeutung der Fetiſche allerdings in Vergeſſenheit geraten, ſo daß die Anſicht überwiegen konnte, als wären die Fetiſche ſtets lebloſe Weſen. Ideenverbindungen wirken hier viel mit, und daher hielten die Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerika's, — wahrlich nicht ohne Grund, — das Gold für den Gott der Europäer. Nordamerikaniſche Indianer glauben, jeder Menſch erhalte in ſeiner Jugend durch einen Traum den Anblick ſeines Fetiſches oder wie ſie ſich ausdrücken, ſeiner „Medizin", d. h. des Gegenſtandes, welcher ihn das Leben hindurch beſchützt und der verſchiedenſten Natur ſein kann, Thier, Pflanze, Stein, Gerät, Waffe u. ſ. w. Dieſer „Medizin" huldigt und opfert der Betreffende ſein Leben lang und läßt ſie mit ſich verbrennen. Solche Gegenſtände dienen denn auch den „Medizinmännern", d. h. Zauberprieſtern, als Mittel ihrer Beſchwörungskünſte. So hat auch jeder Neger ſeinen Fetiſch oder eine Menge ſolcher, welche von der Familie in einem eigenen Fetiſchhauſe geſammelt, aufbewahrt und verehrt werden; es gehören die verſchiedenſten Dinge dazu, wie Haare, Federn, Nägel, Töpfe u. ſ. w., und man gibt ihnen Matrazen zum Liegen, Stühle zum Sitzen, Branntwein zum Trinken. Noch unter den europäiſchen Völkern kennt ja der Aberglaube eine Menge zauberhafter, angenehmer oder ſchädlicher Wirkungen von gewiſſen Gegenſtänden, und die Tiſche u. a. der Spiritiſten gehören in denſelben primitiven Kulturkreis des Zauberwahns. Eine beſondere Art des Fetiſchismus iſt die Verehrung von Klötzen, Steinen und Bergen, die ſich bei den verſchiedenſten Völkern vorfindet. Schon die älteſten Hebräer u. a. Semiten und die älteſten

riechen verehrten Steine und Pfähle als Bilder ihrer Götter und
ztere glaubten, daß Deukalion und Pyrrha aus Steinen das neue
enſchengeſchlecht nach der Flut erweckt hätten. Die alten Norweger
d die frühern Peruaner verehrten Steine in ihren Häuſern. Jene
ſchmierten ſie mit Butter, tauchten ſie in Bier und ſetzten ſie auf
n Ehrenplatz; Dieſe behandelten ſie als Götter und brachten ihnen
enſchenopfer. Die alten Araber verehrten den ſchwarzen Stein
r Kaaba, und Mohammed nahm dieſen Kult in ſeine Religion
über. Und ſo ſpielen in ſämmtlichen roheren Religionen die Steine,
ötze und Berge eine große Rolle, deren wir ſchon oben (S. 33)
: Anlaß der urzeitlichen Steindenkmäler dachten. Die ihnen ge-
lte Verehrung blieb auch, als auf höheren Kulturſtufen Steine die
rm von Menſchenbildern annahmen. Eine lange Reihe der Ver-
ung zwiſchen einem rohen Stein oder Block und einem daraus ge-
tigten Kunſtwerke ſtellen die Götzenbilder der verſchiedenen Völker
r, oder das Syſtem der Idololatrie, welches Lubbock als höchſtes
dniſches dem Fetiſchismus, Totemismus und Schamanismus fol-
n läßt, und das allerdings den roheren Völkern unbekannt iſt.
e Götzenbilder mit Einſchluß der katholiſchen Heiligenbilder, gelten
n Verehrern als lebendig; ſie eſſen und trinken, lachen und weinen,
wegen die Augen, lieben ſchöne Kleidung und Schmuck, erhören die
bete, und wenn ſie letzteres nicht thun, werden ſie bedroht, be-
impft, geſchlagen und mit Kot beworfen, verbrannt oder zertrüm-
rt, was in Italien mit Heiligenbildern noch jetzt geſchieht. Wilde
lker werfen ihre Götzen ins Meer, um es zu beruhigen. Prieſter-
trug hat die Bilder oft (durch Bauchrednerei oder verborgene Per-
ren) ſprechen gemacht. Ein undurchdringliches Rätſel wird wol
eiben, was die zweierlei Gattungen von Koloſſalbildern auf der
ſamen Oſterinſel: nach dem Innern ſchauende Büſten mit Stein-
ten und nach dem Meere ſtarrende Kopfprofile, jemals bedeuten
chten. — Um dieſem Kult vorzubeugen, hat der Koran alle Ab-
ldung der Menſchengeſtalt, die griechiſche Kirche wenigſtens die pla-
ſche ſolche verboten, der Proteſtantismus (im Luthertum nur theil-
eiſe) alle Bilder aus den Kirchen gewieſen. Bei den roheſten Stäm-
en der Erde, Andamanen, Auſtraliern u. ſ. w. gibt es keine Spur
on Bilderverehrung, dieſelbe gehört nur dem Uebergange von der
lohheit zur höhern Kultur an und bekundet das unbewußte Streben
es Menſchen nach Erkenntniß des eigenen Wertes und Veredelung
einer Geſinnung. Hat er ſich ſelbſt erkannt, ſo ſteht er unabhängig
iber allen Bildern und bedarf zu ſeinem Heile keiner „andern Welt.“

B. Die Mythe.

Das Mittel, durch welches ſich die Religion aus rohen und ur gebildeten Anfängen zu immer edleren und menſchwürdigeren Forme hinauf arbeitet, iſt die Kunſt. Die erſten Anfänge der bildende Kunſt haben wir, abgeſehen von den in ihrer Veranlaſſung rätſelhafte Kunſtübungen der Urmenſchen zur Steinzeit, und ähnlichen Leiſtunge lebender Völker (oben S. 62) in der Bilderverehrung kennen gelern und ſo erblicken wir die Anfänge der dichtenden Kunſt in d Mythe. Die Vorausſetzungen der Mythe ſind ein verhältnißmäßi ausgebildeter Glaube und ein Sinn für Poeſie, d. h. für Schöpfun von Geſtalten und Thaten im Geiſte. Den Stoff nahm die älteſ Mythe, und nimmt die eigentliche Volksmythe immer noch aus d Natur, wofür der Inhalt der Mythen deutlich genug ſpricht. J auffallender die Erſcheinungen der Natur ſind, deſto früher boten ſ Anlaß und Stoff zur Mythenbildung. Voran gehen darin die Er ſcheinungen, welche dem Menſchen Furcht und Achtung abnötige wozu vorab in erſterer Beziehung Blitz und Donner, in letzterer d leuchtenden Himmelskörper, Sonne und Mond gehören. Um und a ſie reihen ſich die übrigen Naturweſen, von welchen dasſelbe, wen auch im geringerem Maße, geſagt werden kann: Wind und Regen Schnee und Eis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Morgen und Abendrot, die Dämmerung, der Regenbogen, die Ströme, d Meer, die eingebildete Unterwelt, namentlich aber die Sterne, d Himmel und die Erde, ſowie die auf ihr wachſenden Pflanzen un wandelnden Thiere. Alle dieſe Erſcheinungen und Weſen wurden al lebend gedacht und vorgeſtellt, als von Geiſtern erfüllt und beſeſſe oder gelenkt und hervorgezaubert, und erhielten daher in der Fantaſ der Menſchen Geſtalten, welche wirklich lebenden Weſen entlehnt od aus verſchiedenen ſolchen zuſammengeſetzt wurden, ſo daß oft die abenteue lichſten und tollſten Hirngeſpinnſte entſtanden. Gleich den Kinder welche den Tiſch ſchlagen, an dem ſie ſich geſtoßen, und mit der Puppe rede wie mit einer lebenden Perſon, ſtellen ſich auch die ungebildeten Völke wie wir bereits geſehen, alle Dinge in der Welt als belebt und ſelbſ bewußt vor. Die Wilden rächen ſich an den Thieren, durch welc ihre Stammgenoſſen das Leben eingebüßt, und wenn es auch ande Exemplare derſelben Gattung ſind, und zerſtören Bäume, von welche herab Menſchen todtgefallen ſind, Xerxes ließ den Helleſpont geißeln der ſich nicht überbrücken ließ, im alten Hellas wurden lebloſe Sache die den Tod eines Menſchen herbeigeführt, vor Gericht gebracht un feierlich über die Grenzen geworfen, und im Mittelalter Thiere, dur welche Menſchen Schaden gelitten, von Gerichten zum Tode verur theilt; ja noch jetzt werden unter dem Volke Todesfälle auch de

Hausthieren, bis auf die Bienen, und sogar dem Getreide angekündet.

Da nun geradezu Alles den Völkern niedriger Kulturstufe als belebt gilt und auch Alles, wie wir gesehen, als Fetisch verehrt wird, so sahen sich diejenigen Individuen und Völker, welche über die dem Thiere nahe stehende Menge emporragten, gedrungen, unter den unzähligen verehrten Dingen Unterscheidungen zu machen und die erhabeneren, wichtigeren, eindrucksvolleren über die anderen zu erheben. So trat nach und nach der Götterdienst an die Stelle des Fetischdienstes, und mit ihm schritt die Entwickelung der Mythe einher. Aus der Gesammtheit der Dinge wurden nämlich diejenigen herausgenommen und besonderer Aufmerksamkeit und Verehrung wert gehalten, welche die meiste Furcht einflößten und Achtung abnötigten und welchen man daher die Schöpfung und Erhaltung der Welt zuschreiben zu sollen glaubte.

Was zunächst die Schöpfung betrifft, so haben die niedrigsten Menschenrassen keinen Begriff von einer solchen. Die Welt ist für sie mit Recht ewig, ohne Anfang und Ende und die Götter bloße Verwalter derselben. Einige nordamerikanische Stämme glauben, daß die Welt zuerst lauter Wasser gewesen, aus welchem der große Geist das Land emporgehoben habe, ebenso die Polynesier mit Bezug auf ihren Maui. Auch die brahmanische und buddhistische Religion kennen ja keine Schöpfung, dagegen die ägyptische, hebräische, griechische, nordische u. s. w., doch keine solche aus nichts: immer setzen sie ein Chaos voraus, das als Stoff diente.

Unter den von denkenden und fühlenden Menschen bevorzugten Dingen der Natur ist nun mit Vorliebe das der räumlichen Stellung nach oberste, d. h. vom Mittelpunkte der Erde entfernteste, der Himmel, des Vorrangs theilhaft geworden. Personifikationen des Himmels finden sich bei den verschiedensten Völkern, und so auch Mythen, in welchen diese Personifikation eine Hauptrolle spielt. Der Himmel ist die Hauptgottheit der Huronen, welche ihn als Person Aronhiaté nennen und ihm Tabak opfern. Bei den Irokesen heißt er Taronhiawagon, lehrt sie Jagd, Ehe und Religion, führt sie auf ihren Wanderungen und gibt ihnen Tabak und Früchte. Die Sulu-Kaffern erwarten und verlangen von ihm die Vernichtung ihrer Feinde und bei vielen Völkern Westafrika's ist er der „Gott" schlechtweg, so auch bei den fernen Samojeden. Die Finnen nennen ihn den Wolkentreiber, den Hirten der Wolkenschäfchen. In China ist er als „Tien" der Herr der Weltalls. So ist auch der Dyaus der Sanskrit-Leute, der glänzende Himmel, in Hellas als Zeus und in Italien als Jupiter der höchste Gott, im alten Norden als Ziu (Tyr) vielleicht der älteste, da Odin und Thor seinen Namen als Endung ihrer Beinamen führen. Wie die spätere griechische Mythe dem ältesten Gotte Zeus als Großelternpaar den Himmel (Uranos)

und die Erde (Ge, Gaia) mit unverhülltem Namen gab, ſo ſind dieſe beiden Weſen bei unſeren Antipoden, den Maori in Neuſeeland, die Voreltern aller Weſen. Rangi, der Himmel, und Papa, die Erde, hafteten nach der dortigen Mythe aneinander und Finſterniß lag über ihnen und ihren Kindern. Letztere nämlich, Tane-mahita, der Vater oder Gott der Wälder, Rongo-ma-tano, der der Kulturnahrungsmittel, Haumia-tikitiki, der der wildwachſenden Lebensmittel, Tangaroa, der des Meeres und der Fiſche und Reptilien, und Tu-matauenga, derjenige der unerſchrockenen Menſchen, beſchloſſen, die Eltern zu trennen, und Tane-mahuta übernahm die ſchwierige Arbeit. Nur einer der Söhne, Tawhiri-ma-tea, der Vater der Winde und Stürme, proteſtirte gegen den Plan und ſuchte ihn zu vereiteln. Doch umſonſt, — während auch die vier bis dahin einigen Söhne ſich entzweiten, gelang die Trennung, aber ohne die Liebe der Gatten zu zerſtören. Die Seufzer, welche die Erde dem Geliebten ſendet, ſind die Nebel, die Tränen, welche Letzterer um die Verlorene weint, die Thautropfen. Etwas Aehnliches erzählen auch die Chineſen von Tien (Himmel) und Tu (Erde) und man ſieht daraus, wie die Mythe entſteht.

Die Erde iſt, wie wir ſo eben ſahen, wo der Himmel als Vater aller Weſen erſcheint, deren Mutter. „Mutter Erde" iſt ihr beliebter Name unter den verſchiedenſten Völkern der alten und neuen Welt. So huldigen die Inder neben Dyauspitar (Jupiter) der Prthivi matar (Erdmutter). Die größte Verehrung genießt ſie natürlich bei den ackerbauenden Völkern. Die Khonds von Oriſſa in Vorderindien bringen ihr Menſchenopfer, indem ſie einen Sklaven zerreißen und die Stücke über die Felder ſtreuen, um deren Fruchtbarkeit zu befördern. Es erinnert dies an die Sklaven, welche den Wagen der Nerthus, dieſer „Mutter Erde" der holſteiniſchen Germanen, badeten und dann im See ertränkt wurden. Es gibt indeſſen Völker, die neben der „Mutter Erde" ſtatt des Himmels den „großen Geiſt" oder die Sonne als Vater verehren, namentlich in Amerika. Sehr verbreitet iſt indeſſen die Forſchung nach der Unterlage, dem „Träger" der Erde. Die Bewegungen dieſes Trägers verurſachen nach der Mythe aller Völker, bei denen es ſolche gibt, die Erdbeben. In Neuſeeland kommen dieſe vom alten Heros Maui, wenn er ſich im Schlafe umwendet, in Nordamerika von einer großen Schildkröte, auf welcher die Erde ruht; in Kamtſchatka fährt der Erdbebengott in Schlitten unter der Erde hin, welche bebt, ſo oft die daran geſpannten Hunde Flöhe oder Schnee abſchütteln. Die Japaneſen ſchreiben dies einem Walfiſch, die Mongolen einem Elefanten zu.

Unter den Naturerſcheinungen, welche zwiſchen Himmel und Erde ihr Weſen treiben, iſt für primitive Völker der Donner mit dem Blitze das Auffallendſte und Furchtbarſte. Bald verſieht das Amt

des Donners der Himmelsgott ſelbſt, bald iſt Erſterer des Letztern Sohn. Bei den Finnen ſchlägt der Himmelsgott Ukko Feuer an, wenn es blitzt. Nordamerikaniſche Indianer halten den Donner für einen großen Vogel, der bald mit Manitu, dem großen Geiſte zuſammenhängt, bald nur ihm angehört: wenn ſeine Augen funkeln blitzt es, wenn ſeine Flügel klatſchen, donnert es. Wie die ariſchen Völker (z. B. die Slawen mit ihrem Perun oder Perkun) beinahe durchgängig Donner- und Himmelsgott identifiziren, werden wir unten genauer ſehen. Oefter vom Himmel getrennt ſind dagegen die Wind-Gottheiten, doch beſorgt bei den Finnen der Himmelsgott Ukko auch das luftige Miniſterium, wie der deutſche Wuotan das „wütende Heer" der Stürme anführt. Sehr oft gibt es einen Wind-, Luft- und Sturmgott, welchem die einzelnen Winde und Stürme untergeordnet ſind, ſo z. B. Maui in Neuſeeland, der die Winde in Höhlen ſperrt wie Aiolos in Hellas. Bei Indianern Nordamerikas ſind die Winde Vater und Söhne, deren Thaten mit rührender Poeſie zur Mythe ausgebildet ſind. Manchmal iſt der Wind ein weibliches Weſen, wie die Windsbraut in der deutſchen Volksſage und die Windesmutter bei den Eſthen. Noch jetzt wird in ſüddeutſchen Gegenden der Wind mit Mehl gefüttert, was ihn beſänftigen ſoll. Endlich fällt mit dem Himmelsgott auch oft der Regen als Perſon zuſammen, doch iſt er auch oft ein ſelbſtändiges Weſen, ſo Pidzu Pennu, den die Khonds mit Lebensmitteln zur Erfüllung ſeiner Funktionen zu bewegen ſuchen. Die Finnen wenden ſich zu dieſem Behufe an ihren Ukko, wie die Griechen an Zeus u. ſ. w. Sogar den Regenbogen halten die Karenen in Hinterindien für einen Dämon, welcher Menſchen verſchlingt, während er den Kamtſchadalen blos als Saum vom Kleide des Himmelsgottes, den Lappen als Bogen des Donners gilt, wie er in Indien Indra's Bogen genannt wird und bei den nordiſchen Deutſchen als Brücke Bifröſt zum Himmel führt.

Neben den mythiſchen Geſtalten, welche den Himmels- und Lufterſcheinungen entſprechen, erhebt ſich eine andere Reihe ſolcher, welche die Weltkörper darſtellen. Jene wirken mehr auf die Furcht der Menſchen, indem ihr Verlauf die Sinne ſtark affizirt und im Gefolge Verheerungen und Unglück hat oder haben kann, — dieſe, bei denen letzteres nicht der Fall iſt, fordern mehr die Achtung und Verehrung der Menſchen heraus. Während die erwähnten meteorologiſchen Vorgänge vorübergehender Natur und unberechenbaren Vorkommens ſind und weder eine beſtimmte Grenze ihres Beſtandes haben, noch auf einmal und mit Muße durch die Sinne wahrgenommen und beobachtet werden können, ſind dagegen die aſtronomiſchen Körper ſcharf hervorgehobene und begrenzte Individuen und geben ſich durch ihren ruhigen und regelmäßigen Gang, durch ihr zuverläßiges und beſtimm-

tes Erſcheinen und Verſchwinden der Beobachtung von Seite des Menſchen willig hin. Noch mehr! Von den Weltkörpern oder Geſtirnen hängt in der That das Meiſte ab, was den Menſchen berührt und für ihn wichtig iſt: Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, das Jahr und die Jahreszeiten, das Wetter mit allen ſeinen Erſcheinungen, Blüten und Früchte, das Wachstum der Thiere und Menſchen, Geſundheit und Krankheit, Wolſtand und Armut, Leben und Tod. Dieſe Weſen mußten daher den Menſchen als die erhabenſten, glänzendſten, unerreichbarſten und unbegreiflichſten vorkommen, deren Erſcheinung er ſich nicht erklären konnte (während diejenige der meiſten Dinge auf der Erde ſich von ſelbſt erklärt), die weit über der Erde, in unmeßbarer Höhe weilen, ohne daß Jemand weiß, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Daher ſtehen die Geſtirne: Sonne, Mond und Sterne allen übrigen Naturweſen mit dem allerreichſten Schatze von Mythen voran und ſind der eigentliche Kern der Mythologie.

Das unaufhörliche Kommen und Gehen der Geſtirne, die fortwährenden und doch ſo regelmäßigen Veränderungen in ihrem Geſammtanblicke, der durch ſie herbeigeführte Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, der Beleuchtung, der Witterung u. ſ. w., alle dieſe Vorgänge gaben den Stoff zu Geſchichten und Erzählungen, deren Helden die Perſonifikationen der Geſtirne ſind. Ihr Auf- und Untergang, nicht nur jeden Tag und jede Nacht, ſondern auch mit Bezug auf die jährlichen (und beim Monde auf die monatlichen) Perioden ihres ſcheinbaren Umlaufs am Himmel wurden Lebensgeſchichten. Die Sonne, als glänzendſtes und gewaltigſtes Geſtirn, mußte dabei naturgemäß zum Haupthelden werden, und als alleiniger Beherrſcher des Tages mit dem Himmel zuſammenfallen, den ihr Glanz erfüllt. Daher iſt in den verſchiedenen Mythologien der Sonnengott vom Himmelsgott ſo wenig ſtreng zu trennen, wie der Donner-, Sturm-, Regengott u. ſ. w. Mit ſeiner Lichtſtärke und der hierdurch hervorgerufenen Wirkung auf alle Weſen bringt der Sonnenball einen durchaus männlichen Eindruck hervor, daher auch ſein unverkennbarer Zuſammenhang mit den Haupthelden der Mythe ſogar bei ſolchen Völkern, deren Sprache ihn weiblich benennt. Das Umgekehrte iſt der Fall mit dem ächt weiblichen, ſanften, veränderlichen Monde, deſſen Charakter ihn ſelbſt da mit der Haupthelden der Mythe verknüpft, wo ſein grammatikaliſches Geſchlecht männlich iſt. In der Sphäre des Thierdienſtes hat die Sonne die Geſtalt des Lieblingsthieres, ſo bei den älteſten Ackerbauvölkern die des unentbehrlichen Stieres, in welchem Falle dann der Mond als Kuh auftritt, wozu auch ſeine beiden Hörner führen. Bei Reitervölkern mußte das ihnen ſo theure Pferd dieſelbe Rolle übernehmen.

Im Ganzen iſt ein eigentlicher Kult der Sonne und des Mon-

des und namentlich eine beide Weltkörper verbindende Mythe nur bei höher begabten Völkern zu finden; denn beides beruht auf denkender Betrachtung der Gestirne, und dieser Kult und diese Mythe wurden unzweifelhaft die Eltern der Astronomie. Bei tiefer stehenden Völkern kommt bald Verehrung der Sonne und des Mondes, bald nur des einen der beiden Weltkörper oder gar keine religiöse Berücksichtigung derselben vor, oder sie beschränken ihre Sonne- und Mondmythen auf die Fälle der Verfinsterung dieser Weltkörper. Tritt solche ein, so glauben Neger, Mongolen, Sunda-Insulaner und Rothäute, daß ein wildes Thier das Gestirn verschlingen wolle und suchen dasselbe dann durch den fürchterlichsten Lärm aller Art, durch Geschrei, Schießen, Rasseln und Poltern zu verscheuchen. In Neuseeland ist die Sonne das Auge des Heros Maui; im nordischen Glauben wurde sie zu dem im Brunnen Mimirs schwimmenden Auge Odins. Die älteren Kulturstaaten, Indien, Aegypten und Peru sind die eigentlichen Herde des ausgebildetsten Kultes dieser Art, namentlich was die Sonne betrifft. Auch die vielseitig künstlerische Ausbildung der griechischen Mythe läßt die Spuren der ehemals vorherrschenden Sonnen- und Mondverehrung noch wol erkennen, und selbst die christlichen deutschen Bauern begrüßen noch jetzt Sonne und Mond ehrfurchtsvoll und erzählen von ihnen die ergreifendsten Sagen. Ja die Kirche selbst hat den Geburtstag ihres göttlichen Stifters auf den ehemaligen Tag der Geburt des Sonnengottes (25. Dez., Natales solis invicti) verlegt, an welchem auch der Norden bei seinem Julfeste Feuerräder (Sonnenbilder) tanzen ließ.

Die unabsehbare Menge der Sterne tritt je nach der waltenden Laune der Fantasie in die verschiedensten Beziehungen zu den kosmischen Hauptgottheiten. Immer aber ist ihre Rolle eine untergeordnete, der großen Zahl und geringen Lichtstärke angemessen. Auf der Stufe des Thierdienstes sind sie dem Jägervolke eine Jagd, die in Verbindung mit den heulenden Stürmen und dahineilenden Wolken zur wilden Jagd des Himmelsgottes wird, dem Hirtenvolke aber eine Herde, deren Obhut dem Mond anvertraut ist. Aber auch unter den Sternbildern selbst fehlt es nicht an Kandidaten der Anführerschaft dieses zahllosen glänzenden Heeres, wenn sie auch in der Mythe nicht ausdrücklich in dieser Tendenz hervortreten. Einzelne Sternbilder sind nämlich, ihrer auffallenden Gruppirung zufolge, nicht als Thiere, sondern als riesenhafte Menschengestalten vorgestellt worden. Das älteste derselben ist wol ohne Zweifel der Jäger Orion. Er ist für Europa hauptsächlich im Winter zu sehen, in der Jahreszeit der Jagd; vor ihm her laufen der große und kleine Hund, und ihm gegenüber sind die beiden Bären und die beiden Löwen von seiner Keule bedroht. Sein Gegenbild, das emportaucht, während er verschwindet, ist der

hauptsächlich Sommers, in der Zeit der Weide, für unsern Erdtheil sichtbare Rinderhirt, Bootes, dessen Mythe mager ist; es ist aber offenbar eine Verirrung, daß er aus dem Hirten der Himmelsherde zum prosaischen Ochsentreiber des „Wagens" wurde. Den Australiern sind unsere Zwillinge Kastor und Pollux zwei Jäger, Yurree und Wanjel, und unsere Capella (junge Ziege) das Känguruh, das sie verfolgen, und so modifizirte jedes Volk den prachtvollen Anblick der Sternennacht nach seinen Neigungen und Bedürfnissen. Originell ist namentlich die Gestirnmythe der Mintiras auf der Halbinsel Malakka. Nach derselben sind Mond und Sonne Beide Frauen und Beide hatten ehedem viele Kinder. Aus Furcht jedoch, daß dieser Ueberfluß an Licht und Wärme den Menschen schaden könne (auch da die alte anthropocentrische Eitelkeit), beschlossen sie Beide, ihre Kinder aufzufressen. Die Sonne allein that es jedoch, der Mond, welcher sich seiner Kinder erbarmte, versteckte dieselben. Als die Sonne dies merkte, jagte sie wütend hinter dem Monde und seinen Kindern, den Sternen her und thut dies noch bis auf den heutigen Tag. Ein Stamm in Ostindien (Nagpore), welcher die Geschichte ähnlich erzählt, will wissen, die Sonne habe den Mond wegen seines Betrugs mitten durchgehauen; er wachse jedoch immer wieder und erleide dann seine Strafe von neuem. Dieses Durchhauen kennt jedoch auch eine slawische Sage. — Die Australier sehen in den Plejaden eine Gruppe von spielenden Mädchen, die nordamerikanischen Indianer Tänzerinnen, die Lappen eine „Gesellschaft von Jungfrauen". Die Milchstraße wird in Nordamerika „Pfad der Geister, der Götter, des Herrn des Lebens", in Litthauen „Straße der Vögel", von den Türken „Pilgerstraße" genannt. Und so zeigen die Namen der Sternbilder bei den verschiedensten Völkern aller Kulturstufen, wie schon in unvordenklichen Zeiten der wundervolle Anblick des gestirnten Himmels zu Erfindung von Geschichten, welche in jenen unerreichbaren Höhen unter seligen Wesen spielen, locken mußte.

Indem wir nun aus den höheren Regionen zur Erde herniedersteigen, finden wir, daß kein Element derselben zu einem so reichen Schatze von Mythen Anlaß geboten hat, wie das Wasser. Es gilt bei allen Völkern als lebend und selbst unsere Zeit hat sich von der Vorstellung namentlich der Ströme als lebender Wesen noch nicht völlig losgemacht. Schon die rohen Australier bevölkern alle Teiche mit Wasserdämonen, und so die Grönländer ihre Gletscherbäche, so alle amerikanischen und afrikanischen Völker ihre Flüsse, und die Ostjaken opfern dem Obi Renthiere. Bekannt ist die Heiligkeit des Ganges in Indien, des Nils in Aegypten, der griechischen, italischen u. a. Ströme, sowie der Quell-Kult der europäischen Völker und die damit verbundenen Nixen-Mythen.

Die Dakota verehren den Gott des Meeres als ihren ersten Gott. Die Meergötter Polyneſiens halten ſich die Haifiſche als Vollſtrecker ihrer Rache. Die Neger von Widah und Dahome opfern dem Meer als einem ihrer höchſten Götter Früchte u. a. Lebensmittel, die ſie hinein werfen, ja zu Zeiten einen Menſchen. Verlangt ja noch im Glauben unſerer ſchon ſo lange nicht mehr heidniſchen Nation das Waſſer zur Zeit der Sommerſonnenwende die regelmäßige Spende eines Menſchenlebens:

„. . . . . 's iſt Johanni,
Da raſt der See und will ſein Opfer haben!“

auch ſind bei chriſtlichen Völkern noch vielfach Quellen, Flüſſe, Teiche u. a. Gewäſſer heilig oder wunderkräftig. Bei manchen Völkern ſind daher auch die Waſſerhoſen Dämonen, Schlangen oder Drachen, die ſich aus dem Meere erheben, und Aehnliches ſcheinen auch die Sandſäulen der Sahara den Beduinen.

Kein ſogenanntes Element aber iſt in allen Religionen und Mythologien mit ſolcher Schärfe und zugleich in ſo weittragender, folgewichtiger Bedeutung hervorgetreten wie das Feuer. Das perſonifizirte Feuer bildet den Uebergang von der Natur- zur ethiſchen Religion; es mußte dies; denn kein Naturorgan und keine phyſiſche Erſcheinung hat in ſo deutlicher Weiſe und in ſo ſcharfer Unterſcheidbarkeit gute oder wolthätige und ſchlechte oder ſchädliche Wirkungen wie das Feuer. Zudem iſt kein anderes Element, keine andere Naturerſcheinung durch den Menſchen erfunden und hervorgebracht worden, wie das Feuer, kein anderes Moment der Naturreligion konnte daher für die Kultur der Menſchen ſo weitgreifende Folgen haben.

Während die übrigen ſogenannten Elemente und Naturerſcheinungen ihre naheliegende Urſache haben, entſteht das Feuer gleichſam aus Nichts; während jene weite und ſchwer zu individualiſirende Maſſen bilden, beſteht das Feuer in einer Art von Individualitäten, den Flammen, welche zu leben ſcheinen, ja ſogar nach dem Gegenſtande, der ſich ihnen darbietet, gierig lecken. Daher wurde das Feuer als menſchenähnlich gedacht, daher von menſchenähnlichen Geſpenſtern unter der Form von Flammen gefabelt. Geht ja bei kalter Luft auch aus des Menſchen Munde, als ob ein Feuer in ihm brennte! —

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das Feuer in keiner anderen Weiſe zur Anwendung durch die Menſchen gelangt iſt, als durch Reibung von Holz oder Steinen bei der Arbeit. Die Aehnlichkeit aber zwiſchen dem aufgefundenen Element und der Sonne, einer Hauptgottheit der meiſten Völker, verbunden mit der Dankbarkeit für ihren Nutzen und der Furcht vor ſeiner Schädlichkeit, hat es ſeit den älteſten Zeiten zu einem Kulturmittel, zu einem den Göttern ganz beſonders geheiligten Gegenſtande erhoben, ja ſogar bei vielen Natio-

nen zu einem Gotte personifizirt, welcher bald in manchen Beziehungen mit dem Sonnengotte zusammenfiel, bald aber die Grundlage zur Gottheit des Verderbens und der Ränke und damit zu dem die Religion bis auf die neueste Zeit durchziehenden Dualismus wurde.

Dieser Dualismus guter und böser Gottheiten zieht sich durch die Mythologien aller Völker, selbst der uncivilisirtesten. Der gute Gott war der schaffende und erhaltende, der böse der zerstörende; thatsächlich stand jener vorzugsweise mit der Sonne, dieser mit dem Feuer im Zusammenhange. So wurden sich himmlisches und irdisches Feuer entgegengesetzt und damit die im positiven Christentum am schärfsten hervortretende Ansicht verbreitet, daß das irdische Leben überhaupt ein Abfall vom Himmel und letzterer die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der böse Gott der Naturvölker ist entweder einfach ein zerstörender, ohne nähere Bezeichnung seiner Mittel hierzu, oder es werden ihm vorzugsweise Feueropfer gebracht, oder er lebt nach der Meinung der Gläubigen im Feuer. Negerstämme glaubten bei der ersten Bekanntschaft mit dem Feuergewehr den bösen Geist darin versteckt. Der Schreckensdämon der Sandwich-Insulaner wohnt im Lavastrom ihrees gefürchtetsten Vulkans auf Hawaii. Die Delawaren hielten ihren Feuer-Manitu für ein mehr zum Bösen, als zum Guten geneigtes Wesen, und in Mejiko war der Feuergott Huehueteotl einer der höchsten Götter, dem zu Ehren man Speisen ins Feuer warf und Menschenopfer brachte. Die Kamtschadalen und Ainos verehren das Feuer ganz besonders; auch amerikanische Stämme, Mongolen und Türken opfern ihm, und welche Stellung es bei den großen Kulturvölkern Südasiens und Nordafrika's einnimmt, werden wir später sehen. Gemäß der dargelegten Bedeutung des Feuers sind denn auch die Vulkane, wo es deren gibt, die Sitze gefürchteter Dämonen, denen sogar Menschen geopfert, d. h. in den Krater geworfen werden.

Wurden nun Gegenstände und Erscheinungen, in denen der Mensch kein eigentliches Leben wahrnehmen kann, göttlich verehrt und zu Helden der Mythe erhoben, wie viel eher mußte dies der Fall sein bei Wesen, welche ihr Leben, das dem eigenen des Menschen ähnlich oder wenigstens analog ist, Letzterm auf die unzweideutigste Weise kund thun? So vorerst die Pflanzen, vor Allem aber, da bloße Gräser und Kräuter (oder gar die Kryptogamen) keinen besondern Eindruck hervorbringen, — die Blumen und die Bäume! Diese müssen für den einfachen Menschen einer Belebung durch Geister weit würdiger sein, als todte Dinge; denn sie entstehen, blühen, pflanzen sich fort und sterben ab, ja sie leben wieder auf, wenn die scheinbar tödtliche Erstarrung ihr Ende genommen hat. Die afrikanischen Neger und viele asiatische Völker, wie auch solche der Südsee

nd der Neuen Welt ſind vielfach der Baumverehrung ergeben und war nicht etwa um der Bäume ſelbſt willen, ſondern weil ſie Geiſter arin verborgen wähnen. Selbſt unter den Buddhiſten im Süden ſiens iſt dieſer Kult ſehr ſtark vertreten. Buddha ſelbſt ſoll ſich nach er Mythe dreiunddreißig Mal in einen Baumgeiſt verwandelt haben. Bekannt iſt der griechiſche Glaube an die Dryaden und Hamadryaden, owie der Baumkult der keltiſchen Druiden und der alten Germanen, nd noch gegenwärtig ſchreibt der Volksaberglaube in Deutſchland den Bäumen animaliſche Eigenſchaften zu, namentlich Bluten, Wei-nen, Orakelgeben u. ſ. w. Daher denn auch die bei verſchiedenen Völkern beſtehenden Waldtempel und heiligen Haine und die bis ins Chriſtentum herab geheiligten Blumen und Bäume, denen, wie ihren Blüten und Früchten wundergleiche Wirkungen zugeſchrieben werden, nd die darum oft ein chriſtliches Motiv der Heiligung erhielten, in-dem die Glaubensboten, wie noch jetzt in heidniſchen Ländern, eine Anknüpfung an den alten Glauben nicht verſchmähten, wenn ſie hierdurch den ihrigen fördern konnten. In den Ländern, wo dieſer Kult noch blüht, ſind die heiligen Bäume reich an aufgehängten Gegenſtänden aller Art, wie noch jetzt die Altäre der katholiſchen Wallfahrtskirchen.

Der Baum- und Waldkult hängt übrigens eng mit der Geſtirn-verehrung zuſammen. Es beſtehen unverkennbare Gedankenverbindun-gen zwiſchen einem Baume mit ſeinen Zweigen, Blüten und Früchten oder einem Walde mit ſeinen Bäumen einer- und dem Sternhimmel mit ſeinen Lichtern anderſeits. Die Bäume und Wälder ſind daher, auch wenn ſie nicht von Dämonen belebt gedacht werden, Bilder des Weltalls mit ſeinen Millionen Welten. In unzähligen Märchen und Sagen verſchiedener Völker tritt dieſer Zuſammenhang deutlich hervor. Es iſt dies namentlich mit dem deutſchen Chriſtbaume der Fall, deſſen brennende Lichter, zur Zeit des Wiederbeginns der wach-enden Tage angezündet, ein Bild der Welt im Kleinen darbieten, während die damit verbundenen Geſchenke für Jung und Alt die Alles erfreuenden Gaben der Mutter Natur verſinnbildlichen.

Ein höheres und vollkommeneres Leben, als in den Pflanzen, quillt in den Thieren. Das Anſtößige, welches frühere Oberflächlichkeit in der Verehrung von Thieren fand, iſt geſchwunden, ſeitdem man einerſeits weiß, warum jeweilen Thiere verehrt wurden, und anderſeits, daß uncivilisirte Völker überhaupt keine ſo tiefe Kluft zwiſchen Thieren und Menſchen annehmen, wie die civiliſirten. Hinſichtlich der Beweggründe zur Thierverehrung können wir dreierlei Stufen der letztern annehmen, welche ſich nach der Bildung der betreffenden Völker richten. Auf der unterſten, roheſten Stufe werden Thiere aus Dankbarkeit für ihren Nutzen oder aus Furcht vor ihrem Schaden verehrt. Dabei ſpielt indeſſen bereits die Vor-

ſtellung von einem im Thiere verborgenen höhern Weſen oder Dämon mit. Die Kamtſchadalen verehren ſo Walfiſche, Wölfe und Bären, peruaniſche Stämme die Vicuñas, die Philippinen-Inſulaner die Alligatoren, die Malaien den Tiger, die Maoris in Neuſeeland Spinnen, andere Völker verſchiedene Thiere. Die nordamerikaniſchen Indianer nehmen für jede Pflanzen- wie für jede Thierart einen beſondern ſie beſeelenden Schutzgeiſt an. Eine zweite Stufe, welche mehr Denken und Gefühl verrät als die erwähnte, ſieht in den Thieren, nach den Grundſätzen der Seelenwanderung, die Geiſter von verſtorbenen Menſchen, namentlich Verwandten. Indien iſt das gelobte Land dieſes Standpunktes. Weit verbreitet iſt in Afrika der Glaube, daß die Abgeſchiedenen in Schlangen gebannt ſind und demzufolge der den Neger charakteriſirende Schlangenkult, der auch bei vielen anderen Völkern getroffen wird. Nordamerikaniſche Indianer, Betſchuanen, Hottentotten u. a. Völker, welche ihre Stämme und Familien nach Thieren benennen, erblicken in dieſen ihren Wappengeſchöpfen (die mit den Namen Dodaim, Totem, bezeichnet werden) auch die Hüllen ihrer Vorfahren, und ſelbſt ihre Götter, welches Religionsſyſtem Lubbock unter dem Namen des Totemismus als eine höhere Stufe des Fetiſchdienſtes betrachtet. Denn der Totem vertritt eine Gattung, der Fetiſch blos ein Einzelding. Wo der Totemismus herrſcht, haben auch Einzelne, wie bereits erwähnt, ihre perſönliche „Medizin" und daher auch ihre beſonderen Medizinthiere, in welche ſie nach dem Tode zu fahren die Zuverſicht haben. Keiner ißt ſein Stammthier oder kleidet ſich in deſſen Fell.

Die höchſte Stufe des ſogenannten Thierdienſtes iſt aber, wie beim Pflanzendienſte, ſeine Verſchmelzung mit dem Geſtirndienſte, indem hierzu logiſche Kombinationen gehören. Dieſer Standpunkt erhielt ſeine konſequenteſte Ausbildung in Aegypten, und es liegen noch zahlreiche Spuren dafür vor, daß er auch in den Religionsformen Griechenlands, Italiens und Nordeuropa's herrſchte. Die älteſten Sternbilder tragen die Namen von Thieren; die zwölf, durch welche der ſcheinbare Jahreslauf der Sonne geht, heißen „Thierkreis" (Zodiakos) und Sonne und Mond wurden in den älteſten Mythen der hervorragenden Kulturvölker und auch in denjenigen minderbegabter als Thiere vorgeſtellt.

Weil in dem Thiere etwas Höheres, Göttliches verborgen geglaubt wurde, ſchrieb der Volksglaube den Thieren die Gabe zu, welche nur die vollkommenſten Weſen beſitzen, die der Sprache. Es wurde darunter aber nicht die unvollkommene, eigentlich blos hypothetiſche Sprache verſtanden, welche die Thiere wirklich beſitzen, mittelſt welcher ſie ſich untereinander verſtehen, ſondern eine ausgebildete, artikulirte, welche von beſonders bevorzugten, durch gewiſſe myſtiſche

ge dazu tüchtig gemachten Menſchen verſtanden werden könne.
eſer Sprache hängt auch das Prophezeien der Thiere zu-
, welches z. B. in der deutſchen Mythologie namentlich Vögeln,
n Kukuk, Raben, Hahn u. ſ. w., ferner der Spinne zugeſchrie-
rd. Das in den Thieren liegende Dämoniſche, d. h. der
ruch zwiſchen leiblicher Erſcheinung und geträumter Geiſtes-
ließ ſie auch mit dem Tode nicht zu Grunde gehen. Als Ab-
höherer Mächte lebten ſie im Volksglauben fort und erſchienen
ulgeſtalten, als Geiſter und Geſpenſter; es war das Un-
e in ihnen, das auf ſie übertragene Göttliche und Allmächtige,
dieſen Glauben ſchuf. Weil die Naturmächte, Sonne, Mond
terne, Wind und Gewitter, Jahres- und Tageszeiten nicht ſter-
ndern nur ſcheiden und wieder zurückkehren, ſo mußte dies
t den Thieren der Fall ſein, welche jene Mächte bedeuteten. Von
ieren wird daher auch vielfach geglaubt, daß ſie Geiſter ſehen.
le ſind Bileams Eſel und die Hunde des Odyſſeus.
ie Sterne ſchweben durch den Himmelsraum dahin, ſie bedürfen
Füße, um jene blauen Fluren zu durchmeſſen; daher wurden ſchon
alter Zeit mit Vorliebe Thiere verehrt, welche der Füße ent-
und daneben in ihrem Weſen etwas Dämoniſches haben. Wir
n nur an die Schlangen zu erinnern, welche bei den meiſten
n mehr als andere Thiere verehrt wurden; ja man weiß, daß
Vorliebe als Hülle der Götter galten; ſelbſt der ernſte nor-
Odin verwandelte ſich als Schlange, um zur geliebten Gunn-
i gelangen. Der Schlangenkult iſt der verbreitetſte unter
Thierdienſten und zwar in allen Erdtheilen und in allen
en der Geſchichte. Die Urbewohner Nordamerika's verehren
apperſchlange als Großvater und König aller Schlangen. Die
arben verehrten eine goldene Viper. Bis auf den heutigen
ielen in den europäiſchen Märchen und Sagen ältern Urſprungs
e und ſchatzhütende Schlangen (bisweilen ſtatt ihrer auch Unken
kröten) und erinnern damit klar an das Gold der Sterne, das
allen verborgenen und geiſterhaften Schätzen der Mythen ver-
i iſt. Die Schlangen der letzteren haben ſogar eine Hierarchie
nigen, und die Drachen, von denen überall erzählt wird, ſind
iegende Weſen mit Schlangenleib nichts als die Verbindung
n Schlangen und Geſtirnen, und das Feuer, das ſie ſpeien, der
der letzteren. In erweiterter Spekulation iſt daher die Schlange,
ſich in den Schwanz beißt, auch ein Bild der Welt im Ganzen
er Ewigkeit, ſo bei den Phönikern und der Midgardswurm
da.
lber das Dämoniſche, dieſes Hinausgehen der Macht über die
nung, nahm in den als Hüllen der Gottheiten geltenden Weſen

ſo überhand, daß die Thiergeſtalt zu ſeiner Faſſung nicht mehr genügte, ſondern ſich mit der vollkommenern menſchlichen verband und endlich ganz in ſie überging. In den Geſtalten der Dämonen, welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr geſcheut und gefürchtet, als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort; aber ſie wichen immer mehr und zuletzt völlig der menſchlichen Form. Die Dämonen haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe, ungeſchlachte Kraft, bald nur noch gewiſſe Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonen-Kult, welcher als ſolcher nur noch bei wilden barbariſchen Völkern vorkommt, iſt in ſeiner Geſchichte dunkel und unenträtſelt. Sein Daſein bei ſpäter oder jetzt civiliſirten Völkern geht nur noch aus den Mythen hervor; die Erinnerungen an die Verehrung der Dämonen ſelbſt ſind geſchwunden. Wir können daher auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nur inſofern von den Dämonen ſprechen, als ſie Gegenſtand der Mythe ſind. Das Dämoniſche war in den Thieren als geheiligten Weſen mit dem Thieriſchen, d. h. Natürlichen gemiſcht; in den Dämonen, welche keine wirklich vorkommende Geſtalt beſitzen, herrſcht es allein; die Dämonen haben eine geheimnißvolle Herkunft, Wohnung und Macht; Alles iſt unbegreiflich und rätſelhaft was ſie thun und treiben, nichts entſpricht bei ihnen den Verhältniſſen, Sitten und Gebräuchen lebender Weſen. Sie leben, haben aber nach dem Volksglauben keine Seele und doch höhere Geiſtesgaben als die Menſchen; denn ſoweit ſie nicht mehr geachtet und gefürchtet, ſondern verſpottet und gefoppt werden, iſt der Einfluß des Chriſtentums und deſſen Tendenz, den alten heidniſchen Glauben zu diskreditiren und lächerlich zu machen, nicht zu verkennen. Solche Dämonen beherbergt nach der Mythe das Waſſer wie das Land. Dort wohnen die Nixen der deutſchen Volksſage, hier, im Innern ſowol wie auf der Oberfläche, die Zwerge und Rieſen, auf die wir zurückkommen werden. Sie Alle ſind wieder eng verwandt mit dem Geſtirndienſte, an welchen ſie der bei ihnen vorherrſchende Fußmangel anſchließt. Die Nixen haben ſtatt der Füße Schlangen- oder Fiſchſchweife (erſtere erſcheinen bei den helleniſchen Titanen und bei der keltiſchen Meluſine, letztere bei den Najaden und Tritonen, ſeltener bei den deutſchen Nixen). Die Zwerge zeigen ihre Füße nicht, und die Entdeckung derſelben iſt ihr bitterſtes Leid. Beide, Nixen und Zwerge, tragen rote Mützen, welche ein Bild der leuchtenden Sterne ſind (auch der Götterbote Hermes und die Dioskuren trugen ſolche). Die Nixen ſchwimmen in der blauen Flut der Gewäſſer unſerer Erde, wie die Sterne in derjenigen des Himmels, ſie tauchen in derſelben auf und nieder wie die Sterne am Abend und Morgen. Die Zwerge treiben ihr Weſen Nachts wie die Sterne und verſchwinden gleich

dieſen, wenn das Licht einer neuen Kultur hereinbricht, welche rückſichtlos und kritiſch nach ihren geheiligten Füßen forſcht. Auch die Rieſen erſcheinen als Orion, Bootes u. ſ. w. am Himmel und ſind übrigens mit den Zwergen eng verwandt, da die Mythen von beiden vielfach dasſelbe erzählen und ſogar Verwandlungen der einen in die anderen enthalten. Andere Dämonen, welche durch ihr nächtliches Treiben ebenfalls an die Sterne erinnern, ſind die im Mondſchein tanzenden britiſchen Elfen. Nicht alle Arten von Dämonen aber ſind ſo harmlos. Es gibt boshafte Klaſſen unter ihnen, wie die allen möglichen Schabernack treibenden Kobolde und Klopfgeiſter, und endlich Schauer und Entſetzen erregende, wie die Nachtmaren und Alpe, welche die Menſchen, ihnen auf die Bruſt ſitzend, ängſtigen, die Vampire, welche ihnen ſogar das Blut ausſaugen und für aus dem Grab kehrende Todte gehalten werden, und die Werwölfe, in welche ſich Menſchen zu Zeiten verwandeln, was in Indien in Bezug auf Tiger, in Mittelafrika von Hyänen, in Amerika von dortigen Raubthieren geglaubt wird. Zahllos und unerquicklich zugleich ſind die Arten von Geiſtern, mit welchen weniger civiliſirte Völker ihre Umgebung erfüllen; in verſchiedenen Ländern werden Feuerbrände entzündet, um die Geiſter fern zu halten oder man ficht mit Keulen und Fackeln in der Luft herum, ſie zu vertreiben, — und Aehnliches ſpukt auch noch in unſerm Volksaberglauben.

Mit dieſen Geiſtern und Geſpenſtern nahe verwandt ſind die ſog. Familiengeiſter, Schutzgeiſter Einzelner und der Familien, deren Reſte die chriſtlichen Schutzengel ſind (wie Sokrates ſeinen „Dämon", die Römer ihre Genien hatten) und deren Amt oft von den Seelen verſtorbener Vorfahren beſorgt wird; ferner die Lokalgeiſter von Bergen, Thälern, Quellen u. a. Gewäſſern, Städten u. a. Orten, Ländern und Reichen, Ständen und Berufsarten u. ſ. w. Daraus werden dann mit Zunahme der Kultur Dämonen und Gottheiten der Familienereigniſſe, wie Geburt, Ehe und Tod, der Volks- und Staatsintereſſen, wie Ackerbau, Handel, Krieg u. ſ. w. und endlich der ethiſchen, logiſchen, äſthetiſchen Intereſſen, wie Keuſchheit, Weisheit, Schönheit u. ſ. w., die aber in der Regel nur den hiſtoriſchen Völkern angehören. Bei anderen ſind ſie verdächtig und wahrſcheinlich von den Reiſenden und Miſſionären aus den Naturgottheiten heraus gedeutet, wie z. B. ein ſog. Kriegsgott aus dem Sonnen-, Donner- oder Sturmgott, und ſo wurde der Feuergott zum Beherrſcher des Böſen und der Unterwelt oder ein Taggott zum guten, ein Nachtgott zum böſen Weſen u. ſ. w. Aus den mehreren Göttern der Naturreligionen wird endlich oft ein oberſtes Weſen ausgewählt und an die Spitze der Welt geſtellt. Meiſt iſt es der Himmels-, Sonnen- oder Lichtgott. Nicht ganz gewiß iſt es,

ob bei uncivilisirten Völkern vor der Bekanntschaft mit dem Christentum bereits ein Monotheismus, d. h. die Verehrung eines einzigen Wesens, des Schöpfers aller Dinge vorkomme, wofür z. B. der „Große Geist" mancher amerikanischen Stämme gehalten wird. Ein einziger Volks- oder Stammgott begründet an sich noch keinen wahren Monotheismus.*) Durch das Streben der Menschen, unsterblich und den Göttern gleich, d. h. allwissend, allmächtig und allgegenwärtig zu werden, entstehen Vermengungen der Götter und Menschen. Erstere erhalten Menschengestalt und werden zu Heroen, die auf der Erde gelebt haben sollen und zu deren Gestaltung gewiß auch oft Menschen benützt wurden, welche wirklich gelebt hatten. An Sagen dieser Art sind unter den nicht historischen Völkern namentlich die Neuseeländer reich, deren Maui ein wahrer Herakles der Antipoden ist. Solche Heroen sind dann meist Söhne oder sonstige Nachkommen der Götter und werden nach dem Tode selbst wieder Götter; oft wird dies von den Häuptlingen und Fürsten u. a. bedeutenden Menschen, wie z. B. den christlichen Heiligen geglaubt, wurden ja sogar bei Lebzeiten die römischen Kaiser und manche andere Herrscher angebetet! Manche Völker hielten die bei ihnen ankommenden Europäer für Götter.

Neben den naturreligiösen Mythen gibt es aber auch solche mythische Erzählungen, welche sich speziell mit dem Menschen beschäftigen, ohne dessen Verhältniß zu übernatürlichen Mächten zu berühren. Dahin gehören z. B. die Ueberlieferungen, welche die Entstehung des Menschengeschlechtes betreffen. Central- und südamerikanische Völker glauben, ohne von der Darwin'schen Lehre etwas zu wissen, daß die Affen einst Menschen gewesen seien, und dasselbe wird in Südafrika behauptet, wo man die Affen das erste Volk nennt; ähnliche Sagen sind auch unter den Arabern im Schwange und daß auch die Griechen solche kannten, zeigt ein Abschnitt in Ovids Metamorphosen (XIV. 89 ff.). Umgekehrt aber wird in Südindien von einer verachteten Kaste geglaubt, daß sie von Rama's Affen abstamme, und dasselbe glauben andere dortige Stämme und malaiische auf Malakka von sich selbst und die buddhistische Sage von den Tibetern. Es gibt Neger, welche glauben, daß die Verdammten unter ihnen zu Affen, die Seligen aber zu Weißen werden, und Andere: die Affen könnten sprechen, schwiegen aber absichtlich, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Vom Gorilla u. a. großen Affen glauben Neger ihrer Nachbarschaft, daß sie menschliche Frauen entführen. Ja auf ostindischen Inseln verwechseln niedrig stehende Stämme Ihresgleichen geradezu mit Affen, und die Malaien nannten einen bekannten Solchen Orang-Utan, d. h. Waldmensch. Das nämliche bedeutet Khon-pa,

*) Näheres s. bei Tylor a. a. O. bes. 17. Kap.

wie die Siameſen die Affen überhaupt nennen. Ebenſo nennen die Braſilianer einen dortigen wilden Stamm, und die Holländer eine Abtheilung der Hottentotten „Buſchmänner", und das franz. Sauvage (engl. Savage) kommt von Homo silvaticus, Waldmenſch. Im Jahre 1537 erklärte Papſt Paul III., daß die Indianer Menſchen wären; es war demnach der Glaube vom Gegentheil ſtark verbreitet. Mit den angeführten Mythen ſind jene verwandt, welche von Völkerſtämmen mit Schwänzen erzählen. Dies glauben z. B. die Chineſen von den Miaotße, und ungebildete Spanier von den Juden; die Cagots in den Pyrenäen ſtehen in demſelben Rufe, ja ſogar in England wird dasſelbe unter dem Volke von Menſchen verſchiedener Gegenden geglaubt. Südſeeinſulaner erzählen von untergegangenen Menſchenſtämmen mit Schwänzen, und in Braſilien war es vor noch nicht drei Jahrhunderten Gebrauch, daß bei einer Hochzeit der Schwiegervater einen Stock abſchnitt und damit ſeinen Nachkommen die Schwänze abzuſchneiden glaubte. So gibt es noch eine Maſſe Mythen von fabelhaften Völkern verſchiedener Art: rieſenhaften, zwerghaften, einbeinigen, einäugigen, langohrigen, kopfloſen, halbthieriſchen u. ſ. w., wozu theilweiſe die Eigentümlichkeiten verſchiedener wirklicher Völker, übertrieben aufgefaßt, Anlaß boten.

Andere dergleichen Ueberlieferungen handeln von dem Urſprunge großartiger Bauwerke, deren Errichtung durch Menſchen vergeſſen iſt, z. B. von Brücken u. dergl. in Europa, welche man dem Teufel zuſchreibt. Die Reſte alter Bauwerke in anderen Erdtheilen rühren nach der Sage von Heroen, Geiſtern u. ſ. w. her. Wieder andere Mythen beziehen ſich auf den Urſprung von Namen; deren gibt es in allen Ländern unzählige Mengen, und täglich, kann man ſagen, entſtehen neue größtentheils irrige Anſichten über die Bedeutung von Orts- u. a. Benennungen. Die Namen von Völkern ſind wiederholt von Perſonen abgeleitet worden, die dieſen Namen geführt haben ſollen (wie z. B. Iſrael, Hellen, Romulus, Tuisko), wie denn auch wirklich ſolche Namen ſich verpflanzt haben (z. B. Osman, Osmanen). Mittelalterliche Hiſtoriker waren bekanntlich ſtark in der Fiktion ſolcher Stammväter. Eine weitere Gruppe bilden die Mythen von dem Urſprunge landſchaftlicher Gegenſtände, Berge, Felſen, Seeen, beſonders gearteten, z. B. roten Bodens u. ſ. w., Berge und Felſen muß oft der Teufel errichtet oder verſetzt, Seeen zur Strafe Orte mit übermütigen Bewohnern überſchwemmt haben, rote Farbe des Bodens von vergoſſenem Blute herrühren u. ſ. w. Mit dieſen Arten von Mythen treten wir daher bereits in die hiſtoriſchen Zeiten ein.

C. Der Götterdienſt.

Wie in der Mythe die dichtende, ſo hat im Gottes- und G
terdienſte die darſtellende Kunſt ihre Heimat. Die einfachſte
urſprünglichſte Form des Kultes iſt das Gebet, dieſer Verkehr zwi
dem Menſchen und ſeinem Gott, durch den der Erſtere ſich zum Le
emporſchwingt und ihm ähnlich wird; ja der Betende, als der ei
liche Urheber der Erhörung, dünkt ſich ſogar unbewußt mäch
als der Angebetete, der ohne Erinnerung von menſchlicher Seite
thäte, — ſonſt wäre ja dieſe Mahnung nicht notwendig! Alle
ker, welche Götter verehren, und ſind dieſe auch lediglich die S
der Todten, haben ohne Ausnahme auch Kulthandlungen. Auf
roher Stufe beſtehen ſelbe gewöhnlich in wilden Tänzen mit
ſolchen Geſängen, d. h. Heulen und Schreien zu Ehren ihrer Gi
Dazu kommen dann Gebete, welche jedoch noch der Ausdruck des
ſten Eigennutzes ohne alle ethiſche Verklärung ſind. Die Wilden
um Speiſe und Trank und Geſundheit für ſich und um Glüc
Kampfe gegen ihre Feinde, um deren Tod und Untergang ſie fl
wie um eine reiche Beute auf Koſten derſelben. Darin ſind int
civiliſirte Völker nicht viel weiter. Eine ſcheinbar hochgebildete G
lichkeit läßt heute noch um günſtiges Wetter beten, und Fürſten, n
die Beſchützer von Univerſitäten, die Beſitzer von reichen Bibliot
und Muſeen und glänzenden Hoftheatern ſind, beten um den E
ihrer Waffen, d. h. eben um Beute und um Tod und Untergang
Feinde. Gar nicht die Unvernünftigſten ſind in dieſer Beziehun
Sulu-Kaffern; ſie rufen die Geiſter ihrer Vorfahren einfach an,
ihnen zu ſagen, was ſie wünſchen; denn ſie nehmen an, daß dieſ
ſchon wiſſen, was ſie bedürfen. Wie ſtechen von ihnen Die ab,
trotz dem ausdrücklichen Gebote ihres Erlöſers: „machet nicht
Worte", das Gegentheil thun und des Plapperns kein Ende fir
Dieſe gleichen dagegen den Oſtindiern, deren Gebete endlos ſind
ihren millionenjährigen Weltaltern. Merkwürdig draſtiſch lauter
letzten Bitten eines entſetzlich langen Gebetes der Khonds von C
an die Erdgöttin: „Laß unſern Kopf beſtändig an eherne T
ſtoßen, die in zahlloſer Menge von der Decke herabhangen; laſ
Ratten ihre Neſter aus den Abfällen von Scharlachtuch und G
bauen; laß alle Aasvögel des Landes auf den Bäumen unſeres
fes verſammelt ſein, wegen des Viehes, das dort jeden Tag geſch
tet wird." Und damit auch hier die Heuchelei nicht fehle, folgt
dieſe genaue Inſtruktion darüber, was die Göttin zu thun habe,
Schlußſatz: „Wir wiſſen nicht, was gut iſt und worum wir b
ſollen. Du weißt, was gut iſt für uns; gib es uns!" Kürzer
bequemer machen es die Buddhiſten mit ihren Gebetsrädern

Gebetsmühlen und nicht geistreicher die Katholiken mit dem Rosenkranz ab.

Das bloße Bitten genügte indessen den Frommen nicht immer; sie gerieten mit der Zeit auf den Gedanken, den Göttern zur Unterstützung ihrer Anliegen Geschenke darzubieten, beziehungsweise sie durch solche für Erfüllung ihrer Wünsche zu bestechen. Da man sich die Götter stets als menschenähnlich vorstellte, so schrieb man ihnen auch menschliche Funktionen zu, man glaubte, daß sie äßen und tränken und spendete ihnen daher vor Allem Speisen und Getränke, und dies sind die Opfer.

Diese Vorstellung von Opfern war und ist noch durchaus die herrschende bei den Völkern tieferer Kulturstufen, ja sie tritt noch deutlich bei den höheren solchen zu Tage. So opfern Völker der verschiedensten Erdtheile und Länder dem Himmel, der Sonne, dem Meere, der Erde, den Wind u. s. w., und spenden, wo es immer angeht, die Opfergaben den betreffenden Elementen, indem sie sie darauf ausgießen u. s. w. Wo Götzenbilder angebetet werden, erhalten sie auch im buchstäblichen Sinne durch ihren Mund zu essen und zu trinken, — ebenso, wie wir bereits gesehen, die Seelen der Abgeschiedenen, die bösen Geister u. s. w., wo dann statt ihrer die Priester das Dargebrachte heimlich verzehren. In dieser Weise wurde und wird auch den Thieren geopfert, wo immer diese Sinnbilder höherer Mächte sind und an deren Stelle verehrt werden, und so wird es noch gehalten, wo Menschen als die Inkarnation von Gottheiten gelten. Bei den nordamerikanischen Indianern ist das Tabakrauchen eine religiöse Sitte und geschieht zum Genusse des „Großen Geistes", beziehungsweise der Sonne u. s. w. Der Weihrauch in Mejiko, China, Babylon, Israel, Griechenland und anderswo ist nichts Anderes, nur wohlriechender. Daher spricht auch die Bibel vom „süßen Geruch des Brandopfers vor dem Herrn." Das Menschenopfer hat keinen andern Grund. Wie das Thieropfer, so ist auch jenes auf die Annahme gegründet, daß die Götter das betreffende Fleisch gern genießen, weil sie eben ihre Verehrer gerne genossen, daher auch der Kannibalismus oder die Menschenfresserei ursprünglich als religiöse Sitte mit dem Menschenopfer zusammenhängt. Dazu kam aber mit der Zeit noch die animistische Meinung, daß die Seele des geopferten Thieres oder Menschen in die Gottheit übergehe, welcher geopfert wird, und ihr Eigentum werde. Auf höheren Kulturstufen geraten diese Motive der Opfer allerdings in Vergessenheit, und letztere bleiben nur noch ein Zeichen der Ergebenheit gegen die Götter und eine ceremonielle Feierlichkeit, oder, besonders die Menschenopfer, ein Mittel der Verzweiflung, um den gefürchteten Zorn der Götter zu versöhnen, in welchem Sinne das Wort „Opfer" sogar in weltlichen Dingen in

den modernen Sprachgebrauch übergegangen ist. Vielfach hat m
sich auch damit begnügt, oder thut es noch, — statt des ganzen Opf
den Göttern nur einen Theil zu geben, d. h. was die opfernl
Menschen selbst nicht genießen mögen, und das Uebrige in heiteren G
lagen selbst zu verzehren. Asiatische und afrikanische Völker leif
hierin das Naivste, und auch die alten Hellenen waren stark in d
sem Punkte. Bei manchen Völkern werden die Götzen blos mit d
Blute der Opfer bestrichen. Damit verwandt ist es auch, wo es
nicht um Verzehren handelt, wenn das Opfern eines Körpertheiles
die Stelle des Menschenopfers tritt. In Nordamerika, Australien u
Polynesien spielt ein Fingerglied diese Rolle, in Neuseeland Haa
bei vielen „wilden" Völkern, sowie in Aegypten und bei den Ser
ten die Vorhaut. Eine ähnliche Milderung ist es, wenn Thiere d
zu opfernden Menschen substituirt werden, wie bei den Hebräern und Gi
chen geschah und bei den Khonds in Ostindien noch geschieht, wo ein Bü
statt eines Menschen geopfert wird, in Zeilan ein Hahn. Endlich kam
in Mejiko, Indien, Griechenland und Rom, zu bloßen bildlichen Opfe
indem Puppen oder Statuen oder andere Bilder an die Stelle der Mensc
traten. Die Chinesen begnügen sich in dieser Hinsicht sogar mit P
pierbildern. Selbst im Christentum sind, in der östlichen, wie we
lichen Kirche, solche Stellvertretungen in manigfachen Festgebräuch
erhalten geblieben, wie z. B. in feierlichen Darbringungen von Lä
mern, Tauben, Brot, Honig u. s. w. an Heilige. Ja christliche V
ker opfern noch heidnischen Gottheiten, wie z. B. dem Wind, d
Feuer u. s. w., um sie zu besänftigen, oder der Sonne u. A.

Es scheint indessen, daß schon in sehr alten Zeiten weder das G
bet, noch die Opfer volle Zufriedenheit der Menschen mit den von ihr
angebeteten Wesen herbeizuführen geeignet waren. — Beide Ar
der Appellation an die höchste Instanz der Welt scheinen allzu glei
förmig unter den Menschen geworden zu sein, als daß anzunehm
gewesen wäre, sie würden die Aufmerksamkeit Jener auf den Einz
nen und seine Anliegen in dem erwünschten Maße lenken. Es ha
delte sich also darum, diesen Mangel abzuhelfen und zu bewirken, d
wie man glaubte, die Götter auf Einzelne die gebührende besond
Rücksicht nahmen. Dies konnte dadurch hervorgerufen werden, daß
Einzelne in Bezug auf sein liebes Ich durch Entbehrungen, Qualen u
Leiden verschiedener Art das Mitleid der Götter erweckte und sie üb
zeugte, daß er sich diese Widerwärtigkeiten aus Ergebenheit gegen
auflade. Der Anfang dieser frommen Demonstrationen, welche
der Zeit in den Selbstpeinigungen der Fakire gipfelten, war die E
behrung der einfachsten Lebensbedürfnisse auf gewisse Zeit, das Faste
Solches findet sich schon bei den nordamerikanischen Eingebornen, u
das tröstliche Ergebniß dieser Askese wird in Träumen und Visio

erblickt. Damit in Verbindung ſtehen die erſten Spuren der Inſpiration und Offenbarung, indem einfach der Inhalt von Träumen und Viſionen aufgezeichnet wird, und das Anſehen ſolcher angeblicher Mittheilungen höherer Weſen ſteigert ſich mittels der vorgegebenen, durch Schwitzbäder, narkotiſche Mittel oder — Betrug bewirkten Ekſtaſen, — welche Gaukeleien ſich von den ſog. Wilden her durch die Pythia von Delphi und die ſtigmatiſirten Heldinnen des chriſtlichen Rom bis zu den Medien der Spiritiſten fortſetzen. Es zieht ſich ſo eine Kette von Zeugniſſen des Einfluſſes krankhaft erregter Perſonen, beſonders weiblichen Geſchlechtes, durch die geſammte Kulturgeſchichte. Betäubende und berauſchende Einwirkungen der angedeuteten Art kennen ſchon die Uramerikaner, beſonders mittels des Tabaks, deſſen Stelle in ganz analogen Praktiken in Oſtaſien das Opium und in Weſtaſien das Haſchiſch einnimmt. Ueber die Entſtehung der eigentlichen Ekſtaſen, welche den Gläubigen rein geiſtiger Natur zu ſein ſcheinen, ſind wir nicht hinlänglich unterrichtet; Krämpfe, ſimulirte Bewegungsloſigkeit, Hyſterie u. ſ. w. mögen das Ihrige dabei thun, ohne daß jedoch die Erklärung damit erſchöpft wäre. Die Hauptſache dabei wird jedoch wol die vorgefaßte Meinung ſein, daß es ſo ſein müſſe, um eine Verbindung zwiſchen Göttern und Menſchen herzuſtellen.

Da wo der egoiſtiſche Zweck des Kultes zurücktritt und in mehr uneigennütziger Weiſe der Macht und dem Ruhme der Götter gehuldigt wird, ſpielt die Gegend, in welcher man Solche und ihre Machtentfaltung vermutet, eine bedeutende Rolle. Eine Hauptgottheit der verſchiedenſten Völker, die Sonne, bezeichnet ſolche Gegenden durch den Ort ihres Auf- und Untergangs, und ſo verhält es ſich auch mit dem Monde und den Sternen. In den verſchiedenſten Erdgegenden gilt daher der Oſt als die Gegend des Lebens und der Weſt als die des Todes. Nach dem Oſten wenden ſich die Betenden und die Thore der Tempel, nach dem Weſten die Geſichter der Todten im Grabe, deren Reiſe man nach dieſer Seite hin gerichtet wähnt. Es iſt dies Alles in den entfernteſten Regionen der ſog. Alten wie der ſog. Neuen Welt der Fall. In Peru waren ſogar die Dörfer auf derjenigen Abdachung der Gebirge gebaut, welche gen Oſten ſchaute, und im Sonnentempel zu Cuzco war das glänzend goldene Sonnenbild an der Weſtwand angebracht, um dem Original entgegenzuleuchten, und ſo blickt auch die Pforte des Sonnentempels zu Baalbek gegen Sonnenaufgang, ſo auch die Pforte des Tempels zu Jeruſalem, ſo die Pforten der Tempel Athens. Daß in den chriſtlich-katholiſchen Kirchen die Altäre im Oſten ſtehen und die Thüren im Weſten, iſt nur ſcheinbar ein Gegenſatz, hat aber denſelben urſprünglichen Grund, nämlich den, daß die Geſichter der Andächtigen gen Morgen gerichtet ſind, und ſo iſt es auch in den Freimaurerlogen der Fall.

Von ſehr altem Urſprung und allgemeiner Verbreitung ſind die Ceremonien der Reinigung, namentlich der Neugebore Solche geſchieht durch Feuer ſowol als Waſſer ſchon bei ameri ſchen und malaiiſchen Stämmen. In Neuſeeland u. a. Gege z. B. Afrika's, ſowie bei den Tibetanern und Mongolen war Taufe oder etwas ihr Aehnliches längſt vor der Einführung des Chri tums gebräuchlich. Feuertaufen kennt Madagaskar ſeit uralter Aehnliche Gebräuche begleiten die ſog. Reinigung der Frauen der Geburt, welche von wilden Stämmen her durch das Ju tum in die römiſche Kirche ſich forterhalten hat. Die Hottent vollführten dieſe ſog. Reinigung bekanntlich mit ſehr unreiner Flü keit. Ebenſo folgt bei Völkern der verſchiedenſten Regionen der fleckung durch Blutſchuld, durch Todtenbeſtattung, welche als ve reinigend gilt, oder durch Krankheiten eine entſprechende Cerem Eine hervorragende Stellung nimmt der Kampf gegen das Un in Polyneſien ein, wo die Prieſter ein völliges Syſtem aufge haben, was Alles Tapu (tabuh), d. h. den Göttern geweiht iſt, demzufolge beinahe keine Handlung des täglichen Lebens vollf werden kann, ohne Gefahr zu laufen, daß das Geſetz verletzt w welches irgend eine Perſon in irgend einer Lage, oder einen Ge ſtand, eine Handlung, einen Ort, ja einen Theil des Volkes (z das weibliche oder männliche Geſchlecht) tapu, d. h. unverletzlic ſogar unberührbar erklärt. Und ſo zeigt alles Dies, daß die ſchichte der Religionen eine fortlaufende Entwickelung darſtellt niemals zu gewiſſer Zeit und an gewiſſem Orte ein neues Sta der Heiligkeit begonnen hat, welches außer allem Zuſammenhang den tieferen Stufen ſtände oder mehr als quantitativ vollkommener w als die letzteren, wie der Eigendünkel der Seligkeitsfanatiker ſelbſt und Anderen ſo gerne glaubhaft machen möchte.

Und dies iſt auch der Fall bezüglich der Perſonen, welche das recht haben, den Verkehr zwiſchen den Menſchen und den von ihnen ehrten Weſen zu vermitteln. Dieſe Perſonen, die Prieſter, ſind ſte Produkte der betreffenden Religion und ſtehen ſo tief oder ſo hoch dieſe auf der Leiter der menſchlichen Kulturſtufen. Die Prieſter der gionen nicht hiſtoriſcher Völker ſind durchweg Wahrſager oder berer, weil der Glaube ſolcher Völker auf Wahrſagerei oder berei, d. h. auf der Annahme des Verkündens der Zukunft oder Hervorbringens von Dingen auf anderm als dem natürlichen beruht; ja dieſer Wahn ſpukt ſogar in den hiſtoriſchen Religionen i noch fort. Manigfach iſt die Wahrſagerei bei verſchiedenen Völ Lappländer z. B. wahrſagen aus den Riſſen in Thierknochen, die ins Feuer legt, andere anders. Mächtiger ſind die Zauberer. einem indiſchen Worte Çramanas, dem Titel der buddhiſtiſchen Mi

bezeichnet man dieſelben in Aſien (in korrumpirter Form) als Schamanen; in Nordamerika heißen ſie Medizin-Männer. Selbe treiben ihr Weſen in Mittel- und Nordaſien, bei den Eingeborenen Amerika's bei den malaiiſchen, papuaniſchen und auſtraliſchen Völkern, in ganz Mittel- und Süd-Afrika; ihr Syſtem, den Schamanismus, hält Lubbock für eine dem Totemismus (S. 108) folgende Religionsſtufe. Die Zauberer ſind ſowol männlichen als weiblichen Geſchlechts, dienen auch als Aerzte ihrer Landsleute, machen ſich giftfeſt, bringen einige Zeit faſtend in der Einſamkeit zu, um ſich auf ihren Beruf vorzubereiten, und wählen ſich Schüler aus, die ihre Nachfolger werden. Ihre Kniffe beſtehen in epileptiſchen Anfällen, wilder Muſik und ſolchen Tänzen, Räucherungen, Verbrennungen verzauberter Dinge, Bereitung von Zaubertränken und ſonſtigem Hokuspokus. Es wird von ihnen geglaubt, daß ſie Regen bewirken, Inſekten machen, Diebe entdecken (worauf dann die Bezeichneten ſich einem Gottesgericht unterziehen müſſen), alle Krankheiten heilen, aber auch dieſe und den Tod, ſelbſt in der Ferne herbeiführen, Geiſter beſchwören und noch vieles Andere können, und die Zauberer ſcheinen ſogar ſelbſt an ihre Macht zu glauben. Ueberall machen ſie indeſſen genau dieſelben Faxen,*) und es iſt daher unbegreiflich, wie noch Jemand an eine getrennte Entſtehung der Raſſen glauben kann, wobei ſolche Uebereinſtimmung ein wahres Wunder wäre. Dergleichen Spuk, von welchem noch der heutige Spiritismus herſtammt, muß daher ſchon am Urſitze der Menſchheit, im Lande der fünf Ströme getrieben worden ſein.

Wir haben bereits geſehen, wie die Kunſt, ſoweit ihr Urſprung erforſcht werden kann, ſich aus der Religion entwickelt, die bildende aus der Bilderverehrung, die erzählend dichtende aus der Mythe. Die übrigen Künſte und Dichtungsarten fügt der Kult dem Reigen der Muſen bei: der Tempel gibt der Baukunſt, die Feier des Gottesdienſtes der lyriſchen Dichtung, der Tonkunſt, der Tanzkunſt und der darſtellenden Kunſt das Leben.

Die lyriſche Dichtung hat ihre Quelle im Anrufen von Gegenſtänden, von denen man Hilfe oder Rettung erwartet, was ſich mit der Zeit auch auf alle verehrten und geliebten Gegenſtände ausdehnt. Bei den Hottentotten beſingt die Mutter ihren Säugling und alle ſeine Körpertheile mit einem improviſirten Liede.**) Nicht bedeutendere Lieder beſitzen die verſchiedenen Negerſtämme Afrika's; am meiſten Wert haben hier die Geſänge der Kaffern zu Ehren ihrer verſtorbenen Häuptlinge. Sie ſind „von tiefem poetiſchem Geiſte und zeugen von Sinn für dichteriſche Formen.“***) Auch Sinngedichte

*) Vergl. Peſchel, Völkerkunde. S. 274 ff.
**) Müller, Ethnogr. S. 87 nach Th. Hahn, im Globus XII. 278.
***) A. a. O. S. 168.

kennen die Hottentotten ſowol, als die Negerſtämme. Die Auſtr
haben nur aus wenig Worten beſtehende Lieder, die bei wollüſt
Feſten geſungen werden. In Nordaſien improviſiren die Jukag
Lieder und deren Melodien. Dieſelben Vorzüge, wie die Helde
ſänge der Kaffern haben jene der nordamerikaniſchen Urbewoh
deren kurze Zauber- und Liebeslieder unbedeutender ſind. Doch
den alle dieſe Geſänge an Uebertreibungen, Prahlereien und Wie
holungen. Ein ſchreckliches Lied ſangen ehedem die Battak
Sumatra, wenn ſie alte gebrechliche Perſonen von den Bäumen ſ
telten und dann auffraßen. Auf allen Inſeln der Südſee finden
Sagen und Geſänge in großer Auswahl. Die Lieder der Natur
ker mongoliſcher Raſſe in Aſien werden „für Stücke angeſehen, d
Erfindung ſich jeder mit einem offenen Auge, Ohr und Herzen
ſehene Mann ſelbſt zutraut. Doch ſtehen die Dichter und Vortr
von Heldengeſängen in großem Anſehen.“*) Bei allen dieſen
kern iſt die Dichtung noch unwillkürliche Stimme der Gefühle;
wiſſen nicht, daß ſie dichten und haben auch kein Urtheil über
Leiſtungen. —

Erſt durch die fortgeſetzte Uebung der Kunſt gewahrt der Me
nach und nach mit Staunen, daß er Schönes darſtellt. Nur du
Anfänge des unſelbſtſüchtigen Wolgefallens an ſinnlichen Eindrü
laſſen ſich bei den ſog. Naturvölkern bemerken, z. B. die Freude
gewiſſen muſikaliſchen Inſtrumenten und Weiſen, an gewiſſen
ben, Geſtalten, Gruppirungen, die Luſt am Komiſchen, ſowie
Putz und Schmuck, der aber oft in Verunſtaltung und ſogar
letzung des Körpers beſteht, z. B. Durchbohrung der Lippen, Na
wand, Ohren, Färbung und Feilung der Zähne, Färbung, Abſch
oder auch Ueberwuchernlaſſen und bizarre Anordnung des Kopfha
u. ſ. w.; hierher gehört auch die Tätowirung (oben S. 60). A
dies aber iſt nur eine Miſchung von Sinnlichkeit und Religioſi
die Menſchen wiſſen auf den Kulturſtufen der Nacht und Dämmer
(ja ſogar noch auf manchen des Tages!) nichts von Schönheit,
wenig als die Nachtigall weiß, daß ſie ſchön ſingt, der Papagei,
er ſpricht u. ſ. w.**) Ebenſo wenig läßt ſich auch bei den unhi
riſchen Völkern die geringſte Spur von der gleich der Kunſt urſprü
lich aus der Religion hervorgehenden Wiſſenſchaft entdecken.
das Bewußtſein einer Entwickelung eigener Kultur läßt bei den
kern das Gefühl für das Schöne und das Wahre zur Gelt
kommen und entreißt ſie dann in der Folge den entbehrlich gewo
nen Banden des Glaubens und des Prieſtertums.

*) A. a. O. S. 379.
**) Vergl. Gerland a. a. O. S. 287 ff.

Als Drittes im Bunde der Wiſſenſchaft und Kunſt und gleich ſen beiden auch als eine Art von Götterdienſt erſcheint die Sitte. ch über ſie ſind daher, bezüglich ihres Verhältniſſes zur Kulturge- chte, noch einige Worte zu ſagen. Wollen wir nun in dieſer Frage ız ehrlich ſein, ſo müſſen wir uns geſtehen, daß die jeweiligen Be- ffe von Sitte lediglich Ergebniſſe der Erziehung und des eigenen chdenkens und daher bei den einzelnen Menſchen und Völkern ſo geheuer verſchieden ſind, daß gar keine Erklärung derſelben möglich welche zu allen Zeiten und an allen Orten anerkannt worden ire. Angeborene ſittliche Begriffe gibt es nicht. Der unerzogene d ungebildete Menſch, heiße er Wilder oder Kind, wird ſtets gleich m Thiere, für gut nur halten, was ihm angenehm, für böſe, was n unangenehm iſt. Wilde und halbwilde Völker haben durchaus ne Begriffe von dem, was wir gut und böſe nennen und rühmen :lfach als eine Tugend und Großthat, was für uns Laſter und rbrechen iſt. Gut und böſe iſt aber auch für den civiliſirten Men- en lediglich was er dafür hält; doch je höher die Kultur ſteigt, ſto mehr läutern ſich die ſittlichen Begriffe und Anſchauungen, d. h. werden der Möglichkeit eines Zuſammenlebens ohne beſtändige genſeitige Furcht vor Vergewaltigung durch den Stärkern günſti- r. Gut iſt nicht mehr ſchlechthin, was angenehm, ſondern was dem meinſamen Wirken der Menſchheit förderlich, was Schaden abzu- nden geeignet iſt, — und zwar nicht nur von ſich ſelbſt, ſondern n Allen, — und böſe das Gegentheil. In dieſer Erkenntniß gibt einen unleugbaren Fortſchritt; wir pflegen ihn mit dem Worte Menſchlichkeit" („Humanität") zu bezeichnen, indem wir damit sdrücken, daß lobenswert iſt, was der Menſchheit einen aus- prägten Charakter verleiht, der keinen anderen Weſen zukommt, ıen Charakter, der das fremde Intereſſe dem eigenen für ebenbürtig achtet, und darauf beruht im Grunde alle Tugend („was ihr wol- t, daß euch die Menſchen thun, das thut auch ihnen"). Ob aber it dem Vordringen dieſer Erkenntniß auch die mit ſelber überein- mmenden Handlungen Schritt halten, d. h. ob die Menſchen :ſſer werden, iſt eine andere Frage, welche ſchwierig zu beantwor- n iſt. Uns ſcheint leider dies nicht der Fall zu ſein und kommt s auch inſofern erklärlich vor, als die Triebe und Leidenſchaften r Menſchen in ihrer Natur begründet ſind und alſo trotz aller Kul- r dieſelben bleiben. Allgemeine Urtheile zu fällen iſt indeſſen ge- agt, und ſo wollen auch wir die näheren Nachweiſe in dieſer Be- iehung, an der Hand von Thatſachen, — nicht Fraſen — den lusführungen über die Kultur der einzelnen Perioden und Nationen iberlaſſen.

Zweites Buch.

Das Reich der Mitte.

Erſter Abſchnitt.

Land und Volk.

A. Das Stufenland am Gelben und Blauen Strom.

Es iſt herkömmlich und ziemlich allgemein gebräuchlich, unter den geſchichtlichen Völkern, d. h. jenen, in deren Geſchicken und Kultur ſich zeitliche Veränderungen nachweiſen laſſen, dasjenige des großen oſtaſiatiſchen Landes voranzuſtellen, welches im Deutſchen das chineſiſche genannt wird. Der Gründe hierfür ſind mehrere, und ſie ſind bis heute noch nicht widerlegt worden. Denn dieſes Volk iſt unter den geſchichtlichen Kulturvölkern

1) dasjenige, welches das weitaus am längſten dauernde Reich der Erde, ja vielleicht auch das älteſte ſolche gegründet hat,

2) iſt es das einzige geſchichtliche Kulturvolk von anderer als der mittelländiſchen Menſchenraſſe, indem es unter den Völkern von fortſchreitender Geſittung die mongoliſche Raſſe vertritt, und

3) iſt es das öſtlichſte geſchichtliche Kulturvolk (das in weit jüngerer Zeit auftretende japaniſche Volk abgerechnet), und es iſt ja eine Thatſache, daß die Kultur im Ganzen, wenn auch nicht in geraden Linien, bisher von Oſten nach Weſten vorgeſchritten iſt.

Das „Reich der Mitte", wie es ſeine Angehörigen nennen (Tſchung-kue), hat ſeinen Namen nicht davon, daß Jene etwa aus Albernheit glaubten, ſie befänden ſich in der Mitte der Welt; ſondern daher, daß es ehemals aus mehreren kleineren Staaten beſtand, von denen derjenige, welcher ungefähr in der Mitte lag, eine Art von Oberhoheit ausübte. Als dieſe letztere nach und nach zur wirklichen

Herrschaft wurde und die kleineren Staaten zu einem einzigen Reiche zusammenwuchsen, behielt dies stets den Ehrentitel des vorher vornehmsten Staates, „Reich der Mitte.“ Nebenbei nennen sich die Angehörigen des Reiches auch oft nach dem Namen der gerade regierenden Dynastie. Eine der bedeutendsten solchen waren die Tshin, (die 4. Dynastie, 244 bis 206 v. Chr.), unter welcher die Malaien das Land kennen lernten und es daher Tschina nannten; so auch die Inder. Perser und Araber schreiben Sîn, auch Dschîn, die Griechen, Sinai (die Römer Sinä, Beide auch Serika, d. h. Seidenland), die Franzosen la Chine und daher die Deutschen und Engländer (ganz falsch) China, aber mit abweichender Aussprache. Doch ist dieser falsche deutsche Name des Reiches, von dem wir sprechen, einmal allgemein angenommen und läßt sich nicht aus dem Gebrauche entfernen.

Ergänzt man das bauchartige Kreissegment, welches die Küste China's am Großen Ocean bildet, zu einem vollständigen Kreise, so umfaßt dieser, dessen Mittelpunkt Kuei-tscheu-fu am Yang-tße-kiang ist und an dessen Peripherie Peking und der Kükä-Noor (blaue See) liegen, beinahe genau das eigentliche China; denn von den übrigen Ländern des „chinesischen Reiches“ müssen wir hier absehen, indem dessen Theile (Tibet, Ost-Turkestan, Dsungarei, Mongolei und Mandschurei) jeweilen nur durch Eroberung, sei es von Seiten der Chinesen oder ihrer eigenen Völker, mit China vereinigt wurden und wieder verloren gingen (welch' letzteres Schicksal auch gegenwärtig wieder begonnen hat). China hat in dieser Abgrenzung eine Größe, welche dem ganzen Europa mit Ausnahme Rußlands und der Türkei oder den Vereinigten Staaten ohne die Territorien und die pacifischen Staaten gleichkommt und das Deutsche Reich oder Frankreich siebenmal, die Schweiz beinahe hundertmal übertrifft; die Größe beträgt 4 Millionen Quadrat-Kilometer. Dieses Land ist von der Natur in seinem Kreise zur Abgeschlossenheit bestimmt; im Osten und Süden hat es den größten Ocean, im Westen die höchsten Gebirge der Erde, im Norden die weitesten Wüsten Asiens. So bildet es eine Kultur-Insel zwischen unermeßlichen Strecken beinahe oder ganz kulturloser Theile der Erdoberfläche, und zwar eine Kultur-Insel, welche vor ihren Umgebungen in der auffallendsten und merkwürdigsten Weise bevorzugt ist. Nicht leicht mag es in benachbarter Lagé einen schärfern Kontrast geben, als zwischen den öden und wüsten Unterthanenländern China's im Norden und Westen und dem herrschenden „Reich der Mitte.“ Dort unübersteigliche Gebirgslabyrinthe, nur unterbrochen von Thälern, die keine natürliche Verbindung mit der Außenwelt haben, indem ihre Ströme in Salzseen enden, — hier aber das in seiner Art vollkommenste Stufenland zweier Riesenströme, die an uralter Nutzbarkeit als Verkehrsadern selbst den ehrwürdigen Nil, noch

mehr den Ganges und Eufrat-Tigris übertreffen. Doch gilt dies weit mehr vom größern und südlichern Yang-tße-kjang oder See-Kind-Strom*) (von yang Meer, tsze Sohn, und kjang Strom), als vom nördlichern Hoang-ho (auch Huang-ho) oder gelben Strom. Beide Ströme entspringen nahe beisammen in den Wildnissen des Küká-Noor, entfernen sich dann auf nicht weniger als fünfzehn Breitengrade (soweit wie Madrid und Edinburg) auseinander und münden wieder in einer Nachbarschaft von dreißig deutschen Meilen (Entfernung von Leipzig nach Hannover). Der Yang-tße-kjang hat als Hauptquellstrom den Kin-scha-kjang (Goldsandfluß); weil aber dieser aus Barbarenländern kommt, betrachten die Chinesen den linken Nebenfluß Ya-lung-kiang, der in China selbst entspringt, als Hauptstrom; von der Vereinigung an heißt er Ta-kjang, der große Fluß; bei Wu-tschang-fu, ober- und unterhalb welcher dreifachen Riesen-Großstadt er beträchtliche Seeen theils aufnimmt, theils durchströmt, nimmt er seinen bekannten Namen an. Er ist etwas länger als der Missisippi ohne den Missouri, viermal so lang als der Rhein; der Hoang-ho kommt Europa's größtem Strome, der Wolga gleich und übertrifft die Weser gerade siebenmal. Der Yang-tße-kjang theilt China in zwei natürliche Hälften, das Nord- und Süd-Gebirgsland, zu deren ersterm noch das Tiefland im Unterlaufe der beiden Ströme kommt. Die Felsengerippe dieser beiden Bergländer wurden ehedem mit den einfachen chinesischen Bezeichnungen Pe-ling, Nordgebirge, und Nan-ling, Südgebirge unterschieden. Neuere Forschungen, die jedoch noch zu keinem genauen Endergebnisse gelangt, haben diese Benennungen zu modifiziren begonnen. Das Land südlich vom Nan-ling, das Gebiet des Si-kjang oder Tschu-kjang (von der Größe des russischen Don) gehört nicht ursprünglich zu China, wurde erst im dritten Jahrhundert vor Chr. von den Chinesen erobert und ist noch gegenwärtig im Innern von fremdartigen Völkern, den Mjao-tße bewohnt, welche nicht zu den Chinesen, sondern zu den Hinterindiern gehören und dem eigentlichen chinesischen Kulturkreise ferngeblieben sind. Das Gebiet des letztern beschränkt sich daher auf das Stromgebiet des Ta-kjang, das untere solche des Hoang-ho, vom Uebergang der Großen Mauer an, und das des kleinen Pei-ho (Gegend von Pe-king). Dasselbe zerfällt in ebenes und Gebirgsland, ersteres im Nordosten, letzteres in Südwesten. Ersteres, das bei weitem kleinere, ist der Hauptherd der chinesischen Kultur und enthält ungefähr die Hälfte der Bevölkerung China's, nämlich gegen zweihundert Millionen Seelen (zwei Drittel derjenigen Europa's oder mehr als das Doppelte derjenigen

*) Unrichtig wird er Blauer Strom genannt; dies würde Tshing-kjang oder Lan-kjang heißen müssen.

von Nord- und Südamerika). Die Berggegenden haben wenig oder keinen Einfluß auf die chineſiſche Kultur gehabt; die Chineſen ſelbſt kümmern ſich wenig um die Berge, und deren viele mit Schnee bedeckte Gipfel haben bei ihnen großentheils einen und denſelben Namen: Siue-Schan, d. h. Schneeberg.

Das Klima China's kann, da es eine ſo rieſenhaft dichte Bevölkerung hervorgebracht hat, im Ganzen nicht anders als geſund ſein. Epidemiſche und anſteckende Krankheiten ſind beinahe unbekannt, und die Menſchen erreichen ein ſo hohes Alter, wie in wenig anderen Ländern. Nur die allgemein herrſchende arge Unreinlichkeit erzeugt Hautkrankheiten. Wie in allen im Oſten an das Meer grenzenden Ländern iſt die Temperatur niedriger als in Gegenden gleicher Breite, die den Ocean im Weſten haben. Peking leidet an Extremen der Temperatur; es hat Winter wie Stockholm und Boſton und dagegen Sommer wie Neapel und Waſhington. Für Fremde hat indeſſen das Klima nicht ſo günſtige Wirkungen wie für die Einheimiſchen; ſolche ſind Fiebern u. a. Krankheiten ausgeſetzt. Auch gibt es Gegenden in China, wie z. B. Nanking in ſeiner Umgebung von Marſchboden, welche ſogar den Eingeborenen anderer chineſiſcher Provinzen ſchädlich ſind. Schanghai leidet durch ſchnellem Wechſel der Temperatur an Lungen- und reumatiſchen Beſchwerden, während dagegen die benachbarten Ningpo und Tſchuſan höchſt angenehmes und Amoy (entſtellt für Hja-mun, Sommer-Pforte) ſogar herrliches Klima haben. Schnee bleibt im ebenen China nie lange liegen und die Flüſſe gefrieren nicht, wol aber die Sümpfe. Der Frühling bringt an der Meeresküſte viel Regen, der Herbſt die heftigen Thai-fung, (großer Wind; thai groß, fung Wind) und der Winter kalte ſcharfe Luft. Schrecklich ſind dieſe Thai-fung, doch im Süden, beſonders auf der Inſel Hainan, vielmehr als im ältern China. Man ſagt, daß einige Tage zuvor, ehe ein Thaifung herannaht, in Zwiſchenräumen ein kleines Geräuſch gehört wird, das im Kreiſe rund herum geht und dann einhält, bisweilen ungeſtüm und bisweilen langſam; dies heißt ein Thaifung-Brauer. Alsdann ſammeln ſich feurige Wolken in dichten Maſſen, der Donner rollt tief und ſchwer, Regenbogen erſcheinen, bald eine ununterbrochene Krümmung bildend, bald ſich wieder trennend, ſo daß die Enden des Bogens in das Meer tauchen. Das Meer ſendet einen brüllenden Ton zurück und kocht mit zornigen Brandungen, die loſen Felſenſtücke ſchlagen gegen einander und losgeriſſene Seepflanzen bedecken das Waſſer. Die Atmoſphäre iſt dick und trüb, die Waſſervögel fliegen erſchreckt umher, die Bäume und Blätter wenden ſich nach Süden und der Thaifung hat ſeinen Anfang genommen. Wenn ſich ein heftiger Regen und eine ſchreckliche Brandung noch dazu geſellt, ſo wird die Macht des Sturmes los-

gelaſſen und hinweg fliegen die Häuſer die Berge hinan, die Schiffe und Bote werden auf das trockene Land geſchleudert, Pferde und Rindvieh kopfüber geſtürzt, Bäume mit der Wurzel ausgeriſſen und das Meer ziſcht 20 bis 30 Fuß hoch auf, überſchwemmt die Flüſſe und zerſtört die Vegetation. Solche entſetzenerregende Naturereigniſſe ſind jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die vom Drachen und ähnlichen Ungeheuern erfüllte Fantaſie der Chineſen geblieben.

China iſt ein von der Natur in allen ihren Gebieten verſchwenderiſch bedachtes Land. Es iſt ungeheuer reich an Steinkohlen, deren Ausbeute nur durch die Ungeſchicklichkeit der Chineſen in Bergbau verkümmert wird, obſchon ſie dieſem Volke bei der Seltenheit des Brennholzes unentbehrlich ſind. Andere mineraliſche Schätze ſind Gips, Kalk, Marmor, Schiefer, Salpeter, Alaun, Salmiak, Salz, Korund zum Schneiden edler Steine, mehrere Arten der letzteren, Nephryt, beſonders grünlich-weißer, zur Verfertigung verſchiedener Gegenſtände, und endlich ſämmtliche nutzbare Metalle. Das Land hat auch keinen Mangel an warmen Mineralquellen; noch merkwürdiger ſind die Ho-tſing oder Feuerbrunnen, d. h. mühſam gebohrte, tiefe Erdöffnungen, welchen brennbares Gas entſtrömt und zugleich Salzwaſſer entquillt, zu deſſen Auskochen das Gasfeuer verwendet wird. Noch zahlreicher ſind aber die Salzbrunnen ohne Feuerentwickelung.

Unter den Pflanzen, welche China hervorbringt, ſind für die Kultur merkwürdig: Rabarber und Ginſeng als Arzneimittel, der Hanf und der Baumwollenbaum, der Maulbeerbaum zur Ernährung der Seidenraupen, die Roſe und Lilie als Zierpflanzen, der Lack-Baum zur Bereitung des Firniſſes, der Tollbaum, welcher Talglichte liefert, der Wachsbaum, Birnen, Pfirſiche, Pflaumen, Aprikoſen, Melonen als Nahrungsmittel, ebenſo Erbſen und Bohnen, Buchweizen, Yamswurzel, Ingwer, Zwiebelpflanzen, — Indigo als Farbeſtoff, das Zuckerrohr, Bambus zum Bauen, zu Schreibepinſeln, zu Möbeln und Betten, zu Speerſchäften, Flöten, Eßſtäbchen, Tabakpfeifen, Regenſchirmen und Fächern, zu Hecken und Schattengängen, zu Thürvorhängen und Kehrbeſen, zu Vogelkäfigen und Waſſerrädern, zu Waſſerleitungen und Segelrippen, zu Blasbälgen und Orgeln, zu Dachrinnen und Schiebkarren, zu Papier und zu Hüten, zur Feuerung, — vor Allem aber zum Prügeln als Waffe der Polizei und Juſtiz. Die Blätter werden auf Seite genäht, um Regenmäntel zu machen, in Haufen zuſammengekehrt, um Dünger zu bilden, und zu Strohmatten zur Bedeckung der Häuſer geflochten. In Ruthen geſpalten und in Stücke verſchiedener Größe zerſchnitten, wird das Holz zu Körben und Mulden von jeder Form verarbeitet, in Taue gedreht, zu Decken geflochten, und in Matten gewirkt für die Dekoration des Theaters, für die Dächer der Schiffe und Wagen und für Waarenkiſten; das Ab-

geschabte selbst wird als Werg aufgelesen und mit dem Schabsel des indischen Rohrs vermischt, um Matratzen damit auszustopfen. Die zarten Schößlinge werden zur Nahrung angebaut, und wenn sie 4 bis 5 Zoll hoch sind, gekocht, eingemacht, auch eingesalzen. Die Wurzeln werden zu fantastischen Bildern von Menschen und Thieren oder zu Zerrbildern, zu Laternengriffen und Stöcken geschnitten oder zu ovalen Stäben, um zu erraten, ob die Götter die Gebete erhören oder abschlagen. Neben dem Bambus sind die wichtigsten Pflanzen in China jetzt der Reis zur Nahrung und der Thee (tschha) zum Getränke*). Mit ihnen wetteifert unter den Thieren die Seidenraupe, welche seit uralten Zeiten (durch ihr Produkt dem Lande den Namen Serika, gebend) fast in allen Provinzen in großer Menge gezogen wird. Sehr häufig sind unter den übrigen Insekten die Maulwurfsgrille, welche zu Kämpfen benutzt wird, wie in Spanien die Stiere und anderwärts die Hähne, der Laternenträger, der die Sommerabende erleuchtet und auf Pflanzen Wachs absondert, das zur Arznei und zu Lichten verarbeitet wird, ferner die Honigbiene u. s. w. Austern und viele andere Schalthiere, sowie große Seekrebse, Tintenfische u. s. w. dienen zur Speise, Blutegel zu sanitarischen Zwecken, Perlmuscheln zur Perlengewinnung. An eßbaren Fischen sehr vieler Arten sind Ströme und Meer reich, ihr Fang wird auf manigfache und höchst erfinderische Art betrieben und das Aufziehen von Fischen ist ein wichtiges Geschäft. Goldfische sind sehr beliebt und werden in allen Farben in eigenen Teichen gezogen. Giftige Schlangen fehlen fast ganz, Vögel spielen eine große Rolle und werden in kolossalen Käfigen oder Vogelhäusern gehalten. Namentlich liebt und zieht man die Enten (Mandarin-Enten), deren Eier künstlich ausgebrütet werden, daneben Hühner und Tauben, dann den Kormoran, der zum Fischfang abgerichtet wird. Papageien, Fasane und andere prächtige Federträger sind sehr häufig und aus ihrem Gefieder werden hübsche Musivarbeiten gefertigt. Krähen werden von Taschenspielern zu Kunststücken abgerichtet, Drosseln zum Singen gehalten. Die Jagdfalken waren in älteren Zeiten sehr gebräuchlich. Walfische kommen bis an die Küste von Hainan und werden mit Harpunen gefangen. Den Ameisenfresser halten die Chinesen drolliger Weise wegen seiner Schuppen, für einen „Fisch mit Beinen," das fliegende Eichhorn für einen Vogel, der seine Jungen säugt. Das Schwein ist entsetzlich fett und kurzbeinig; man trägt es in Netzen, statt es zu treiben. Nur in entlegeneren Gegenden finden sich Elefant, Tapir und Nas-

*) Unser Wort Thee ist nicht unmittelbar aus tschha (im Kanton tsha), sondern aus tja, tje entstanden wie der Name im Dialekte von Fukjan sich gestaltet hat.

horn. Das Pferd ist unedel, stark, knochig und mager; der Sch
wird in Knoten gebunden. Das Moschusthier vertritt auf den h
sischen Gebirgen die Stelle der europäischen Gemse, und wird
Moschus wegen erlegt oder gefangen. Rotwild wird häufig
Jagd gehalten, darunter Hirsche mit schönen Gazellenaugen.
fettschwänzige Schaf ist beliebtes Schlachtthier im Süden, im Nor
mehr die Ziege. Der Yak oder Grunzochse dient als Lastthier,
dichtes Haar zu Kleidungsstoffen. Der Büffel weidet in Herden
läßt sich von dem flötenblasenden Hirtenjungen reiten. Kühe
Hunde sind weniger edel als in Europa, die Katzen aber sehr beli
Familienthiere; es gibt ihrer langhaarige, hängohrige und schwanzl
wilde Katzen werden als Wildpret gesucht, ebenso Tiger, Wölfe
Bären in den Gebirgen. Im Süden sind riesige Fledermäuse häu
ebenso kleinere Affen, welche mit großer Geschicklichkeit zu Kunststü
abgerichtet werden.

B. Die Leute des Reichs der Mitte.

Die Chinesen haben als einziges geschichtliches Kulturvolk m
golischer Rasse (mit Ausnahme der jüngeren Japanesen) und als
zahlreichste Volk der Erde, welches allein beinahe ein Drittel
Menschheit ausmacht, — für Ethnographie und Kulturgeschichte
besonderes Interesse. Die Domäne der mongolischen Rasse ist Mitt
Nord- und Südost-Asien, und Ableger derselben sind wahrschein
die Malaien der Legion Inseln, die einst Bergspitzen eines un
gegangenen Festlandes gewesen sein müssen, und die Urbewohner
Neuen Welt, welche dieselben unverhofft an drei andere Rassen
loren haben: die weiße, die schwarze und die mongolische, welch
den Chinesen den Ueberschuß eines übervölkerten Reiches dort abla
Die mongolische Rasse hat geringere Muskelentwickelung als die mi
ländische und daher auch weniger Arbeitskraft. Doch wissen
Russen von der Muskelkraft der Kalmyken viel zu rühmen, und
Leistungen der Lastträger von Kanton haben selbst Briten Acht
eingeflößt. Ebenso nehmen sie gern Chinesen als Matrosen an.
Leute dieser Rasse haben Hang zum Fettwerden und erscheinen d
neben unseren Stammesgenossen wie aufgedunsen. Der Mangel
Bart gibt den Männern einen weibischen Ausdruck, der durch la
Kleider noch verstärkt wird. Zugleich erscheinen sie durch ihr W
auch naiv und kindlich, so durchtrieben sie dabei sein mögen.
Physiognomien sind nicht markirt; alle Genossen eines Volkes schei
einander zu gleichen und nicht zu unterscheiden. Die Farbe der H
ist weiß oder gelblich, in südlichen Gegenden bräunlich bis schwärz

ie Weiber ſind noch bleicher als die Männer, ja krankhaft weiß
as nun die Chineſen ſpeziell betrifft, ſo iſt ihre Geſtalt mittelgroß,
t gebaut, etwas ſchwächer als die unſrige. Die Frauen ſind klein
d zierlich. Das Geſicht iſt rund und glatt; die Backenknochen hoch,
e Naſe klein und etwas eingedrückt, die Augen klein und ſchwarz
it ſchief geſchlitzten Augenlidern, die Lippen fleiſchig, aber nicht
ulſtig, das Kopfhaar grob, ſchlicht, ſchwarz und glänzend (bekanntlich
: der Kahlkopf mit Zopf den Chineſen erſt ſeit Mitte des ſiebzehnten
ahrhunderts durch die Mandſchu-Eroberer aufgedrängt). Der ſtets
hwarze Bartwuchs iſt ſchwach und gedeiht meiſt nur als Schnurr-
rt und etwas weniges am Kinn; am übrigen Körper fehlen die
aare meiſt ganz. Die Hautfarbe iſt gelblich bis bräunlich; von den
ineſiſchen Frauen gilt ganz beſonders, was oben von denen der
ongoliſchen Raſſe im Allgemeinen geſagt iſt.

Was den Charakter betrifft, ſo iſt der Chineſe vor Allem nüchtern
nd ruhig. Iſt es auch nach beſſerer Einſicht eine Fabel, daß er
icht vorgeſchritten, ſo iſt doch ſein Fortſchritt ein höchſt langſamer,
nd tritt eine große Neigung zur Stabilität und zum ungeſtörten
Genießen des Errungenen hervor. An Fantaſie hat er entſchiedenen
Mangel; Ideale und Begeiſterung ſind ihm unbekannt*); er thut
nichts, als was ihm Nutzen bringt. Er forſcht nicht nach tiefen und
unkeln Dingen, ſondern nimmt die Sachen wie ſie ſind und be-
ſchränkt ſich in ſeinen Studien auf das klar Vorliegende, d. h. ſo wie
s ihm erſcheint. An Reinlichkeit und Mäßigkeit läßt er viel zu
wünſchen übrig und wird von dem Japaneſen weit übertroffen; da-
gegen zeichnet er ſich durch Höflichkeit und feine Manieren, techniſche
Geſchicklichkeit und berechnete Umgangsregeln aus.

Das gemeine Volk iſt in China nicht wähleriſch in Bezug auf
ie Nahrung. Es verzehrt das widerwärtigſte Ungeziefer, welches
on Menſchen- oder Thierblut lebt, ebenſo ungeſcheut, ja ſogar mit
ppetit, wie Thon und Gips; jener wird in Kugeln geknetet, dieſer
u einer Art Gallerte verarbeitet. Die hauptſächlichſte Speiſe des
andes war in älterer Zeit der Weizen und einige Arten Hirſe; ſeit
erhältnißmäßig neuerer Zeit iſt das eigentliche Brot dieſes Volkes,
eſonders des ärmeren, der aus Indien eingeführte Reis. Er wird
it geſalzenen Fiſchen oder eingeſalzenen Gemüſen genoſſen, auch mit

*) Eine merkwürdige Ausnahme bildeten indeſſen chineſiſche Pilger
uddhiſtiſchen Glaubens, für den ſie nicht weniger wirkten und duldeten, als
. B. die Apoſtel und ſogenannten Kirchenväter der altchriſtlichen Zeit für
Chriſti Lehre. So Fa-hjan, Hjuan-tſung u. A. Zu ihren erſtaunens-
würdigſten Leiſtungen gehören vortreffliche Ueberſetzungen aus dem, einem
Chineſen furchtbar ſchwierigen Sanskrit. Ohne Glaubensfreudigkeit (wenn
auch irre geleitet) würden die Ueberſetzer wohl bald erlahmt ſein.

Kartoffeln und Yamswurzeln. Indeſſen iſt der Chineſe kein vollſtändiger Vegetarianer, nur ißt er weit weniger und ſeltener Fleiſch als Gemüſe. Das Lieblingsfleiſch iſt das der Schweine, Hunde und Katzen, beſonders aber der Fiſche, auch mancher Vögel, wie Hühner, Enten und Gänſe, doch verſchmäht man auch Ratten, Schlangen, Krebſe, Fröſche, Auſtern, Muſcheln und Fiſchlaich nicht. Das Rindfleiſch findet keine Liebhaber, weil der Chineſe es unrecht findet, Thiere, welche den Menſchen nützliche Dienſte leiſten und für ſie arbeiten, zu tödten und zu verzehren. Schafe und Ziegen, welche den angebauten Feldern oder Gärten Schaden zufügen, werden nur in abgelegenen Gegenden gehalten, wo der Boden dem Ackerbau nicht günſtig iſt, und daher in den volkreichſten Gegenden auch nicht zur Nahrung verwendet. Die höhern Stände genießen ſtatt der erwähnten Gemüſe vorzugsweiſe Früchte, wie Orangen, Citronen, Melonen, Ananas, Piſang, Aepfel u. ſ. w., dann auch Bohnen und Erbſen, Rüben, Zwiebeln, Mais u. ſ. w. Die Chineſen eſſen bekanntlich mittels zweier Stäbchen, welche kunſtvoll balancirt werden. Die Aermeren ſetzen ſich zur Mahlzeit auf dem Boden um einen niedern fußhohen Tiſch, die Reichen aber an mehrere kleine Tiſche, die im Saale im Halbkreis aufgeſtellt werden und auf die man die Gerichte in kleinen Tellern ſymmetriſch, in mathematiſche Figuren zerſchnitten, aufſtellt. Die Mahlzeiten der Reichen ſind außerordentlich reichhaltig, umfaſſen einige hundert Gerichte und dauern bis zu ſechs Stunden. Als Leckerbiſſen der Chineſen gelten Haifiſchfloſſen, die berühmten Schwalbenneſter, Trepang, Bärentatzen, Ginſeng-Wurzel, Seetang ꝛc. Alle Speiſen, beſonders die Fiſche, werden ſehr ſtark mit Salz verſetzt. Bevorzugtes Getränke iſt ſeit dem ſechſten chriſtlichen Jahrhundert der Thee, den man ohne Zucker oder Milch genießt. Waſſer und überhaupt kalte Getränke lieben die Chineſen nicht und die von ihnen gezogenen ſchönen Weintrauben werden nicht gekeltert. Hingegen lieben ſie ſehr einen aus Reis und anderen Getreidearten bereiteten Spirit, Samtſchu genannt. Andere Genußmittel ſind der Tabak (erſt ſeit der Entdeckung Amerika's) und das Opium (gar erſt ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts). Erſterer wird ſehr allgemein geraucht, auch von den Frauen, ja ſogar Kinder dazu angehalten; denn man betrachtet ihn als ein Präſervativ gegen Krankheiten; er wird auch viel geſchnupft. Das Opium wird ebenfalls aus Pfeifen geraucht, aber von eigentümlicher Form, und alle Strafe, welche die Regierung auf die Anwendung dieſes verführeriſchen, aber gefährlichen Betäubungsmittels ſetzt, fruchten nichts. Wolgerüche verſchiedener Art, beſonders Moſchus, wenden die Chineſen gerne in mehrfacher Art an, z. B. als eine Art von Roſenkranz, der umgehängt wird, als Räucherzchen u. ſ. w.

Die Kleidung der Chineſen richtet ſich wie anderwärts nach
n Verhältniſſen der Einzelnen. Die Armen gehen in Baumwolle
er Matten, die Reichen in Baumwolle oder Seide und im Winter
Pelze gekleidet. Die Beamten tragen koſtbare Staatskleider, in
n höchſten Rangſtufen mit Silber und Gold durchwirkt. Von Farben
ben die Männer dunkle, wie blau, violett und ſchwarz, die Frauen
tere, wie roſenrot und grün. Gelb ſich zu tragen iſt ein Vorrecht
r kaiſerlichen Familie, weiß iſt Trauerfarbe. Was den Schnitt be-
fft, ſo iſt er für beide Geſchlechter derſelbe. Beide tragen weite
inkleider von Baumwolle und einen weiten kurzen Rock mit langen
rmeln bis an die Fingerſpitzen, am Halſe zugeheftet und um den
ib gegürtet. Die Röcke der Vornehmen ſind hingegen lang, mit
mmt verbrämt und mit Stickereien verziert, bei den Frauen bis zu
n Fußſohlen reichend, mit einem kurzen Oberrocke darüber. Die
pfbedeckung der Armen beſteht in einem trichterförmigen Hut aus
mbus, der Reichen in einer ſeidenen halbkugelförmigen Mütze mit
oldſtickerei und einer langen buntſeidenen Quaſte, früher mit herab-
ngenden ſchmalen Bändern. Der Staatshut iſt koniſch, mit einem
bigen, den Rang andeutenden Steine auf der Spitze. An den
ißen tragen die niederen Klaſſen Schuhe mit aus Stroh geflochtenen
d mit Leder bekleideten Sohlen und baumwollenem Obertheil,
rüber noch ein Geflecht aus Holzfaſern angebracht iſt, die höheren
tände ſeidene und reich verzierte Schuhe oder Stiefel aus Seide und
mking, nebſt Sammtverzierungen. Am Gürtel wird ein geſtickter
bakbeutel, ein Fächer im Futteral und ein buntes Seidentuch be-
tigt, dies jedoch (wie natürlich auch der Tabakbeutel) erſt ſeit neuerer
it. Merkwürdig ſind im Winter Ohrenfutterale aus Pappe, mit
elz gefüttert. Die Chineſen ſchlafen in der Regel auch in ihren
leidern, die ſie nicht allzu oft wechſeln, und ſind daher nicht be-
nders reinlich. Doch iſt die Behauptung, als badeten ſie nicht,
rchaus falſch; ſchon die älteſten Quellen ſprechen vom häufigen
den und Waſchen, ſogar von regelmäßigen Bädern alle zehn Tage,
d auch gegenwärtig findet man in den Städten öffentliche und in
n Gärten der Vornehmen beſondere Badehäuſer.

Schmuck kommt in China vorzugsweiſe beim weiblichen Ge-
ſchlechte vor. Mit Recht gilt das lange und volle Haar als ſchönſter
Schmuck der Frauen. Die Mädchen tragen es in loſe herabhängenden
ocken, die Verheirateten in einem Knoten zuſammengebunden und
it metallenen oder hölzernen Nadeln am Hinterkopfe kreuzweiſe be-
eſtigt. Im Haar wird viel Schmuck getragen aus Gold, Korallen ꝛc.,
owie metallene, ſeidene oder natürliche Blumen, Perlenſchnüre, bunte
Bänder, Diademe, Vögel aus Metall mit Email, Schmetterlinge ꝛc.
Für unſere Begriffe weit weniger hübſch als dieſer obere Schmuck iſt

aber der untere, welchen die chineſiſchen Schönen ſeltſamerweiſe für eine Zierde halten, nämlich ihre verkrüppelten Füße. Von der Geburt an werden die Zehen der armen Geſchöpfe mit Gewalt unter die Sohlen gebogen und mit Bändern dort feſtgehalten, ſo daß ſie allmälig an dieſer unnatürlichen Stelle feſtwachſen und Klumpfüße bilden, welche ſcheußlichen Dinger die chineſiſchen Dichter „goldene Lilien" zu nennen die Geſchmackloſigkeit haben. Die Damen haben in Folge deſſen einen watſchelnden Gang wie die Enten. Eine andere, auch von den Männern mitgemachte Unſitte iſt das Wachſenlaſſen der Fingernägel bis zur Aehnlichkeit mit Vogelklauen.

Die Weiber der niederen Stände und die einem gewiſſen Lebenswandel ergebenen ſchminken ſich im Uebermaß, das Geſicht weiß, die Lippen, um einen kleinen Mund vorzuſtellen, in der Mitte rot. Die Augenbrauen ſcheeren die Damen bis auf einen ſchmalen Streifen, der die Dichter ganz beſonders entzückt. Ohrgehänge von Gold und bunten Steinen unterſcheiden ſich nicht weſentlich von den europäiſchen. Goldene Armbänder oder vielmehr Armringe ſind bei den vornehmen Frauen ſtark im Gebrauche. Die ſehr beliebten Fächer beſtehen meiſt aus ſorgſam gefalteten Palmblättern, mit Seide verziert, rund oder viereckig, ſeit neuerer Zeit auch aus geſchnitztem und gemaltem Holz oder Elfenbein mit Seide oder Papier. Zur Toilette gehören ferner Spiegel aus polirtem Metall oder Glas, Zahnſtocher und Ohrräumer aus Elfenbein, Sandel- und anderen Holze geſchnitzt u. ſ. w. Regen- und Sonnenſchirme ſind aus geöltem Papier und durchaus waſſerdicht.

Die chineſiſchen Häuſer ſind auf dem Lande meiſt aus Lehm, das Dach aus Rohr, Stroh oder Pflanzenſtengeln, die Scheidewände aus Matten, ſo auch oft die Thüren. In wolhabenden Gegenden und namentlich in den Städten, verwendet man Backſteine. Die Städte ſind meiſt regelmäßig im Viereck aufgeführt, die Hauptſtraßen und großen Plätze gepflaſtert, die Nebenſtraßen eng. Die Bauart der Häuſer, mit Ausnahme der einfachſten Lehmhütten, erinnert an das Nomadenleben der mongoliſchen Vorfahren des chineſiſchen Volkes; denn ſie behalten die Zeltform bei, was ſich in dem ſehr hohen, geſchweiften und an den Enden aufwärts gebogenem Dache zeigt. Stockwerk gibt es nur eines, das Erdgeſchoß, daher auch weder Keller, noch Treppen. Dafür ſind die Häuſer der Reichen weit in die Breite ausgedehnt und beſitzen eine Menge von Gemächern, die ſich rings um Höfe ausdehnen. In den Vorhöfen ſieht man Vogelkäfige und Waſſerbaſſins, Blumen und Gebüſche, künſtliche Felspartieen, beſonders aus ſeltſam geformten, manigfach ausgehöhlten Steinen u. ſ. w. In den Zimmern ſind außerordentlich viel Laternen, Lampen und Leuchter aufgehängt. Die Möbel ſind meiſt niedrig und ohne beſondern Geſchmack gearbeitet, aber meiſt geſchnitzt. Die Heizung wird im Süden

durch metallene Kohlenbecken, im Norden durch Oefen unter dem Fußboden bewerkſtelligt. Das gemeine Volk hat ſehr primitive Schlafſtellen, beſtehend aus einer Matte oder Matratze und einem eigenthümlichen Kopfkiſſen, das aus Holzſtäben geformt und mit Leder überzogen iſt. Die Thüreingänge der höheren Stände ſind mit ſeidenen oder baumwollenen Vorhängen verſehen. Sonderbar geformte Bambuswurzeln dienen als Verzierungen der Zimmer. Gärten ſind ungemein beliebt. Schon der alte Kaiſer Tſcheu (geſt. 1222 vor Chr.) legte deren umfangreiche an. Sie werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und man ſieht beſonders auf Farbenpracht und Formenreichthum. Darin ſind große Teiche mit ſchönen Fiſchen, dann wieder ſchön gewundene Kanäle mit grotesken Brücken, manigfach geformte Hügel und Thäler, Bäume und Blumen der verſchiedenſten Art in bunter Mannigfaltigkeit verſtreut, Pagoden, Hütten, Höhlen, Terraſſen, Treppen, Felſen und andere Ueberraſchungen. Auch wird Wild aller Art in dieſen hübſchen Parken gehalten.

Die Beſchäftigung der großen Mehrheit der Chineſen beſteht im Ackerbau. Wie hoch die Regirung denſelben hält, zeigt die Sitte, daß (ſeit etwa 180 vor Chr.) der Kaiſer jährlich einmal im Frühlingsanfange (dort Anfang Februars) den Pflug führt und hierin ihm die Miniſter, deren höchſte Beamte und die Statthalter aller Provinzen und Kreiſe, wie die Vorſteher der einzelnen Orte nachahmen. Ausgezeichnete Landwirte werden durch Erhebung in einen höheren Grad der Beamtenhierarchie belohnt. Die Chineſen laſſen kein Fleckchen Erde unbebaut, ſogar auch Berge, deren Boden nur mit Lebensgefahr zu bearbeiten iſt. Viele Sorgfalt wird daher auch auf Bewäſſerung und Düngung verwendet; viele Kanäle durchziehen das ebene und mittels Schleuſen das hügelige Land, unter denen der Kaiſerkanal der berühmteſte iſt. So wird auch thieriſcher und menſchlicher Dünger fleißig geſammelt und dazu alles irgend Brauchbare verwendet, ſogar Haare, welche beim Raſiren abfallen u. ſ. w. Die landwirtſchaftlichen Inſtrumente ſind indeſſen noch ſehr unausgebildet. Große Sorgfalt verwenden die Chineſen auf warme Gewächshäuſer. Die gebauten Pflanzen ſind bereits genannt, ebenſo, was Viehzucht, Jagd und Fiſchfang betrifft, die Thiere, auf welche ſich dieſe Erwerbszweige beziehen, und was den Bergbau angeht, die betreffenden Mineralien.

Die Schifffahrt der Chineſen hat ſich im Altertum nie bedeutend weit von den heimiſchen Geſtaden fort gewagt. Es hängt dies mit dem heimatlichen Sinn dieſes Volkes zuſammen, dem das Schiff eine Art Haus und Heim iſt. Ein großer Theil desſelben wohnt das ganze Leben hindurch auf Schiffen in Flüſſen und Kanälen und treibt auf denſelben alle Beſchäftigungen, namentlich aber Fiſch-

fang und Entenzucht; auch die Wäscherinnen bilden in Kanton ganze Schiffskolonieen. Zum Zwecke der Wohnung sind diese Schiffe mit Matten bedeckt. Selbst wolhabende Leute wohnen in Schiffen, freilich in besseren, die auch hübsch eingerichtet sind. Sogar schwimmende Bordelle fehlen nicht. Transportschiffe auf Flüssen und Kanälen giebt es von verschiedenen Arten. Manche sind ganz von Frauen bemannt. Sehr zierlich sind die sogenannten Mandarinboote, auf welchem Beamte mit Soldaten die Schmuggler verfolgen. Die Meerschiffe, Dschonken*), sind bekanntlich höchst plump und unbehilflich. Die Magnetnadel als Kompaß ist den Chinesen bekannt und ihr hölzernes Gehäuse mit mystischen und astronomischen Zeichen versehen. Auf dem Meere sind die Chinesen sehr ängstlich; erst im dritten Jahrhundert vor Chr. sollen sie, was indessen nicht sicher ist, die indischen Küsten mit Flotten befahren haben; unter Kaiser Wu-ti (144 bis 87 vor Chr.) besaßen sie eine Seemacht; aber beglaubigt ist ein Vordringen der Chinesen nach Indien zu Handelszwecken erst im sechsten Jahrhundert nach Chr. Erst in neuester Zeit haben sie auf europäischen Schiffen größere Seereisen unternommen.

Auf dem Lande reisen die Chinesen im Norden oft zu Kamel, überall zu Esel und Pferd, selten auf Elefanten oder Ochsen. Vornehme lassen sich durch Lastträger in Sänften fortbewegen. In Zimmern und Gärten bedient man sich der Rollstühle, für Waaren der Schubkarren; Wagen, sehr primitiv gebaut, werden durch Pferde oder Rinder gezogen. Im Winter bedient man sich auch in China der Schlitten und Schlittschuhe.

In der Industrie sind die Chinesen mehr geschickt, als erfinderisch. Mit außerordentlichem Scharfsinn und staunenswerter Genauigkeit wissen sie die verschiedensten Gegenstände zu verfertigen, nachzuahmen, auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Die Hüttenindustrie bearbeitet Gold seit sehr alter, Silber seit neuerer Zeit, außerdem Eisen, Kupfer und Zinn mit sehr zweckmäßigen Werkzeugen. Die Hüttenwerke sind jedoch noch sehr unvollkommen. Herumziehende Kesselflicker fehlen auch in China nicht. Die Töpferei liefert Gefäße von enormer Größe (vier bis fünf Fuß im Durchmesser, beziehungsweise Höhe, welche als Behälter für Goldfische, Wasserpflanzen u. s. w., oder als Wasserbehälter, Korn- oder Fruchtfässer dienen. Die Töpferei sorgt außerdem für Lampen, Löffel, Tassen, Gefäße zu allen möglichen Zwecken, Kinderspielzeug u. s. w. China's Leistungen in der Glasmacherei stehen weit hinter den

*) Dschonk ist ein malajisches Wort, dessen die Chinesen sich nicht bedienen. Entstanden ist es aber gewiß aus dem tschhuan (in Kanton tschun) der Chinesen.

europäiſchen zurück; namentlich können die Chineſen das Glas nicht biegen und dasſelbe iſt dort zerbrechlicher als das unſrige; doch fertigt man Spielzeug daraus und ahmt Früchte täuſchend nach. Die Erzgießerei lieferte ſchon in alter Zeit, etwa 1 Jahrtauſend vor Chr., prachtvolle Gefäße (Abbildung in Klemm, Kulturgeſchichte VI. Tafel III); auch jetzt noch werden treffliche Arbeiten dieſer Art gefertigt, an denen beſonders Blatt- und Blumenwerk zierlich dargeſtellt iſt; auch aus leichtem Kunfer gibt es ſolche. Das Porzellan war bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunders ein ausſchließliches Eigentum der Chineſen. Es wird aus denſelben Grundbeſtandtheilen wie bei uns bereitet, nämlich Porzellanerde, Quarz u. ſ. w. Die Malerei auf den Porzellangefäßen iſt nachläſſig, ſie wird durch arme Kinder beſorgt. Die bunten Farben ſtehen fühlbar über die Glaſur hervor. Gemalt werden Blumen und andere Pflanzentheile, ſowie Thiere aller Art, Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben, Jagd-, Kriegs-, Gerichts-, Theaterſcenen u. ſ. w. Ebenſo werden Inſchriften auf den Gefäßen angebracht, welche das Jahr der Fertigung und den regirenden Kaiſer nennen. Die Formen ſind einfach und natürlich und die großen Schalen geben einen glockenartigen ſtarken Ton. Gefertigt werden ferner Vaſen, Teller, Taſſen, Theekannen, Theebüchſen, Flaſchen in Kürbisform, Blumengeſchirre, ſogar Badewannen u. ſ. w., aus gröberm Stoffe Dachziegel u. dgl. Andere Stoffe, aus welchen ſchöne Gefäße bearbeitet werden, ſind Thiergehörne, Jade (Nierenſtein, Nephryt), Speckſtein, Schildkrötenſchalen u. ſ. w. Holzarbeiten werden vorzüglich aus Kiefern gefertigt, feinere Möbel aus Roſenholz; ſchön geſchnitzt und lackirt werden Tuſchkäſtchen, Theebüchſen, Bücherdecken, Sonnen- und Regenſchirmgeſtelle, Meſſer- und Degenſcheiden, Bogen und Pfeile u. ſ. w. Für die Verfertigung von Kleidungsſtücken wird der Baumwolle weitaus der Vorzug gegeben. Die ärmeren Chineſen ſcheuen ſich nicht, durch ihre Schneider Lumpen zu Kleidern zuſammenflicken zu laſſen. Das Papier wird in ſehr mannigfacher Weiſe verarbeitet, zu Taſchentüchern, Servietten, Zimmertapeten, Fenſterſcheiben, Regen- und Sonnenſchirmen, ſogar zu Kleidern. Verfertigt wird es aus Reisſtroh, Baumwolle, Hanf, Neſſeln, aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums u. ſ. w. Es werden ihm alle möglichen Farben gegeben, ſowie Gold- und Silberglanz, alle Dichtigkeitsgrade, alle Größen. Namentlich zeichnen ſich die Viſitenkarten der Großen durch koloſſalen Umfang aus. Leder wird wenig verarbeitet, aus Mangel an Rindvieh; Koffer, Taſchen, Schuhe, Gürtel u. a. fertigen die Chineſen aus Geweben und Geflechten, ſowie aus Holz und Pappe. Eßſtäbchen, Nadelbüchſen, Körbchen, Modelle von Pagoden und Schiffen und dergl. ſind aus Elfenbein gemacht, Laternentafeln aus Horn. Die Seide, auf deren Weberei

die Chineſen großen Fleiß verwenden, und welche von völlig durchſichtiger Feinheit iſt, wird zu allen Arten Gaze, Taffet, Atlas, Damaſt, Spitzen und Sammt verarbeitet und ſehr allgemein getragen, ſogar von den Soldaten. Auch die chineſiſche Stickerei iſt nicht unbedeutend. Farben verſtehen die Chineſen in außerordentlicher Schönheit zu bereiten. Indigo wird ſehr ſtark gepflanzt. Die Tuſche iſt bekanntlich ein Erzeugniß chineſiſchen Fleißes. Die Malerei ſteht bei den Chineſen auf hoher Stufe und wird ſowol in Waſſer, als in Oel geübt, und zwar auf Reispapier; dargeſtellt werden alle Vorkommniſſe menſchlichen Lebens (außer was mit dem Tod zuſammenhängt), ſowie Landſchaften und hiſtoriſche Ereigniſſe aber ohne eine Idee von Licht- und Schattenvertheilung oder Perſpektive. Plaſtiſch dargeſtellt werden außer aus Porzellan auch aus Speckſtein beſonders Thiere und Blumen, ſowie Scenen, Pflanzen u. ſ. w. in Relief aus Speckſtein auf Grundlage von Papier, Seide und Holz, aus Perlmutter auf Holz, aus Pappe und Seide auf Papier, meiſt für Käſten, Gefäße, Theebüchſen u. ſ. w.

C. Die Geſelligkeit im Reiche der Mitte.

Was die geſelligen Verhältniſſe betrifft, ſo nehmen die Chineſen fünf ſolche an: zwiſchen Gatten und Gattin, Eltern und Kindern, Fürſten und Unterthanen, Aelteren und Jüngeren, Freunden und Genoſſen. Das erſte dieſer Verhältniſſe beſteht in der abſoluten Unterordnung und Unterwürfigkeit der Frau gegenüber dem Manne. Der Mann wohnt in der äußeren, die Frau in der inneren Abtheilung des Hauſes; zwiſchen beiden iſt eine wohlbewachte Thüre, beide Gatten dürfen weder einen Kaſten, noch ein Badehaus, ja nicht einmal einen Kleiderhaken gemeinſam haben. Nicht einmal ein Gefäß dürfen ſie ſich unmittelbar überreichen, ſondern müſſen es erſt auf die Erde ſtellen und dann aufheben. Nachts dürfen ſie ſich nur mit einem Lichte beſuchen. Vom ſiebenten Jahre an ſchon ſollten nach dem Li-ki die Kinder verſchiedenen Geſchlechts nicht mehr zuſammen ſpielen. Sogar ſterben ſollten Mann und Frau in verſchiedenen beſonders beſtimmten Gemächern. All dies ſchreibt das Buch Li-ki mit ausführlichen, klaren und trockenen Paragraphen vor: daß es genau und wörtlich ausgeführt würde, daran iſt nicht zu denken; der Sinn iſt der, daß jedes Geſchlecht ſein Amt, jedes ſeine Sphäre habe und ſich nicht in Angelegenheiten des anderen einmiſche. Arme Leute könnten ja dieſe Haushaltstrennung nicht in's Werk ſetzen. Die Hauptſache iſt, daß die Frau dem Manne unterthan ſei, d. h. in ihrer Jugend dem Vater oder älteren Bruder, in der Ehe dem

tten, als Witwe dem älteſten Sohne. Mehr als dieſer Gehorſam
› die Beſorgung der Haushaltung wird von ihr nicht verlangt;
x was Jenes betrifft, ſo verfolgt das Buch Li-ki jeden ihrer
hritte und weiſt ſie an, wie ſie ſich bezüglich der Kleider, Schuhe,
are und aller ihrer Verrichtungen zu benehmen habe. Li-ki heißt
Mädchen ſanft reden, freundliche Geſichter machen, den Befehlen
)orchen, Seidencocons abwickeln, nähen, weben, Kleider machen ꝛc.
an ſoll ſie überdies lehren die Opfer zu beſorgen. Im 15. Jahre
ält das Mädchen die Haarnadel, den Kopfputz der Erwachſenen, mit
Jahren heiratet ſie, der junge Mann mit 30, d. h. früher geſtattet
ihnen Khong-fu-tße, ohne es jedoch zu empfehlen, ſpäter aber
ht. Die Ehen werden indeſſen nicht durch Neigung geſchloſſen,
ıdern einzig nach dem Willen der Eltern und durch dieſe: wie ſie
llen, ſo geſchieht es und es hilft kein Widerſpruch. Männer,
mentlich in hoher Stellung, erlauben ſich bisweilen anders zu
ıdeln, Frauen niemals. Oft werden die jungen Leute ſchon als
ıder verlobt. Eine Mitgift erhält die Frau nicht; vielmehr muß
Mann dem Schwiegervater einen Kaufſchilling geben. Nicht
raten ſoll man Mädchen aus aufrühreriſchen oder verbrecheriſchen
x kränklichen Familien, ebenſowenig während der Trauer um die
lern, welche drei Jahre dauert. Ueberdies müſſen die Familien, aus
lchen ſich Glieder mit einander vermählen dürfen, oerſchiedene
miliennamen haben; außerdem dürfen ſie merkwürdiger Weiſe ver-
ndt ſein. Fürſten machten indeſſen auch bezüglich des Namens oft
e Ausnahme. Die Ehe wird auf Lebensdauer abgeſchloſſen, und
Frauen durften früher nicht wieder heiraten. Scheidungsgründe
› Ungehorſam der Frau gegen des Mannes Eltern, Unfruchtbarkeit,
ebruch, Abneigung oder Eiferſucht, anſteckende Krankheiten, Schwatz-
tigkeit und Diebſtahl. Die Frauen haben natürlich keine Anſprüche
Scheidung, Fürſtentöchter immerhin ausgenommen. Der Mann
f jedoch die Frau uicht verſtoßen, wenn ſie elternlos iſt, nicht
hrend der Trauer um ſeine Eltern und nicht wenn ſie von armen
reichen Verhältniſſen aufgeſtiegen iſt. Urſprünglich war die chine-
he Ehe monogamiſch; auch in ſpäteren Zeiten hatten und haben
h jetzt, wie bei den Mohammedanern, thatſächlich nur die Reichen
ı Vorrecht (wenn man es ſo nennen will) der Polygamie; doch iſt
r eine Frau, die erſte, die übergeordnete, die anderen ſind niedern
nges, aber durchaus keine bloßen Beihälterinnen, ſondern geſetzmäßig
mählt und ihre Kinder erbberechtigt. Kaiſer der älteren Zeit hatten,
ch einer mathematiſchen Progreſſion, eine Kaiſerin, 3 Königinnen,
Frauen zweiter, 27 dritter und 81 vierter Ordnung; genau ſo waren
ch die oberſten Beamten des Reiches gegliedert. Ob dies wirklich
war, wiſſen wir nicht; es ſteht aber ſo geſchrieben im Buche Li-ki.

Eine Frau nehmen, nennen die Chineſen ſchlechtweg „nehm
(tshju); nur im Schreiben ſetzen ſie das Zeichen bei, welches „Fr
bedeutet. Zur Bewerkſtelligung einer Heirat werden Vermittler
Anſpruch genommen, und die künftigen Gatten ſehrn ſich nicht o
ſich Geſchenke zu geben. Der Tod des Vaters oder der Mu
beiderſeits unterbricht ſofort alle Vorbereitungen zur Hochzeit, und
die Trauerzeit vorbei, ſo ſcheut man ſich nicht, das Verhältniß a
zugeben. Zur Verlobung bedarf es verſchiedener Förmlichkeiten:
Senden des Vermittlers zur Auswahl der Braut, das Fragen n
dem Familiennamen, das Looswerfen zur Erlangung glücklicher A
ſprüche, das Anmelden der Geſchenke und das Erbitten eines gl
lichen Tages für die Hochzeit. In der alten Zeit wurde der Br
als Sinnbild ehelicher Treue eine wilde Gans überreicht; jetzt iſt l
tere nur von Holz oder Zinn. Dieſe Akte finden im Ahnentem
ſtatt, und bei allen ſind beſtimmte Ceremonien mit den erforderlic
Verbeugungen vorgeſchrieben. Zur Hochzeit bereitet man ſich d
Faſten vor; auch laſſen die Eltern den Brautleuten ernſte Ermahnun
zu Theil werden. Die Hochzeit dauert drei Tage: am erſten
Ueberreichung der Gans bei der Braut und das Hochzeitmal b
Bräutigam, am zweiten der feierliche Beſuch der Schwiegereltern
der Braut, am dritten die Erwiederung des letztern, jedesmal
feierlicher Bewirtung. Sind die Schwiegereltern geſtorben, ſo n
ihnen ſtatt deſſen in ihrem Ahnentempel geopfert. Im dritten Mo
nach der Hochzeit beſucht die junge Frau den Ahnenſaal ihres Man
und zeigt den Ahnen die Heirat an; erſt wenn dies geſchehen
gehört ſie vollſtändig zur Familie des Mannes; würde ſie vo
ſterben, ſo fände ſie ihre Ruheſtätte noch in der Gruft ihrer Fami

So ſteht's im Buche der Ceremonien. In der Wirklichkeit a
lebte man ſtets freier und es werden in den Liederbüchern der Chine
recht loſe Liebeshändel erwähnt; auch fehlte ſchon im alten Ch
die Proſtitution nicht. Aber auch die Sentimentalität iſt nicht
bekannt in jenen Liedern, ſo wenig ſie zu dem trockenen und eig
nützigen Weſen des Volkes zu paſſen ſcheint.

Naht die Geburt eines Kindes heran, ſo wird ſehr darauf
ſehen, daß die Mutter ſich ſchone, nichts Ungeſundes genieße, ni
Unangenehmes oder Widerwärtiges höre und ſehe; ſie bewohnt
letzten Monat ein Seitenhaus, und ſieht ihren Mann nicht, bis
junge Weltbürger da iſt; er muß aber täglich zweimal nachfra
Iſt das Kind geboren, ſo wird einem Knaben ein Bogen links, ei
Mädchen ein Gürteltuch rechts vor die Thüre gelegt. Bei einem E
geborenen werden die meiſten Feierlichkeiten begangeu; dieſelben nehn
namentlich bezüglich der Größe der dabei zu opfernden Thiere, mit
Reihenfolge der Kinder ſtufenweiſe ab und richten ſich nach dem Ra

r Eltern. Erſt am Ende des dritten Monats nach der Geburt atürlich nur bei Vornehmen), ſieht der Vater die Mutter und das ind unter Beobachtung ängſtlicher Ceremonien. Die Namen der eugeborenen männlichen Geſchlechts werden vom Gouverneur des rtes in das Civilſtandesregiſter eingetragen und den höheren Amts- ellen ſtufenweiſe angemeldet. (Die Chineſen zählten ehedem noch nicht underte von Millionen!)

Die Namen der Kinder dürfen nicht von Sonne, Mond, einem leiche, einer verborgenen Krankheit, von Bergen und Flüſſen entlehnt in, und die Kinder niederer Rangklaſſen dürfen nicht den Namen es Erbprinzen führen. Den Namen gibt der Großvater im Ahnenſaale.

Die Vorſchriften der Chineſen über die Pflichten der Kinder egen die Eltern ſind außerordentlich ſtreng und reichhaltig. Be- immte Dienſte ſind vorgeſchrieben, welche die Kinder den Eltern ıd die Frauen den Schwiegereltern zu leiſten haben. Sie ſollen lbe mit unterdrücktem Athem und ſanfter Stimme nach ihrem Be- inden fragen, ſie kratzen oder reiben, wenn es dieſelben juckt, ſie im lehen führen, ihnen beim Waſchen behülflich ſein, ja ſie ſelbſt waſchen, enn ſie ſie unrein finden, ihnen Zerriſſenes flicken, ihnen zu eſſen ıd zu trinken geben, in ihrer Gegenwart nicht gähnen, huſten oder ıdere unſchickliche Bewegungen machen, u. ſ. w. und überhaupt nichts ne ihre Erlaubniß oder ihren Befehl thun. Die Verheirateten, enn Eltern leben, haben nichts Eigenes und können nichts leihen der ausleihen. Der jüngere Bruder darf, wenn er reicher iſt, als er Aeltere, nichts benutzen, ohne es dieſem erſt angeboten zu haben. o gehen die Ehrfurchtsbezeugungen bis in's Ungeheuerliche. Sind ie Eltern krank, ſo darf ſich der Sohn nicht kämmen, weder jemanden ämähen, noch im Uebermaß lachen, weder Muſik treiben, noch ſeine ſpeiſen verbeſſern; ſind ſie todt, ſo trägt er drei Jahre Trauer und ne grobe Kleidung, enthält ſich von Fleiſch und Wein, außer in rankheiten; doch ſoll er es nicht ſo weit treiben, daß er abmagert. ie Mutter wird nicht in dem Grade verehrt wie der Vater, doch merhin noch bedeutend; dies hört aber auf, wenn ſie vom Vater eſtoßen iſt, und kommt bei einer Nebenfrau gar nicht vor, deren nder die erſte Frau als Mutter ehren müſſen.*)

Die Bewegung der Bevölkerung in China iſt eine koloſſal fort- ſchreitende. Freilich haben wir noch keine durchaus genaue und zu- rläſſige Berechnung derſelben und eigentliche Schätzungen und ählungen nur aus neueren Zeiten. Im Altertum muß die Be- lkerung noch ſehr gering geweſen ſein; denn nach chineſiſcher Quelle

*) Plath, über die häuslichen Verhältniſſe der alten Chineſen, in den tungsberichten der k. bair. Akad. 1862 II. S. 201 ff.

betrug sie um das Jahr 1000 nach Chr. noch nicht ganz zehn Millione
Im 14. bis 16. Jahrhundert sollen es ihrer fünfzig bis sechszi
Millionen gewesen sein, in der zweiten Hälfte des 17. und der erste
des 18., d. h. nach dem verheerenden Einfalle der Mandschu ab
nur 21 bis 28 Millionen. Schon 1736 werden aber 125 Millione
angeführt, 1743 150, 1760—62 nach verschiedenen Quellen 143 bi
205, 1790 nur 155, aber 1792 307 oder 333 (?), nach der Volk
zählung von 1812 362,447,183 und 1873 nach möglichst genaue
statistischen Berechnungen 404,946,514. Diese wahrhaft erschreckend
Zunahme mit ihren Folgen, der chinesischen Auswanderung na
Australien, Indien und Amerika, zu berücksichtigen gehört nicht i
unsere Aufgabe; denn wir haben es nur mit dem China des Alter
tums zu thun, welches wir uns nach obigen Angaben nicht stärker al
von einigen wenigen Millionen bevölkert (freilich auch nicht in de
jetzigen Ausdehnung) vorstellen dürfen.

Berüchtigt ist China in Europa vorzugsweise wegen des Kinder
mordes, von dem man bei uns glaubt, er werde systematisch be
trieben. Die Sache besteht darin, daß den Eltern stillschweigend ge
stattet ist, neugeborene Mädchen, wenn sie solche nicht erhalten können
auszusetzen. Dies soll jedoch sehr selten und nur in großen Städte
vorkommen; die ausgesetzten Kinder werden übrigens sehr oft ent
weder durch wohlthätige Leute aufgenommen oder durch die Angestellte
der Findelhäuser, welche jeden Morgen mit mehreren Wagen durch
die Stadt fahren, zur Versorgung gebracht. Ein eigentlicher Kinder
mord findet also gar nicht statt, sondern nur, was bei uns auch.

Oft nehmen sich kinderlose Eheleute Kinder aus den Findel
häusern und adoptiren sie; dasselbe geschieht auch mit Kindern von
Verwandten oder auch von anderen Leuten, und mittels einer ein
fachen Ceremonie tritt das Adoptivkind in die Rechte und sogar Erb
rechte leiblicher Kinder ein. Auch der Name vererbt auf die Adoptiv
kinder. Namen gibt es bei den Chinesen sowol für die Familie
oder Stämme, ursprünglich im Ganzen hundert, jetzt angeblich 46
im Reiche, als für die einzelnen Personen. Letztere erhalten zuerst
einen sogenannten Milch-, dann im Schulalter einen Schul-, hierauf
bei dem Eintritte in das öffentliche Leben einen Rang- oder Dienst
namen. Angeredet wird man aber ausschließlich mit dem Titelnamen
welchen Männer mit dem zwanzigsten Jahre, Frauen mit der Ver
lobung erhalten. Endlich bekommt man nach dem Tode noch einen
Ehrennamen.

Berühmt und wol auch verspottet sind die Chinesen wegen ihrer
übertriebenen Höflichkeit, womit auch eine weit gehende Gastfreund
schaft, selbst gegen ganz Fremde, verbunden ist. Es gehört zum
guten Tone, den Andern mit den ehrenvollsten, sich selbst aber mit

den herabwürdigendsten Ausdrücken zu bezeichnen. Sogar unter dem gemeinen Volke ist Höflichkeit allgemein üblich und höchst selten kommen Schimpfereien*) oder gar Schlägereien vor. Die Höflichkeit äußert sich namentlich bei Begegnungen und Begrüßungen und bei Besuchen. Es sind dabei bestimmte, nach dem Range der Betreffenden und der Nähe ihres Verhältnisses abgestufte Verbeugungen üblich, wie auch Bewegungen der Hände und Arme u. s. w. Die Visitenkarten bei Besuchen richten sich in ihrer Größe, die bis zu der einer Zimmerwand aufsteigt, nach dem Grade von Ehre, den man erweisen will. In glücklichen Verhältnissen sind sie rot mit goldener, in der Trauer weiß mit blauer Schrift. Das Benehmen bei Besuchen ist ebenfalls das der strengsten Etikette, ebenso bei den Gastmählern, bei denen man einander zutrinkt, und wo es unschicklich wäre, dies nicht mit der vollständigen Leerung des Gefäßes zu erwiedern. Ein Rat der Gebräuche, Li-pu, wacht über die Beobachtung der Höflichkeitsformen, und gilt als Orakel über die Anwendung derselben. Unter guten Freunden und Bekannten schwindet jedoch oft aller Zwang und tritt, bisweilen mit Zuziehung von Damen gewisser Art, mehr als Zwanglosigkeit ein. Strengen Formen ist auch der briefliche Verkehr unterworfen, und jeder Chinese weiß, auf welcher Stelle des Schreibens er bei diesen und jenen Rangstufen des Adressaten den Anfang, wo die Unterschrift u. s. w. zu setzen habe.

Zu den Vergnügungen gehören namentlich Schauspiele. Solche werden während der Gastmähler aufgeführt, auch nach solchen auf besonderen Bühnen, welche reiche Häuser halten. Die Schauspieler gelten als ehrlos und stehen mit den Prostituirten auf derselben Stufe. Beamte oder ihre Söhne, welche sich mit solchen Personen verehelichen sollten, werden mit Peitschenhieben bedroht, ebenso Schauspieler, welche Kinder freier Personen an sich ziehen, und solche, welche es wagen, in ihren Stücken Kaiser, Kaiserinnen, Prinzen, Minister oder Generale auftreten zu lassen, ebenso auch die Zuschauer bei so verworfenen Darstellungen; Frauen treten nie auf, ihre Rollen werden von zarten Jünglingen gegeben. Die Schauspieler sind übrigens auch oft zugleich Gaukler und Seiltänzer, die auch am kaiserlichen Hofe sich produziren dürfen. Auch gibt es Marionettenspieler und Schauspieltruppen von Kindern. Ein anderes sehr beliebtes Vergnügen ist das Bogenschießen und für Damen das Schaukeln; andere sind Karten- und Würfelspiel, die aber in guter Gesellschaft verpönt und als Hazardspiele verboten sind; erlaubt nicht nur, sondern sehr empfohlen ist dagegen das Schachspiel.

*) Schott, über Invectiven der Chinesen im Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften v. J. 1857.

Die Todten werden in Särge verwahrt und nach den Begrä
plätzen gebracht, für welche man nur ſolche Stellen wählt, die
Anbau untauglich ſind. Vornehme und Reiche werden in großar
Leichenzügen beſtattet, auch haben ſie Familienbegräbniſſe. Auf
öffentlichen Begräbnißplätzen werden die Särge mit den Todten
brannt und die Aſche in Urnen verwahrt, die man halb in die
eingräbt. Vornehme ſetzen den Ihrigen prachtvolle Denkmäler
ganze Mauſoleen mit manigfaltiger Architektur und merkwür
Statuen von Menſchen und Thieren. In einer Ecke des Todtenf
ſteht ein Tempel mit Altar und Götzenbildern. Unter den Lebe
gilt es als unanſtändig, vom Tode oder von Todten zu ſpre
auch werden keine Gegenſtände, welche Tod oder Beſtattung betr
abgebildet.

Zweiter Abſchnitt.

Der Staat.

A. Die Entwickelung des Staates.

Im chineſiſchen Reiche lebt noch die Entwickelung des St
aus der Familie. Es iſt in der That eine große Familie. in w
für die Unterthanen in ihrem Verhältniß zum Herrſcher kein an
Geſetz gilt, als für die Kinder in ihrem Verhältniß zum V
China hat bis in die neueſte Zeit allein unter allen organi
Staaten und Reichen der Erde die rein patriarchaliſche Regier
form beibehalten. Der chineſiſche Kaiſer iſt nicht unumſchrä
Deſpot wie die Schahe und Sultane der weſtaſiatiſchen und
afrikaniſchen Welt, und nicht oberſter Beamter wie die Kaiſer
Könige der chriſtlichen Staaten, ſondern er iſt Vater des Volkes
durch dieſelben Geſetze gebunden, wie der Hausvater. Iſt er
als ein ſolcher, ſo iſt er es, weil er der Sohn des Himmel
Er heißt ſo als irdiſcher Darſteller des Himmels. Im Gebrauc
der Ausdruck ungefähr das europäiſche „Von Gottes Gnaden.“
oft ein glücklicher Rebell ihn verjagt, iſt er der himmliſchen Sohn
unwürdig, ſonſt müßte der Rebell unterliegen. Wie der Ch
ſeine Ahnen verehrt, ſo verehrt er den Himmel als den Vater
Landesvaters.

Die chineſiſchen Geſchichtforſcher nennen als erſten Men

i-ku. Nach ihm, der als gewaltiger Heros Himmel und Erde
ennt haben ſoll, erzählen ſie von einem Reiche des Himmels, einem
he der Erde und einem Reiche des Menſchen, die auf einander ge-
t wären. Gleich der Titanen haben die Herrſcher dieſer Reiche
chen- und Schlangenleiber. Unter ihnen werden die Erfindungen
acht, welche die Kultur der Menſchen begründen, Wohnung,
dung, Thierbändigung, Schrift, Muſik, Tanz u. ſ. w.

Der erſte angebliche Kaiſer China's, Fu-hi wird in das Jahr
8 vor Chr. verlegt. Als ſeine Heimat und ſein anfängliches Reich
o Ho-nan genannt. Ihm wird die Erfindung der acht Kua
oben S. 65) zugeſchrieben. Seine Miniſter werden „Drachen"
mnt. Erzeugt iſt er nach der Sage durch die Umgebung ſeiner
tter, der „Tochter des Herrn", mit einem Regenbogen und ſeine
alzeit ſoll zwölf Jahre gedauert haben. Sein Kopf wird mit
i Hornfragmenten abgebildet und der Kopf eines Stiers genannt,
des Sinnbilds der Macht, und ſein Leib ein Drachenleib. Er
te die Ehe und die Hochzeitfeier ein, ſo daß Familie und Staat
n Urſprung zu gleicher Zeit nehmen. Unter ſeinen Nachfolgern
tehen Ackerbau, Märkte, Landmeſſung u. ſ. w. Hoang-ti,
8 vor Chr. wird als der eigentliche Förderer des Reiches be-
htet; auch als Erfinder des Sonnenjahres von $365^1/_4$ Tagen, als
eber der Reichseintheilung nach dem Dezimalſyſtem (10 Provinzen,
Bezirke, 1000 Aemter, 10,000 Städte), der Errichtung des
unals der Geſchichtſchreibung, ſeine Gattin als Erfinderin der
oeninduſtrie. Unter einen ſeiner Nachfolger, Yao, berühmt durch
: Güte gegen das Volk, verſetzen die Chineſen ihre Flut, die aber
bloße Ueberſchwemmung iſt und die Menſchheit nicht ausrottet.
erſten Kaiſer waren Wahlfürſten. Die erſte Dynaſtie erblicher
er wird mit Yü, 2205 vor Chr. begonnen. Aus ſeiner Zeit
mt die erſte Topographie China's, welches in neun Provinzen die
iete des Pei-ho, des unteren Hoang-ho und einen Theil des
rſten Gebietes des Ta-kjang umfaßte. Schon dieſe neun Pro-
en ſollen Feudalfürſtentümer geweſen ſein; Yü's Sitz ſelbſt war
Schan-ſi am Hoang-ho. Unter ſeinen Nachfolgern tritt eine Ent-
ng und Zerſetzung des Reiches ein; die Fürſten der einzelnen
vinzen wuchſen zu Königen empor und die Kaiſer ſanken zu
nbar oberſten Königen herunter, die ihren Hof nacheinander in
an-ſi, Ho-nan und Tſchi-li (d. h. in der Provinz, wo das heutige
king liegt) hatten. Dieſe Zerſetzung dauerte durch drei Dynaſtien
, unter deren letzter ſie ihren Höhepunkt erreichte. Die Lehns-
tentümer vermehrten ſich nach und nach bis auf 165, und es gab
gerkriege zwiſchen ihnen, wie auch die Sitten des Volkes ent-
ten. Anarchiſche Zuſtände, Verbrechen und Unruhen aller Art

füllen den Reſt der chineſiſchen Geſchichte des Altertums. In dieſe traurige Periode fällt das Auftreten der chineſiſchen Reformatoren Lao-tſze, Khong-fu-tſze und Meng-tſze, welche dem Unweſen zwar nicht zu ſteuern vermochten, von denen aber die beiden Letzteren, wie wir ſehen werden, die Grundlage der moraliſchen Begriffe in China auf Jahrtauſende feſtſtellten. Die Zerrüttung brachte indeſſen der Kleinſtaaterei den Untergang; denn die kleinen Fürſten bekriegten ſich ſo lange, bis einer nach dem andern zu Grunde ging, der Reiche immer weniger und größere wurden und die kräftigſten Fürſten, die von Tshin, als vierte Dynaſtie auftraten. Der Stifter derſelben, China's Seſoſtris, Kyros oder Alexander, Tshin-Schi-hoang-ti, d. h. erhabener Kaiſer vom Hauſe Tshin (ſein Name war es nicht) 248 bis 210 vor Chr. unterwarf und vernichtete den Reſt noch beſtehender Feudalkönigreiche und ſtellte ſo das einheitliche Kaiſerreich wieder her (220 vor Chr.) Ein ſtarkes Militärreich wurde es durch dieſen geiſtvollen, aber grauſamen und rückſichtloſen Herrſcher, den Zeitgenoſſen Hannibals und Scipio's, der Straßen und prachtvolle Gebäude errichtete, das heutige China vollends eroberte, und die große Mauer, dieſen angeblichen Schutz gegen die mongoliſchen Völker im Norden, baute oder vollendete ſoweit es ihm möglich war. Schlecht ſtand er ſich mit den Gelehrten und Schriftſtellern und wir werden ſeinen ſcheußlichen Vandalismus gegen ſie und ihre Werke ſpäter kennen lernen. So ſteht das Reich, wie es ſich am Schluſſe des eigentlichen Altertums befand, vollendet vor uns. Tshin-Schi-hoang-ti's Dynaſtie war aber von kurzer Dauer, ſo unſterblich ſie auch dadurch wurde, daß ſie im Munde aller weſtlichen Völker dem „Reiche der Mitte" den Namen gab. Die fünfte Dynaſtie, Han, regierte 206 vor, bis 263 nach Chr. (von 220 nach Chr. bis dahin war China wieder in drei Reiche getheilt). 317 nach Chr. verlegte die ſechſte Dynaſtie, Tſin, die Reſidenz nach Nanking. 420 bis 617 folgten mehrere unbedeutende Dynaſtien, 618 bis 905 die Thang, die berühmten Zeitgenoſſen der Blüte des Chalifenreiches, 907 bis 960 wieder kleine Dynaſtien, von da an die Sung, denen ſeit 1115 die ſogen. Tataren unter dem Namen der Goldnen (Kin) den nördlichen Theil des Reiches wegnahmen (ſie waren Vorfahren der Mandſchu) und die dann 1260—79 gänzlich den Yuan, d. h. den Mongolen Kublai-Chans, des Enkels Tſchingis-Chan's weichen mußten. Noch einmal, 1368 erhoben ſich die Chineſen, die Mongolen vertreibend, als Dynaſtie Ming zur eigenen Herrſchaft in ihrem Lande; aber in faſt dreißigjährigen Kriege 1616—1644 erlagen ſie ſchließlich den Mandſchu, welche als Dynaſtie Thai Tshing noch heute herrſchen, dem Lande den Zopf aufdringend, und gegen welche in neulicher Revolution die Taiping, zopfloſe Vollblut-Chineſen, nicht aufkommen konnten. Seit

der Mandschu-Herrschaft ist Peking Residenz, und es heißt, daß die Herrschenden, ihren Sturz vorahnend, fleißig Kostbarkeiten in Mukden, jenseit der mandschurischen Grenze, die ihnen ja nahe ist, ansammeln, um sich nicht von Schätzen entblößt in ihre alte (übrigens von den Russen stark beschnittene) Heimat zurückziehen zu müssen, wenn einst der Zopf in China wieder abgeschnitten wird.

In der Regel ist von der chinesischen Geschichte in Europa nichts bekannt, als die lange Reihe von Kaisern, Dynastien, Revolutionen, Bürgerkriegen, Eroberungen u. a. politischen Stoffwechsels. Von diesem trockenen und unerquicklichen Namen- und Zahlenregister wendet man sich mit Recht ab, und weil man die Kulturgeschichte China's nicht kennt, urtheilt man vorschnell, das Land und Volk sei stabil, kenne keinen Fortschritt, sei seit Tausenden von Jahren auf derselben Stufe stehen geblieben. Damit geht Hand in Hand das zweite Urtheil, daß China von anderen Nationen abgeschlossen sei und den Verkehr mit ihnen meide, wobei man wol die gegen feindliche Einfälle (wenn auch fruchtlos) gebaute große Mauer gleichsam als eine Maßregel der Absperrung betrachtet.

Die chinesische Kultur, auf welcher die gesammte Existenz des „Reichs der Mitte" beruht, ist eine Frucht der höheren Anlagen, welche das chinesische Volk vor allen übrigen Zweigen der mongolischen Rasse auszeichnen. Diese höheren Anlagen aber sind offenbar nicht dem Volke an sich zu verdanken, welches sich im Uebrigen durch nichts wesentlich von den übrigen Mongolen unterscheidet, sondern ergaben sich mit Notwendigkeit aus dem günstigen Boden und Klima, welche die ältesten Chinesen, von den Hochgebirgen oder Hochländern Inner-Asiens herabsteigend, im Stufenlande des Gelben Stromes fanden, wo sie sich niederließen. Rings um sich herum hatten sie noch rohe und wilde Völker, im Osten die J, welche den Leib bemalten und ungekochte Speisen aßen, im Süden die Man, welche sich tätowirten, im Westen die Jung, die sich in Felle kleideten, und im Norden die Ti, welche zu diesem Zwecke Federn und Haare verwendeten und in Höhlen wohnten. Ueber diese Nachbarvölker verbreitete sich die chinesische Kultur, nach vielleicht zweitausendjähriger Arbeit, unter der dritten Dynastie, den Tscheu, welche als nominelle Oberherren eines zerrissenen Feudalreiches 1122 bis 248 vor Chr. regirten. Schon um 2400 vor Chr. unternahm es der Kaiser Yu, die Gewässer des Landes, welche große Verheerungen angerichtet hatten, einzudämmen und Kanäle zu bauen. Das so gewonnene Land wurde unter die Einzelnen vertheilt, die dann einen Theil als Staatsland gemeinsam bebauen mußten. Die dabei notwendige Leitung und Unterordnung wurde dunch eine Zweitheilung der Bevölkerung bewirkt, nämlich derjenigen in Kopf- und Handarbeiter. Jene regirten Diese und wurden

von ihnen ernährt; Dieſe ernährten Jene und wurden von ihnen regirt. Schon früh waren die Leiter des Volkes auf Vermehrung desſelben bedacht und fanden die Mittel dazu mit Recht in einer Beförderung der Heiraten. Es waren eigene Beamte aufgeſtellt, welche dafür ſorgten, daß die Jünglinge im dreißigſten und die Mädchen im zwanzigſten Jahre ſich vermählten. Die Folgen haben die Richtigkeit des angewandten Grundſatzes bewährt; ja, wenn ſie fortfahren, ſich ſo zu bewähren, ſo wird China, das ſchon ſeit geraumer Zeit den Ueberſchuß ſeiner Bevölkerung über den Großen Ocean verſtreuen muß, mit dem Zauberlehrling ausrufen müſſen: Die ich rief, die Geiſter, werd' ich nicht mehr los. So wurde indeſſen im chineſiſchen Altertum der Familiengeiſt begründet und befeſtigt, und er wurde es noch mehr, indem er durch die Verehrung der Ahnen eine religiöſe Weihe empfing. Die Auffaſſung des Staatsoberhauptes als oberſten Familienvaters ſtärkte zudem das Volksbewußtſein zugleich und die öffentliche Ordnung. Einen andern als den in der Familie begründeten Unterſchied gab es von Anfang an in China nicht. Adel und Kaſten ſind dieſem Lande fremd und dasſelbe hat urſprünglich weder Sklaverei noch Leibeigenſchaft gekannt. Daher wurde auch für die Erziehung und den Unterricht Aller ohne Ausnahme geſorgt. Nur Bildung und Tugend waren die Erforderniſſe zur Bekleidung öffentlicher Stellen, nicht Geburt und Reichtum. Die Aemter zu verſehen iſt dort eine Pflicht der dazu Fähigen, nicht ein Recht der Ehrgeizigen oder Verſorgungsbedürftigen. Da die Religion aus dem Familienleben hervorging, nicht aus Fantaſien von Schwärmern und Fanatikern, ſo ſind dort Menſchenopfer niemals vorgekommen, weder am Brandaltar, noch in Kloſtermauern. Religionskriege, Unterdrückung von Glaubensformen und Inquiſition oder gar die maſſenhafte Vernichtung Andersgläubiger, kennt das alte China nicht, und wenn im neuern China die Chriſten unterdrückt und verfolgt wurden, ſo haben ſie dies ihren herrſchſüchtigen und ränkevollen „Apoſteln", den Jeſuiten zu verdanken, deren Gefährlichkeit den Chineſen, die nicht auf den Kopf gefallen ſind, nicht verborgen bleiben konnte.

Niemals kannte China eine Beſchränkung der freien Arbeit, niemals enggenähte Zunftgeſetze und Gildenhochmut, niemals Verkümmerungen des Niederlaſſungsrechtes, keine Präventiv-Polizei, keine Heiratsverbote, kein ſchnüffelndes Paßweſen, keine Militär-Konſkription. Jeder konnte und kann reiſen wohin er will, wohnen, wo ihm gut dünkt, arbeiten, was ihm beliebt, es herrſchte ſtets Vereins- und Verſammlungsrecht, das geſammte Volk nahm ſtets Theil an den Gemeinde-Angelegenheiten, die Geſetze waren ſtets klar und einfach, der Unterricht allgemein und unentgeltlich und das Familienleben

muſterhaft. Kurz, das als ſtabil und knechtiſch verſchrieene China, deſſen Volk zudem einer weniger vollkommenen Raſſe angehört, hatte ſchon in alten Zeiten größere Freiheiten und Fortſchritte aufzuweiſen, als in vielen Beziehungen die gebildetſten Theile Europa's noch vor kurzer Zeit und als viele andere Länder unſeres Erdtheils noch gegenwärtig, von manchen, wie der Türkei, vollends zu ſchweigen.

Gegen die Stabilität China's ſpricht auch die Aufnahme vieler Kulturpflanzen zu verſchiedener Zeit. Die im alten China unbekannte Baumwolle war unter den Han (um Chr. Geburt) noch ſelten und wurde erſt ſeit dem Ende der Dynaſtie Sung (Ende des 13. Jahrh.) allgemein angebaut. Das Zuckerrohr kannte man vor dem ſechſten chriſtlichen Jahrhundert nicht, die Zuckerraffinerien nicht vor dem neunten, den Tabak gewiß nicht vor der Entdeckung Amerikas. Der Thee eroberte das Reich der Mitte ſtufenweiſe ſeit dem vierten Jahrhundert; jetzt verbraucht es davon jährlich gegen tauſend Millionen Pfund und führt den zehnten Theil dieſer Summe nach der Fremde aus. Mit der Einführung der Baumwolle war natürlich die Vorbedingung zur Begründung der Baumwollenindustrie, mit der des Zuckers die der Zuckerraffinerie gegeben. Aber auch andere Induſtriezweige blieben nicht aus. Nachdem noch Khong-fu-tſze und ſeine Zeitgenoſſen auf Bambustafeln und Seide geſchrieben, erfand ſeltſamer Weiſe unter dem Eroberer und Bücherverbrenner Schi-hoang-ti der General Mong-tien das Papier (aus Reisſtroh), und der Beamte Tſai-lin vervollkommnete es 95 nach Chr. Unter dem Han-Kaiſer Wen-ti (179 — 156 vor Chr.) wurden, ſtatt der unbrauchbar gewordenen alten Griffel, Pinſel und Tuſche eingeführt, und die Chineſen begannen damit, ihre Bücher zu malen. Unter weiteren Han-Herrſchern (zwiſchen 185 vor und 87 nach Chr.) wurde in Honan, dem eigentlichen Kern der chineſiſchen Kultur, das Porzellan erfunden; im zweiten Viertel des fünften chriſtlichen Jahrhunderts drang das Glasſchmelzen ein, im letzten Fünftel des ſechſten folgte der Bücherdruck mit Holzplatten und in Mitte des zwölften der Druck mit beweglichen Lettern durch den Schmied Pi-ſching, den chineſiſchen Guttenberg.

Noch weit wichtiger ſind die Fortſchritte der Chineſen in Religion und Literatur, mit welchen wir uns beſonders beſchäftigen werden. Es fehlte auch nicht an Kämpfen zwiſchen Staat und Kirche, wozu freilich nicht die alte chineſiſche Religion, von welcher obiges gilt, ſondern erſt der herrſchſüchtige, dem römiſchen Katholizismus ſo ſehr ähnliche Buddhismus Anlaß bot, und zwar dadurch, daß er das Kloſterweſen in China einführte. Sein Eindringen fand 65 nach Chr. ſtatt, alſo faſt genau damals, als das Chriſtentum in Europa Eingang fand. Auch fällt ſein Emporſteigen zur numeriſch herrſchenden Religion mit der Chriſtianiſirung des römiſchen Reichs im vierten Jahrhundert

zusammen. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die chinesischen Buddhisten von jeher keinen Papst anerkennen, und der Dalai-Lama (in Tibet und der Mongolei allmächtig) sie nicht in seinen Schafstall getrieben hat. Der gemeine Chinese kennt dieses geistliche Oberhaupt nicht einmal dem Namen nach. Unter dem Leang-Kaiser Wu-ti (502—550) gab es bereits fünfhundert Buddhisten-Klöster in China, deren Anmaßung und Händelsucht aber schon unter den Tschin 574—579 die Staatsgewalt zum Verbote der Mönchsorden veranlaßten. Dasselbe wurde zwar bald zurückgenommen; aber der Thang-Kaiser Wu-tsung, welcher die früher mit den Buddhisten einigen, aber nachher mit ihnen zerfallenen Tao-ße begünstigte, ließ 845 den Buddhisten 4600 größere und 40,000 kleinere Klöster zerstören, ihre Güter einziehen und 265,000 Mönche und Nonnen in die Welt zurücktreten. Diese Energie dauerte aber nicht an; schon im folgenden Jahre ließ sie nach; dagegen wurde 861 verboten, ohne Ermächtigung der Bezirksbeamten in ein Kloster zu treten und ohne solche des Provinzstatthalters Tempel und Klöster zu gründen. Ebenso sollten nach einer Verordnung des Kaisers Schi-tsung von der Dynastie der späteren Tscheu 955, die Bewilligung von Eltern und Großeltern, Oheimen und Tanten zum Eintritte in das Kloster erforderlich sein. Als aber die Khitan-Mongolen einen Theil China's eroberten (Anfang des zehnten Jahrhunderts), begünstigten sie, als Lama-Diener, die Klöster und verschrieben ihnen Güter mit Bauern, gleich den europäischen Fürsten damaliger Zeit. So kamen manche Klöster zum Besitze von zwanzig- bis dreißigtausend Seelen. Anders verfuhr die spätere mongolische Dynastie der Kin (1115 bis 1234), welche fast das ganze Klostervermögen zu Staatshanden einzog und Niemand ohne Erlaubniß der Regirung Mönch werden ließ. Unter den ganz China beherrschenden Mongolen, den Yuan, hob Kaiser Wutsung 1309 die Steuerfreiheit der Klöster auf und der Ming-Kaiser Kien-wen-ti verbot die Ablegung der Gelübde vor dem vierzigsten Jahre. So bestrebten sich die verspotteten Chinesen, wenn auch nicht mit dauerndem Erfolge, ihre Landeskinder vor dem geistigen Tode in scheinheiligen Kerkern zu schützen, was die Europäer, und zwar mit nicht mehr, meist sogar weniger Erfolg und Ausdauer, erst Jahrhunderte später wagten. Schon das siegreiche Eindringen des Buddhismus in China widerlegt das Märchen von der Abgeschlossenheit des Landes; was sagen aber die daran Glaubenden dazu, daß schon 1407 der Kaiser Yung-lo zu Peking eine Lehranstalt gründete, an welcher acht asiatische Sprachen, darunter Sanskrit und Persisch, gelehrt wurden?

Welche durchgreifende Wandelungen in den politischen Verhältnissen China's stattfanden, sahen wir bereits im Ueberblicke der

politischen Geschichte. Dieselbe ist bis auf neuere Zeiten, ein fortwährender Kampf der Central-Staatsgewalt mit den Lehnsfürstenthümern, die sich auf Kosten der ersteren stets zu vergrößern und zu vermehren trachteten und daher mit einer großartigen Ausdauer darniedergehalten, ja oft mit Gewaltanwendung niedergeworfen werden mußten. Während die deutschen oder, wie sie sich nannten, römischen Kaiser in blindem Eifer am Ruin der Einheit ihres Reiches arbeiteten, waren die chinesischen Kaiser, gleich den ihre Aufgabe viel klüger erfassenden französischen Königen, stets auf Stärkung der Macht des Landes bedacht, und haben so viel erreicht, daß seit geraumer Zeit vom Feudalwesen keine Spur mehr vorhanden ist und an der Staatseinheit Niemand mehr zu rütteln wagt.

Richtig haben auch die Chinesen schon früh eingesehen, daß die Wolfahrt eines Staates zu sehr großem Theile auf der Tüchtigkeit Derer beruht, welche ihn regiren. Zur Zeit der Zerrissenheit des Reiches unter den Tscheu war der Mißbrauch aufgekommen, Beamtungen vererben zu lassen. Gleich nach Herstellung der Reichseinheit führten daher die Han die Staatsprüfungen der Beamten ein, zu deren vollständiger Geltendmachung es aber eines zäh ausdauernden Kampfes von Jahrhunderten bedurfte, indem die Bevorzugung der Geburt, des Reichtums und der bereits angestellten Beamten immer wieder emporwucherte. Stufenweise gelangten die Dynastien dem Ziele näher. Nachdem endlich die Mongolen mit Begünstigung ihrer Landsleute die größte Erbitterung hervorgerufen, thaten die Ming nach ihrem Herrschaftsantritt den letzten Schritt und machten 1370 die Prüfungen allgemein verbindlich, worin ihnen auch die Mandschu nachfolgten, obschon diese doch wieder ihre Landsleute stark bevorzugen und z. B. die Ministerialstellen halb mit Mandschus und nur halb mit den wol tausendmal zahlreicheren Chinesen besetzen. Doch, das sind eben anormale Verhältnisse, und in der Türkei sind sie weit schreiender.

Ein ganz merkwürdiges Zeichen des Fortschrittes in China sind aber die bei uns beinahe gar nicht bekannten Gemeinde-Verhältnisse dieses fernen Landes. Es beleuchtet den angeblichen Absolutismus China's ganz eigentümlich der Umstand, daß sich in dem ungeheuern Reiche von vierhundert Millionen Seelen nicht ganz viertausend Central- und nicht viel über neuntausend Provinzialbeamte finden. Diese ernennen zwar selbst viele Unterbeamte; allein wenn wir diese, was gewiß bedeutend übertrieben ist, auf das zehnfache jener Zahl berechnen, so gibt es nur etwa 130,000 Beamte, während Frankreich mit nicht dem zehnten Theile der chinesischen Bevölkerung allein 138,000 Staatsbeamte zählt, und dasselbe Verhältniß wol in allen europäischen Staaten mit Ausnahme der Schweiz die Regel bilden dürfte. Daß nun also China verhältnißmäßig nicht den zehnten

Theil der europäiſchen Beamten zu beſitzen das Glück hat, erklärt ſich daraus, daß in den Gemeinde-Angelegenheiten das Volk ſich ſelbſt, ohne Einmiſchung des Staates regirt. Die Gemeinde iſt in China die Familie im weitern Sinne, und der Staat als ſolcher kennt nur dieſe, nicht die Familie als Blutsverwandtſchaft, wie er ja auch, von Mißbräuchen abgeſehen, keine Vorrechte der Geburt anerkennt. Die Gemeinde beſteht aus einer Anzahl Familien, von fünf an bis zu mehreren tauſenden, und hat eine unabhängige Verwaltung mit einem Vorſtande, Tſchang genannt (tschang heißt langer, großer, dann Vorſtand). Dies war aber nicht immer ſo. In der älteren Zeit, im zwölften bis achten Jahrhundert vor Chr., hing die Gemeinde noch vom Staate ab, der ihre Beamten ernannte und beſoldete. Das änderte ſich aber mit der Zeit. Unter dem Tshin-Tyrannen Schi-hoang-ti finden wir Gemeinde-Beamte, welche zwar von der Regirung ernannt, nicht aber beſoldet ſind, zwiſchen ihr und dem Volke vermitteln, die Volkslisten führen, die Abgaben erheben, den Anbau überwachen, die Polizei handhaben. Der Staat machte aber verſchiedene ſchlimme Erfahrungen mit dieſen Beamten. Waren ſie reich, ſo beſtachen ſie die Staatsbeamten, und waren ſie arm, ſo ſaugten ſie das Volk aus, um ihren Unterhalt zu beſtreiten. Unter den Mongolenkaiſern wurde der Druck unerträglich, und unter den Ming finden wir bereits vom Volke gewählte Munizipalbeamte. Eine Gemeinde von hundert Familien ernennt einen Bürgermeiſter (Li-tſchang) und zehn Räte auf ein Jahr; iſt man mit ihnen zufrieden, ſo werden ſie das nächſte Mal beſtätigt; Jeder aber muß die Wahl annehmen. Dieſe Behörden ziehen die Steuern ein und führen die Gemeinde-Angelegenheiten. Es ſind in der Regel Ortsangehörige von höherem Alter, und bürgerliche ſowol als kriegeriſche Staatsbeamte ſind nicht wählbar, nicht einmal wenn ſie ihr Amt abgelegt haben! Der Gehalt der Vorſitzenden iſt äußerſt beſcheiden, an ſehr volkreichen Orten z. B. drei- bis vierhundert Dollars jährlich. Die Räte haben wol gar keinen. 24 Dörfer bei Kanton haben ein gemeinſames Gemeindehaus, in welchem ſich ihre Häupter zur Beratung der allgemeinen Intereſſen verſammeln. Die Reſidenz Peking allein hat keine Gemeinderechte, ſondern wird von den Mandſchus militärpolizeilich gemaßregelt.

Eine ebenſo bedeutende Entwickelung wie das Gemeindeweſen hat in China das Grundeigentum durchgemacht. Urſprünglich gehört dasſelbe ausſchließlich dem Staate, der es unter einzelne Anbauer vertheilte, denen er die Behandlung desſelben genau vorſchrieb. In der Art und Weiſe der Vertheilung fanden unter den drei erſten Dynaſtien mancherlei Veränderungen ſtatt, und als das Reich in viele Feudalherrſchaften zerfiel, wich auch die patriarchaliſche Vertheilung des Bodens nach Familien dem größern Grundbeſitze. Was dem

Staate übrig blieb, wurde nur ſchlecht bebaut, und darum erhoben die Vaſallenfürſten von den Privatländereien den Zehnten. Als die Tshin noch Solche waren, verkauften ſie Land an Privatleute, wodurch ſie den Anbau beförderten und ihre ſpätere Macht begründeten, und als ihr großer Schi-hoang-ti das ganze Reich annektirt hatte, dehnte er auch dieſes Syſtem auf deſſen ganzen Umfang aus. Unter den Han geriet indeſſen das kleine Grundeigentum, in Folge politiſcher Unruhen, in Abhängigkeit vom großen, was aber den Han nicht behagte, ſo daß ſie, gleichſam Tron-Sozialiſten, einen eigentlichen Kampf gegen die Reichen führten und ſogar verſuchten, alles Grundeigentum wieder an den Staat zurück zu bringen, doch umſonſt. So folgte ſich ein Experiment nach dem andern. Der Stifter der Dynaſtie Thang wagte es und gab 624 nach Chr. jedem Manne von wenigſtens achtzehn Jahren ein Grundbeſitztum von beſtimmter Größe, um ſeine Familie damit zu ernähren, doch nur auf Lebenszeit, nicht erblich, Beamten für die Zeit ihrer Amtsführung. Wer kein Land erhielt, mußte Reichen als Pächter oder Höriger dienen. So ſtärkte ſich, gegen die Abſicht der Kaiſer, das Privateigentum wieder weſentlich, und wurde unter den folgenden Dynaſtien immer unabhängiger. Unter den Mandſchu, wo alles militäriſcher zugeht, erhielten die Offiziere der Eroberer konfiszirtes Land der beſiegten Partei und durften es nur an Angehörige derſelben Diviſion vergeben. Die ſchlauen Chineſen aber haben es ihnen vielfach abzuſchwindeln gewußt. Der Grundbeſitzer kann indeſſen trotz alledem nicht völlig frei über ſein Land verfügen; was nicht gut bebaut iſt, wird konfiszirt, und Erben müſſen nach beſtimmten Vorſchriften theilen. Verkauf und Verpfändung ſind jedoch in keiner Weiſe beſchränkt. Sehr begünſtigt wird auch von Staatswegen die Erwerbung herrenloſen Landes, deſſen Käufer eine Anzahl Jahre frei von der Grundſteuer iſt und das Land, wenn es ſchlecht iſt, zurückgeben darf.

Wie ſehr die Chineſen darauf bedacht ſind, Mißbräuche, die ſich eingeſchlichen haben, wieder zu beſeitigen, zeigt die Geſchichte der Sklaverei bei ihnen. Eine ſolche entſtand erſt unter der dritten Dynaſtie, derjenigen des völlig zerriſſenen Reiches, und zwar waren von ihr betroffen erſt die wegen ſchweren Verbrechen Verurtheilten und dann Kriegsgefangene. Sie gehörten ſämmtlich dem Staate. Unter den Han ſoll ein halbes Prozent der Bevölkerung aus Sklaven beſtanden haben; ſie wurden aber ſehr oft freigelaſſen, beſonders die Kriegsgefangenen und die Alten, und ſeit den Sung wird der Staatsſklaven keine Erwähnung mehr gethan; die Leute wurden ſeit den Thang deportirt, ſtatt zu Sklaven gemacht. Dafür gibt es ſeit den Han, 204 vor Chr., nur Privatſklaven, indem in Folge des Kriegselendes der Kaiſer Kao-ti erlaubte, die Kinder zu verkaufen, und

dieſer Mißſtand dauert heute noch fort. Die Kinder der Sklaven blieben Sklaven und ſeit den Mongolen gingen aus ihnen die wandernden Schauſpieler und die Proſtituirten hervor.

Doch der Han-Kaiſer Wu-ti (140—86 vor Chr.) nahm ſchon den Herren das „Recht", ihre Sklaven beliebig tödten zu dürfen, Ngai-ti (6—1 vor Chr.) beſchränkte ihre Zahl durch Freilaſſung der Kinder und Alten. So folgten eine Menge Erleichterungen, an welche weder Griechen noch Römer noch chriſtliche Sklavenhalter dachten. 35 nach Chr. wurde die Brandmarkung der Sklaven verboten. Unter den Thang konnten ſie ſich in drei Stufen nach und nach loskaufen und Bürgerrechte erlangen. Leider iſt noch heute jede Verehelichung zwiſchen Freien und Sklaven verboten und nichtig; aber oft werden Sklavenkinder von Freien an Kindesſtatt angenommen, die harte Behandlung der Sklaven mit Strafen belegt und ſogar von der Religion mit ewiger Strafe bedroht. Sklavenaufſtände ſind daher in der chineſiſchen Geſchichte unbekannt. Ueberhaupt bezeugen die vornehmen und reichen Stände den niederen keine Verachtung, und die Reichen eſſen ohne Bedenken mit ihrer Dienerſchaft und ihren Arbeitern.

Ebenſo iſt in der Strafgeſetzgebung ein Fortſchritt zur Humanität zu bemerken. Unter den erſten Dynaſtien war neben der Todesſtrafe das Abſchneiden der Füße, Ohren, Naſen und das Entmannen nicht ſeltenes. Dieſe Verſtümmelungen wurden unter den Han vom Kaiſer Wen-ti (179—156 vor Chr.) durch Auspeitſchung und öffentliche Zwangsarbeiten verdrängt. Die Thang verminderten die Anwendung der Todesſtrafe in bedeutendem Maße und gegen das Ende ihrer Herrſchaft gab es noch folgende Strafen: Peitſche, Bambusrohr, Verbannung, Zwangsarbeit und Tod. Der Leang-Kaiſer Wu-ti (503 bis 550) verſuchte als eifriger Buddhiſt ſowol die Todesſtrafe, als das Schlachten der Thiere abzuſchaffen. Doch, es gelang nicht — und Weiteres auch nicht.*) Aber in Europa wurde noch vor fünfzig Jahren — gerädert, und noch vor hundert Jahren — geviertheilt!! — Die Grundlage des chineſiſchen Lebens iſt, wie wir ſahen, die Familie und der Chineſe daher namentlich in Allem ſtark, was das trauliche Zuſammenleben befördert: Feſtigkeit der Familienbande, Unabhängigkeit der Gemeinde, Güte gegen Untergebene, Entwickelung moraliſcher Begriffe und Grundſätze. Was aber über das Familienleben hinausgeht, was weiter greifende, größere Kreiſe umfaſſende Fortſchritte, ſei es in materieller oder geiſtiger Beziehung betrifft, darin ſind die Chineſen ſchwach und haben wenig geleiſtet. Dahin

*) Plath, über die lange Dauer und die Entwickelung des chineſiſchen Reiches. Rede, gehalten in der k. (bair.) Akad. d. Wiſſenſch., München 1861.

gehört namentlich die Vervollkommnung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Schifffahrt, des Kriegswesens, sowie die forschende Wissenschaft und die das Schöne darstellenden Künste. Daß sie es in der Religion nicht zu Dogmen und anderen nutzlosen Erfindungen, die in ihrer Konsequenz zur Inquisition führen, gebracht haben, sind wir weit entfernt, zu vermissen oder zu bedauern. Auch die genannten Mängel sind ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen. Sie gehören eben einer Rasse an, welche von vorn herein weniger Anlagen hat als die unsrige, mehr zäh als elastisch ist, in ihren Köpfen einer höheren Entwickelung des Gehirns keinen Raum darbietet und in ihren verzerrten Zügen keine Muster der Darstellung des Ideal-Schönen finden kann.

B. Die Gesetze, die Rechtspflege und der öffentliche Verkehr.

Nicht der Kaiser, sondern das Gesetz ist in China das Höchste. Gegen den Kaiser empören sich die Chinesen, wenn er mit dem Gesetze nach ihrer Meinung in Widerstreit geraten ist, — gegen das Gesetz niemals. Die chinesischen Gesetze sind klar, genau und für die Verhältnisse der Bevölkerung, für welche sie gegeben sind, gerecht. Die gegenwärtige Gesetzsammlung, welche ein zusammenhängendes Ganzes bildet, rührt zwar erst von der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie her; aber sie ist nur die Spitze einer fortlaufenden Entwickelung der Gesetzgebung von mehr als zwei Jahrtausenden. Die erwähnte Sammlung, Ta-tsing-liu-li genannt, d. h. Satzungen und Vorschriften der Großen Reinen Dynastie, umfaßt sieben Haupttheile, welche freilich nicht nach europäischen Begriffen logisch geordnet und eingetheilt sind. Der erste Theil enthält die allgemeinen Gesetze über Verbrechen und Strafen. Die Strafen sind mathematisch abgestuft, zuerst Bambushiebe, nach der Zahl derselben, dann Verbannung nach der Zahl der Jahre, stets auch mit Hieben verbunden, endlich die Todesstrafe, und zwar erst Erdrosselung und dann Enthauptung. Die mit der Strafe des Hochverrats belegten Verbrechen sind folgende: Aufruhr, Zerstörung von Tempeln, kaiserlichen Palästen oder Grabmälern, Entweichung aus dem Lande oder Entfernung des Vermögens aus demselben, Verwandtenmord, sonstiger Mord, Tempeldiebstahl, Mangel an Achtung oder Sorge für die Eltern, Mißhandlung von Verwandten, Ungehorsam und Blutschande. Im Uebrigen werden die Verbrechen und ihre Strafen auch nach dem Stande der Fehlbaren klassifizirt. Bezeichnend ist, daß der Verbrecher, wenn er vor Entdeckung der That sich selbst anzeigt, straflos ist, und ebenso, wenn ihn ein jüngerer Verwandter anklagt (was Mangel an Achtung ist, wofür man ihn entschädigen muß). Ermäßigung der Strafe tritt ein,

wenn der Flüchtige freiwillig zurückkehrt, oder wenn der Dieb oder Bestochene das widerrechtlich Erworbene zurückgibt. Der zweite Theil, das bürgerliche Gesetz genannt, handelt vorzüglich von den Beamten und ihren Pflichten, der dritte enthält die das Finanzwesen betreffenden Gesetze, sammt den Ehe- und Erbgesetzen und den Vorschriften über Unterstützung der Witwen, Waisen, Armen und Kranken, sowie über den Ackerbau, der vierte die Gesetze über die Gebräuche, der fünfte die Militärgesetze, der sechste und umfangreichste die Gesetze über Bestrafung der einzelnen Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen und der siebente diejenigen über die öffentlichen Arbeiten. Die ganze Sammlung ist eigentlich ein großes Strafgesetz; denn in allen ihren Theilen spielen Strafen die größte Rolle. Es zeigt dies das durchgreifende System der Bevormundung des Volkes. Auch ist das chinesische Strafsystem dem europäischen durchaus entgegengesetzt. Gerade diejenigen Momente, welche im letztern die vorherrschenden sind und die gesammte Strafrechtspflege eigentlich beherrschen, sind in China nicht bekannt oder wenigstens nicht angewandt, nämlich die Advokaten, der Eid und das Gefängniß. Jeder vertheidigt sich selbst ohne einen anderen Fürsprecher als allenfalls seine Verwandten. Die Voraussetzung, daß Jedermann lüge, in welcher doch das Wesen des Eides besteht, wird in China nicht gehegt. Da ferner die Chinesen noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, die Gefangenen zu beschäftigen oder zu isoliren, so sehen sie diese Strafe als ein Mittel zur Beförderung des Müßiggangs und der Verführung an und bringen die Einsperrung nur bei Untersuchungsgefangenen zur Anwendung; diese werden aber mit Ketten, Handschellen und Fußeisen gefesselt. Eine rührende Strafe kam früher für Verletzung des kindlichen Gehorsams vor, nämlich die Lesung der hierüber handelnden Vorschriften in knieender Stellung. Von den Todesstrafen ist die Erdrosselung die weniger entehrende; der Hingerichtete wird seiner Familie herausgegeben. Anders bei der Enthauptung: der Kopf des Unglücklichen gehört dem Staate, wird eingesalzen und in einem hölzernen, auf einem Pfahle angebrachten Käfig öffentlich in der Heimat ausgestellt; den Rumpf können die verzweifelnden Verwandten haben. Vornehme erhalten zuweilen die Erlaubniß, sich selbst zu erdrosseln. Es gibt aber außerdem noch eine „langsame und schmerzhafte Todesstrafe" (Ling-tschi) wie sie im Gesetzbuche geheimnißvoll genannt wird. Sie besteht darin, daß der Henker den Verbrecher auf öffentlichem Platze an einen Pfahl bindet, ihm die Kopfhaut über die Augen zieht, den Körper in viele Stücke zerhaut, den Bauch öffnet und den Leichnam in's Wasser wirft. Die Folter war früher stark im Gebrauche, jetzt nur noch in Fällen von Verrat. Die Körperstrafen sind sehr häufig, werden rasch vollzogen, und der Geprügelte muß dem Richter für die Strafe danken.

Ebenso wie Strafen kennt aber das chinesische Gesetzbuch auch Belohnungen. Die bedeutendsten solchen sind die Ehrenpforten (Pai-fang, Pai-leou), aus einem Thor von Holz, Ziegel oder Stein, mit zwei Nebenpforten und einem Dache oder Giebel darüber.*) Sie werden zuerkannt: Personen, welche hundert Jahre alt geworden, solchen, welche sich durch kindliche Liebe ausgezeichnet, besonders tauschen Frauen, treuen und beliebten Beamten, außerordentlich verdienten Männern, sowie Erfindern. Solche Denkmäler des Verdienstes stehen auf Straßen, Brücken, in Feldern u. s. w. in großer Menge, und die Regirung läßt sie durch ihre Beamten sorgsam erhalten. Eine andere Belohnung ist der Pien, eine Art Diplom vom Kaiser ausgestellt, auf Holz oder Erz eingegraben, dem Betreffenden mit Musik zugesandt und im Hause desselben aufgestellt. — Uebrigens tragen die Regirenden nach Möglichkeit dazu bei, die Untergebenen zu einem sittlichen Leben anzufeuern. Es geschieht dies durch Vorträge, welche der Kaiser selbst dem Hofe und die Beamten den ihrer Sorge Anbefohlenen zu gewissen Zeiten über ihre Pflichten, über die Tugenden, Laster, Gesetze, Strafen, Höflichkeit, Abgaben u. s. w. halten. Aehnliches geschieht auch mittels von der Regirung gedruckter und verbreiteter Flugschriften. Gesetze und Verordnungen werden in der chinesischen Staatszeitung King-pao (Bote der Hauptstadt) bekannt gemacht. Darin erstattet die Regirung auch Bericht über Vorgänge am Hofe, und zwar oft nach unseren Begriffen recht indiskrete, über Ereignisse aller Art, Verhältnisse zu fremden Staaten, Veränderungen im Beamtenpersonal, Kriminalfälle u. s. w., stets mit eifriger Vertheidigung der Handlungen der Regirung. Die Beamten müssen Alles in der Zeitung, was sie angeht, abschreiben und in die Provinzen versenden. Die Regirung bringt hier alle Nachrichten so, wie sie dieselben erfahren, ohne alle Abänderungen. Ueberhaupt kennt man in China keine Furcht vor übeln Folgen der Aufrichtigkeit und die Presse ist dort von jeher so frei wie in England, während das hochgebildete Deutschland noch bis 1848 die Präventivcensur und heute noch Preßprozesse in Masse hat. Verbrechen, welche in China durch die Presse begangen werden, finden allerdings Bestrafung, aber ganz nach den gleichen Gesetzen, wie wenn sie auf anderm Wege begangen sind. Es ist indessen zu berücksichtigen, daß die chinesische Regirung auch auf dem Wege der Presse nichts zu fürchten hat; denn es ist dem chinesischen Volke tiefe Achtung vor dem Gesetze eingeprägt und angeboren. In außerordentlichen Zeiten, wenn es sich um den Sturz einer Dynastie handelt, sei es weil sie fremden Ursprungs oder pflicht-

*) Der Eingang zur chinesischen Abtheilung an der Wiener Weltausstellung hatte die Gestalt einer solchen Ehrenpforte.

vergessen ist, wird ohnehin nicht durch die Presse gewirkt. Opposition gegen herrschende politische oder religiöse Systeme wird in geheimen Gesellschaften ausgebrütet und durch Waffengewalt zur Geltung gebracht oder zu bringen versucht. China ist sehr reich an geheimen Gesellschaften, namentlich unter der jetzigen Mandschu-Dynastie. Eine solche Gesellschaft, Thjan-ti-hoei (oder hui), d. h. Verein Himmel und Erde, oder Hung, d. h. Ueberflutung, soll schon zur Zeit der Befreiung China's vor der Mongolen-Dynastie im vierzehnten Jahrhundert bestanden haben. Sie hat den Sturz der Fremden (Mandschus) zum Zwecke und macht außerdem ihren Mitgliedern Sittenreinheit und werkthätige Bruderliebe zur Pflicht. Ihre Logen heißen Land der großen Gleichheit (Thai-phing-ti) und in ihren Erkennungszeichen, Ceremonien und Symbolen bietet sie manche merkwürdige Aehnlichkeit mit den Freimaurern dar. Zur Rekrutirung für diesen Bund werden aber oft Mittel der Gewalt angewendet. Den Zopf beseitigen die Hung, und ersetzen ihn durch die altchinesische Haartracht, wo sie es nur immer thun können, namentlich natürlich in den geheimen Zusammenkünften. Ein Werk dieser Gesellschaft war der furchtbare Aufstand, welcher die sechsziger Jahre hindurch China, besonders das mittlere, und die alte Hauptstadt Nanking verwüstete.

Gesetzgebung und Rechtspflege greifen in China auch vielfach in den öffentlichen Verkehr ein, doch mehr um ihn zu befördern, als um ihn zu hemmen. Die chinesische Regirung errichtet großartige Werke zu diesem Zwecke. Das wichtigste derselben ist der sog. Kaiserkanal,*), der sich durch neun Breitengrade (39 bis 30 n. Br.) hin erstreckt, nämlich vom Golfe von Petschili oberhalb der Mündung des Pei-ho südwärts durch den Hoang-ho und den Ta-kjang bis an den Golf von Hang-tscheu-fu, in einer Breite von 200 bis 1000 Fuß. Er hat beinahe überall Fall, geht auf Dämmen von Granitquadern über Seeen und Sümpfe und entsendet eine Menge von Adern nach dem Innern und der Küste. Zahlreiche Brücken überschreiten ihn und seine Arme, meist in so hohen Bogen, daß die Schiffmasten unter ihnen hindurch gehen können, was auch bei den natürlichen Flüssen der Fall ist. Schleusen mindern bei geringerem Falle die Gewalt des Wassers; bei stärkerm sind Stufen angebracht, von deren einer auf die andere die Schiffe durch stehende Winden gehoben oder gesenkt werden. Die Landstraßen sind mit großer Kunst angelegt und mittels Brücken über Thäler und Gewässer geleitet. Solche Brücken sind oft von erstaunlicher Länge bis zu tausend Schritten, und an den Enden

*) Jün-ho d. i. Transport-Fluß. Diese großartige Wasserstraße wird auch Jü-ho genannt, was man allerdings mit „kaiserlicher Fluß" übersetzen kann, wobei aber zu bemerken, daß jü niemals geradezu für Kaiser steht, nur kaiserl. Attribut (etwa großmächtig) ist.

mit Triumfbogen beſetzt. Die von Sjuan-tſcheu-fu, über einen Meerbuſen, hat 2250 chineſiſche Fuß Länge und beſteht aus lauter gleich großen Steinen. Meiſt ſind ſie von Steinen, oft aber von Holz, mit Aufzug für durchfahrende Schiffe, auch fliegende Schiff- und Kettenbrücken werden oft angetroffen. Da Wagen ſelten, ſchwer beladene gar nicht in China im Gebrauche ſind, ſo werden die Straßen länger in gutem Zuſtande erhalten, als bei uns. Sie führen über die höchſten Gebirge, ſind theilweiſe gepflaſtert, an der Seite mit Bäumen oder Mauern eingefaßt und hie und da mit Ruhebänken oder mit Denkmälern verdienter Beamten verſehen. Die Hauptſtraße von Peking nach Kanton hat in der Mitte ein 20 Fuß breites Pflaſter und auf beiden Seiten Sandſteinplatten für Fußgänger. Nur ſehr ſchmal ſind die Feldwege, damit dem Ackerbau kein Eintrag geſchieht. Häufig ſtehen Gaſthäuſer oder Garküchen an der Straße; aber die Reiſenden finden auch in Klöſtern und Tempeln Unterkunft. Von Strecke zu Strecke ſind Wachpoſten zur Sicherheit der Reiſenden aufgeſtellt. Unvollkommen ſind dagegen die Briefpoſten. Es gibt ſolche nur für Staatsangelegenheiten, welche durch reitende Soldaten befördert werden. Höhere Offiziere ſind die Poſtmeiſter. Vergehen in der Amtsführung werden ſtets durch Hiebe beſtraft.

Das chineſiſche Geld beſtand in den älteſten Zeiten, wie noch jetzt bei wilden Völkern, aus Kaurimuſcheln. Seit dem 24. Jahrhundert vor Chr. kamen dazu Metallſtücke, Edelſteine, Perlen und Gewebe, ſeit dem 11. Jahrh. vor Chr. gegoſſene Goldwürfel, runde durchbohrte Kupferſtücke, Leinwand und Seidenſtoffe; deren Wert die Breite beſtimmte. Doch waren die Goldſtücke ſelten und nur die Kupferſtücke häufig. Letztere wurden ſeit 544 vor Chr. in größerm Maßſtabe angefertigt, aber nicht lange in demſelben behalten. Tshin-Schi-hoang-ti führte 230 vor Chr. Gold- und Kupfermünzen von neuer Währung ein; erſtere, Y, hatten einen Wert von 40 der letztern, Tſien. Silber, Zinn, Steine, Perlen und Schildkrötenſchalen durften von da an nicht mehr als Tauſchmittel verwendet werden. Aber ſchon 204 vor Chr. führte der Han-Kaiſer Kao-tſu wieder die früheren Goldwürfel (im Gewicht von 1 Kin = 147 Gramm) ein, und ließ ganz kleine Kupferblättchen, Kin, d. h. Blätter genannt, prägen. Ein Pferd koſtete damals, da große Theuerung war, hundert Goldkin, 120 Pfund Reis zehntauſend Kin. Nun folgten ſich raſch mehrere Münzveränderungen, und die Falſchmünzer hatten in Folge deſſen leichtes Spiel; auch Silber, Blei und Eiſen wurden gemünzt. Kaiſer Wuti (140 vor Chr.) gab ſogar Stücke Haut von weißen Hirſchen aus ſeinem Park als Geld aus. Im ſiebenten chriſtlichen Jahrhundert kam zuerſt fremdes Geld nach China; im Anfang des achten mußten die Kaufleute auf Kabinetsbefehl ihr Metallgeld an den

Schatz abliefern und erhielten Banknoten dafür, die bei den Steuererhebungen angenommen wurden; später gab die Regirung Anweisungen auf Salz und Eisen aus. Unter der Dynastie Ming kam eigentliches Papiergelt auf, das jedoch durch Fälschungen wieder verscheucht wurde. Seitdem gibt es nur noch Bronzegelt aus Zinn und Kupfer, Kasch oder Tschen, in der Mitte mit einem Loch, zum Anreihen auf Schnüre. Zwölf solche Stücke kommen auf einen englischen Penny. Die Chinesen nehmen aber sehr gern europäisches und amerikanisches Gold und Silber, das den Verkehr mit den Fremden beherrscht. Wechsel stellen die Chinesen nicht aus, sondern nur Quittungen, für deren Einlösung die Behörden pünktlich sorgen, nötigenfalls durch Konfiskation. Maße und Gewichte sind nach dem Dezimalsystem geordnet. Die Wagen sind Schnellwagen ähnlich den früher bei uns üblichen. Weit eigentümlicher ist das chinesische Rechenbrett, Suan (oder Suan-phan,)*) ein viereckiger Holzrahmen, an den Ecken mit Messing beschlagen und mit einem messingenen Aufhängering versehen, 20 Zoll lang, gegen 8 Zoll breit, der Rahmen $1^1/_2$ Zoll breit. Stäbe von Horn durchschneiden den Rahmen kreuzweise und sind mit hölzernen Ringen oder Kugeln versehen. Mittels Auf- und Abschiebens dieser letzteren rechnen die Chinesen mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit die bedeutendsten Summen aus.

In Folge der Kleinheit der Landesmünzen ist der Binnenhandel meist Tauschhandel. Die Kaufleute regeln jährlich am Neujahrsabend ihre gegenseitigen Rechnungen. In den Städten haben die Geschäfte einer Gattung gewöhnlich eine oder mehrere besondere Straßen inne; ihre Läden sind durch Aufschriften und hohe Pfeiler mit daran hängenden Tafeln kenntlich gemacht. Merkwürdig ist namentlich, daß die Altertümerhändler bedeutende Geschäfte machen. Außerdem gibt es zahlreiche Hausirer und Trödler, die mit den verschiedensten Gegenständen Unterhandel treiben, auch mit Büchern und Kalendern. Die Handwerker betreiben ihre Arbeit öffentlich, und zwar, wenn sie keinen Laden besitzen, auf der Straße. Alle Arten von Geschäftsleuten sind sehr ordnungsliebend und pünktlich, aber auch habgierig und nicht selten betrügerisch, so daß Waaren sehr oft verfälscht werden. Ja dies ist so häufig, daß Viele es für nötig halten, über ihre Läden zu schreiben: hier keine Prellerei. Für Verpackungsgegenstände, Kisten, Schachteln und dergl. wird jedoch nichts berechnet, ja sogar oft dem

*) Die Chinesen unterscheiden p und ph, k und kh, t und th, tsch und tschh, ts und tsh. Den ganzen Unterschied macht ein hinter p, k, t, tsch, ts stark gehauchtes h; darum darf ph ja nicht mit φ oder f, kh nicht mit ch, th nicht mit dem griechisch-englischen Lispellaute verwechselt werden. Das freie h am Anfang der Wörter wird aber in den meisten Gegenden China's rauh durch die Kehle gesprochen.

Kaufenden noch ein Geschenk über das Eingehandelte hinaus verabreicht und derselbe mit Thee bewirtet. Der Außenhandel China's, über den wir aus älterer Zeit nur dunkle, unzuverlässige Nachrichten haben, gehört ausschließlich der Neuzeit an.*)

C. Die Organe des Staates.

Das oberste Organ des Staates in China ist der Kaiser, wie ihn die Europäer nennen. Im gemeinen Leben sagt man Thjantsze des Himmels Sohn, oder Huang-ti welches Compositum aus zwei Synonymen für erhabener Herrscher besteht. Man beehrt den Kaiser auch Schang-huang (schang hoch, erhaben), nicht aber Schang-ti, welches Prädikat der Himmel selbst in Beschlag genommen hat. Die elliptische Redensart Uan-uan Njan d. i. 10,000 × 10,000 Jahre bedeutet: „möge er so lange leben!" und wird den Worten kin schang huang (hodiernus summus imperator) gerne angehängt. Der Kaiser ist zwar nicht unbedingt absoluter Herr, sondern nur insofern er die Gesetze hält; aber dennoch ist die ihm gezollte Verehrung eine grenzenlose und überschwängliche. Das Volk kennt ihn nach dem Namen, den er seiner Regirung gibt, und dies ist auch der Name, unter welchem der jeweilige Kaiser bei uns bekannt ist. Nach seinem Tode erhält er einen Beinamen, der meist ein Urtheil über seine Persönlichkeit, Tugenden, Verdienste ꝛc. ausspricht, z. B. der heilige, gelehrte, kriegerische, erbarmungsvolle Kaiser; nach diesem Namen sind die chinesischen Monarchen in der Geschichte aufgeführt. Außerdem erhält er noch einen Tempelnamen für den Ahnensaal, welcher meist seine Stellung in der Dynastie, z. B. als deren Stifter, bezeichnet. Mit dem Namen des Kaisers wird in den Büchern stets eine neue Zeile oder vielmehr Kolumne angefangen.

Die Kaiserwürde beruhte in ältester Zeit auf freier Wahl, seit der ersten Dynastie auf Wahl aus der regirenden Familie. Erst seit China von den Mongolen erobert wurde, ist sie erblich. Das Wappen der kaiserlichen Familie ist ein Drache. Nur der Kaiser darf noch einen Drachen mit fünf Klauen an jedem Fuße führen; den Prinzen sind nur vier Klauen gestattet.

Der Kaiser darf der öffentlichen Meinung gegenüber sich keine Blöße geben, geschweige denn gar einen schlechten Lebenswandel führen. Es ist seine dem ganzen Volke bekannte Pflicht, dasselbe wie ein Vater zu regiren, ja es ist auch die Pflicht seiner Beamten, ihn von Abwegen abzumahnen und zum Guten anzuhalten, ob sie

*) S. des Verf. Kulturgesch. der neueren Zeit III. S. 338 ff.

auch darob in Lebensgefahr gerieten. Von ihm wird in jeder Not und Gefahr Hilfe erwartet. Bei Hunger oder Theuerung vertheilt er Getreide aus seinen Magazinen und verlangt, von jedem Vorfalle, wo er helfen kann, unterrichtet zu werden. Damit der Kaiser in dieser Weise seines Amtes würdig werde, genießen alle Prinzen der herrschenden Familie, die doch Alle auf den Thron kommen könnten, die sorgfältigste Erziehung, müssen sich allen Prüfungen unterwerfen, dem Staate als Beamte dienen und dem Volke als Vorbilder voranleuchten. Besondere Beamte haben die Aufgabe, die Reden und Thaten des Kaisers zu sammeln und aufzuschreiben, und legen diese Notizen abschnittweise in einen Kasten, der erst nach dem Tode des Herrschers geöffnet wird. Die darin gefundenen ungünstigen Thatsachen werden jedoch erst nach Verfluß von zwei Generationen oder gar erst nach dem Ende der Dynastie bekannt gemacht; es scheint dies allerdings soviel zu heißen, wie: gar nie!

Bei seiner ehelichen Verbindung ist der Kaiser an keine Standesrücksichten gebunden; seine Gattin muß nur körperlich tadellos und von gutem Rufe sein. Die Kaiserin erhält eine Art von Krönung und eine besondere Abtheilung im Palaste, welche Niemand als der Kaiser betreten darf. Die Nebenfrauen leben in einer andern Abtheilung und müssen nach dem Tode des Kaisers im „Palaste der Keuschheit" ein streng zurückgezogenes Leben führen. Einer ganz besonderen Verehrung erfreut sich die Kaiserin Mutter. Die Wache des Serai wird Eunuchen anvertraut, welche unter früheren Dynastien, besonders den Thang und Sung, oft großen Einfluß auf die Regirung ausübten. Verwandte des kaiserlichen Hauses, für welche die Hoffnung auf Nachfolge verloren geht, treten mit einem Gehalte in den Privatstand zurück und müssen sich oft, wenn ihre Dynastie den Tron verliert, dem Handel oder Handwerken widmen. Prinzessinnen werden an talentvolle Jünglinge vermählt, welche mit der Braut eine reiche Ausstattung an Ländereien oder Juwelen erhalten. Es ist das Vorrecht des Kaisers und seiner Verwandten, sich citronengelb zu kleiden. Vor ihm wie vor seinen Sendschreiben und Befehlen wirft man sich dreimal auf die Knie und beugt das Haupt jedesmal. Der Kaiser stirbt nicht, sondern er „geht nur fort."

Die Würdenträger (chinesisch kuan-fu, tá-fu), von Europäern gewöhnlich Mandarinen genannt,*) vertreten in China die Stelle

*) Das Wort Mandarin ist weder chinesisch noch europäisch, sondern ein altindisches (sanskritisches), frühzeitig nach Hinterindien und zu den Malaien gewandertes Wort: mantrin für hoher Beamter, besonders Minister (buchstäblich Berater), und hat sich den Portugiesen so mundrecht gemacht, daß es an mandar (befehlen) erinnert. Ihre Bekanntschaft mit Völkern der Hinterindischen Halbinsel und Malaien ging bekanntlich der mit Chinesen voraus.

des Adels. Jeder Unterthan, der die Fähigkeit dazu besitzt, kann sich zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen. Vorrechte haben nur zwei Familien; die kaiserliche und die des Khong-fu-tße. Bevorrechtete Klassen sind außerdem: verdiente Krieger, Beamte und Gelehrte. Ueber diese kann nur der Kaiser selbst urtheilen, wenn sie angeklagt werden. Die Kuan-fu sind in neun Rangklassen getheilt, deren hauptsächliche Unterscheidungszeichen in der Farbe und dem Stoffe der die Mütze oben zierenden Kugel bestehen. Dieselbe ist aus einem Edelstein, aus Korallen oder aus Gold verfertigt. Andere Abzeichen sind Bilder von Thieren auf dem Brusttheile des Kleides, Federn u. a., die sich wieder verschieden gestalten, je nachdem der Betreffende dem Civil- oder Militärstande angehört, deren Aemter durch alle neun Stufen parallel laufen, wie in Rußland; doch haben in China bezeichnender Weise die Civilisten den Vorrang vor den Militärs. Zur Zulassung in den Staatsdienst sind Prüfungen unerläßlich, welche dreizehn Tage lang dauern. Die nähere Organisation des gesammten Beamtenheeres ist nur aus neueren Zeiten bekannt; aus dem Altertum wissen wir nichts Näheres in dieser Hinsicht. Die verhältnißmäßig geringe Zahl der chinesischen Beamten haben wir schon oben (S. 149) berührt.

Die Organe des chinesischen Staates für den Krieg sind mehr auf dem Standpunkte älterer Zeiten stehen geblieben, als jene für den Frieden. Die Chinesen sind nicht kriegerisch und lieben den Frieden; denn sie sind nicht so dumm, nicht einzusehen, daß nur der letztere Wolstand und Bildung, welches die höchsten Ideale dort sind, befördern kann. Von einer Freude am Kriegerstande oder gar am Soldatenspiel im Frieden weiß man in China nichts. Das Waffentragen wird nur als Pflicht, und zwar als eine sehr lästige, unangenehme und keineswegs beneidenswerte angesehen. Trotzdem thun die Chinesen gewissenhaft diese Pflicht und sind im Kriege tapfer und treu. Flucht, ja sogar bloße Feigheit wird mit dem Tode bestraft. Daneben ist jedoch Milde und Menschlichkeit gegen die Feinde vorgeschrieben. In den älteren Zeiten vor der Eroberung des Landes durch die Mandschu war man hierin noch weit gewissenhafter und setzte weitläufige Verordnungen über das Verfahren im Felde auf, welche General Se-ma gesammelt hat. Jeder Krieg war hiernach streng verpönt, der nicht durchaus gerechten Ursachen entsprang. Auch durfte nur zu gewissen Zeiten Krieg geführt werden, besonders nicht zur Zeit der Ernte, der größten Hitze oder Kälte, während eines öffentlichen Unglücksfalles oder verheerender Krankheiten, zur Zeit der Trauer um den Kaiser u. s. w. Der Krieg galt als eine Krankheit, und es mußte daher im Frieden Alles angewendet werden, ihn zu vermeiden. In alter Zeit verfolgte man die Fliehenden nur hundert

Schritte weit, marſchirte nicht mehr als drei Tage hintereinander jeden Tag blos 90 Li (4½ deutſche Meilen). Alles wurde a wendet, um die Soldaten vor Krankheiten, Hunger u. ſ. w. zu wahren. Zerſtörungen von Eigentum, namentlich von Kunſtw und der Ahnenbilder, in einer eroberten Stadt, Tödtung der H thiere, Wegnahme der Ackerwerkzeuge, Beſchädigung der Bäume nützlichen Pflanzen, Beleidigung der Greiſe und Kinder und überh Waffenloſer war den Soldaten ſtreng verboten. Zur Zeit der T im 13. und 12. Jahrhundert vor Chr. mußten die Heerführer der Schlacht an der Spitze des Heeres den Eid auf die Sch des Schwertes ſchwören, ihre Pflichten zu erfüllen. Das Heer n eine ſtolze Haltung zeigen, um Vertrauen in den Schutz, de gewährte, zu erwecken. Das Heer hatte zwei Flügel, die aud Chineſen ſo nannten und mit den Fittigen der Vögel vergli Trommeln gaben das Zeichen zum Vorrücken und Wirbel auf ſelben das Signal zum Kampfe. Den um Pardon Bittenden n man das Leben ſchenken. Es war vorgeſchrieben, aus welchen Grü der General ſich dem Tode ausſetzen durfte, nämlich aus Liebe Ruhm, aus Zorn, wegen ungerechter Beſchuldigung der Feigheit, n Herausforderung von Seite des Feindes, oder endlich aus Furch Strafe für Pflichtvernachläſſigung. Bevor der General ſich Heere begab, hatte er eine Audienz beim Kaiſer unter vier A Dabei nahm der Letztere acht kleine Stäbe aus Holz, auf welch oder der General auf beiden Seiten einige Zeichen ſchrieb. ſpaltete man dann ſo, daß der Riß die Zeichen durchſchnitt und der Beiden behielt eine Hälfte. Jeder Stab nun hatte ſeine beſtim Bedeutung, wie z. B. Verluſt des Feindes, Eroberung, Sieg u. Der General ſandte ſtatt eines Berichts das betreffende Holz an Kaiſer, der dann wußte, woran er war. Solcher geheimer Beri weiſen gab es noch mehrere, auch in Chiffern nach Art der europäiſ ſolchen. Ein chineſiſches Armeecorps beſtand früher aus 40 Compagn jede zu 500 Mann. Sechs davon waren Reiter, acht Bogenſchü fünf führten nur Säbel und Schild, fünf Partiſanen, zwölf Fli und vier ſchwere Geſchütze (letztere beide natürlich von jüngerm ſprung). Die einzelnen Compagnien unterſchieden ſich durch ſchiedenfarbige Fahnen. Die Spielleute waren Trommler, Pau und Glockenſchläger und eigentliche Muſiker. Die Uniform Soldaten war von der bürgerlichen Tracht nicht weſentlich verſchie und das Heer hatte auch keinen Kaſtengeiſt, ſondern fühlte ſich Theil des Volkes. Jeder Soldat erhielt ein Stück Land, das e ſeiner Familie bebaute. Der Kriegsdienſt war und iſt noch willig und auf 300 Seelen kommt nur ein Soldat. Die Sc waffen der Chineſen ſind: Helme aus Eiſen oder Kupfer mit L

e aus Seide oder Leinwand, mit Eisen und Kupfer be=
. Schilde aus Holz, mit Leder überzogen. Als Angriffswaffen
Säbel aus Eisen und Stahl, Griff und Scheide aus Holz,
nit Fischhaut überzogen und lackirt, meist krumm, bisweilen
sie werden mit dem Griff nach hinten getragen und um den
herum ausgezogen und eingesteckt. Manche Krieger tragen
werter, ein längeres und ein kürzeres, nebeneinander. Speere
zen gibt es von verschiedener Form, auch den Sensen ähn=
tener sind Kriegsbeile und Keulen. Früher häufiger als jetzt
Streitaxt aus Eisen und Stahl. Unter den Schußwaffen
ch Pfeile und Bogen bis auf die Gegenwart erhalten und
och immer eifrige Pflege und Uebung, auch in der Form von
ten. Das selbständig erfundene Schießpulver verwendeten die
. nur zu Feuerwerken; Feuergewehre lernten sie erst durch
päer kennen und sind noch jetzt über deren roheste Formen,
inten und Feldschlangen nicht viel hinausgekommen; ja sie
noch Kanonen aus Bambus an. Eine sehr alte Einrichtung
Kriegswagen, theils zur Aufnahme der Feldherrn und der
hne, theils zur Verwendung bei Belagerungen, um Sturm=
ufzunehmen oder um daraus zu schießen. Es gab solche von
schiedener Form und sie wurden von 3 bis 6 Pferden ge=
Zelte aus Leinwand dienen zur Bildung von Lagern. Die
sind dreieckig, von grüner Seide, mit dem Drachenbilde ge=

Die Fahne des Feldherrn ist sieben Fuß lang und hat die
eines Leopardenschweifes, bei Nacht sind Laternen aus geöltem
an der Fahne angebracht. Musikalische Instrumente sind das
oder große Becken (Tamtam oder Gong) aus Metall, mit einem
eschlagen; es dient besonders, um die Wachen zu kontroliren,
u bestimmten Zwischenräumen anschlagen müssen. Kesselförmige
. mit Fellen beschlagen, vertreten die Stelle der Trommeln.
deres trommelähnliches Instrument aus tönendem Holz, mit
äben geschlagen, dient zur Anmeldung bei höheren Offizieren.
e Trompeten und Muscheln, diese letzteren ohne Zweifel seit
Zeit, bilden die Blasinstrumente. Kriegsschiffe hatten die
i bis auf neueste Zeit nur auf den Flüssen, und zwar meist
lige Flachbote, mit Bewaffneten versehen. Merkwürdig ist,
bereits vor Erfindung der Dampfschifffahrt Fahrzeuge mit
hatten, die durch Menschen in Bewegung gesetzt werden.

i Festungen ist China sehr reich; alle Städte und größeren
nd befestigt, zusammen etwa zweitausend; außerdem gibt es
nzelne Forts, besonders am Eingange von Pässen und Hohl=
auf schwer zugänglichen Höhen und bei Flußübergängen.
at sogar eine Landesbefestigung, die Große Mauer, Ende des

zweiten Jahrhunderts vor Chr. begonnen und noch vor Chr. vollendet, etwa 1500 engliſche Meilen lang, über Berge und Thäler ſchreitend (der höchſte Punkt 5225 Fuß über dem Meer), — zweimal über den Hoang-ho, der ſie eine Strecke weit erſetzt. Sie iſt theils aus Erde, theils aus Steinen gefertigt und von hundert zu hundert Ruthen mit Thürmen verſehen (an genaueren Beſchreibungen iſt kein Mangel). Dieſes mit Unrecht verſpottete großartige Werk hat über 1300 Jahre lang China vor fremder Herrſchaft geſchützt und dadurch bewirkt, daß auch die eindringenden Mongolen und mehr als drei Jahrhunderte ſpäter die Mandſchus die indeſſen feſtgewurzelte chineſiſche Kultur nicht zu zerſtören vermochten, ſondern ſich ihr anſchließen mußten.

Dritter Abſchnitt.

Die chineſiſche Religion.

A. Die religiöſen Begriffe.*)

Es kann ſich für uns, wenn wir von chineſiſcher Religion des Altertums ſprechen, nur um die dieſem Lande in den Zeiten vor den Eindringen fremder Religionen, vorab des Buddhismus, ureigentümlichen Weiſen der Verehrung des Göttlichen handeln. Die Quellen hierüber ſind die klaſſiſchen Schriften der Chineſen, die King, über welche wir bei Anlaß der chineſiſchen Literatur Näheres zu ſagen haben werden.

Das Grundprinzip in der alten chineſiſchen Religion iſt der Himmel, meiſt der erhabene Himmel (Huang-thjan), auch der erhabene Herr (Schang-ti, vgl. oben S. 159) genannt. Nach ihm kommt die Erde (tí iſt die Erde quoad formam, thù quoad substantiam; die Verbindung beider: thù-tí bezeichnet Landgötter, individualiſirte Erdkräfte). Aus beiden entſtehen alle Dinge, auch die Menſchen, welche die einzig vernünftigen Weſen der Erde ſind und an der Spitze der Schöpfung ſtehen. Eine perſönliche Offenbarung nehmen die Chineſen nicht an; ſondern Alles, was iſt und geſchieht, iſt die Folge eines Geſetzes. Doch werden allgemein empfundene Störungen der gewöhnlichen Ordnung, wie Ueberſchwemmungen, Erd-

*) Joh. Heinr. Plath, die Religion und der Cultus der alten Chineſen. 1. Abtheilung. Die Religion der alten Chineſen. München 1862.

heben, Dürre u. a. als Strafgerichte des Himmels für die Sünden der Menschen angesehen, die durch Reue und Besserung aufgehoben werden können. Hieran knüpft sich natürlich leicht weiterer Aberglaube, wie Wahrsagungen aus den Rissen gebrannter Schildkrötenschale, aus Kräutern, Träumen u. s. w.

Außer dem Himmel und der Erde als Grundwesen glauben aber die Chinesen noch an eine unübersehbare Menge von Geistern, von denen die gesammte Natur erfüllt ist. Wie dem Himmel und der Erde, bringt man auch ihnen Gebete und Opfer dar. Es werden höhere und niedere, oder auch himmlische, irdische und menschliche Geister unterschieden. Zu den himmlischen gehören Sonne, Mond, Planeten und Sternbilder, zu den irdischen die Geister der Berge, Wälder, Thäler, Meere, Ströme, Quellen u. s. w., die Schutzgeister des Ackerbaues, des Reiches, der einzelnen Fürstentümer, der Städte, der Grenzen, des Hauses und Herdes u. s. w. Menschliche Geister sind die Seelen der Verstorbenen, namentlich der Ahnen. Allgemein ruft man diese an und opfert ihnen, der Kaiser auch seinen Vorgängern; so wurden auch die Erfinder der wichtigsten Kulturmomente, wie des Feuers, des Ackerbaues, der Seidenzucht und überhaupt jeder Kunst und jedes Gewerbes verehrt.

Die altchinesische Religion kennt keinen Priesterstand. Priester des Himmels und der Erde, sowie der „großen" Flüsse und Berge, ist der Kaiser, für die übrigen Geister von allgemeinerer Bedeutung sind es die Fürsten, für untergeordnete Geister die Beamten, für die Ahnen der betreffende Hausvater und seine Gattin. Dem Aberglauben dienen Wahrsager und Traumdeuter. Eine Dogmatik gibt es nicht, auch keinen Katechismus, keine Mythologie und keine Götterbilder. Dagegen gibt es Vertreter und Sinnbilder der Geister, z. B. ein Fels oder Baum für jene der Erde oder der Fruchtbarkeit. Ein Kind, gewöhnlich der Enkel, vertrat früher meist den Verstorbenen; später begnügte man sich mit einer dessen Namen tragenden Tafel.

Was die Art des Gottesdienstes betrifft, so wurden Himmel und Erde im Freien auf Anhöhen verehrt, später in besonderen Gebäuden auf Altären, die Ahnen jedes Hauses in dem Ahnensaal desselben. Religionsunterricht gibt es nicht, die betreffenden Beamten geben Anweisung zu den erforderlichen Ceremonien.

Der Himmel wurde, wie schon der Ausdruck „Schang-ti" zeigt, ursprünglich persönlich und bewußt gedacht; er galt als allgegenwärtig, er höre und sehe Alles, was geschah, hieß es, sei einsichtvoll und uneigennützig, kenne die Menschen und ihre Bedürfnisse. Ja, man dachte ihn sogar bisweilen in menschlicher Gestalt. Nach einer Mythe trat die Mutter des Ahnherrn der Dynastie Tscheu in die Fußspur der großen Zehe des Schang-ti und gebar in Folge dessen

den Kaiser Heu-tsi. Auch andere Herrscherhäuser suchten sich ähnliche göttliche Ursprünge zu geben. Die Spuren menschlicher Vorstellung vom Himmel sind indessen sehr selten. Unter dem „Himmel" verstand man ursprünglich geradezu den blauen Himmel, das scheinbare Himmelsgewölbe, was schon die Entgegensetzung zur Erde beweist. Von beiden sagen die demütigen Chinesen in ihren heiligen Büchern: „Der Himmel ist gewiß hoch, und doch wagen wir nicht ohne uns zu beugen einherzugehen; die Erde ist gewiß fest, und doch wagen wir nur leise aufzutreten." Durch die Einheit beider entsteht und besteht Alles, alle Verhältnisse des Einzelnen und des Staates und des letztern Anordnungen leiten die Chinesen vom Himmel ab. Die Beamten sind für sie des Himmels Werkleute und die Büreaukratie daher eine himmlische Einrichtung. Ein Amt erlangen oder nicht, ist Bestimmung des Himmels. Die fürstlichen Befehle haben daher nur Geltung und finden Gehorsam, wenn sie mit den himmlischen Geboten im Einklange sind. Wann nun letzteres der Fall ist, darüber können allerdings verschiedene Meinungen walten; aber es scheint, daß die Chinesen die Befehle des Kaisers so lange für solche vom Himmel erhaltene ansehen, als dieselben sie in ihren Rechten und Gewohnheiten nicht allzu sehr beeinträchtigen. Vom Himmel kommt ihnen aber Alles, was nicht erwiesener Maßen von Menschen vollbracht wird, namentlich alles Gute und Angenehme. Weil nun der Kaiser als Bevorzugter des Himmels gilt, so ehrt man ihn, indem man letztern den „höchsten Kaiser" und zugleich die fünf Elemente, welche die Chinesen annehmen, — Wasser, Feuer, Erde, Metall und Holz, — die „fünf Kaiser" (U-ti) nennt.

Den Chinesen ist der Begriff eines außerweltlichen Weltschöpfers und einer Schöpfung im Sinne der Bibel und es sind ihnen auch Ausdrücke für diese Begriffe unbekannt. Alle Dinge gehen von Himmel und Erde aus, welche letzteren unerschaffen sind und im Schu-king „Vater und Mutter aller Dinge" genannt werden, doch ohne daß sich die Chinesen im Entferntesten diese beiden letzten Ursachen als ein Ehepaar wie Uranos und Gaia bei den alten Hellenen denken; die erwähnten Benennungen sollen blos die elterliche Fürsorge der beiden Urwesen für die übrigen Dinge, namentlich für die Menschen, ausdrücken; auch ein weiser Fürst wird „Vater und Mutter des Volkes" (min fú mù) genannt. Dabei ist aber der Himmel stets das Ueber-, die Erde das Untergeordnete, und darum auch jener der Vater und diese die Mutter.

Von den Geistern, Schin, scheinen die Chinesen keine klaren Begriffe gehabt zu haben. Sie werden unerforschlich, unergründlich, das Feine und Zarte in den zehntausend Dingen (d. h. in allen Dingen der Welt), unhörbar, unsichtbar, unzählig, allgegenwärtig,

Alles erfüllend und durchdringend gedacht. Sie wurden auch unter verschiedenen Thierformen vorgestellt, welche man durch Musik herbeirufen und durch Wechsel der Melodie, je nach der Zahl der Abwechselungen, mit Wesen anderer Gattung vertauschen konnte. Dieser fantastische Unsinn wurde im Buche Tscheu-li in ein völliges System von sechs Stufen gebracht. Unter welcher Form aber immer gedacht, schrieb man ihnen Einsicht, Theilnahme und Einfluß auf menschliche Angelegenheiten zu, woraus sich natürlich wieder der tollste Aberglaube entwickelte. Man klagte den Geistern seine Not und war überzeugt, daß sie dem Menschen zu Hilfe kämen. Sie heißen im Buche Li-ki des Kaisers Großbeamte und des Himmels Diener oder Klienten. Den höchsten Rang unter ihnen und die nächste Stelle nach Himmel und Erde nehmen die Ahnen des Kaisers ein. Meistens sind die Geister guter Art und lassen sich rühren, aber nur durch ein reines Herz. Böse Geister kommen selten vor, z. B. jene der schädlichen Naturereignisse.

Aus der großen Rolle, welche die abgeschiedenen menschlichen Seelen (Kuei) unter den Geistern (Schin) spielen, geht deutlich genug hervor, daß der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode ein wesentlicher Bestandtheil der altchinesischen Religion war, freilich in einer sehr unklaren, dunkeln Vorstellungsweise. Was die Seele eigentlich sei, darüber sprechen sich die alten Chinesen nicht deutlich aus, weil sie es eben so wenig wußten, wie wir. Wenn ein Mensch stirbt, so wird die Seele eingeladen, in den Körper zurückzukehren, und erst, wenn sie dieser Einladung nicht folgt, die Bestattung vorgenommen. Die Chinesen sind aber weit entfernt, das Diesseits dem Jenseits unterzuordnen. Von den Vorstellungen einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode ist in ihren klassischen Schriften schlechterdings nichts zu finden. Tugend und Laster werden nach ihrer Ansicht schon auf Erden belohnt und bestraft. Auch ist die Vorstellung von dem Orte, wohin die abgeschiedenen Seelen kommen, in Ermangelung einer dies ausmalenden Priesterschaft, verworren und nebelhaft. Der Körper, heißt es, steigt zur Erde zurück, die Seele zum Himmel empor. Doch wurde der letztern fortwährende Empfindung zugeschrieben, — wozu sonst die an sie gerichteten Gebete und Opfer? Bei den Opfern für die Ahnen wurden Letztere als gegenwärtig gedacht. Auch glaubten die alten Chinesen, daß unter den abgeschiedenen Seelen dieselbe Hierarchie herrsche, wie auf Erden. Zweifelhaft ist es dagegen, ob sie eine ewige Fortdauer der Seelen angenommen. Manche Stellen der heiligen Bücher sprechen vielmehr geradezu von einem allmäligen Erlöschen und Ausatmen der Geister. Was einmal entstanden ist, muß nach der Meinung der Chinesen auch einmal zu Grunde gehen. Alles aber, Himmel, Erde, Geister und Menschen, bildet zusammen ein harmonisches Ganzes.

Was die einzelnen menſchlichen Geiſter betrifft, ſo ſtehen die Ahnen ſtets voran. Der Kaiſer verehrte deren ſieben Generationen, die Fürſten fünf, die Großen drei. Doch wurde dies nicht immer ſtreng eingehalten, und namentlich die Kaiſer huldigten in der Regel allen ihren Vorgängern. Ferner opferte jedes Amt und Geſchäft dem Schöpfer oder Erfinder desſelben, der Feuervorſtand bei den Opfern dem Erfinder des Feuers, der Vorſtand der Geſtüte dem erſten Pferdezüchter u. ſ. w. Wer wahrſagen ließ, opferte vorher dem Erfinder der Wahrſagerei.

Nach dem Himmel, der Erde und den alten Kaiſern, ſowie den ihnen gleichſtehenden großen Erfindern kommen in der Rangordnung die himmliſchen Geiſter Sonne, Mond, Sterne und Sterngruppen, die durchaus phyſiſch, nicht etwa als Sonnen- und Mondgötter ꝛc. verehrt wurden. Gleich den alten Germanen glaubten die Chineſen und glaubt dort das Volk noch, daß bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen ein feindliches Weſen (Drache) dieſe Weltkörper verſchlinge, und der Kaiſer rührt bei ſolchen Ereigniſſen die Kaiſertrommel, um das erſtere zu verſcheuchen. Die Sonne hatte unter den Geſtirnen den Vorrang; ihr wurde auf Altären, dem Mond in Gruben, jener im Oſten, dieſem im Weſten geopfert. Unter den Sternen ſtanden voran die fünf Planeten, welche nach den fünf chineſiſchen Elementen benannt waren (Venus, Metall-, Merkur, Waſſer-, Saturn, Erd-, Mars, Feuer- und Jupiter, Holzſtern); ſie allein hießen Sterne (Sing). Sonne, Mond und Planeten hießen zuſammen die ſieben Ordner oder Regenten. Die Fixſterne wurden in Gruppen zuſammengefaßt, unter denen die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes voran ſtanden, dann auch verſchiedene nur in China übliche Konſtellationen. Einzelne ſolche ſtanden beſonderen Naturerſcheinungen, wie Regen, Wind u. ſ. w. oder menſchlichen Verhältniſſen, auch Königreichen vor, ähnlich wie in der europäiſchen Aſtrologie. Ferner gab es acht „den Gütern der Erde nützende und ſchadende“ Geiſter: Wind, Donner, Regen, Hagel, Froſt, Reif, Wolken und — Inſekten.

An der Spitze der irdiſchen Geiſter ſtand die Erde ſelbſt, nach dem Himmel die höchſte Macht. Sie gilt bald als ein beſonderes Weſen, bald als der Inbegriff alles deſſen, was zur Erde gehört, Berge, Wälder, Thäler, Flüſſe u. ſ. w. In dieſer Zuſammenfaſſung heißt die Erde thjan-hja, d. h. was unter dem Himmel iſt. Gewöhnlich iſt dieſes Wort nur ein anderer Ausdruck für das Chineſiſche Reich. Weil es nun mit Himmel anfängt, ſo hat dieſer Umſtand in Europa dem berüchtigten „Himmliſchen Reiche“ (Celestial Empire, Empire Céleste) ſein Daſein gegeben. Daran knüpfte ſich dann wieder die andere Plattheit, Himmliſche für Chineſen zu ſagen!

Beſondere irdiſche Geiſter ſind: die der Berge (Yo) in den vier Himmelsgegenden, wozu ſpäter noch ein mittlerer Yo kam, dann vier Grenzberge als Schutzmächte der vier letzten Provinzen (den fünf erſten ſtanden die fünf Yo vor), wozu aber nach und nach eine Menge weiterer verehrter Berge kamen, mit denen meiſt die Wälder (wie im deutſchen Sprachgebrauch) in Verbindung gebracht wurden. Nach dieſen kamen die vier großen Seeen und die vier großen Flüſſe, dann die kleineren Flüſſe, die Bäche, die hundert Quellen und die Brunnen, ſowie die fünf Elemente, die vier Weltgegenden, die Schutzgeiſter des Reiches, der Felder und der Saaten, der einzelnen Vaſallenſtaaten, der Städte, ja ſogar der Apanagen und der Domänen, endlich die fünf Schutzgeiſter des Hauſes, nämlich der Pforte, des Herdes, der Thüren, der Wege und des Schlafgemaches.

Die Vorſtellungen von allen dieſen Geiſtern ſind vag und undeutlich wie die von den übrigen auch. Es fehlt eben den Chineſen an einer geſchriebenen Offenbarung, und dies hatte wie überall, wo dies der Fall, die beiden Uebelſtände zur Folge, daß einerſeits Niemand recht wußte, was er ſich unter dieſer Legion von Geiſtern eigentlich vorzuſtellen hatte, und anderſeits der Aberglaube freies Spiel hatte. Dieſen nährten vorerſt die „Mahnungen" (Tſchhing), d. h. Zeichen vom Himmel, welche den Menſchen Glück und Unglück verkündigen, nämlich Erdbeben, Peſt, Dürre, Ueberſchwemmungen, Bergſtürze, ungewöhnliche Pflanzen und Thiere, das Blühen der Bäume im Winter, Thierſeuchen, ſtarke Gewitter, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Meteore, große Nebel und unzählige derartige Erſcheinungen, deren Deutung ganz regellos und der willkürlichen Fantaſie der Menſchen überlaſſen iſt, daher auch vielfach von Mächtigen in einem gewiſſen Sinne ausgebeutet wird. Es wurden von einzelnen „Weiſen" Regeln aufgeſtellt, was einzelne Naturerſcheinungen bedeuten, ſo z. B. lehrte der Weiſe Ki-tſeu im zwölften Jahrhundert vor Chr. (nach dem Schu-king): bei Reſpekt erfolgt Regen zu rechter Zeit, bei guter Regirung heiteres Wetter, bei kluger Verwaltung Hitze zur rechten Zeit, bei geſundem Urtheil der Richter Kälte zur rechten Zeit, wo ein Heiliger iſt, Wind zur rechten Zeit; wenn Laſter herrſchen, regnet es beſtändig, bei leichtfertigem Betragen erfolgt beſtändige Dürre, bei Trägheit beſtändige Hitze, bei allzugroßem Eifer beſtändige Kälte, bei Selbſtverblendung beſtändiger Wind u. ſ. w. Daher mußte, wie es im Schu-king weiter heißt, der Kaiſer das Jahr, die großen Beamten (King-ſze) die Monate und die unteren Beamten (Sze) die Tage ſorgfältig prüfen, welche Zeichen ſie darboten. Ja es gab einſt einen eigenen Beobachter ſolcher Anzeichen (Schi-tſin), der die glücklichen und unglücklichen Erſcheinungen zu unterſcheiden hatte. Man zählte damals zehn Lichterſcheinungen, die ſich auf den Anblick

der Sonne bezogen, ebenso einen Hof-Astrologen, der aus den Beobachtungen am Himmel die Vorbedeutungen berechnete, wozu es in verschiedenen Zeiten verschiedene Zusammenstellungen der Provinzen des Reiches mit gewissen Sternen oder Sternbildern gab. Auch aus der Farbe der Wolken und Dünste zog man Schlüsse in Bezug auf Ereignisse, sowie aus der Richtung der Winde u. s. w. Dieser Aberglaube hat insofern sein Gutes, als die Regirung im Falle der Bedrohung des Reiches mit Unglücksfällen wolthätige Maßregeln trifft, wie Vertheilung von Lebensmitteln, Verminderung der Abgaben, Erleichterung der Strafen und Frohnden, Aufhebung der Einfuhrverbote und Zollbeschränkungen, Erleichterung der Ehen, Vertreibung von Räubern u. s. w.

Zahllos sind die altchinesischen Vorschriften, betreffend das Wahrsagen aus der Schildkrötenschale (das Pu) und aus der Pflanze Tsi (das Schi), sowie aus Losen. Es gab ehedem einen eigenen Schildkrötenmann (Kuei-jin), welcher sechs Arten von Schildkröten, nach der Farbe des Erdreichs ihrer Heimat unterschied und sie als die himmlische, die irdische und die der vier Weltgegenden unterschied. Man öffnete die Schale, hielt sie in's Feuer und wahrsagte aus den Rissen die es gab, wobei man 120 Figuren unterschied, die zehnmal so viel Antworten gaben; dieser Wahn wurde durch allerlei Kombinationen in's Aschgraue getrieben und sogar das Wol des Staates in Kriegen u. s. w. von der Schildkrötenschale abhängig gemacht. Aehnlicher Unsinn galt bezüglich der Pflanze Tsi oder Schi; es gab auch einen „Mann der Pflanze Schi" (Schi-jin). Bei beiden Manipulationen opferte man auch ihren Erfindern.

Sehr alt sind auch die Traumdeutungen in China, und ebenso reich wie unsere leider noch immer vorkommenden Traumbücher. Auch hier gab es mehrere Zahlen-Spielereien und konfuse Eintheilungen. Die Traumdeuter (Tschen-mung) waren darin sehr erfinderisch und selbst die Kaiser nahmen ihr Gewäsch sich verneigend in Empfang. Endlich gab es noch Zauberer und Geisterbeschwörer, sowol männliche (Nan-wu), als weibliche (Nju-wu); bei Kondolenzbesuchen schritten jene dem Kaiser, diese der Kaiserin voraus; bei großen Unglücksfällen des Staates sangen sie, heulten und flehten die Geister an.

B. Der Kult.*)

Da die altchinesische Religion weder auf einer Offenbarung beruhte, noch von einem Priesterstande gepflegt wurde, so konnte sie

*) Plath, J. H., die Religion und der Cultus der alten Chinesen. 2. Abtheil. Der Cultus. München 1863.

mit keinem allgemein gültigen einheitlichen Kult verbunden sein, sondern der Götter-, beziehungsweise Geisterdienst war je nach den Personen, welche ihn übten, nach ihrem Stande und ihrer Stellung, vielleicht auch nach ihrer Heimat (Provinz u. s. w.) ein verschiedener. Bekannt ist aus dem chinesischen Altertum indessen beinahe nur der Kult am kaiserlichen Hofe.

Voran steht unter den verschiedenen Kulthandlungen das Gebet. Ein Zeichen für diesen Begriff war charakteristischer Weise zusammengesetzt aus den Zeichen für Geist und Axt; es bedeutete mithin: bei einem Geiste anklopfen, — ein anderes aus Mann und Mund, was keiner Erklärung bedarf, u. s. w. Die alten Chinesen übten als Gebet keine Wortwiederholungen und Litaneien, sondern nur eigentliche Gebete, welche nach den Betenden verschieden waren und an den Himmel, die Geister und die Ahnen gerichtet wurden. Jeder konnte sich an alle diese Betobjekte wenden. Alle Gebete waren Dank- oder Bittgebete, keine Bußgebete; denn die Chinesen halten den Menschen für ursprünglich gut und kennen weder Erbsünde noch Bedürfniß der Erlösung. Beim Beten hielt man eine Tafel aus Steinen in der Hand, deren Gestalt, Farbe und Name sich nach dem Wesen richtete, an das man sich wendete, z. B. blau und rund mit dem Namen Pi für den Himmel u. s. w. Auch vor dem Kaiser erschien man mit einer solchen Tafel vor dem Munde Die Gebete der alten Chinesen betrafen nur weltliche Gegenstände, wie Leben, Reichtum, Ruhm, langes Leben, Kraft, Einsicht und alle Arten des Glückes, sowie das Aufhören oder Ausbleiben von Unglück. Es gab Gebetsbeamte, welche die Gebete für den Kaiser abzufassen hatten, und zwar nach einem bestimmten, die verschiedenen Veranlassungen zum Gebete umfassenden Schema. Dieselben hatten zugleich die Formeln für alle Kulthandlungen und die Leichenreden aufzusetzen, über den Gebrauch der richtigen Ehrennamen für alle Geister zu wachen, — die Opfer zu leiten, — kurz sie waren die Ceremonienmeister des Himmels und der Geisterschaaren. Außerdem gab es noch für geringere geistliche Verrichtungen „kleine Beter" (bei kleinen Opfern), „Trauerbeter" (bei Leichenbegängnissen), „Jagdbeter" (für die Pferdeopfer bei den großen Jagden in den vier Jahreszeiten), Beterinnen bei den Opfern der Kaiserin u. s. w.

Ein besonderer Kult fand statt bei Abschließung von Verträgen und bei Eidesleistungen. Auch für solche waren eigene Beamte aufgestellt, der Sze-ming für feierliche, der Tsu-tscho für geringere Verträge. Es waren damit Gebete und Opfer verbunden. Bei Eidesleistungen liefen vor den Betheiligten Leute mit einer Peitsche her und verkündeten ihnen die Strafen des Meineides.

Die Opfer galten als die wichtigste Kulthandlung und als eine

heilige Pflicht, vor allen aber diejenigen zu Gunsten der Ahnen. Es kam nicht auf die Art und Menge des Geopferten, sondern auf die dabei waltende Gesinnung an. Die Opfer wurden verschieden benannt, je nachdem sie für die himmlischen, irdischen oder menschlichen Geister bestimmt waren; die ersten hießen Sze, die zweiten Hjang, die dritten Tsi; doch hielt man sich nicht streng an diese Unterscheidung. Das Zeichen für die häufigste Benennung, Tsi, war aus Hand, Fleisch und Geist zusammengesetzt, d. h. einer Hand, die einem Geiste Fleisch darbringt.

In den ältesten Zeiten wurden in China der Ahnensaal, die Trommeln, musikalischen Instrumente, Waffen, Glocken, Wahrsage-Schildkröten u. s. w. mit Opferblut bestrichen, was aber in den Zeiten der klassischen Bücher wieder in Vergessenheit geriet. Sühnopfer waren daher den späteren Chinesen immer mehr etwas Unbegreifliches. Askese und Selbstpeinigung waren den alten Chinesen unbekannt. Vor Begehung von Opfern aber mußten sie sich auf gewisse Zeit aller sinnlichen Genüsse enthalten und sich baden. Natürlich gab es verschiedene Grade der Enthaltsamkeit und, da wenigstens die Nahrung nicht mehrere Tage entbehrt werden konnte — gewisse Speisevorschriften. Die Zeit dieser Fasten wurde vom Opfermeister bestimmt.

Die Gegenstände, welche geopfert wurden, waren Thiere, Pflanzen und von Menschen verfertigte Gegenstände. Die Thieropfer scheinen die ältesten gewesen zu sein. Später traten sie, wahrscheinlich in Folge Vermehrung der Bevölkerung und des Anbaus und dadurch bedingter Abnahme der Viehzucht, zurück und vorwiegend Getreideopfer an ihre Stelle. Als Opferthiere galten sechs Hausthiere, (Rind, Pferd, Schaf, Schwein, Hund und Huhn), sechs wilde Säugethiere (Hirsch, Damhirsch, Antilope, Bär, Wildschwein und Hase), und sechs wilde Vögel (Gans, Wachtel, Ralle, Fasan, Turteltaube und Taube). Meistens traf es indessen natürlich die Hausthiere; wilde Thiere und dazu auch Fische und Schildkröten, wurden mehr den kaiserlichen Ahnen zur Speise vorgesetzt. Nicht Jeder durfte jedes Thier opfern und nicht jedem Geiste durfte jedes solche geopfert werden. Wer keine Thiere besaß, durfte auch keine opfern, und wer kein Land besaß, auch keine Früchte (wie Die, welche keine Seidenraupen zogen, keine Seide tragen, welche ihre Baumgärten nicht bepflanzten, keinen äußern Sarg erhalten, die nicht spannen, kein Obergewand bei der Trauer tragen durften; es war dies Alles offenbar ein Sporn zur Industrie und zum fleißigen Landbau). Auch waren die Opfer nach dem Range verschieden; nur sehr Vornehme durften Ochsen opfern; niedere Rangstufen hatten ihre bestimmten geringeren Opferthiere. Je höher die Gottheiten oder Geister, desto größer waren auch die ihnen dargebrachten Opfer. Es gab endlich gewisse Prinzipien, nach denen

auf die Farbe der Opferthiere Rückſicht genommen wurde. Namentlich hing viel davon ab, ob ſchwarze oder rote Thiere geopfert wurden; dieſe empfingen der Himmel und die Ahnen, jene die Erde und die Erdgegenſtände (Berge, Flüſſe u. ſ. w.); ebenſo kam viel auf die Fettigkeit der Thiere an. Auch mußten die Opferthiere ohne Fehler ſein.

Die Fruchtopfer beſtanden vorzugsweiſe in Getreide, im Altertum beſonders in Hirſe, dann auch Reis und Weizen, Getränkeopfer vor allem in Waſſer, dann in Wein und Branntwein aus Korn und Reis (fünf Arten davon dienten zum Opfern, drei zum Trinken und es gab beſondere Beamte, — Weinleute, — welche ſie bereiteten). Ferner wurde Eis und Salz, duftende Pflanzen, Seidenzeuge, Jüdſteine u. ſ. w. geopfert.

Da es im alten China keine wirklichen Prieſter gab, ſo opferte jeder Gattung von Geiſtern, wer beſonders dazu berechtigt war nämlich die wir oben S. 165 als die „Prieſter" derſelben bezeichneten). Der Kaiſer war überhaupt der vorzüglichſte Opferer; der verſtorbenen Kaiſerin durfte nur er opfern, und ebenſo mußte er es übernehmen, denjenigen Ahnen zu opfern, deren Nachkommen ausgeſtorben waren. Wagte es ein Vaſall, dem Himmel zu opfern, ſo galt dies als ein Zeichen der Empörung gegen die beſtehende Dynaſtie. In jeder Jahreszeit hatte der Kaiſer beſtimmte Opfer zu bringen. In Verhinderungsfällen vertrat ihn der große Obere der Ceremonien. In den Ahnenopfern nahm auch die Kaiſerin, wie an denjenigen der Privatleute die Hausfrau theil. Außerdem waren zahlreiche Beamte bei den Kaiſeropfern beſchäftigt, und zwar vorzugsweiſe jeweilen Diejenigen, mit deren Amt die betreffenden Geiſter oder Opfergegenſtände in Zuſammenhange ſtanden, wie z. B. die Strombeamten mit den Stromgeiſtern, die Kornbeamten mit den Kornopfern u. ſ. w. Beſondere Angeſtellte beſorgten das Schlachten der verſchiedenen Opferthiere, andere das Feuer, deſſen Erfinder ſie zugleich opferten. Andere mußten dafür ſorgen, daß während der Opfer kein Lärm gemacht und die Sträflinge ſowol, als die Trauernden aus dem Weichbilde des Opferplatzes entfernt wurden. Kurz, es hing eine endloſe Hierarchie mit dem Opferweſen zuſammen, deren Befugniſſe wie ein Räderwerk ineinander griffen, damit ja keine Sünde gegen das ceremonielle Geſetz auch begangen werden könnte.

Forſchen wir nach den Oertlichkeiten, an welchen die Kulthandlungen der alten Chineſen ſtattfanden, ſo finden wir wenig von Tempeln. Die alten Kaiſer opferten dem Himmel, den großen Bergen und den großen Flüſſen im Freien. Sehr alt ſind Altäre aus Erde (Than); ſehr oft aber opferte man auch auf dem bloſen gekehrten Boden und gewiſſen Geiſtern in Gruben. Dem Himmel wurde auf einem runden, der Erde auf einem viereckigen Hügel in einem

See geopfert, weil man letzteres für ihre (vom Meer umgebene) Gestalt hielt; dem Mond wurde bei Nacht, den Sternen in mondloser Nacht geopfert, und so hatte jede Geisterart ihre Specialität im Kult. Nur den Ahnen wurde in älterer Zeit in Tempeln geopfert, und solche dienten nebenbei, wie noch jetzt, sehr verschiedenen Zwecken, sogar zu Wohnungen, und waren natürlich nach dem Stande verschieden. Eigene Gebäude waren sie selten, meist Säle, Zimmer, oder gar nur besondere Stellen in solchen. Bildsäulen standen keine darin. Ein Kind, später eine bloße Tafel, stellte den verehrten Ahnen vor. Die Naturgötter wurden (im Freien) durch einen Baum, Busch oder dergl. vertreten.

Je nach Rang und Stand der Opfernden waren auch die Opfergefäße in Zahl, Gestalt, Farbe, Zeichnung und Namen verschieden. Die Opfergefäße durften nicht über die Grenze gebracht und auch nicht verkauft werden; auch durften sie nicht geringer sein, als die Nahrungsgefäße der Betreffenden.

Zu den Opfern gehörte auch eine bestimmte Kleidung. Der Kaiser opferte dem Himmel an gewissen Festen in einem dunkelblauen Kleide, worauf Sonne, Mond und Sterne gestickt waren, und in einem mit zwölf Perlen (für die 12 Monate) besetzten Hute; an anderen Festen waren wieder andere Kleidungen vorgeschrieben. Seinen Vorfahren huldigte er in einem mit Drachen gestickten Gewande, und anderen Geistern wieder in anderer Tracht. Stufenweise nahm die Pracht der Opferkleider nach dem Range ab. Die Kaiserin hatte drei Opferkleider, ein hellblaues, ein dunkelblaues und ein rotes, alle mit Fasanen gestickt. Schlecht gewordene Opferkleider verbrannte man, wie man unbrauchbare Opfergeräte, Wahrsage-Gegenstände und todte Opferthiere begrub. Vor den Opfern fand ein Scheibenschießen statt, und die, welche sich dabei auszeichneten, wurden vom Kaiser gewürdigt, am Opfer theilzunehmen.

Beim Opfer wurde der größere Theil des Opferfleisches von den Theilnehmenden verzehrt und dieses Mahl wurde für sehr wesentlich gehalten. Auch bei dem gewöhnlichen Essen fand übrigens ein kleines Opfer statt. Ferner wurden die Opfer des Kaisers, wie seine Mahlzeiten, von Musik und Tänzen begleitet, die wieder nach der Art der Opfer sehr verschieden waren. Instrumente und Melodie mußten besondere Beschaffenheit haben. Die Hauptrolle spielten Trommeln, mit denen man auch den Geistern anzeigte, daß ihnen geopfert werde. Was die Bestreitung der Kultkosten betraf, so hatten die Chinesen keine besonderen „Kirchensteuern" zu bezahlen, sondern selbe waren mit den bürgerlichen Ausgaben verschmolzen. Staatsopfer bestritt der Staat, Privatopfer die Privaten.

Als eine Vorbereitung auf das Opfer, das der Kaiser dem

mmel und den Ahnen brachte, wurde in China auch die in Europa
lgenannte Ceremonie betrachtet, welche darin beſtand, daß der
iſer jährlich mit dem Pflug einige Furchen ſelbſt zog. Es hat
ſes ſeinen Grund darin, daß es Vorſchrift war, es müſſe Jeder,
lcher Korn als Opfer darbringen wolle, es ſelber ziehen. Es ge=
ah im Frühling, am chineſiſchen Neujahrstage.

Des ausgedehnteſten Kultes erfreuten ſich die Ahnen. Zum
latze der Aufbewahrung der Kleider der Ahnen und der Opfer für
eſelben durften nur die Kaiſer, die Vaſallenfürſten, die höchſten Be=
nten und die Gelehrten Tempel halten, Andere nur einen Ahnenſal.
ie Höhe des Tempels war nach dem Range verſchieden; die Ge=
ächer richteten ſich nach der Zahl der Generationen, welche die be=
eſſenden Stände zu verehren hatten; im höchſten Rang durfte das
ebäude noch einen Thurm haben. Den Ahnentempel (Mjao) be=
achtete man als zeitweiſen Aufenthalt der Geiſter der Ahnen. Auch
urden darin alle Familienfeſte begangen, namentlich die Hochzeitfeier.
lle wichtigen Ereigniſſe wurden den Ahnen in ihrem Tempel an=
zeigt, in dem des Kaiſers auch politiſche Angelegenheiten. Den
hnen zu opfern war die Aufgabe des älteſten Sohnes, um den ſich
ie übrigen Nachkommen nach dem Rechte der Erſtgeburt gruppirten
er Ehrenplatz der Chineſen iſt links). Der Kaiſer opferte ſeinen
näheren Ahnen alle Monate, den 2 ferneren in jeder Jahreszeit.
as Kind, welches in älteſter Zeit den Ahnen vorſtellte, war in der
egel deſſen Enkel, weil man glaubte, daß Großvater und Enkel
nander am ähnlichſten ſehen. In Ermangelung eines ſolchen nahm
an den jüngeren Sohn oder irgend ein anderes Familienglied.
ieſes lebende Ideal erhielt ein beſonderes Zelt, unter dem es auf
ner Matte Platz nahm; mit Schi=hoang=ti hörte dieſe Sitte auf und
afeln mit den Namen der Verſtorbenen kamen an die Stelle der
erehrten Ahnen, meiſt hölzerne, aber auch ſteinerne und ſeidene.
eim Ahnenopfer des Kaiſers wurde der größte Luxus entfaltet und
n Ahnen die auserleſenſten Speiſen dargebracht, gerade wie dem
aiſer ſelbſt, deſſen vollſtändiges Mahl aus ſechszig Töpfen ohne die
elen Paſteten und Conſerven beſtand. Vor dem Ahnenopfer wurde
as Los befragt und zehntägige Enthaltſamkeit beobachtet, ſieben Tage
ildere, drei Tage ſtrengere. Beim Eintritt in den Ahnenſal übte
an dieſelben Komplimente, wie beim Beſuche eines Gaſtes. Die
uſiker blieben draußen. Zu ihren Tönen tanzte der Opfernde und gab
it den übrigen Theilnehmenden eine mimiſche Vorſtellung aus der Ge=
hichte der Dynaſtie, dann tödtete er das Opferthier und opferte das
ett und die Fleiſchauswüchſe. Das Beſſere verzehrte man am Opfermahl.

Dies iſt was das alte China an Religion hatte. Es iſt zwar
ager und allzu reich an Ceremoniell; aber dafür gereicht ihm zur

Ehre, daß es nicht kannte: Menschenopfer, Götzendienst, heilige Prostitution, Hölle, Inquisition, Folter, Scheiterhaufen, Religionskriege und Unfehlbarkeit. Auch die Klöster hat ihm erst der Buddhismus gebracht, und so bleibt der altchinesischen Religion trotz ihrer Kahlheit der Ruhm der Humanität!

C. Die Reformatoren.

Die Trockenheit und Kahlheit der altchinesischen Religion, die Dunkelheit und Unbestimmtheit ihrer Begriffe von Gottheit und Welt, Schöpfung und Vorsehung, Fortdauer nach dem Tode und Erlösung bahnte mit der Zeit neuen religiösen Ideen von selbst den Weg. Das erste Auftauchen solcher fällt merkwürdiger Weise in die Zeit des Buddha, des Thales und Pythagoras, des Unterganges der Selbständigkeit Aegyptens und Babyloniens und der Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft, — was aber hier die Hauptsache ist: in die Zeit der ärgsten Zersplitterung China's in viele Fürstentümer, — in das sechste Jahrhundert vor Christus. In dieser Zeit befand sich das Reich der Mitte in trostlosem Zustande. Die Zerrissenheit des Landes begünstigte das Eindringen barbarischer Horden und barbarischer Sitten. Es kam bereits vor (bei dem Tode des Königs Mu-kung von Tshin in der Provinz Schen-si), daß mit dem verstorbenem König lebende Personen (darunter der Sohn desselben) und Thiere begraben wurden. Die Regirung war ohne Macht und Ansehen, die Vasallen zügellos. Wissenschaften und Religion lagen darnieder. Da traten weise Männer auf, um den Leiden ihres Vaterlandes abzuhelfen.

In der Provinz Ho-nan lebte ein Denker, Namens Li-pe-jang, der Nachwelt besser unter der Benennung Lao-tße (alter Herr) oder Lao-kiün (der alte hohe Weise) bekannt.*) Sein Leben ist dunkel; seine Geburt wird in das Jahr 604 v. Chr. verlegt; er war Bibliothekar und Archivar am Kaiserhofe der Tschéu und soll weder seine Heimat verlassen, noch Schüler um sich gesammelt haben; die Art und Zeit seines Todes ist unbekannt. Desto unsterblicher ist aber sein Werk Tao-te-king (Buch vom Tao und der Tugend).**)

Lao-tße stellt in diesem Werke ein höchstes unpersönliches und unsinnliches, aus sich selbst kommendes Wesen auf, welches er in Ermangelung des wahren, nicht zu findenden Namens Tao (wörtlich

*) Schott, Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur, Abhandl. der Berliner Akademie, 1853, histor.-phil. Klasse. S. 315 ff.

**) Lao-tse Tao-te-king, der Weg zur Tugend. Aus dem Chines. übers. und erklärt von Reinh. v. Plänckner. Leipzig 1870. Eine neuere Uebersetzung und Erklärung ist von Viktor v. Strauß.

„Weg") nennt und für den Schöpfer des Himmels und der Erde erklärt. Dasselbe kann nur erkennen, wer ganz von Leidenschaften frei ist; bei wem dies nicht der Fall, der nimmt nur das endliche Wesen, die Schöpfung wahr (Kap. 1.), welche nur ein Hervorgehen des Tao aus seinem geistigen Wesen, ein Sichtbarwerden desselben ist (Kap. 21). Um das höchste Wesen zu erfassen, muß der Mensch mit der größten Ruhe und Klarheit beobachten, wie alle Wesen entstehen, blühen und wieder in den Schos der Natur zurückkehren. Dieser Rückkehr folgt aber ein stets erneuertes Wiederaufleben. Wer von der hohen Bedeutung dieser Fortdauer durchdrungen ist, der ist edel und vortrefflich, der hat das Ideal der Menschenwürde erreicht, dem erschloß sich der Himmel und der kennt das Tao und damit die Ewigkeit (Kap. 15.). An diese Grundsätze schließt sich durch die 81 Kapitel der zwei Bücher des Tao-te-king hin eine äußerst erhabene Lebensweisheit und eine scharfe Kritik der menschlichen Thorheiten. Lao-tße strebt nach wahrer Veredelung des Menschen, nach Befreiung von allen lästigen Formen und Autoritäten, nach dem Aufschwunge des Menschen durch seine eigene Kraft zu dem Ideal seines Wesens. Er ist ein Lehrer des Fortschrittes im schönsten Sinne und ein Mann des Volkes im wahren Sinne. Mit Entschiedenheit verurtheilt er den Krieg und die stehenden Heere (Kap. 30), die Despotie der Fürsten (Kap. 39), den Prunk und Glanz der Regirenden (Kap. 58), das Unterfangen, dem Volke Weisheit vorzuenthalten (Kap. 65) und die Aussaugung des Volkes durch Steuern (Kap. 75). Stets ergeht er sich in treffenden, aus dem Leben gegriffenen Gleichnissen und schwingt sich hinwieder zu wirklich dichterischen Ergüssen und zu den schwierigsten Gedanken auf, so daß ihm die schwerfällige Sprache seines Landes kaum zu folgen vermag. Daher sind auch seine Lehren bald gar nicht, bald gründlich falsch verstanden worden. Nur wenige Schüler haben in seinem Sinne gewirkt und geschrieben. Dagegen ist die größere Menge seiner Anhänger einen ganz abweichenden Weg gewandelt. Die Tao-ße (Tao-Gelehrte), wie sich Diese nennen, sind eine Sekte von Geisterbeschwörern, Alchemisten und Zauberern geworden, deuten sich aus dem Tao-te-king allen möglichen Blöd- und Unsinn heraus, und schaffen sich namentlich eine Art von indischer Trimurti und ein unabsehbares Dämonenheer, während sie zugleich den armen Lao-tße zu einer Art von Gott machen. Ihr Vorsteher, der Tschhang-tien-ße ist gleich dem Dalailama unsterblich und sein Geist geht vom Vorgänger auf den Nachfolger über. Er setzt die Gottheiten der einzelnen Bezirke ab und ein. Die Tao-Priester treiben allerlei Gaukelspiel, gehen durch das Feuer, beschwören Besessene, suchen den Stein der Weisen, faseln von Unsterblichkeitstränken, die sie erfunden haben wollen, lassen Götzen verehren, wohnen

in den Tempeln, bilden klösterliche Gesellschaften, und, was die Hauptsache ist, lassen sich für ihr Hokuspokus reichlich bezahlen. Der berühmte Tschu-hi sagt: „Gaukler erborgten Lao-tße's Namen, um sich wichtig zu machen, konnten aber seine Reden nicht verstehen.“ Anderswo behauptet er, sie hätten sich den Schund und die Scherben der Buddhisten angeeignet. Da Tschu-hi keineswegs zu Lao-tße's Anhängern zählt, so ist ihm diese Art Ehrenrettung hoch anzurechnen. Die Bilder der Kaiser und Vornehmen, von denen die Tao-ße unterstützt werden, stellen sie in ihren Tempeln auf. Ihr Kult ist mit Musik, Gesang und Processionen ausgeschmückt. Auch besitzen sie eine bis auf die neueste Zeit reichende „heilige“ Literatur von mystischen Werken, in welchen sie u. A. ihre Lehre zu einer solchen stempeln, aus welcher Buddha die seinige geschöpft hätte. Dem chinesischen Volke dienen die Tao-ße zum Gespötte.

Vierundfünfzig Jahre nach Lao-tße, 551 vor Chr., wurde Khung-tßè oder Khung (auch Khong)-fu-tßè, latinisirt Confucius, im kleinen Reiche Lu, in der jetzigen Provinz Schan-tung, geboren, und zwar aus einer angesehenen Familie, deren Stammbaum bis auf den Kaiser Hoang-ti zurückgeführt wird. Sein Vater war Befehlshaber einer Stadt dritten Ranges, welcher mehrere Töchter, aber bis dahin noch keinen am Leben bleibenden Sohn gehabt hatte. Eine junge Frau, die er darauf nahm, gebar zehn Monate, nachdem sie um Fruchtbarkeit zum Himmel gebeten, unsern Philosophen. Bei seiner Geburt soll sich das glückverheißende Wunderthier Ki-lin im Garten gezeigt und einen Stein ausgespien haben, auf welchem die einstige Größe des Kindes schriftlich verkündet war, und zugleich seien zwei Drachen über das Haus geflogen und fünf Greise zumal in das Gemach der Mutter getreten. Auch eine himmlische Musik soll seine Geburt gefeiert haben! Sein eigentlicher Kindesname war Khjeu (bedeutet: kleiner Hügel). Es wird Erstaunliches davon erzählt, welch artiges und wohlgesittetes Kind er war und wie er schon früh die Ceremonien und Opfergebräuche u. s. w. mitmachte. Seine früh verwitwete Mutter schickte ihn in eine öffentliche Schule, wo er bald seinen Mitschülern Unterricht ertheilen mußte (das System des gegenseitigen Unterrichts ist in China alt und noch jetzt üblich). Mit achtzehn Jahren erhielt er das Amt eines Aufsehers über den Verkauf und die Vertheilung des Getreides. Sein Erstes war, dem Schlendrian ein Ende zu machen, der unter den Beamten eingerissen war, indem sie ihre Geschäfte durch Untergebene besorgen ließen. Er that Alles selbst, drang mit unerbittlicher Strenge auf Pflichterfüllung und auf Sorge für das Volkswohl, und hatte Erfolg dabei, indem die Mißbräuche bald schwanden. In seinem neunzehnten Jahre heiratete er und wurde nach zwei Jahren Oberaufseher der Felder und Herden.

Er that wol den Bedürftigen und ſtrafte die Lüderlichen. Der Tod ſeiner Mutter in ſeinem 24. Jahre, unterbrach der Sitte gemäß ſeine amtliche Thätigkeit; er bemühte ſich aber indeſſen, die eingeriſſene Gleichgültigkeit gegen ehrenvolle Beſtattung der Todten zu bekämpfen. Die drei Jahre der Trauerzeit benutzte er zum Studium der Philoſophie und der Geſchichte ſeines Landes und ſetzte dieſe auch nach Ablauf jener Zeit fort. Der Lehre des Lao-tße gegenüber, welche die Welt verachtete, ſuchte er vielmehr Wiſſenſchaft und Leben zu vereinigen und ſowol dieſes mit der Tiefe jener, als jene mit der Friſche und Fülle dieſes zu ſchmücken. Er wurde der Ratgeber aller Wiſſensbedürftigen weit umher bis zum höchſten Rang hinauf. Der Fürſt von Yen im Norden China's lud ihn an ſeinen Hof, um an der Verbeſſerung der Sitten und Geſetze ſeines Landes zu arbeiten und ſo durchzog er lehrend ganz China. Zugleich lernte er Muſik und vertiefte ſich in deren Geheimniſſe. Nach Hauſe zurückgekehrt, verſchmähte er den Wiedereintritt in den Staatsdienſt und lehrte in ſeinem Hauſe, in einer Art Akademie, Alle die belehrt ſein wollten. Sein Ruf wurde ſo groß, daß der König des kleinen Staates Tſi ſein Schüler zu werden verlangte und er ſich genötigt ſah, den Wanderſtab wieder zu ergreifen. Diesmal begleiteten ihn viele Schüler, denen er nicht zürnte, wenn ſie, von den Pflichten des gewöhnlichen Lebens gerufen, ihn wieder verließen; im Gegentheil: er lehrte wiederholt, daß man erſt ein Weiſer werden könne, wenn man ein Menſch in jeder Beziehung, ein guter Sohn, ein guter Bürger und ein guter Hausvater geweſen. „So lange der Menſch das Leben genießt, hat er an Nichts zu verzweifeln," war die Quinteſſenz ſeiner geſunden Philoſophie. Während Lao-tße die Fürſten ignorirte, zog es Khong-fu-tße, den man ungerechter Weiſe als ehrgeizigen Schmeichler dargeſtellt, vor, ihnen gerade heraus die Wahrheit zu ſagen, und bewirkte damit ohne Frage mehr als ſein älterer Zeitgenoſſe. Dem Fürſten von Tſi, der auf ſeine Lehren nicht horchte, ſondern ihn mit Anerbietung von Aemtern und Würden zu beſtechen ſuchte, ſchlug er rund jede Annahme ſolcher ab. Ueber den Schattenkaiſer Li-wang, der ſeinen Bruder ermordet und dadurch den Tron erſchlichen hatte, hielt er eine derbe Strafrede nicht zurück. Da er oft von Lao-tße gehört, reiſte er zu ihm, um ſein Schüler zu werden, und die beiden großen Männer tauſchten ihre Anſichten mit einander aus. Als der jüngere Denker wieder zurück kam, ſprach er mehrere Tage kein Wort, und als ſeine Schüler ihn beſtürmten, zu ſagen, was er auf dem Herzen habe, erzählte er ihnen in ſeiner bilderreichen Sprache: Gedanken ſo hoch wie der Vogel in der Luft erreiche er gleich dem Pfeil, ſolche ſo ſchnell wie der Hirſch auf der Flur hole er ein gleich dem Jagdhund, ſolche ſo tief wie der Fiſch im Meer bringe er gleich der Angel an's Licht;

aber die Gedanken Lao-tße's seien gleich dem Drachen im unerr
baren Aether; er könne sie nicht erfassen und sei keines Wo
mächtig.*) Diese glänzende Anerkennung zollte in China ein Ne
buhler dem Andern, zwischen deren Systemen ein himmelweiter Un
schied lag! Khong-tße hielt fest am alten Chinesentum, Lao
predigte den Fortschritt und die Weiterentwickelung, Jener war P
tiker und Realist, dieser Theoretiker und Idealist; Jener verlangt
Staatshilfe für die Beförderung des Menschenglückes, dieser verla
dessen Erreichung durch eigene Kraft. — Khong-tße glänzte übri
durch große Bescheidenheit. Lob, das ihm gezollt wurde, wie
stets mit Entschiedenheit zurück. An der alten Religion China's
telte er nicht, sondern befaßte sich ausschließlich mit der Tugendl
und mit dem Bestreben, die Weisheit mit dem Menschenleben grün
zu versöhnen. Jeden Anlaß, selbst den unscheinbarsten, ergriff er,
seinen Schülern gute Lehren zu ertheilen und sie im Wandeln
der goldenen Mittelstraße zu bestärken. Dazu hatte er beson
Anlaß in der glanzvollen Residenz der Tschéu-Dynastie, welche er
seinen Schülern besuchte, und in ihren prächtigen Tempeln und Palä
Als er wieder nach Hause zurückgekehrt war, nahm er, um den Schü
Demut zu lehren, ein geringes Amt an, das man ihm anbot,
seinen Einfluß fernzuhalten. Er hatte den Grundsatz, sich durc
mit jedem Thun und Treiben der Menschen bekannt zu machen,
lag daher u. A. auch der Jagd ob. Daneben unternahm er
neue Herausgabe der heiligen Bücher China's, die er namentlic
kürzen bestrebt war. Das Schu-king verminderte er auf die Hä
das Schi-king auf nicht viel mehr als den zehnten Theil. Als
König von Lu starb, verweigerte Khong-fu-tße den untreuen und
süchtigen Ministern, welche seinen Nachfolger leiteten, seine fern
Dienste und besuchte den König von Tsi, an dem er mit Freude
konnte, daß seine früheren Lehren nun doch gefruchtet hatten, ir
derselbe ihn so hoch ehrte, daß er ihm sogar den Vortritt l
wollte. Endlich wurde auch der neue König von Lu auf ihn
merksam und ernannte den nun 47jährigen Khong-fu-tße zum „
walter des Volkes" (Bürgermeister) und der Residenz. Bald
er die glänzendsten Ergebnisse aufzuweisen; er machte seine Pf
befohlenen zufrieden, glücklich und arbeitsam; ein Ackerbaugesetz
sein Werk. Nach drei Jahren stieg er zum obersten Richter
Staates mit unbegingter Vollmacht von Seite des Königs; seine
Amtshandlung war, daß er einen der vornehmsten Beamten
Unruhestifter und Volksbedrücker hinrichten ließ, und rechtfertigte
Handlung seinen Schülern gegenüber vom damaligen Standp

*) Plänckner, Lao-tse Tao-te-king, S. III. ff.

welcher keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe kannte, vollkommen. Ebenso ließ er Schauspieler, welche vor seinem und dem König von Tsi, die eine Zusammenkunft hatten, trotz seiner vorherigen Warnung unzüchtige Scenen aufführte, vor den Augen der Könige durch Soldaten niederhauen, und diese Energie bewirkte, daß der König von Tsi die gewaltsam besetzten Städte von Lu, um die es sich eben handelte, wieder herausgab. Zugleich demütigte er die volkaussaugende Kaste der hohen Würdenträger zu Gunsten der königlichen Macht. Der nächste König von Lu war ein thörichter junger Mensch, welcher die Freimütigkeit des Weisen nicht ertragen konnte; Khong-fu-tße machte daher mit seinen Schülern eine Reise nach dem Reiche Wei und mehreren anderen kleinen Reichen, in welchem man ihn zwar ehrenvoll aufnahm, aber nicht nach seinen Grundsätzen handelte, so daß er stets bald wieder aufbrach. Nicht ohne Gefahr war diese Reise. In Sung sprengte ein General auf Einflüsterung der Gegner des Philosophen eine Versammlung seiner auf der Reise neu gewonnenen Schüler, die er belehrte, auseinander. In Tschen wurde er als gefährliche Person verhaftet und sieben Tage gefangen gehalten, bis ihn befreundete Truppen befreiten. Nach vierzehnjähriger Abwesenheit rief der König von Lu den jetzt 66-jährigen Weisen zurück, der von nun an ruhig in der Heimat lebte, zu lehren fortfuhr und die Sammlung der heiligen Bücher, woran er schon lange arbeitete, vollendete. Sanft entschlief er im 75. Jahre seines Lebens (479 vor Chr.), neun Jahre vor des Sokrates Geburt. Er wurde prachtvoll bestattet und der reuevolle König von Lu errichtete über seinem Grabe ein großartiges Denkmal, worin alle Reliquien (Gewänder und Gerätschaften) des großen Todten niedergelegt wurden. Jetzt steht dort ein weitläufiger Tempel mit vielen Gebäuden, Höfen und Gärten und sogar eine Stadt, (zuerst ein Dorf Khung-li) jetzt Kju-fu-hjan, hat sich dort angesammelt. Sein Andenken wird in China immer noch heilig gehalten; die Dynastie Thang erklärte ihn als ersten Heiligen, die Dynastie Ming als den heiligsten, weisesten, tugendhaftesten Erzieher der Menschen, was die jetzige Mandschu-Dynastie bestätigte; in jeder Stadt besteht ihm zu Ehren ein Tempel, seine Familie bildet den einzigen Geburtsadel im Reiche und genießt manche Vorrechte gleich der kaiserlichen (im vorigen Jahrhundert zählte sie elftausend männliche Mitglieder); kein Mandarin tritt ein Amt an, ehe er dem Philosophen in dessen Tempel gehuldigt, seine Lehre ist die eigentliche Staatsreligion, und seine Schüler nennen sich alle Chinesen, welche auf Bildung und Humanität Anspruch machen können. Zu seinen Lebzeiten hatte er einen engsten Kreis von zwölf Schülern, die Alle mit Namen bekannt sind, einen weiteren bildeten 72, welche Alle fähig waren, in Wissenschaft und Musik zu unterrichten, und dreitausend waren es im Ganzen.

Khong-fu-tße's Tugendlehre läßt sich in folgenden seiner Sprüche zusammenfassen: Thue das Gute zu jeder Zeit, an jedem Ort, unter allen Umständen, wo du kannst, so wirst Du tugendhaft und weise sein. Thue das Gute um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf persönliches Interesse; sei streng gegen dich selbst, aber nachsichtig gegen die Fehler Anderer. Sage Niemand Böses nach und kümmere Dich nicht wegen des Bösen, das man Dir nachsagt. Hüte Dich, nach dem Beifall der Menschen zu haschen oder ihn gering zu schätzen, sondern empfange Lob und Tadel mit demselben Gleichmut. — Aus allem diesem bildet sich ohne Mühe die allgemeine Liebe ohne Ansehn der Person, die das Menschengeschlecht umfaßt, und aus dieser Tugend, der reichen Quelle, der alle anderen entströmen, sucht der wahre Philosoph Alles und vor Allen zu schöpfen. Sie ist es, die all sein Dichten und Trachten leitet und seine Handlungen belebt.

Als Nachfolger Khong-fu-tße's gilt der Philosoph Meng-tße, latinisirt Mencius, geboren im kleinen Reiche Tsu in der jetzigen Provinz Schan-tung, wenige Jahre vor des Sokrates Tod, 403 oder 402, gestorben 316 vor Chr., also Zeitgenosse des Platon und Aristoteles. Einer angesehenen Familie entsprossen, erhielt er von seiner verwitweten Mutter eine treffliche Erziehung und wurde der Schüler Tße-ße's, des Enkels Khong-fu-tße's. Gleich diesem ging er mit siebenzehn Schülern auf Reisen und wirkte ähnlich seinem Vorbilde, aber mit noch größerer Kraft und Offenheit, Lebendigkeit und Schlagfertigkeit. Seine Methode war ähnlich der sokratischen, aber schärfer und witziger und vor seiner Ironie fürchtete man sich. Den Fürsten sagte er ohne Scheu und Umwege die Wahrheit keck in's Gesicht. Für die Geschichte der chinesischen Religion ist er ohne Bedeutung, da er blos Philosoph war und keine neue Sekte gründete. Erst über tausend Jahre nach seinem Tode, 1005 nach Chr., wurde über seinem Grabe ein Tempel errichtet und sein Bild in Khung-tße's Tempel aufgestellt. Den ihm zu Ehren angeordneten Opferdienst schaffte der Gründer der Ming-Dynastie wegen seiner Freimütigkeit wieder ab, stellte ihn aber auf Bitte eines mutigen Mandarinen wieder her.

Auf Meng-tße folgten manche Denker, welche zwar im Ganzen und Großen zur Schule Khong-fu-tße's gehörten, aber doch ihre eigenen Wege gingen, und zwar manchmal in ziemlich ausgedehntem Maße.*) Ja es gab solche, welche die Kühnheit hatten, in eklektischer Weise die Systeme der beiden größten Denker des Reiches der Mitte, Khong-tße und Lao-tße zu verknüpfen. Ein origineller Kopf war ohne Zweifel Sün-king (Sün-tße), im vierten und dritten Jahrhundert vor Chr. Er sprach, diametral dem Prinzipe Khong-tße's

*) Schott, Entw. e. Beschr. der chin. Lit. a. d. D. S. 338 ff.

entgegen, den Grundsatz aus, daß des Menschen Natur ursprünglich böse und seine Tugend nur gleißender Schein sei. Vor solchen Paradoxen hütete sich Lieu-ngan, ein reicher Mäcen, in dessen Palaste sich eine Akademie gelehrter Lao-tßeaner und Khong-tßeaner versammelte. Die Anhänger dieser beiden Richtungen halten übrigens jetzt weder gemeinsame Versammlungen mehr, noch zählen sie hervorragende Köpfe unter sich; denn es ist ihnen eine dritte Religion über den Kopf gewachsen, welche die ungeheure Mehrheit der Chinesen für sich gewonnen hat. Es ist dies der Buddhismus, welcher die Lehren der beiden anderen Parteien schlau für seine Zwecke zu benutzen und durch Duldsamkeit Eroberungen zu machen verstand. In China drang er in den sechsziger Jahren des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ein; seine Lehre wird uns bei Betrachtung der indischen Religion beschäftigen. Zu der verfälschten Lehre Lao-tße's bekennt sich nur noch eine geringe Anzahl meist gemeinen, ungebildeten Volkes, zu Khong-fu-tße der Zahl nach zwar nicht viel mehr Personen, die aber den höchsten und gebildetsten Ständen angehören, und es ist in China noch immer guter Ton, zu den Schülern des großen Weisen von Lu zu zählen.

Im Ganzen aber bequemt sich der Chinese, wie Pater Hyacinth richtig sagt, je nach Umständen bald dieser und bald jener Religion, hängt sich aber ebenso wenig an eine einzige ausschließlich, wie er darnach gefragt wird, was dort Niemand thut. Es gibt darum im chinesischen Volke keine abgegrenzten Kirchen und Konfessionen; solche bilden allein die Priester der verschiedenen Richtungen.

Vierter Abschnitt.

Erziehung, Literatur und Wissenschaft in China.

A. Die Erziehung der Chinesen.*)

Mit Recht sagt der verdiente Forscher des chinesischen Altertums, Plath, daß in Europa der Kampf erst beginne, welcher in China gar nie nötig war, nämlich derjenige um die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche. Die Schule ist aber in China auch vom

*) J. H. Plath, über Schul-Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen nach chinesischen Quellen. München 1868.

Staate unabhängig. Derselbe verlangt zwar von seinen Dienern die Ablegung von Prüfungen (s. oben S. 149); aber er fragt nicht, wie die hierzu notwendigen Kenntnisse erworben werden. Dies treibt die Familien dazu an, ihren Söhnen die erforderliche Bildung geben zu lassen; jedes Dorf hat seine Schule und die Städte Abendschulen dazu. Die Prüfungen enthalten drei Grade: Sjeu-tsai (Baccalaureus), Kjü-jin (Licentiat) und Tsin-sze (Doktor); zu jedem gehören mehrere Prüfungen, alle schriftlich, zu welchen die Regirung nur ihre Examinatoren schickt. Sie werden zum ersten Mal in den Bezirksstädten von deren höchsten Beamten geleitet, und die Kandidaten müssen sich ohne irgend ein Hilfsmittel einschließen lassen. Es findet dabei ein Zudrang von Hunderten und Tausenden statt. Eine kleine Auswahl davon gelangt zur zweiten Prüfung in der Distriktsstadt, und wieder eine kleinere Anzahl zur dritten in der Provinzhauptstadt. Damit ist aber nur der erste Grad erreicht (wenn es glückt). Die Prüfung zum zweiten Grade geht alle drei Jahre in der Provinzhauptstadt vor sich und dauert 25 bis 30 Tage, die zum dritten Grade, in Peking allein, 13 Tage und zwar letztere bei Mitgliedern der kaiserlichen Akademie. Wer sich mit einem untern oder mittlern Grade begnügt, kann nach guter Prüfung in untere oder mittlere Aemter eintreten, wer aber bis zum obersten ausharrt, kann es bis zum Minister bringen.

Da nun also der Hauptzweck der Schule in China in der Befähigung zu den Staatsprüfungen besteht, so ist der Unterricht nicht Selbstzweck wie in Europa und daher sein Fortschreiten ein geringes, weil es von dem jeweiligen Standpunkte der Staatsprüfungen abhängt. Nach den Grundsätzen der alten Chinesen, welche auch Khongfu-tsze theilte, sollte das Volk nicht unterrichtet werden, ehe es ein gehöriges Auskommen hatte, indem es ohne dies nur ausschweifend würde. Die Nachrichten über das Schulwesen der ältesten Zeit sind sehr spärlich. Doch weiß man, daß es schon unter der ersten Dynastie einen Beamten gab, Sze-thu, den man als Minister des Unterrichts betrachten kann, der aber auch das gesammte Ceremoniell des chinesischen Lebens zu beaufsichtigen, selbst polizeiliche und finanzielle Befugnisse hatte. Er hatte „fünf Satzungen" aufrecht zu halten und zu verbreiten, nämlich die Liebe zwischen Vater und Sohn, das Rechtsverhältniß zwischen Fürst und Unterthan, das zwischen Mann und Frau, die Unterordnung zwischen Alt und Jung und die Treue zwischen Freunden nnd Genossen, wozu später noch das Verhältniß zwischen älteren und jüngeren Brüdern und das Betragen gegen Gäste kam. Hier kommt namentlich das vierte Verhältniß, das der Jugend zum Alter in Betracht, als das, welches in den chinesischen Schulen von Alters her besonders den Kindern eingeschärft wird. Selbst die

Fürsten ehrten ältere Leute geringern Standes, und diese Sitte ging bis zu den Dorfbewohnern herab. Man nahm Greisen die Lasten ab, die sie trugen. Im Heere richtete sich der Rang nach dem Alter. Die Greise wurden auf Staatskosten ernährt u. s. w.

Schon unter dem uralten Kaiser Schün wurde beim Unterricht der Stock als Hilfsmittel gebraucht, wie die Peitsche bei den Beamten als Erinnerungszeichen an den Gehorsam. Nach dem Zeugnisse Mengtße's gab es auch schon unter der ersten Dynastie höhere und niedere Schulen, anfangs, wie aus den bezüglichen Schriftcharakteren zu schließen, blos als Obdach für Kinder. Erst aus der Zeit der dritten Dynastie gibt es genauere Nachrichten über das Schulwesen. Der Sohn des Kaisers wurde mit den Söhnen der Großen des Reiches gemeinsam erzogen, und Alle nach dem Alter geordnet; es kam aber schon früher vor, daß Prügeljungen für die Prinzen herhalten mußten. Ceremoniell und Musik waren die Hauptfächer ihrer Ausbildung; natürlich ist letztere ganz von der europäischen verschieden, welche die Chinesen absolut nicht auffassen können. Dazu kam der Unterricht in den Tugenden: Vollkommenheit, Wachsamkeit, Pietät, Freundschaft, Gehorsam. Man unterschied auch sechs Fertigkeiten, nämlich: die Gebräuche, die Musik, das Pfeilschießen, das Wagenfahren, die Schrift und das Rechnen, und sechs Verhaltungsregeln: beim Opfern, bei Besuchen, bei Leichenzügen, im Kriegsdienste, zu Pferde und zu Wagen. Bei der Musik waren auch Tanz und mimische Darstellungen inbegriffen. Jede der genannten Disciplinen hatte übrigens ihre bestimmte Anzahl von Arten, sie auszuüben.

Die Schule diente nicht blos zum Unterrichte, so wenig sie blos auf die Kinder beschränkt war. Im Schullokale wurden auch die Greise gespeist und Uebungen im Bogenschießen gehalten. Aber auch die Erwachsenen mußten von den Beamten stetsfort in den nötigen Dingen (Tugenden und Geschicklichkeiten) unterrichtet werden, und es war dabei eine feste organische Gliederung nach engeren und weiteren Kreisen eingeführt, doch nicht so, daß wirklich das ganze Volk hätte Antheil nehmen können. Die höheren Schulen wurden von Zeit zu Zeit vom Kaiser besucht, wobei jedoch vorzugsweise ein Opfer und die Speisung der Greise stattfand.

Sobald das Kind essen konnte, lehrte man es, sich dabei mit der rechten Hand zu bedienen; im sechsten Jahre lernte es zählen und die Namen der vier Weltgegenden, im siebenten wurden die Geschlechter getrennt; im achten lernten sie die ersten Anstandsregeln, im neunten die Tage zählen, im zehnten (nun außer dem Hause, in der Schule) schreiben und rechnen, vom dreizehnten an laut lesen, singen, tanzen, Bogen schießen und Wagen lenken. Im fünfzehnten Jahre trat man in die „große Schule" und begann die Gebräuche zu lernen. Im

zwanzigſten erhielt der junge Mann den Männerhut und lernte die Gebräuche bei glücklichen und unglücklichen Verhältniſſen. Im dreißigſten hatte er ein Haus, heiratete, baute das Feld oder übernahm ein Amt, ſtudirte und pflog Freundſchaften. Im vierzigſten trat er in den Staatsdienſt, beſorgte Geſchäfte, ertheilte Ratſchläge, theilte Gedanken mit. Im fünfzigſten wurde er Großbeamter (Ta-fu) und im ſiebzigſten trat er in den Ruheſtand. Das Mädchen ging vom zehnten Jahre an nicht mehr aus dem Hauſe, lernte Hanf ſpinnen, Seide bearbeiten, Zeuge weben und Quaſten machen, Kleider verfertigen, die Küche beſorgen und bei religiöſen Gebräuchen helfen. Im zwanzigſten Jahre verheiratete ſie ſich. Schreiben und Leſen lernte das weibliche Geſchlecht nicht.

Alle drei Jahre wurde in jedem Bezirke eine Inſpektion vorgenommen, wie die Bewohner desſelben in ihrem Wandel, ſowie in ihren Kenntniſſen und Fertigkeiten ſich verhielten, und die ſich Auszeichnenden dem Kaiſer genannt. In der ſpätern Zeit der großen Zerſplitterung China's unter den Tſcheu, wo die Schulen in Verfall kamen, indem die Fürſten ſich nicht mehr um ſelbe bekümmerten, wurde der Unterricht vom Staate unabhängig. Die Reformatoren Lao-tſze, der überhaupt nichts auf Schulbildung hielt, und Khong-fu-tſze, deſſen Hauptaugenmerk die Erhaltung des alten Chineſentums war, brachten keine Veränderung im Schulweſen hervor. Seit den Zeiten der Tshin (zwei Jahrhunderte vor Chr.) hob ſich letzteres wieder und 740 nach Chr. wurde die chineſiſche Akademie (Han-lin, d. h. Pinſelwald) gegründet.

Einen Begriff von dem Umfange und der Methode chineſiſcher Gelehrſamkeit in älterer Zeit gibt San-tſze-king, d. h. Drei-Wörter-Buch, die Encyklopädie der chineſiſchen Jugend; dieſes Werk wurde zwar erſt unter der Dynaſtie Song 1277 nach Chr. geſchrieben, hat aber einen ſehr altertümlichen und ächt chineſiſchen Charakter. Es beſteht aus Sätzen von je drei Worten, welche ſtets zu vieren eine Strophe bilden und meiſt abwechſelnd reimen und macht ungefähr den Eindruck der gereimten lateiniſchen Regeln, z. B.

Bei a und e in prima hat
Das Femininum immer ſtatt.

Ein Beiſpiel möge hier ſtehen:

Kèu pu kjáo
Sing nài tshjan;
Kjáo tschi táo
Kuèi i tschuan.

Die Knaben müſſen dieſe Encyklopädie auswendig lernen, jeden Charakter derſelben kennen und nachſchreiben, ehe ſie zum Leſen und Auswendiglernen der vier klaſſiſchen Bücher vorſchreiten. Das Buch

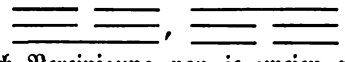
in China ungemein beliebt, in das Mandschu übersetzt und Missio-
re haben seine Form in Lehrbüchern der christlichen Religion nach-
ahmt. Es zählt im Ganzen 1068 Charaktere (also 356 Verse und
Strophen) und beginnt mit folgenden Sätzen: Im Anfang des
enschen ist die Wurzel (Grundlage) der (seiner) Natur gut,
n Natur (sind wir) einander nahe, der Gewohnheit nach fern.
enn nicht unterwiesen, so verändert sich die Natur. Auf dem
ege der Unterweisung ist es wertvoll sich anzustrengen*).
i folgen pädagogische Vorschriften, Beispiele merkwürdig früh ge-
ckter Kinder, dann eine Uebersicht des Wissenswürdigsten, Alles in
rzen Worten. Voran geht die Liebe gegen die Eltern und die
hrfurcht gegen die älteren Brüder; dann kommen die Grundzahlen,
e drei Grundwesen (Himmel, Erde, Mensch), die drei Lichter (Sonne,
lond, Sterne), die moralischen Pflichten, die Jahreszeiten, die Welt-
genden, die fünf Elemente, die sechs Getreidearten, die sechs Haus-
iere („dies sind die sechs Thierarten, welche der Mensch züch-
t"), die sieben Leidenschaften (Freude, Zorn, Widerwille, Furcht,
iebe, Haß urd Wollust), die acht Töm (sie entstehen von Flaschen-
rbis, gebrannter Erde, Leder, Holz, Stein, Metall, Seide und
ambus, d. h. aus meist trommelartigen Instrumenten, welche aus
esen Stoffen gefertigt sind), die Verwandtschaftsbezeichnungen, die
hn Tugenden und endlich der Unterrichtsplan, mit der Reihenfolge
r klassischen Schriften, welche gelesen werden sollen. Hierauf folgt
i trockener Abriß der chinesischen Geschichte nach den Dynastien,
nn die geschichtliche Literatur, Vorschriften über das Lesen, und die
chreibmaterialien, Mittel gegen das Einschlafen beim Studiren, Bei-
iele fleißiger Gelehrter und eine Schluß-Ermahnung zum fleißigen
tudium.

Das für uns wichtigste Lehrmittel der Chinesen ist nun jeden-
lls die Schrift.**) Die Urbewohner des Landes bedienten sich zum
edankenaustausche zuerst „verschiedenfach verschlungener und ge-
üpfter Bänder oder Stränge mit Knoten", wie noch jetzt die Miao
Süd-China. Auch die Chinesen selbst behielten anfangs diesen
rauch bei, besonders um Verträge abzuschließen und Unterpfänder
rselben aufzubewahren. Nach ihrer Ueberlieferung sollte der fabel-
ifte Kaiser Fu-hi die Schriftzeichen erfunden haben. Khong-fu-tße
hrieb diese Erfindung der Beobachtung des Himmels, der Erde und
rer Wesen zu. Von Fu-hi sollten nämlich die acht Kua's her-
ühren, acht Figuren, welche aus je drei Reihen von einer langen oder

*) Schott, zur Literatur des chines. Buddhismus. Abhandl. d. Berliner
kad. 1873, philos.-histor. Klasse S. 38. Ders., Entw. e. Beschr. d. chines.
it., das. 1853, S. 347 ff.

**) H. Wuttke, Geschichte der Schrift I. S. 241 ff.

zwei kürzeren Linien, in verschiedenartiger Gruppirung bestehen, (z. B.



u. s. w.) und durch Vereinigung von je zweien noch bedeutend vermehrt wurden (8 Trigramme und 64 Hexagramme).*) Diese Zeichen füllten das älteste Buch der Chinesen, J-king, und sollten die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung und des Schicksals enthalten; aber ihre Bedeutung ist in Vergessenheit geraten, daher sie nur noch als Zauberzeichen gelten. Gelehrte haben sich über ihrer Erklärung den Kopf zerbrochen, so daß das J-king durch Beifügung dieser Versuche, deren ältester vom Fürsten Wen-wang von Tsin, 1150 vor Chr., herrührt, in großem Maße anschwoll. Khong-fu-tße's Erklärung der acht Figuren als: Himmel, Feuchtigkeit, Licht, Donner, Wind, Wasser, Berg und Erde bildet den jüngsten Theil des J-king. Die Staatsbibliothek von Peking besaß im J. 1775 nicht weniger als 1450 Abhandlungen über die Kua's. Selbst europäische Gelehrte haben sich mit dieser undankbaren Arbeit beschäftigt, und sogar einen Zusammenhang mit Pythagoras oder mit Aegypten in den Kua's gesucht. Ohne Zweifel waren sie nichts als sehr einfache Schrift- oder Zahlzeichen. Andere Zeichen, in welchen ohne Zweifel die 9 einfachen Ziffern zu suchen sind, enthält die Tafel Lo-schu, angeblich auch von Fuhi herrührend, von den Chinesen die mystische Schildkröte genannt, wo jede Seite des Quadrates, je 3 Ziffern enthaltend, zusammengezählt genau dieselbe Summe — 15 — ergibt. Sie diente daher wahrscheinlich auch zu abergläubigen Zwecken, und dies mag auch von den Kua's gelten.

Die jetzigen chinesischen Schriftzeichen soll Tsang-kie, Rat und Geschichtschreiber des sagenhaften Kaisers Hoang-ti, des Ordners der Zeitrechnung (2650 vor Chr.) erfunden haben. Bezeichnend heißt es, als Vorbild für seine Zeichen, 540 an der Zahl, hätten ihm die Fußtritte der Vögel („Krähenfüße" nennen wir unleserliche Schrift) und die Zeichnung der Schildkrötenschale gedient. Er soll sogleich damit ein medicinisches Werk geschrieben haben. Verschiedene Schriftsteller nennen übrigens verschiedene Schrifterfinder. Den Kaisern Schun (2222 vor Chr.) und Yü (2197 vor Chr.) schreibt man Vermehrung der obigen Schriftzeichen zu. Jedenfalls ist eine von Yü herrührende Felseninschrift vorhanden zum Andenken an die Vollendung einer Wasserleitung. Auch ließ er auf neun Opfervasen je eine Karte und Beschreibung einer der damaligen neun Provinzen China's anbringen.

Die chinesische Schrift ist ursprünglich Bilderschrift. Da die

*) Schott, Entwurf einer Beschreibung der chines. Lit. (Berl. Akad. Abhdl. 1853, hist.-phil. Klasse S. 302).

nesische Sprache einsilbig ist, daher jedes Wort, und was dasselbe , auch jede Silbe eine bestimmte Bedeutung hat, so lag es nahe, ch einem jeden Worte ein bestimmtes Zeichen zu geben. Die ilder, welche für diese Zeichen gewählt wurden, vertraten daher cht mehr die Gegenstände, welche sie darstellten, sondern die Wörter, elche sie bedeuteten. Das Wortbild sollte nicht den Klang, sondern n Sinn des Wortes erkennbar machen.. Die chinesische Schrift mm daher die Mitte ein zwischen reiner Bilderschrift (wie z. B. r mejikanischen), welche von der Sprache unabhängig ist und nur edanken, nicht Worte wiedergibt, und einer Silben- oder Buchstaben- rift, welche für bestimmte Laute bestimmte Zeichen gibt. Die Laute mmen nicht in Betracht, sondern nur die Worte, und es können ehr Wörter in der Aussprache und Betonung sehr ähnlich, sogar llkommen gleich, ihre Zeichen aber sehr verschieden von einander in. Die Aussprache derselben ist daher im Chinesischen keine ein- itliche, sondern sowol in der Zeit, nach Perioden, als im Raum, ch Provinzen sehr verschieden. Der gebildete Chinese bedient sich doch in jeder Provinz (wenn er laut liest) der Umgangssprache, wie e im Norden des großen Kjang sich abgeschliffen hat. Die Zeichen r Wörter, welche sinnliche Gegenstände ausdrücken, waren ur- rünglich einfache Bilder dieser Gegenstände, Wörter für Handlungen rden durch das Bild des Gegenstandes, von dem die Handlung sgeht (z. B. für „sehen" durch ein Auge mit davon ausgehenden trichen), Wörter für Eigenschaften durch modifizirte Bilder von egenständen, welche diese Eigenschaften besitzen, dargestellt. Ein ebirge z. B. drückte man sehr einfach durch mehrere Berge, einen ald durch mehrere Bäume aus; ein Punkt über einem Striche mußte oben", unter einem solchen „unten", ein Strich durch Kreis oder iereck „mitten" heißen. So häufte sich nach und nach ein Vorrat n Kombinationen an, mittels dessen man sogar zur Darstellung nsinnlicher Begriffe gelangte, und die Fantasie hatte freies Spiel. Verbindungen verschiedener Zeichen zu neuen, für verwickeltere Be- riffe, vermehrten den Zeichenschatz mit der Zeit und durch die Be- eiligung und Neuerungslust vieler Schriftgelehrten in immer größerm Maße, so daß es heute etwa fünfzigtausend allgemein übliche und ebensoviel nur vereinzelt vorkommende Charaktere in der chinesischen Schrift gibt. Zugleich veränderten sich aber auch die Formen der Zeichen durch den Gebrauch und durch die Zusammenfügung mehrerer, wie auch durch den Wechsel der Schreibmaterialien nach und nach so, daß es jetzt beinahe keine Zeichen mehr gibt, in denen noch das Bild rgend eines Gegenstandes zu erkennen wäre.

Was die Satzbildung im Chinesischen betrifft, welche bei der Unveränderlichkeit der Wörter beinahe undenkbar erscheinen könnte,

so kommt es darauf an, in welcher Ordnung die Wörter zusammengestellt werden. Das Verhältniß der Fälle (Casus) wird durch beigefügte besondere Wörter, welche außerdem andere Bedeutung haben, die Mehrzahl durch Wiederholung des Zeichens u. s. w. ausgedrückt. Das chinesische Schriftzeichen vereinigt nie so viele einander heterogene Bedeutungen wie manches gesprochene Wort. Zwei- und Mehrdeutigkeiten entstehen also vorzugsweise im Sprechen, wo aber der Chinese theils durch die Unterscheidung nach Accenten, theils durch engeres Aneinandersprechen zweier Grundwörter sich zu helfen weiß. Die chinesische Schrift ist für jeden Dialekt des Landes und auch für andere sich ihrer bedienende Völker dieselbe und kann gleich unseren Zahlzeichen in jeder Sprache gelesen werden; sie ist die allgemeine Schrift Ostasiens geworden und wird von nahezu der Hälfte der Menschheit gelesen und geschrieben.*)

Die Richtung der chinesischen Schrift geht von oben nach unten und diese senkrechten Zeilen (eigentlich Säulen) folgen aufeinander von rechts nach links. Ausgenommen sind Texte mit zwischenzeiliger mandschuischer oder mongolischer Uebersetzung: da laufen die Kolumnen von der Linken zur Rechten, weil beide genannte Völker ihre scheitelrecht laufende Buchstabenschrift ebenso ordnen. Theile von Büchertiteln findet man jedoch wagerecht geschrieben, und die wagerechte Stellung beobachtet man auch in tibetischen Texten mit zwischenzeiliger chinesischer Uebersetzung, die alsdann sogar von der Linken zur Rechten läuft.

Geschrieben wurde in den ältesten Zeiten auf Schilf und Gewebe (wahrscheinlich Leinwand), dann auf Stein, erst rot aufgetragen, dann eingegraben, auch bunt eingelegt, sowie auf Palmblätter, Rinde, Holz und Metall, und zwar mit eisernen Nadeln oder Griffeln. Später wurden Bambustafeln, am Feuer geschmeidig gemacht und gebräunt, vorherrschendes Schreibmaterial und zwar mittels Grabstichel oder Holzgriffel. Die Tafeln ordnete man zu Büchern. Auch Holzbretter kamen fortwährend vor, auf welche z. B. Khong-tße mit rotem Ocker schrieb, und auch die King wurden auf solche niedergeschrieben. Man schrieb ferner mit Holz- oder Bambusgriffeln auf Seide. Die Farbstoffe dazu wurden aus schwarzen Mineralien gefertigt. Tusche oder schwarze Tinte aus Fichtenruß und Leim oder Oel soll schon 1120 vor Chr. im Gebrauch gewesen sein. Erst am Ende des chinesischen Altertums, um 200 vor Chr., wurde der jetzt herrschende Pinsel aus Thierhaaren in einem Bambusstiel als Schreibwerkzeug und unter den Han, 176 oder 95 vor Chr., das Papier aus Maul-

*) Bezüglich aller näheren Ausführungen ist zu verweisen auf Schott, Chinesische Sprachlehre, Berlin 1857.

erbaumbast oder -rinde, später auch aus Leinwand, Baumwolle ꝛc. s Beschreibstoff eingeführt. Das Schreibzeug eines Chinesen besteht s drei Pinseln, Tusche, Wassernäpfchen und Reibschale. Dies alles rd gewöhnlich zusammen in einem Kasten von dunkelrotem Holz fbewahrt, der etwa $11^1/_2$ Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 Zoll hoch . Den Schreibbedarf, Pinsel, Tusche, Napf und Papier, nennen e Chinesen Szé-pào, die 4 wertvollen Dinge (Wuttke).

B. Das Schrifttum der Chinesen.

Die Chinesen leiten den Ursprung der Literatur von dem Bereden ab, Laster und Irrtümer zu bekämpfen, vor deren Aufkommen s keine Bücher gab. Die ältesten bekannten sind die schon erwähnten rläuterungen der Kua's vom Fürsten Wen-wang von Tshin, welche in Sohn Tscheu-kung fortsetzte. Des Letztern Prinzenlehrer, Pao, ll 1078 vor Chr. ein Wörterbuch verfaßt haben. Um 950 vor Chr. ieß Kaiser Mu-wang, Nachkomme der Obigen, die Strafgesetze aufhreiben und verkündigen. Unter dem Kaiser Sjuen-wang (827 bis 81 vor Chr.) schrieb dessen Reichsgeschichtschreiber Tschéu ein Werk ber die Schrift, was eine Reform der letztern zur Folge hatte. In er Zeit der Zersplitterung China's in viele Fürstentümer entstanden iele Werke über die Geschichte derselben. Um 500 vor Chr. hatte in Fürst von Lu bereits eine Bibliothek. Als kaiserlicher Geschichtschreiber, Archivar und Bibliothekar verfaßte der uns bereits bekannte Lao-tße um 525 (?) vor Chr. sein Tao-te-king und in seinem Geiste rbeiteten seine Schüler Kuan-jun-tße und Jün-wen-tße weiter. Es erdunkelte sie jedoch bald Khong-fu-tße mit seiner dem chinesischen Charakter, soweit dieser der Civilisation huldigte, weit besser angepaßten Lehre, als es die metaphysischen Spekulationen des Tao aren. Khong-fu-tße ist nicht nur der bedeutendste Schriftsteller, ondern auch der verdienstvollste Sammler der literarischen Schätze hina's. Seine hervorragendste That ist ohne Zweifel die Zusammenstellung des chinesischen Liederbuches Schi-king*), zu welchen er aus reitausend vorhandenen Volksliedern, von denen indessen nur wenige lter als die Zeit der Dynastie Tschéu sind, 311 Stücke auswählte, on denen sechs verloren gingen; dagegen vermehrte sich die Sammung nach Khong-fu-tße's Tode nach und nach auf 331 Stücke. Die ltesten derselben fallen etwa in das vierzehnte Jahrhundert vor Chr.,

*) Schi-King oder Chinesische Lieder, gesammelt von Confucius. Neu und frei nach S. La Charme's lateinischer Uebertragung bearbeitet. Für's deutsche Volk herausgegeben von Johann Cramer. Crefeld 1844. Neueste Bearbeitung von Victor v. Strauß.

die jüngsten in das siebente nach Chr. Der Literarhistoriker Scherr sagt vom Schi-king: „Dieses Liederbuch läßt uns in ein bewegtes, farbenhelles, sinniges Treiben blicken. In klaren, oft majestätisch anschwellenden, dann wieder elegisch trauernden und zuweilen scherzhaft kichernden Liedern und Bildern zeichnet es die Einfachheit, Würde und Anmut des altchinesischen Volkslebens. In erhabenen Strophen wird das Walten der höchsten Himmelsgewalt geschildert, in reizenden Wendungen das Geplauder der Liebe wiedergegeben oder der hohe Wert weiblicher Reinheit und Tugend gepriesen. Das Schmerzgefühl der Armen und Unterdrückten macht sich laut neben den Klagen verratener und gebrochener Herzen. Die alte Reichsgeschichte wird in Romanzen lebendig, der patriotische Eifer erhebt sich mit eindringlichen Mahnungen gegen den staatlichen und sittlichen Verfall, Schranzen und Schmarotzer werden satirisch gegeißelt, Weichlinge und Wüstlinge verwünscht, die Lehren alter Weisheit gnomisch zugespitzt, und auch Witz und Humor entfalten mitunter ihre Schwingen."

Was die Form der Lieder des Schi-king und anläßlich auch der übrigen chinesischen Dichtungen betrifft, so zerfallen dieselben in Strophen und diese wieder in mehrere meist vierfilbige (also auch vierwortige) Zeilen. Es gibt aber auch drei-, fünf- und sechsfilbige Zeilen.*) Man trifft Lieder ohne Reim, andere mit zweifelhaftem, wieder solche mit unvollkommenem und endlich mit vollkommenem Reim, indem das letzte Wort einer Zeile seinem ganzen oder beinahe ganzen Auslaute nach mit dem entsprechenden Worte einer folgenden zusammenklingt. Selten ist der Gebrauch desselben Wortes als Reim, ebenso der durchgehende Gebrauch desselben Reimes. Die meisten Lieder des Schi-king haben drei oder vier, die längsten bis etwa 13 Strophen. Die Strophe hat einen, oft zwei, selten drei Reime in vier bis zehn Zeilen. Ein Beispiel:

Fan fan jang tscheu
tschai schin tschai feu
ki kian kiun tsche
ngo sin tsche hieu,

d. h.: Es segelt hin der Kahn von Erlenholz; bald sinkt er, bald hebt er sich wieder. Nachdem ich den fürstlichen Weisen gesehen, ist mein Herz voll heiterer Ruhe.

Die Abwechselung der Reime ist höchst manigfaltig und erinnert oft an den kunstvollen Bau italienischer Stanzen.

Eine chinesische Mondscheinfantasie zeichnet sich in folgenden Versen; Zu Kin-ling, in stiller Nacht erhebt sich ein kühler Windhauch.

*) Schott, über chines. Verskunst, in den Abhandl. der Berliner Akad. 1857, Histor-phil. Klasse S. 55 ff.

insam besteig' ich den hohen Söller und blicke in die Lande U und ue. Weißes Gewölk spiegelt sich im Wasser, es spielt das herbst- he Licht; glänzender Thau tröpfelt Perlen gleich vom herbstlichen onde. Unter dem Monde sing' ich lange, kehre spät nach Hause; rgangenheit und Gegenwart bieten sich ja selten in unserm Auge Hand. Es bahnt seinen Weg der schimmernde Kjang, er gleicht em weißen Tuche.

Die Lieder des Schi-king theilen die chinesischen Gelehrten in i Klassen. Die Lieder der ersten Klasse, Fu genannt, sind ein- hen didaktischen Inhalts ohne alle Abschweifung, ohne irgend ein ld; die der zweiten Klasse, Pi genannt, nennen den Gegenstand, f den sie zielen, gar nicht, sondern bleiben bei bloßen Allegorien d Vergleichungen stehen; die der dritten Klasse endlich, Hing ge- nnt, beginnen in der ersten Linie der Strophe mit einer Ver- ichung oder einem Bilde und gehen dann zu dem Gegenstande bst über, der verglichen oder beleuchtet werden soll.

Khong-fu-tße schuf aber auch ein zweites Werk von klassischer beutung für China, indem er 484 vor Chr. aus den alten Geschicht- chern des Reiches eine zusammenhängende Sammlung von weisen ben der alten Fürsten und ihrer Minister von etwa 2350 bis etwa 0 vor Chr. herausgab; das Buch heißt Schu-king d. h. das Buch lechthin. Als Fortsetzung dazu schrieb Khong-fu-tße eine Chronik n Lu, für die Zeit von 722 bis 481 vor Chr., Tschün-tsieu ge- nnt. Endlich schrieb er noch mehreres Andere, was theilweise nicht ng zuverlässig von ihm, sondern vielleicht von einem seiner Schüler . Dahin gehört z. B. Ta-hjo, d. h. das große Studium, ein sehr rzes, aber inhaltschweres Buch, das, nach einer Vorrede über die nesische Erziehung, von der Selbstvervollkommnung, besonders mit ezug auf das Wirken in Familie und Staat handelt. „Als Schrift- ller, sagt H. Wuttke, erhob sich Khong-fu-tße über alle Vorgänger rmöge seiner einfachen, gedankenvollen, kräftigen und erhabenen prache. Seine Schreibart galt fortan als das Muster für die here Ausdrucksweise. Immer und immer wurde sie nachgeahmt. essenungeachtet wurden im Zeitenlaufe gar manche Stellen seiner erke wegen der äußersten Knappheit, in welche er den Gedanken preßt hatte, recht schwer verständlich, und spätere Gelehrte weichen i der Auslegung derselben ab.“ Durch die zugesetzten Erklärungen nd die beigefügten Bemerkungen schwollen seine Werke zu kolossalem mfange an. Dieselben werden, mit Inbegriff des I-king, Schu-king nd Schi-king, von den Chinesen schlechtweg die King, die Bücher wie „die Bibel“) genannt und sind für sie geradezu der notwendigste Bestandtheil der Gelehrsamkeit. Unter seinen zahlreichen Schülern agten besonders Tseng-tße, genannt Tseu-jü und sein Enkel Kung-ki,

genannt Tße-ße (509—453 vor Chr.) hervor. Der Erstere ist der Verfasser einer Auslegung des Ta-hjo, welche letzteres an Umfang weit übertrifft, ja vielleicht des Ta-hjo selbst; — der Letztere behandelte die Lehre des Großvaters in dem Werke Tschung-jung, die Unveränderlichkeit in der Mitte, d. h. das Verharren des Wandels in einer geraden Linie in gleicher Entfernung von den Extremen, also im Wege der Wahrheit, wodurch der Inhalt ziemlich deutlich angezeigt ist. Weitere Nachrichten über ihn enthält das von seinen Schülern 430 vor Chr. verfaßte Buch Lün-jü, d. h. moralische Unterredungen, welche an die durch Xenophon gesammelten sokratischen erinnern und die ganze begeisterte Tugend, Humanität und Menschenliebe des großen Khong-tße ausatmen, ohne in ein trocknes gelehrtes System eingeschraubt zu sein. Zusätze zu seiner Chronik von Lu schrieb sein jüngerer Freund Tso-schi, genannt Tso-kjeu-ming. Khong-fu-tße's Schüler und Anhänger zerfielen aber bald in mehrere Schulen oder „Familien", die verschiedenen Ansichten huldigten. Dasselbe fand unter den Schülern und Anhängern Lao-tße's statt, und die Schulen beider Philosophen traten wieder polemisch gegen einander auf. Als getreuester Nachfolger Khong-fu-tße's gilt, wie bereits erwähnt, Meng-tße; daher widerfuhr auch seinem Hauptwerke, das seinen eigenen Namen trägt, die Ehre, mit den drei Hauptwerken der Schule Khong-fu-tße's die Zahl der vier klassischen Bücher (Sze-schu) vollzählig zu machen. Es sind dies die erwähnten Ta-hjo, Tschung-jung, Lün-jü und dazu also das Buch Meng-tße. Letzteres führt (in dritter Person sprechend) die Aussprüche des Weisen bei verschiedenen Anlässen an und handelt von verschiedenen Gegenständen, von den Tugenden des individuellen und Familienlebens, von der Ordnung der Geschichte, von den Pflichten der Regirenden, den Arbeiten der Studirenden, Landleute, Handwerker, Kaufleute ꝛc., von den Gesetzen des Himmels, der Erde und aller ihrer Wesen und Erscheinungen, ohne dabei irgend eine systematische Ordnung zu beobachten. Während Khong-fu-tße das Laster nur in ernster Sprache und mit Abscheu bekämpft hatte, bezeigte Meng-tße demselben mehr Verachtung und verschmähte die Waffe der Satire nicht. Den nächsten Rang nach den Sze-schu nimmt das Hjao-king (Buch vom kindlichen Gehorsam) ein; es besteht aus einem Gespräch zwischen Khong-tße und Tseng-tße und wurde erst im 8. Jahrh. nach Chr. aufgefunden. Gegen die dumaligen Khongtßeaner trat von Seite der Laotßeaner der blühend schreibende Tschwang-tße auf, doch ohne daß diese Schule den Vorrang und Sieg der erstern verhindern konnte. Umsonst suchte die Metaphysik des Tao der realistischen Ethik Khong-fu-tße's den Rang abzulaufen; das dunkle und fremde Gewächs mußte sich in die Verborgenheit zurückziehen, die es ja so sehr liebte! Seit Khong-fu-tße's

Tode wurden so die Gelehrten, deren Schulen durch ihren Streit großes Aufsehen erregten, eine wirkliche Macht in China; und dies betraf im Grunde nur Khong-fu-tße's siegreiche Schule. Der Entwickelung dieser Macht trat aber eine unverhoffte Krisis hemmend in den Weg, die von demselben außerordentlichen Fürsten ausging, welchem China das Aufhören der kleinen sein Gebiet zersplitternden Staaten verdankt. Der Tshin-Kaiser Schi-hoang-ti bemerkte mit Verdruß, daß in den vielen nun unter seinem Herrscherstabe vereinigten kleinen Reichen eine Menge (man sagt siebenzig) von einander abweichende Schreibweisen im Gebrauche waren. Wie einen Kaiser, so sollte China nun auch ein Schriftsystem haben. Er beauftragte daher seinen Minister Li-ße mit Aufstellung eines solchen, dem ganzen Reiche gemeinsamen, und es geschah nach seinem Willen. Das neue System zählte etwa zehntausend Schriftzeichen. Von der Dekretirung bis zur allgemeinen Einführung war aber ein weiter Schritt; die Gelehrten hingen an ihren alten Zeichen, namentlich jene von Khong-tße's Schule, — und Schi-hoang-ti war ein — Anhänger Lao-tße's. Dies und der Mangel an Gehorsam genügten zur Rechtfertigung der schärfsten Maßregeln. Li-ße gab seinem Herrn den teuflischen Plan an, die ersehnte Einheit der Schrift durch Zerstörung der vorhandenen Bücher herbeizuführen; ohnehin seien die Schriftsteller fernerhin entbehrlich, meinte er, seitdem die Welt nur noch einen Herrn habe, der ihr die Gesetze gebe. Nicht nach Büchern, sondern nach den Gesetzen sollen die Menschen leben. Schi-hoang-ti befahl sofort, alle Bücher an die Beamten zur Verbrennung abzuliefern, bei Strafe der Brandmarkung und Zwangsarbeit an der Großen Mauer. Ausgenommen waren die Bücher über Ackerbau, Musik, Heilkunde, Sterndeuterei, Wahrsagerei, Geschichte des Hauses Tshin, sowie das unverstandene Tao-te-king und das J-king. Es galt also die Vernichtung von Khong-fu-tße's Schule und die Herrschaft der Tshin und des Aberglaubens, und die Maßregel schließt sich würdig derjenigen des Kardinals Ximenes gegen die maurischen und jüdischen Bücher an. Unzählige Bücher, namentlich Khong-fu-tße's und seiner Schüler wurden 213 vor Chr. verbrannt, und außerdem erzählen die Anhänger Khong-fu-tße's von ungeheuerlichen Grausamkeiten gegen die damaligen Glieder ihrer Schule. Nur Weniges wurde durch Verbergen in entlegenen Gegenden gerettet. Und doch war durch diese Unmenschlichkeit die Einheit der Schrift keineswegs gerettet. Ja der Kaiser, der sie herbeiführen wollte, gab bald darauf dem Schriftsystem eines gewissen Tsching-mjao den Vorzug vor demjenigen Li-ße's, weil es in lauter geraden Linien bestand und daher leichter geritzt werden konnte. Auch für den Schreibpinsel, den eben zur Zeit der Büchervertilgung Schi-hoang-ti's der Feldherr Mung-tian erfand,

waren die geraden Linien bequemer. Wie bereits erwähnt, folgte das Papier dem Pinsel bald nach, mit welchem seitdem viele Verbesserungen vorgenommen worden sind.

Schi-hoang-ti's Barbarei hatte jedoch nicht lang andauernde Folgen. Bald erholten sich die Gelehrten wieder und Khong-tße's unverwüstliche Schule erlebte eine neue Blüte. Im Jahre 191 vor Chr. hob der Kaiser den Ukas gegen die Bücher auf und Li-ße's Schrift wurde von den älteren sowol, als von später aufgekommenen Schriftarten in den Hintergrund gedrängt. Der Kaiser Wu-ti (139 bis 87 vor Chr.) beschützte die Wissenschaften in hohem Maße. Freilich kam damit auch leichtfertige Literatur empor, und es fanden Mythen Eingang, welche die historischen Kenntnisse verwirrten. Ihnen gegenüber begünstigte Wu-ti kräftig die Schule Khong-fu-tße's und bemühte sich emsig, das von ihren Werken Verlorene wieder aufzufinden und zu ersetzen. Das Schu-king wurde theils unter den Trümmern eines alten Hauses aufgefunden, theils aus dem Gedächtniß wiederhergestellt. Damals schrieb auch China's größter Geschichtschreiber Sze-mà-tsien in Wu-ti's Auftrag seine „geschichtlichen Denkwürdigkeiten". China's von der Urzeit (2637 vor Chr.) bis 121 vor Chr. Er starb während der Arbeit 97 vor Chr.; aber dieselbe wurde später von Anderen (zusammen 24) auf kaiserlichen Befehl fortgesetzt und reicht ununterbrochen bis zum Beginne der Mandschu-Herrschaft, welche den Abschluß nicht duldet. Unter der Dynastie Han (206 vor bis 220 n. Chr.) entstand die Kompilation des Li-ki, d. h. des Buches der Gebräuche, welches indessen außer den Ritualvorschriften auch moralische Lehren enthält, und sich das Ansehen eines fünften klassischen Buches (zu den vier King, oben S. 193) errang.

Durch die Einführung des Buddhismus in China, im ersten Jahrhundert nach Chr. fand bedeutender Einfluß der buddhistischen Kultur auf die chinesische statt, welcher wenigstens den einen großen Vortheil hatte, daß die Chinesen zum ersten Male eine fremde Sprache und ein Alfabet kennen und in Folge dessen auch ihre eigene Sprache rationeller behandeln lernten. Die buddhistische Literatur in China enthält gleich derjenigen der Tao-ße nur moralische und theologische Schriften ohne besondern Wert und daneben viel abergläubisches Zeug. Auch die nationale chinesische Literatur hat seitdem keine Fortschritte gemacht. Unter der Dynastie der Tang im siebenten Jahrhundert trat zwar eine kurze poetische Blütezeit ein, deren Erzeugnisse sich aber mit dem Schi-king nicht im Entferntesten messen können. Li-tai-pe (702—763) nennt man den chinesischen Hafis, da er frisch in's Leben griff und es mit lebte, aber den Wein über Gebühr liebte. Sein Freund Tu-fu (714—774), erst Censor des Kaisers, dann in Ungnade gefallen, war ein ebenso fröhlicher und dabei höchst frei-

nütiger Dichter. In derſelben Zeit nahm in China die dramatiſche Dichtkunſt ihren Anfang, welcher dem Kaiſer Ming-hoang im J. 745, um Zwecke der Unterhaltung ſeiner jungen Gattin zugeſchrieben wird, as ſich aber vielleicht blos auf Puppenſpiele bezieht. Das älteſte kannte Schauſpiel ſtammt erſt aus dem zehnten bis zwölften Jahrundert. Pantomimen waren längſt vorher, ſchon zur Zeit Khong-tſe's, in China üblich. Der chineſiſche Roman gehört erſt der uern Zeit an.

Seit dem achten Jahrhundert erſchienen in großer Menge Werke turgeſchichtlichen und gewerblichen Inhalts und Encyklopädien, nn auch Reiſebeſchreibungen über die angrenzenden Länder Hochiens und Indien, ſowie Beſchreibungen der chineſiſchen Provinzen d der Nachbarſtaaten in höchſt trockener und aphoriſtiſcher Weiſe. ie Chineſen theilen ſeit jener Zeit ihren Bücherſchatz in vier Hauptcher: 1) King umfaßt Alles was klaſſiſche Autorität hat, daher gar ein Werk techniſchen Inhalts in ſeiner Art King heißen kann,) Szè alles Erzählende und Beſchreibende, ſelbſt den hiſtoriſchen oman eingeſchloſſen, 3) Tszè, die Philoſophen und Moralprediger nderer Sekten, alles Wiſſenſchaftliche nicht-religiöſer Art und ſämmtche encyklopädiſche Werke und 4) Tsi (Poeſie).*) Der Kaiſer u-tſung gründete 740 die kaiſerliche Akademie oder den Pinſelwald han-lin), welche die Oberaufſicht über alle literariſche Thätigkeit führt d deren Mitglieder ſchwere Prüfungen beſtehen müſſen. Damals ntſtanden auch bedeutende Bibliotheken. Ein weiterer Anſtoß zur flege der Literatur war die Erfindung der Buchdruckerkunſt mittels olzſchnitt, über deren Zeitpunkt man nicht einig iſt; derſelbe ſchwankt wiſchen dem ſechſten und zehnten Jahrhundert. Am Wahrſcheinlichſten t der letztgenannte Zeitpunkt und die erſten Verſuche geſchahen ittels Steindruck. Ma-tuan Lin klagt darüber, daß durch die Erndung des Bücherdrucks die guten Handſchriften verloren gegangen ien, einer Menge Schnitzfehlern die Bahn eröffnet und dem oberflächlichen Bücherleſen Vorſchub geleiſtet ſei. Zwiſchen 1041 und 048 erfand der Eiſenſchmied Pi-ſching den Druck mit beweglichen ettern (Ho-pan), die er aus gehärtetem Thon fertigte; doch wurde ie Erfindung nach ſeinem Tode nicht weiter benutzt; ſie iſt auch für ie dortige Schrift von fünfzigtauſend gebräuchlichen Zeichen ohne raktiſchen Wert. Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt gab es auch inen Buchhandel in China; ferner wurde erſtere ſeit dem elften Jahrhundert zu Papiergelt angewandt. Hervorragende literariſche Erſcheinungen ſeit dieſer Zeit waren: Hoan-yu-ki (Beſchreibung der

*) Schott, Entwurf einer Beſchreibung der chineſ. Literatur, Abhandl. der Berliner Akad. 1853, philoſ.-hiſtor. Kl. S. 295 ff.

ganzen Erde), eine Beſchreibung China's und ſeiner Nachbarländer, vom Ende des 10. Jahrhunderts; Tſe-fu-juan-kuei (Edelſtes aus den Archiven), eine Sammlung von Zügen aus dem Leben berühmter Männer und Frauen (1013); Tſchuhi (ſtarb 1200), der berühmte Polyhiſtor und geſchätzteſte Ausleger der King, der daneben als ſelbſtändiger Philoſoph eine moniſtiſche Schule gründete und bedeutende pädagogiſche, geſchichtliche und kosmologiſche Werke ſchrieb, — Juan-ki-tſchung, Tſchu-hi's Zeitgenoſſe, Begründer der Geſchichtſchreibung nach Ordnung der Begebenheiten, ſtatt der annaliſtiſchen, worin er aber keine Nachfolger fand, Wang-po-heu, Verfaſſer des Buchs der drei Worte (San-tße-king, 1277, ſ. oben S. 186); Ma-tuan-lin (1245—1322), Verfaſſer einer Encyklopädie in 348 Büchern, über alle Merkwürdigkeiten der Vergangenheit im Staats- und Volksleben.

Die Eroberung des „Reichs der Mitte" durch Kublai's Mongolen 1260 machte dem alten China und ſeiner eigentümlichen Kultur ein Ende, und letztere wurde von da an hauptſächlich durch Fremde beeinflußt: erſt Mongolen mit arabiſcher Bildung, ſeit dem 16. Jahrhundert jeſuitiſche Miſſionäre, ſeit dem 17. Mandſchu und ſeit dem 18. und 19. europäiſche Mächte.*)

Auf die chineſiſche Literatur zurückblickend, bemerken wir zwar wol eine rege Thätigkeit auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft; aber wir ſuchen vergebens nach einem wiſſenſchaftlichen oder überhaupt nach einem höhern Standpunkte als dem der Nützlichkeit. Alles beſteht nur aus Einzelnheiten, über die berichtet wird, und auch dieſe Notizen liegen meiſt in buntem Wirrwarr durcheinander gemengt und von Zuſammenhang iſt keine Spur. Die Chineſen haben keine Sprachlehre, ſondern nur Wörterbücher, wiſſen nichts von den Geſetzen und Einrichtungen der Natur, ſondern nur vom Nutzen der Naturprodukte, kennen weder die Geſchichte noch die Erdkunde fremder Länder, höchſtens etwa der Nachbarländer; das Reich der Mitte iſt ihnen das *A* und Ω ihres Geiſtes.

*) Andeutungen über die neuere chineſiſche Kultur unter den genannten Einflüſſen bringen der III. Band unſers Werkes (bei Erwähnung der Mongolen), der IV. (bei Anlaß der jeſuitiſchen Miſſionen) und der VI. (bei Behandlung der modernen Handelskriſen).

Drittes Buch.

Die indiſche Welt.

Erſter Abſchnitt.

Land und Volk.

A. Das Sind- und Ganga-Land und die Halbinſel Dekhan.

Der Weltgang der Kultur trifft vom „Reiche der Mitte“ her
mächſt auf Indien,*) das Land, in welchem die mittelländiſche
aſſe von den ihr angehörenden Völkern eines abeſondert hat, das
nn außer Verbindung mit den übrigen geriet und eine ganz eigen-
mliche Richtung der Kultur gewann, indem kein anderes unter einer
großen Maſſe und überwiegenden Mehrheit von Menſchen tiefer
ehender Raſſe, kein anderes in einem ſo heißen, entnervenden Klima
leben hatte.

Dieſes Land wurde zuerſt von den älteren griechiſchen Geſchicht-
hreibern Hekataios und Herodotos Indien genannt. Sie hatten
eſen Namen durch die Perſer kennen gelernt, welche jedoch, gleich
n Indern ſelbſt, nur einen Theil der Letzteren, nämlich die am
trome Indos Wohnenden, Hindhu (indiſch Sindhu) nannten. Die
raber nannten das ganze Land nach perſiſcher Form Hind und die
egend am untern Indos in indiſcher Weiſe Sind, wie ſie noch jetzt heißt.
ie Neuperſer nennen Hinduſtan das ganze Land; die Europäer geben
ztern Namen der nördlichen Hälfte im Gegenſatze zur ſüdlichen,
em Dekhan; das Ganze nennen ſie nach griechiſcher Weiſe Indien,
der im Gegenſatze zur öſtlichen Halbinſel Vorderindien, und beide

*) Das Hauptwerk iſt: Chriſtian Laſſen, Indiſche Altertumskunde. 1.
und 2. Band. 2. Aufl. Leipzig und London 1867 und 1874.

Halbinseln zusammen mit den umliegenden Inseln, zur Unterscheidung von der durch Colombo entdeckten und von ihm für Indien gehaltenen neuen Welt: Ostindien. Die Inder selbst nennen ihr Land Arjavarta, das Reich der Arja oder der ehrwürdigen Männer, wie das herrschende Volk sich im Gegensatze zu den unterworfenen ungläubigen Mleka oder die drei höheren Kasten zum Unterschiede von den Sudra nannte. Noch andere indische Namen des Landes, die aber bald nur dieses selbst, bald gar nur Hindustan, zwischen Himalaja und Vindhja-Gebirge, bald aber auch die ganze „mittlere", d. h. den Indern bekannte Welt bezeichnen, sind: Dschambudwipa, d. h. Insel des Dschambu-Baumes, und Sudarschana (ein Beiname dieses Baumes, d. h. der schön aussehende). Indien selbst heißt bei den Brahmanen auch Bharatawarscha oder Bharata. Die vorzugsweise angewandte Selbstbenennung der Inder, Arja, ist ihnen und den im Westen an sie grenzenden Völkern gemein. Letztere nennen sich Airja, griechisch Ἄριοι, ihr Land heißt auch bei den Griechen, wenigstens sein östlicher Theil, Ariana. Beide bilden zusammen den Völkerstamm der Arier.

Betrachten wir nun Indien nach seiner Lage, seinen Grenzen und Bestandtheilen, so werden wir unter diesem Namen stets vorzugsweise den nördlichen Theil, Hindustan verstehen und den südlichen, Dekhan mehr als eine Ergänzung betrachten müssen, welche für sich wenig kulturgeschichtliche Bedeutung hat.

Indien unterscheidet sich in seiner äußern Gestalt gleich sehr wesentlich von China. Es ist nicht eine bloße „Ausbauchung" des massiven Centralkörpers von Asien, sondern eine der drei bedeutendsten Gliederungen dieses Erdtheils und zwar die mittelste derselben, welche sämmtlich nach Süden vorgestreckt sind. Diese Halbinsel, Vorderindien, bildet ein Dreieck, und ihre Lage sowol, als Gestalt, wenn auch sie selbst von geringerer kulturhistorischer Bedeutung ist, als ihr Hinterland, hat große Wichtigkeit für die Entwickelung des ganzen Landes, das durch sie zwei Meeren geöffnet ist, d. h. eigentlich zwei Abtheilungen oder Hälften des nach Indien benannten Oceans, den eine von Vorderindiens Spitze nach Süden gezogene gerade Linie ziemlich genau in der Mitte zwischen Afrika und Australien schneidet. Auf der Landseite ist Indien dagegen durch das höchste Gebirge der Erde vom größten Hochlande derselben getrennt, aus dem ihm seine Hauptströme entquellen. Im Nordwesten und Nordosten sind die Grenzen des Landes nicht so scharf; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß als solche die östliche Wasserscheide des Brahmaputra und die westliche des Indos gelten müssen; jene scheidet Indien von seiner Zwillingsschwester Hinterindien, dem für sich ohne kulturhistorische Bedeutung dastehenden Uebergangslande zwischen China und Indien. Die nordwestliche Grenze aber trennt Indien vom Hoch-

lande West- oder Vorderasiens und sein Volk von dessen arischem Zwillingsvolke.

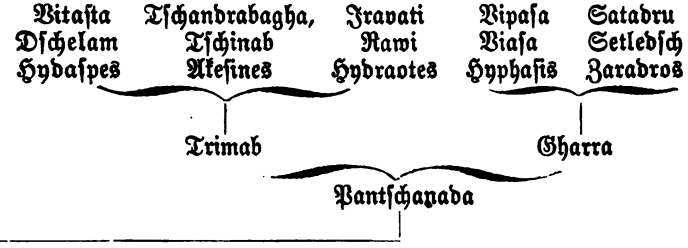
In diesen Grenzen enthält Indien etwas über vier Millionen Quadrat-Kilometer, fast doppelt so viel wie Hinterindien, ungefähr gleichviel wie das eigentliche China und daher gleich diesem fast halb so viel wie ganz Europa. Hindustan und Dekhan theilen sich in dieses ungeheure Gebiet ungefähr zu zwei gleichen Hälften, indem sie wie zwei Dreiecke, die im Vindhja-Gebirge eine gemeinsame Seite haben, an einander liegen. Indos-Wasserscheide und Himalaja sind dort, die beiden Küsten des bengalischen und des eigentlichen indischen Meeres hier die zwei übrigen Seiten. Jede von beiden Landeshälften, Hindustan und Dekhan, kommt an Größe etwa Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und Frankreich, nebst der Schweiz und den beiden Rheinmündungsstaaten zusammen gleich und ist etwa siebenmal so groß als das jetzt beide beherrschende Inselreich Britanniens.

Zu dem Innern Hochasiens steht Indien in einer ähnlichen Beziehung wie Italien zu Mitteleuropa. Auch über die asiatischen Alpen sind wiederholt rohere, kräftigere und frischere Stämme nach Süden in ein warmes, fruchtbares, berauschendes und entnervendes Klima heruntergestiegen und haben begabtere und vorgeschrittenere, aber verweichlichte Völker unterworfen. Auch über die asiatischen Hochalpen sind von Süden her neue Religionsformen zu den glaubensbedürftigen Barbaren des Nordens gewandert, um sie zu civilisiren, und endlich haben auch über die asiatische Kulminationsaxe beiderseitige Völker stets belebten Handelsverkehr geflogen. Trotz dieser manigfaltigen Berührungen ist der 2500 Kilometer lange, durchschnittlich 300 breite und (im Mount Everest) bis zu 8837 Meter Höhe sich erhebende Himalaja gleich den weniger kolossalen und zugänglicheren Alpen eine Scheidemauer der schärfsten Gegensätze, und der Verkehr zwischen den Ländern an seinen beiden Abhängen ist nur in höchst schwieriger Weise auf wenigen furchtbaren Pässen, die den Montblanc und Elbrus an Höhe übertreffen, über den Kamm des Gebirges möglich, oder umgeht dessen beide Endpunkte längs den Stromläufen, welche sie einschließen: Indos und Brahmaputra. Dieser gigantische Völkerwall hat bei den Indern beinahe denselben Namen wie bei den Chinesen ihre weniger wichtigen Gebirge (Siue-schan), — Himalaja, d. h. Wohnung des Schnees, und er ist es eigentlich, der Vorderindien zu einer besondern Welt für sich macht, was keine der übrigen Halbinseln Asiens werden konnte, Hinterindien nicht, weil seine Gebirgsketten von Norden nach Süden ziehen und die dazwischen liegenden Thäler daher den Mongolen Hochasiens bequeme Wege zur Ueberflutung des Landes darboten, — Arabien nicht, weil es an seiner Wurzel der Gebirge ganz entbehrt und im Innern sowol, als am Nordrande von

Wüſten durchzogen iſt. Indien iſt daher im Norden am Meiſten von der übrigen Welt abgeſchloſſen. Im Nordweſten hat es dagegen an dem in den Indos ſtrömenden Kabulfluß ein natürliches Völkerthor, durch welches ſich beſonders in älteren Zeiten Wechſelwirkungen indiſcher und fremder Kultur Bahn gebrochen haben. In der neuern Zeit, die uns hier nicht mehr berührt, thaten dies die Seeſeiten, die weſtliche für die romaniſche mißglückte, die öſtliche für die germaniſche, bis jetzt erfolgreichere Eroberung. Seine Lage in der Mitte von Südaſien und in der des indiſchen Oceans ſtempelt daher Indien gewiſſermaßen von Natur zum Sammelplatze der Völker aus Oſt und Weſt, und zwar um ſo mehr, als ſein Reichtum an Produkten noch beſonders dazu einladen mußte, es zu beſuchen, während hinwieder ſeine natürlichen Grenzen ihm beinahe ſo lange ſeine politiſche Unabhängigkeit bewahrten, als dem noch mehr abgerundeten China und ſeine ethnographiſchen und religiöſen Eigentümlichkeiten ihm ſogar bis heute bewahrt haben. Der für die eigentümliche indiſche Kultur bedeutſamſte Bezirk, Hinduſtan, iſt, wenn von den Abhängen des Himalaja, des Vindhja und der Oſt- und Weſtgebirge abgeſehen wird, vorwiegend Tiefland. Dasſelbe zerfällt, was für Indiens Geſchichte von der größten Wichtigkeit iſt, in zwei Stromgebiete, deren Waſſeradern zwar, wie in China der Hoang-ho und Yang-tße-kjang, in Nachbarſchaft entſpringen, aber ſich nicht, wie jene, nach längerer Entfernung wieder einander nähern, ſondern auf Nimmerwiederſehen immer weiter ſich von einander entfernen. Der Sind, der weſtliche, auf dem tibetiſchen Nordabhange des Himalaja entſpringend und dieſen im Weſten mittels ſchmaler Furche von den Gebirgsſyſtemen des Karakorum und Hindukuſch trennend, beträgt an Größe das Doppelte des Rheins und ſein Stromgebiet kommt Spanien und Frankreich zuſammen gleich. Seine Mündung beſpült die weſtliche Wurzel der Halbinſel Dekhan. Eine Wüſte, die vom Ocean bis an die Vorberge des Himalaja reicht, trennt das Gebiet des Sind von dem der Ganga, die am Südabhange des höchſten Gebirges ihren Urſprung hat, an Größe die Elbe zweimal übertrifft (150 Kilometer kürzer als der Sind) und deren Stromgebiet demjenigen des Sind noch das Deutſche Reich, die Niederlande und Belgien hinzufügt. Mit ihrem Zwillingsſtrom, dem Brahmaputra, der in der Nähe des Sind entſteht und mit ihm die „Wohnung des Schnees" umſpannt, mündet ſie an der öſtlichen Wurzel der Halbinſel Dekhan.

Sind und Ganga, die beiden Lebensadern Indiens, bieten merkwürdige und wichtige Aehnlichkeiten dar. Beide beſitzen ein bedeutendes Syſtem von Quell- und von Mündungsarmen, ein Sammelſtromland und ein Delta. Das wichtigere iſt erſteres; es hat bei jedem der beiden Ströme den Namen von der Zahl der ſich ſammelnden Flüſſe.

Sindgebiet bildet in ſeinem obern Theile das Fünfſtromland, hanada indiſch, Pendſchab perſiſch genannt. Sein Syſtem ſes:*)



dem Sind bilden die fünf Ströme fünf Duabs, d. h. Zwei- änder. Das größte und berühmteſte Duab (Meſopotamien) ns gehört aber nicht dem Sindgebiet, aus welchem ſich die eigen- h indiſche Kultur ſehr frühe hinweggezogen hat, ſondern dem a-Gebiet an. Es iſt das Zweiſtromland zwiſchen den beiden großen flüſſen Jamuna und Ganga, das Mittelland der Mitte Indiens. . das eigentliche Reich der indiſchen Kultur, Madhjadeça, das der Mitte, wurde gerechnet vom Himalaja im Norden bis zum jja im Süden und von der Vereinigung der Jamuna und Ganga ſten bis zum Verſchwinden des kleinen aber heiligen Fluſſes svati (zwiſchen Satadru und Jamuna) in der Wüſte, im Weſten. den beiden Halbinſeln Katſchha und Guzerat reichte Madhjadeça m Ocean. Das wahre Mittel-, d. h. Kulturland Indiens iſt nur das Duab der Ganga und deſſen nächſte Tiefland-Um- g, der mildeſte und fruchtbarſte Theil des Landes, daher auch Lebensader Ganga den Indern heilig war und noch iſt. Das e Hinduſtan, öſtlich von Madhjadeça, heißt Pratſchi oder a und zerfällt in die beiden Theile des Ganga-Mittellandes, r, und der Ganga-Mündungen, Bengalen, welche beide, na- ich das letztere, erſt in ſpäterer Zeit, als Madhjadeça, Sitze her Kultur wurden, deren Weg ja von Nordweſten nach Süd- ging. Das Mündungsland der Ganga und des Brahmaputra übrigens gar nicht als indiſches heiliges Land; ſolches reichte ſoweit die heilige ſchwarze Gazelle hauſte, und dieſe drang nicht s heiße, feuchte Dſchunggelland. Umgekehrt verbreitete ſich von aus die engliſche Herrſchaft über Indien und — die Cholera die Welt.

*) Der erſte Name iſt bei allen Sanskrit, der zweite jetzige Landes- nung, der dritte griechiſch.

Dekhan, in kulturhiſtoriſcher Bedeutung weit hinter Hinduſtan zurückſtehend, iſt, im Gegenſatze zu dieſem, meiſt durchſchnittlich 1000 Meter hohes Tafelland, deſſen Nordrand der nicht höher als 1200 Meter ſteigende Vindhja, den Weſtrand das Ghat-Gebirge, auch Weſt-Ghat, höchſte Höhe 2000, in dem ſüdlichern Gebirge Nila Giri aber 2600 Meter, den Oſtrand die zertheilteren und niedrigeren Oſt-Ghat bilden, die nicht 1000 Meter überſchreiten. In dieſer Gebirgseinrahmung, mit nur wenigen, in beſchränktem Maße ſchiffbaren Flüſſen, iſt Dekhan im Innern weit unzugänglicher, als Hinduſtan und bedarf des letztern zur Verbindung mit dem übrigen Aſien, während das Umgekehrte nicht der Fall iſt. Daher faßte im Dekhan nur theilweiſe, im Nordweſten die ariſche Kultur Indiens Fuß.

Zu Indien gehört, außer Hinduſtan und Dekhan, die Inſel Zeilan, altindiſch Lanka (glückliche Inſel), griechiſch Taprobane, (von der Stadt Tambapanni, ſanskr. Tamraparni), bei Ptolemaios Salike, arabiſch Serendib und Zeilan, neuindiſch Sinhala, europäiſch korrumpirt Ceylon, — an Größe den Niederlanden und Belgien zuſammen oder der Provinz (Oſt- und Weſt-) Preußen entſprechend, von Dekhan durch eine Straße von 80 bis 220 Kilometer Breite getrennt. Ihre höchſte Erhebung, der Adamspik, in den heiligen Schriften der Buddhiſten Samanella, mißt 2250 Meter und ihr Inneres iſt von tropiſchen Wäldern erfüllt. In den älteſten Dichtungen Indiens iſt ſie als ein Wunderland gefeiert; für die Kultur des Landes iſt ſie aber von geringer Wichtigkeit, außer daß ſie der einzige Zufluchtsort des Buddhismus in Vorderindien blieb.

Endlich zählen zu Vorderindien noch die beiden Gruppen von Koralleninſeln (Atollen) im Südweſten Dekhans: die Lakkediven (indiſch Lakke, aus laxa dwipa, d. h. 100,000 Inſeln) und Malediven (aus Malajadiba, Inſeln von Malabar oder der Malaien), ſpärlich von Malaien bewohnt; für Indien's Kultur ſind ſie unbedeutend. Hinterindien und die ſogenannten oſtindiſchen Inſeln gehören überhaupt nicht unter die Sitze alter Kultur, ſondern ſind theilweiſe von China, theilweiſe von Indien her civiliſirt worden.

Von Indien in dem von uns angenommenen Umfange liegt Dekhan mit den Inſeln in der tropiſchen oder heißen Zone, Hinduſtan größtentheils (mit Ausnahme nur der Ganga-Mündungen, eines Theiles der Vindhja-Gebirgsgegend und der Halbinſeln Guzerat und Katſchha) in der ſubtropiſchen Region der nördlichen gemäßigten Zone. Außer dieſem Verhältniß iſt für das Klima Indiens wichtig das Höhenverhältniß der einzelnen Theile, das im ſüdlichern Landestheile durchſchnittlich bedeutender iſt, und dann beſonders die Beſchaffenheit der Luft. In dieſer Beziehung haben die Monſun-Winde großen Einfluß; ſie wehen vom dritten Grade ſüdlicher Breite an bis zur

Nordküste des indischen Oceans, und zwar im April bis Oktober aus Südwest und im Oktober bis April aus Nordost; in diesen Scheidemonaten wehen wechselnde Winde und heftige Stürme. Nach der Küste Malabar gelangt der Südwest-Monsun gegen Ende Mai. „Schwarze, stets wachsende Wolkenmassen thürmen sich allmälig am Horizonte zusammen und kündigen die herannahende große Naturerscheinung an. Nach einigen Tagen angedrohten Losbruchs tritt gewöhnlich in der Nacht der Monsun unter unaufhörlichen heftigen Blitzen und majestätischen Donnerschlägen ein; die Flut der Gewässer stürzt sich über das Land. Der Himmel bleibt mehrere Tage in Nacht gehüllt und gießt fortwährend Regen herunter; dann zerreißt das Gewölk: die Luft ist heiter und gereinigt, die ganze Natur wie durch ein Wunder umgewandelt; statt des ausgetrockneten Bodens, der wasserlosen Strombetten, der stauberfüllten, trübschimmernden Atmosphäre ist plötzlich üppiges Grün, kein Bach ohne überströmende Fülle. Von jetzt an folgt ein Monat des Regens, jedoch mit Unterbrechungen, bis im Juli die größte Regenfülle eintritt; diese nimmt im August ab, noch mehr im September, gegen dessen Ende der Südwestwind und der Regen unter Gewittern wieder abziehen. Im Oktober hat Malabar den schönsten Sommer, kaum ein Zephyr kräuselt das Meer." So ist der Südwestmonsun im größten Theile Indiens; nur ist, je weiter gegen Norden, die Regenmenge geringer; dagegen nimmt selbe gegen Osten wieder zu. Der Himalaja hält den Monsun in dessen Wirkungen vollständig auf. In Central-Indien (Madhjadeça) dauert die Regenzeit noch drei bis vier Monate unseres Sommers und Herbstes, doch in spärlicherm Maße als im Süden. Der entgegengesetzte, von Nordosten wehende Monsun begleitet seinen Eintritt ebenfalls mit gewaltigen Stürmen, besonders an der Küste Koromandel, und bringt Regen auf das Tafelland von Dekhan, dessen beide Ränder in Ost und West mit Nässe und Trockenheit genau abwechseln. Dieses gilt auch ganz gleich von der Ost- und Westküste Zeilan's. Da mithin in Indien die Regenzeit die Stelle der nordischen Schneezeit vertritt, so hat sie für das Land große Wichtigkeit und bildet die Grundlage seiner Jahreseintheilung, und von dieser hängt ja das ganze Leben und Treiben eines Volkes ab. Nur die höchsten Theile des Himalaja, so schon Kanawar und Kaçmir, theilen die Jahreszeiten nördlicher Länder und weichen hierin vom übrigen Indien ab. Je gleichförmiger nun die Naturerscheinungen des letztern sind, desto milder, gesunder und angenehmer ist das Klima; im höchsten Grade ist mithin dies in Dekhan und Zeilan der Fall. Hier sind nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse, die in Ost und West verschieden sind. In Hindustan dagegen sind ihrer drei: eine nasse, eine kühle und eine heiße. Die Inder selbst theilen das

Jahr in ſechs Theile zu zwei Monaten, nämlich: Varſcha, Regenzeit, Çarad, ſchwüle Zeit, Hemanta, kühle Zeit, Çiçira, thauige Jahreszeit, Vaſanta, Frühling, und Griſchma, Hitze. In dem eigentlich indiſchen Kulturland, dem Duab der Jamuna und Ganga, wachſen die Pflanzen des tropiſchen Klimas mit denen der gemäßigten Zone zuſammen; dort gibt es zwei Ausſaaten und zwei Ernten im Jahre, letztere im April und Oktober. In der kältern Jahreszeit gedeihen dort die europäiſchen Getreide- und Obſtarten, in der heißen dagegen Reis und Baumwolle, Mais, Zucker, Indigo, Mango, Tamarinden, Bananen u. a. tropiſche Früchte. Betel und Ingwer kommen nur an der untern Ganga fort. Nordweſtlich vom Duab beginnt die eranische Flora.

Der Boden des Tieflandes von Hinduſtan beſteht aus alluvialer Thonerde, mit Sand gemiſcht, und auf Kalk oder Ziegelerde gelagert, unter welcher Kieſelerde liegt. Bengalen hat gleich Aegypten ſeine jährliche Ueberſchwemmung vom Mai an, die bis zum Juli zu- und bis gegen Ende Oktober wieder abnimmt. Da tritt aber an die Stelle der Ueberflutung durch Stromwaſſer eine ſolche durch den Monſun-Regen, die im November wieder aufhört, aber ſchon im März wieder naht und dem Stromanſchwellen zuvorkommt. Bengalen iſt ſchon rein tropiſch und bringt die Kokospalme hervor. Der Indus überſchwemmt nicht und ſeine Ufer müſſen künſtlich bewäſſert werden. In Dekhan ſind die Flüſſe zur trockenen Jahreszeit ſehr waſſerarm und das Land nur da fruchtbar, wo die Bewäſſerung eine genügende iſt. Nördlich von der Godaveri gibt es drei Ernten jährlich. Auch an der Kaveri iſt der Boden fruchtbar. Weniger iſt dies im Innern des ſüdlichen Dekhan, mehr dagegen im Weſten der Fall, wo auch die Ghat ſehr waldreich ſind. Es gibt dort ebenfalls drei Ernten, im Juni, December-Januar und Februar-März, jede mit verſchiedenen Gewächſen. Die höchſte Fruchtbarkeit des Feſtlandes genießt aber Malabar, und die höchſte Indiens überhaupt Zeilan, welches bekanntlich Zimmt, Kaffee und Pfeffer hervorbringt. — Indien iſt daher, was Fruchtbarkeit betrifft, äußerſt von der Natur begünſtigt und hat außer der Wüſte Hinduſtans kein unfruchtbares Gebiet.

Für Indiens Kulturgeſchichte wichtige Naturprodukte des Landes ſind unter den Mineralien: das Gold, an dem des Himalaja Flüſſe reich ſind, Eiſen in den Landſchaften am Südfuße dieſes Gebirges, im Vindhja, auf Guzerat, in Theilen Dekhans und auf Zeilan, Kupfer und Blei im Himalaja und im Nalla-Malla-Gebirge über der Küſte Koromandel, Zinn mit Silber verbunden weniger, mehr in Hinterindien und auf Banka. Diamanten enthalten beſonders die Flußgebiete der Oſtküſte Dekhan's, zwiſchen 14 und 25 Grad nördlicher Breite; ſie verſorgten die Kronen und Juwelenſchätze der

Welt ausſchließlich bis zur Entdeckung Amerika's, ſeit welcher ihre Lager aufgegeben ſind. Andere Edelſteine liefert namentlich Zeilan, Perlen die Küſten dieſer Inſel. Von den Pflanzen iſt die für das Leben der Inder wichtigſte der Reis, deſſen eigentliches Vaterland hier iſt, der die meiſten Bewohner nährt und nur da nicht angebaut wird, wo die nötige Wärme und Bewäſſerung mangelt, — dann Weizen, weniger Gerſte. An Fruchtbäumen hat Indien Ueberfluß. Wir brauchen nur an den Feigenbaum zu erinnern, der beinahe jedes Dorf in Hinduſtan in einzelnen koloſſalen Exemplaren ſchmückt (nicht Wälder bildet) und in zwei Arten vorkommt: Banjanen und Pippala, — ferner an die nahrhafte Banane, die im Verhältniß jährlich 133 mal ſoviel Nährſtoff liefert als Weizen und 44 mal ſoviel wie die Kartoffel, an die Dattelpalme, die Kokospalme, die Arekapalme mit ihrer Nuß, die gekaut als Reizmittel dient. — An Obſtarten liefert Indien Orangen, Limonen, Tamarinden, Granaten und Mangofrüchte (deren Baum aller Inder Liebling iſt). Das Zuckerrohr ſchenkt dem Lande neben dem Zucker auch ein berauſchendes Getränk; es war im Altertum auf Indien nebſt Südchina und die oſtindiſchen Inſeln beſchränkt. Indiſch iſt auch ſein Name: Sſarkara, im Prakrit Sakkara (arabiſch Sukkar); ſein Hauptſitz iſt das untere Gangaland: Bihar, Bengalen und Unter-Aſſam; aber auch die anderen Landestheile bauen es. Das Rohr wird ausgeſaugt und gekaut. Es ſei hier anläßlich bemerkt, daß Pflanzen die Hauptkoſt der Inder ſind, die ſich beinahe durchweg des Fleiſches enthalten, theils aus religiöſen Gründen, weil die Thiere, als Behälter wandernder Menſchenſeelen, nicht getödtet werden dürfen, theils weil das heiße Klima hinlänglich Nutzpflanzen hervorbringt und das Fleiſch ſchnell in Fäulniß bringt, daher ungenießbar macht. Als Gewürze zur Speiſenbereitung dienen, da die Butter unter der tropiſchen und ſubtropiſchen Sonne ſich nicht hielte, Oel (beſonders aus Seſam) und Salz (welch letzteres in einzelnen Gegenden Indiens reichlich gewonnen wird), ſowie Pfeffer, deſſen Namen (Pippali) indiſch iſt und deſſen Ranke an Bäumen gezogen wird, auch Zeilan's berühmter Zimmt, der aber aus Afrika ſtammt, deſſen wilde Art, der Kaſſia-Lorber, aber in ganz Indien wächſt, endlich Kardamomen und Ingwer. Unter den nicht eßbaren Gewächſen ragt die Baumwolle hervor; ſie wird bis 1300 Meter über dem Meere gebaut. Zu Zimmerarbeiten dienen verſchiedene Bäume, welche u. A. das Têkholz und das Ebenholz liefern. Die Schirmpalme gewährt in ihren Blättern den Indern das Schreibmaterial, der Indigo ſchönen blauen Färbeſtoff, das Sandelholz Weihrauch und Wohlgerüche. Ebenſo viele Verwendungsarten, wie in China der Bambus, bietet in Indien die Kokospalme. Der Stamm gibt Balken, Maſten und Waſſerrinnen, die Wurzeln Körbe u. a. Flechtwerke, die Rindenfibern und Nußfaſern

Stricke, Teppiche, Netze u. ſ. w., das Laub Futter für die Elefanten, das Herz der Krone den Palmkohl, die Blätter Sonnenſchirme, Dachbedeckung, Körbe, Fackeln, Speiſeplatten, die Rippen der Blätter Fiſchreuſen u. ſ. w., die Nuß allerlei Speiſen, der Saft ein erfriſchendes Getränke, der Kern der Nuß die Kokosmilch, deſſen Oel Salben u. a. der ausgepreßte Kern Viehfutter, die Schale Trinkgefäße, der Saft der unentfalteten Blüte Palmwein, der friſch: nahrhaft und kühlend, gegoren aber berauſchend wirkt, ſauer geworden, als Eſſig dient und deſtillirt zu Arak wird. Das Gebiet der Kokospalme iſt Süd-Dekhan, beſonders die Malabar-Küſte und die indiſchen Inſeln.

Unter den wichtigen Thieren Indiens iſt das unſcheinbarſte, aber wol nützlichſte die Seidenraupe. Indien kennt zwölf Arten derſelben; es kennt ſie ſchon ſeit den älteſten Zeiten, iſt aber nicht ihr Vaterland, ſondern muß dieſe Ehre auf die auch wol China nicht vollen Anſpruch erheben kann, nördlicheren Gegenden Aſiens überlaſſen. Unter den Vögeln iſt der Pfau Indiens Sprößling. Papageien und Affen bevölkern die Wälder und dienen zugleich zur häuslichen Beluſtigung. Der König der Thiere, welcher auch in Indien als ſolcher gilt, der Löwe, war früher ſehr zahlreich im Lande, iſt aber im Weichen begriffen vor dem unedlern und wildern Tiger, der ganz Indien, beſonders aber Bengalen unſicher macht. Beide Rieſenkatzen bewohnen niemals daſſelbe Revier. Unter den übrigen Thieren rechneten die alten Inder das Rind, das Kamel, die Ziege, das Schaf, den Eſel als Hausthiere, den Elefanten und das Pferd als Kriegsthiere, die Katze, das Schwein und den Büffel als wilde Thiere, den Hund als Jagdthier. Das Rind iſt das heiligſte Thier und wichtigſte Hausthier Indiens. Es iſt den Göttern geweiht und ſeine Tödtung Verbrechen. Der Büffel wird gezähmt und zum Pflügen und Laſttragen benutzt. Das Kamel iſt wenig verbreitet. Das Pferd gedeiht am beſten im Sindgebiete, im übrigen Lande nicht beſonders und muß aus Arabien rekrutirt werden. Dafür iſt der Elefant ein charakteriſtiſches Thier für ganz Indien und deſſen Nachbarländer, wo er gezähmtes und geſchätztes Hausthier iſt. Vorder-Indien iſt aber das einzige Land, in welchem dieſer Koloß ſeit alten Zeiten und in großem Maßſtabe gezähmt wurde. Er diente im alten Indien beſonders zum Kriege, dann auch als Reit-, Laſt- und Zugthier. Seine Größe macht ihn in der Mythe zum Stützpunkte der Welt. Der weiße (Albino-) Elefant wird bei den Buddhiſten göttlich verehrt. Zu jedem Heere gehörte ehedem eine beſtimmte Anzahl Elefanten. Die Inder nannten das Thier achtwaffig (Füße, Hauer, Rüſſel und Stirn); ſein Ruf und ſeine große Zahl ſchreckten die welterobernden Makedoner von Indiens Grenzen zurück; ſie nahmen ihn aber mit und brachten ihn dem Weſten als Kriegsthier. Könige zählten ihre

Elefanten nach tausenden. Seit der mohammedanischen Eroberung wirkten sie nicht mehr im Kriege mit. Das Elfenbein der indischen Elefanten wurde meist im Lande verbraucht. Die Inder gaben dem Thiere eine Menge Namen wie: der Behandete (vom Rüssel), der Bezahnte, der zweimal Trinkende, Schaufelohr, Klumpfuß, der die Absicht Verstehende (von seiner Klugheit) u. s. w. Sein eigentlicher indischer Name ist Gadscha oder Ibha. Der europäische Name kommt zuerst bei Herodot vor und bezeichnete ursprünglich das Elfenbein; über den Ursprung desselben ist man nicht einig (Alef Hindi, hebr. = indischer Ochse?)

B. Die Bewohner Indiens.

Unter allen größeren Ländern der Erde ist nach China Indien das volkreichste, und wenn man Japan und die bedeutenderen Länder West-Europa's abrechnet, auch das relativ bevölkertste. Ganz Vorderindien mit den Inseln enhält 240 Millionen Einwohner, also drei Zehntel von ganz Asien oder so viel wie Europa ohne Rußland, mehr als ganz Afrika und dreimal soviel wie ganz Amerika. Ueber die Volkszahl früherer Zeiten stehen uns keine Angaben zu Gebote, wie bei China; aber es ist anzunehmen, daß sie sich ungefähr in demselben Maße vermehrt habe wie dort, so daß in dem Altertum, welches uns jetzt beschäftigt, Indien wol auch nur einige Millionen Einwohner gehabt haben dürfte.

In China hatten wir es nur mit einer Rasse zu thun, indem die Urbewohner, welche von den Chinesen vorgefunden und unterworfen wurden, in der chinesischen Kultur keine Rolle spielen. In Indien dagegen treten uns sehr deutlich zwei verschiedene Rassen entgegen, eine unterworfene und verdrängte, und eine siegende und herrschende, von denen jede, was Sprache und eigentümliche Kultur betrifft, ihr bestimmt abgegränztes Gebiet hat. Die erstere, die der Dravida- oder Nischada-Volker, herrscht in der südlichen Hälfte von Dekhan, im Osten der nördlichen Hälfte und zwischen dem Sind und der Ganga ein Stück weit über das Vindhja-Gebirge hinaus, sowie auf der Insel Zeilan. Die andere, die arische Rasse ist die gebietende im ganzen Sind- und Ganga-Gebiet und im Nordwesten Dekhans. Jedoch umfaßte sie in diesem Gebiete niemals die gesammte Bevölkerung, sondern die unterste Kaste, von der später die Rede sein wird, und welche den Grundstock der großen Mehrheit der Volkszahl bildet, gehörte ursprünglich ebenfalls den Dravida oder Nischada an, die auch noch in Beludschistan in den Brahuis vertreten sind, hatte aber schon früh von den Siegern die arische Sprache und Religion

angenommen. Die Dravida waren demnach vor Ausbreitung der Arier das alleinherrschende Volk in ganz Vorderindien. Dieselben sind ein Rätsel in der Ethnographie, indem, soweit sie unvermischt vorhanden sind, weder ihr Typus, noch ihre Sprache mit irgend einem andern Völkerstamm der Erde die geringste Verwandtschaft darbieten. Ihre Haut ist meistens sehr dunkel, oft geradezu schwarz; doch fehlt der widerliche Geruch des Negers. Sie haben langes, schwarzes, krauses oder gelocktes Haar, starken Bart und Leibhaarwuchs, wulstige Lippen, aber nicht vorspringende Kiefern und schmale Schädel. Die dravidischen Sprachen bilden auch eine eigene Sprachfamilie, innerhalb welcher die Sprache der Singhalesen auf Zeilan eine eigentümliche Stellung einnimmt, aber doch Verwandtschaft mit den übrigen hat; sie begrenzen den Sinn der Sprachwurzeln durch angehängte Lautgruppen, haben aber dennoch mit den uralaltaischen Sprachen, welche dies ebenfalls thun, keine Verwandtschaft. Die Religionen der Dravida sind alle auf der rohesten Stufe des Aberglaubens stehen geblieben und haben auch aus dem Brahmanismus und Buddhismus blos die rohesten abergläubigsten Elemente angenommen. Diese Merkmale kennzeichnen die Dravida, wenn sie auch weder zu den Negern, noch zu den Australiern gehören, als einen Bestandtheil der „Nachtvölker."

Die Arier gehören derselben Rasse an, wie wir selbst, kommen aber jetzt in Indien nicht mehr rein vor, sondern sind trotz des Kastenzwanges mit den Dravidas stark vermischt und haben daher ihren Charakter ungeachtet ihres Sieges nicht zum allein maßgebenden in Indien erheben können. Die Bevölkerung dieses Landes ist vielmehr, nicht nur in Hindustan, sondern weit nach Dekhan herab, doch hier immerhin weit weniger als dort, im Laufe der Zeiten eine so vermengte geworden, daß nur die Sprachen ein durchgreifendes Unterscheidungsmittel abgeben, im Süden die dravidischen, im Norden die arischen. Die Kultur Indiens ist somit keine rein arische, sondern eine gemischte.

Die erwähnte Vermischung zeigt sich jedoch in sehr verschiedenen Graden, und es gibt noch genug Anhaltspunkte, um sowol unter den dravidischen, als unter den arischen Indern verschiedene und deutlich ausgeprägte Volksstämme zu unterscheiden. Auf der Insel Zeilan hausen neben den eigentlichen Urbewohnern, den rohen und halbwilden Veddas, die der arischen Kultur zugänglichen Singhalesen, die auch Sanskrit- und Pali-Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben. Unter den Dravidas Dekhans findet man als Stämme: die Tuluva in Kanara an den West-Ghat, die Malabaren an der Küste dieses Namens, die Tamilen im Osten der Vorigen, die Telinga im Norden der Vorigen, die Karnata im Westen der Vorigen.

die Tuda im Nila-Giri, die schwarzen Gonda im Godaveri-Gebiet (einer der größten und wichtigsten Stämme), die Kanda oder Khond, am Ostabhange der Ost-Ghat, die der Erdgottheit Menschenopfer bringen und anderen Göttern Thieropfer. Von diesen Völkern des Dekhan sind in Sprache und Sitte wesentlich die Dravida-Stämme des Vindhja-Gebirges unterschieden. Zu diesen gehören: die Bhilla im Westen des Gebirges, zum Theil mit Ariern stark vermischt, die wilden und räuberischen Mina und Mera im Aravali-Gebirge, die Kola in Guzerat mit brahmanischen Sitten, und mehrere kleinere barbarische Völker, im östlichen Vindhja die Santal, die Paharia, die jetzt bengalisch sprechen, u. A. Die Dekhan- und die Vindhja-Völker unterscheiden sich namentlich darin von einander, daß Erstere in viel größerm Maße arische Religion und arisches Gesetz angenommen haben und auch viel mehr mit Ariern vermischt, ja von Diesen schwer zu unterscheiden sind, Letztere aber die Eigenthümlichkeiten ihrer Rasse in größerm Maße bewahrt haben. Einzelne Reste der Urbewohner, wie die Radschi, sitzen auch am Himalaja.

Auch die arischen Inder zerfallen in verschiedene Stämme, die aber überall mit Urbewohnern vermischt sind. Es sind dies: die Bengalen im östlichen, die Hindustani im mittlern, die Radschputen im westlichen Ganga-Gebiet, die Mahratten in Dekhan, die Kaçmir-Stämme und die Dschat im Sind-Gebiet und am Himalaja, welche Letzteren aber aus Tibet stammen und mithin mongolischer Rasse, aber stark mit arischem Blute vermischt sind und auch arische Sitte und Sprache angenommen haben. Andere arische Völker im Umkreise Indiens sind die, welche den Uebergang zur eranischen Familie bilden, die Darada im obern Sind-Gebiet, die von den Mohammedanern so genannten Kafir oder Sijaposch (Schwarzröcke, weil sie in schwarze Ziegenfelle gekleidet sind) im Hindukusch und die Afghanen (Paschtun, Pakhtun) im Kabul-Gebiet.

Die Arier Indiens erinnerten sich keiner fremden Urheimat, sondern hielten sich für Eingeborene von Anfang an. Es stimmt dies vollkommen mit der oben (S. 9 f.) von uns angenommenen Ansicht von der Entwickelung des Menschengeschlechtes im Nordwesten Indiens überein; hier entwickelten sich denn auch die Ur-Indogermanen zu einem eigenen Völkerstamme, was in dem Theile jener Gegend geschehen mußte, wo die Gerste gedeiht, deren Name der verbreitetste für „Getreide" in den indogermanischen Sprachen ist. Hier war es wahrscheinlich, von wo aus sich die Indogermanen mit Ausnahme der Inder nach Norden und Westen ausbreiteten. Wir haben es also in Indien mit denjenigen Nachkommen der Ur-Arier zu thun, welche sich von ihren Urſitzen am wenigsten entfernt haben, worin übrigens die nächsten Verwandten, die Airja Erâns, mit ihnen wetteifern.

Dieſe wandten ſich nach Nordweſten, jene ſpäter nach Südoſten. Es iſt uns daher erſpart, den Weg zu verfolgen, den die Arier nach Indien gekommen ſein ſollten; ſie bedurften als Eingeborene keines ſolchen; denn ſie ſind Autochthonen, wenn auch nur des oberſten Sind-Gebietes, und dazu paßt ſehr gut ihr urſprünglicher kindlicher Sinn, der keine Wanderungen und widrigen Schickſale verrät und gerade dann aufhörte, als ſie ihre alten Sitze verließen und dem heißern Ganga-Thale zuſtrömten. Ihre älteſten Sitze ſind alſo im Pendſchab mit dem Kabulthale. Hier im Sind-Gebiete führten ſie ein nomadiſches Hirtenleben und hier entſtanden die älteſten Theile der Veda und ihre einfache Naturreligion. Ehe dieſelben abgeſchloſſen waren, wahrſcheinlich im fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. hatten die Arier ſich bis zur Ganga ausgebreitet, wo ſie zu einem anſäſſigen Ackerbauervolke wurden. Die Ganga wird erſt in dem ſpät entſtandenen zehnten Buche des Rig-Veda erwähnt. Zu der Zeit, als die großen Epopöen der Inder entſtanden, hatten die Arier das Land im Norden des Vindhja inne, mit Ausnahme Bengalens; doch wurden bereits Kolonien in Dekhan angelegt, ariſche Staaten dort gegründet und Verkehr mit Zeilan eröffnet. Dieſes Vordringen der Arier in Dekhan erhielt vorzüglich durch die Miſſionen büßender Brahmanen Vorſchub, fand alſo nicht vor der Ausbildung des Brahmanismus und des Kaſtenweſens ſtatt.

Die Grundſprache der indiſchen Arier, das Sanskrit, d. h. hohe Sprache, Sprache der Weihe*), iſt zugleich die altertümlichſte und für die Sprachforſchung wichtigſte Sprache des indogermaniſchen Sprachſtammes. In ihrer älteſten Form, in welcher die Veda abgefaßt ſind, war ſie Volksſprache; ſpäter bildete ſie ſich zur heiligen Schriftſprache aus und nahm nun erſt obigen Namen an, den ſie vorher nicht gekannt hatte, — worauf nun im Gegenſatz zu ihr die Volksſprache Prakrit hieß, und ſich wieder in das Hinduſtani, Bengali, Mahrattiſche u. a. Dialekte verzweigte. Eine andere heilige Sprache, die der Landſchaft Magadha, das Pali, wurde für die Buddhiſten, was das Sanskrit für die Anhänger Brahma's.

Im Allgemeinen nun bieten die ariſchſprechenden Inder folgende Erſcheinung dar: Die Höhe beträgt durchſchnittlich fünf Fuß zwei Zoll, mithin weit unter der Mittelgröße der Europäer; das Geſicht iſt oval, die Stirne hoch, die Naſe ſchmal und hervortretend, oft adlerartig, die Augen groß, horizontal, ſchön geformt, von ſtarken Lidern mit langen Wimpern bedeckt, die Backenknochen nicht vorſpringend, das Kinn rund und mit Grübchen, der Mund mittelgroß und fein, die Lippen zart und wenig ſchwellend, das Haar glänzend ſchwarz, lang,

*) A. Schleicher, die Deutſche Sprache. 2. Aufl. Stuttgart 1869. S. 73.

glatt und weich, nicht gekräuselt, der Bart stark und lang (doch wird gewöhnlich nur der Schnurrbart getragen), der Körper schlank, Hände und Füße zierlich, die Haltung anmutig und gewandt, die Hautfarbe dunkelgelb bis bronzefarbig, ja rußschwarz, die Fläche der Hand beinahe weiß. Rote Wangen kommen nur in Kaçmir vor. Die Gestalt der Frauen ist üppig und schwellend; auch sind selbe sehr reinlich; schon mit zehn Jahren beginnt oft die Mannbarkeit und mit dreißig Jahren ist die Fruchtbarkeit schon erschöpft. Die Geburten gehen im Ganzen leicht vor sich. Eine widerliche Hautausdünstung kommt bei den Indern nicht vor. Selbe unterscheiden sich also, mit Ausnahme der Größe und Farbe, von den übrigen Völkern mittelländischer Rasse nicht wesentlich und letztere hat daher in der Vermischung mit den dravidischen Völkern im Ganzen den Sieg davon getragen.

Je weiter indessen die Inder gegen Norden wohnen, desto heller ist ihre Farbe, desto größer und kräftiger ihre Gestalt; je weiter gegen Süden, desto dunkler und schmächtiger erscheinen sie. Doch ist dieser Uebergang keineswegs regelmäßig, sondern erleidet viele Ausnahmen. Auch in der Ausdehnung von West nach Ost finden bedeutende Abstufungen statt, für die sich aber keine Regel aufstellen läßt. Die Brahmanen, wo sie noch mehr oder weniger rein vorhanden sind, haben die Merkmale der mittelländischen Rasse am besten bewahrt. Je tiefer die Kasten, desto unähnlicher sind sie den Brahmanen, desto mehr nähern sie sich den Urbewohnern, zu denen die Kaste der Sudra wol ursprünglich gehört, ebenso auch die verachteten Tschandala, deren Abstammung von brahmanischen Müttern im Hinblicke auf ihren Typus wol eine Sage ist. Das indische Wort für Kaste, varna, d. h. Farbe, deutet ohnehin auf verschiedene ethnographische Angehörigkeit derselben

Was den Charakter der Inder betrifft, so ist derselbe wie bei allen Völkern ein Ergebniß der Abstammung und des Klima's, in ersterer Beziehung also ein durchaus gemischter, in letzterer vorzugsweise durch große Hitze bestimmt, die aber nach geographischer Breite, Höhe über dem Meere, Nähe des Meeres, Wind- und Regenvertheilung u. s. w. modifizirt wird.

Die Bewohner des heißen Bengalen sind weichlich, träge und furchtsam, die Hindustani in dem kühlern und weniger üppigen Madhjadeça thätig und männlich, die Dschat und Mahratten fleißig und abgehärtet. Im Ganzen sind die Inder Freunde der Ruhe, was sich im Staatsleben, wie in Kunst, Wissenschaft und Religion deutlich ausprägt. Sind die Inder auf irgend welchem dieser Gebiete da angelangt, bis wohin es ihnen ihre natürlichen Anlagen erlauben, so bleiben sie stehen und bemühen sich nicht, weiter vorzuschreiten. Die alten Inder zeichneten sich durch eine innige Liebe zur Natur

und Begeisterung für dieselbe aus. Ihre höchsten kulturhistorischen Schöpfungen sind aus dem Grün der Wälder hervorgegangen. Daher ist auch die indische Religion Pantheismus, Naturvergötterung. Die Inder leben für den Augenblick und bekümmern sich weder um die Vergangenheit, noch um die Zukunft in eingehender Weise. Sie schreiben keine Geschichte, sie bauten bis auf die Zeiten des Buddhismus keine Denkmäler und auch von da an beinahe nur verborgene, verewigten ihre Sitten und Gebräuche nicht durch gemalte und erhabene Bilder. Nur die Gegenwart hat Reiz für sie.

Außer den eigentlichen Indern, arischen und dravidischen, gibt es aber in Indien noch Völkerschaften, welche zu keiner dieser beiden Rassen gehören. Solche sind: die Bhota oder Tibeter, welche im Lande Bhutan am Südfuße des Himalaja nach Indien herüber reichen und hier in elf Stämme zerfallen. Sie sind von mongolischer Rasse, ganz bartlos und meist unter fünf Fuß Größe; für die indische Kultur, mit der sie erst durch den Buddhismus in Verbindung traten, sind sie ohne Bedeutung.

Für die Kleidung der Inder*) wurden im Altertum vorzugsweise baumwollene Stoffe verwendet, deren Bereitung aus der indischen Baumwollstaude uralt ist. Dieselbe behielt entweder ihre natürliche Farbe (weiß, gelblich oder rötlich), oder wurde bunt, oft in zierlichen Mustern, gefärbt, besonders mittels des Indigo oder der Cochenille. Weit seltener wurde der Flachs zu linnenen Geweben verwendet; öfter dienten zur Kleidung Thierfelle (wollene Kleider aus Thierhaaren kamen erst zur Zeit des christlichen Mittelalters vor). Vornehme kleideten sich schon früh in Seide, die wahrscheinlich aus China kam. Zu Luxusgewändern dienten außerdem feine Gaze-Arten, mit Gold- und Silberlahn verwoben, und Pelze aus dem Norden Asiens, von Zobeln, Hermelinen, Mardern, Bibern, Füchsen u. s. w. Die Kleidung des gemeinen Volkes blieb sehr einfach und bestand meist blos aus einem längern oder kürzern Tuche, das schurz- oder hosenartig um die Hüften gewunden wurde, oft aus einem Hemd und einem mantelartigen Gewande darüber oder blos einem dieser beiden Stücke außer dem Schurz. Dazu kommt oft ein Gürtel; eine turbanartige Kopfbedeckung und weißlederne Schuhe bei den Vornehmen, bei den Armen aber aus Bast oder Schilf geflochtene oder Sandalen vollenden den Anzug.

Schon in alter Zeit wurden die Augenbrauen schwarz, die Fußzehen, Fingernägel, auch wol Hände und Füße rot gefärbt. Das Haar wurde lang wachsen gelassen und geflochten, von den Frauen auch mit bunten Bändern, Perlenschnüren, Korallen, Edelsteinen und

*) Weiß, Kostümkunde des Altertums. 1. Abth., Stuttg. 1860, S. 478 ff.

lumen geſchmückt. Die Männer färbten den Bart in verſchiedenen arben. Fernerer Schmuck waren koſtbare Gürtel, Ohr- und Finger- nge, Arm- und Beinſpangen, Hals- und Bruſtgeſchmeide aus Elfen- ein, Schildpatt, Horn, Gold, Korallen, Perlen und Edelſteinen. änzerinnen und Freudenmädchen zierten auch die Lenden mit Perlen- hnüren. Täglich ſalbten ſich die Inder, die Vornehmen mit wol- echendem Oel, die Geringern mit Kokos- oder Seſamöl. Auch bediente an ſich allgemein des Roſenwaſſers. Man beſpritzte damit die Gäſte nd ſetzte es ſogar den Speiſen und erfriſchenden Getränken zu; das eſte wurde in Kaçmir bereitet. Auch Moſchus wurde wol in ähn- cher Weiſe benutzt. Beſondere Stücke von Kleidnng und Schmuck ienten auch zur Unterſcheidung der Kaſten, wovon bei Anlaß dieſer e Rede ſein wird. Die Könige trugen Kleider von gelber Seide, nen koſtbaren Turban nebſt Stirnbinde, buntfarbige Schuhe, einen lben Sonnenſchirm und ein Fliegenwedel von Büffelſchwänzen. elb war die Farbe des Königtums, wie in China des kaiſerlichen ofes. Blau gekleidet waren die Scharfrichter; rot war die Farbe s Todes und Zeugen mußten ſie tragen, wenn ſie Eide zu leiſten tten. Die Brahmanen trugen weiße Kleider; die prieſterlichen Ein- dler dagegen hüllten ſich in Baumrinde.

Die Wohnungen der Inder gewöhnlichen Schlags waren im ltertum wie noch jetzt, aus Holz und Lehm errichtet, in heißeren egenden aus Bambus mit Blätterbedeckung. Die Stadthäuſer waren ahrſcheinlich ebenfalls beſchaffen wie jetzt, wo ſie aus einem Fach- erk von Palmenholz und Ziegelſteinen und einer Bedachung mit ohlziegeln beſtehen. Die Mauern waren bunt glaſirt und Bogengänge erten unten, Veranden, Gallerien, Erkerfenſter oben die Häuſer, elche oft mehrere Höfe hatten. Ein vornehmes Haus wird uns in nem Dichterwerke folgendermaßen beſchrieben. Die Schwellen waren emalt, die Thorgiebel mit Jasminranken behangen, die Thorbogen it Elfenbein ausgelegt, und mit farbigen Flaggen verziert, die Thür- ſoſten hatten Kapitäle mit kriſtallenen Vaſen darauf, worin Mango- äume blühten. Die Thorflügel waren mit Gold und ſchimmernden lägeln beſetzt. Der Flur war mit Blumen beſtreut. Die Wände igten Stukaturarbeiten, die Fenſter waren von Kriſtall. Im erſten of waren die Eingänge, im zweiten die Stallungen, im dritten die eſellſchaftsräume; der vierte war dem Vergnügen gewidmet, der ünfte enthielt die Schlachthallen und Küchen, der ſechſte die Räume ür die Dienerſchaft, der ſiebente die für das Geflügel und der achte ie Wohnung der Familie. Das Ganze umgab ein Garten mit herr- ichen Blumenbeeten, Baumanlagen, Waſſerbehältern, Schaukeln ꝛc. Das alte Indien hatte ſchon vor der Zeit der großen Epopöen rächtige Königsſtädte, beſonders in Madhjadeça, wie Haſtinapura,

Indraprastha, Ajodhja, Pataliputra (von Kalaçoka 450 vor Chr. Einflusse des Erannoboas in die Ganga gegründet) u. s. w. waren von Gräben und Ringmauern mit Thürmen, Thoren Schießscharten umgeben, im Viereck gebaut, hatten breite gerade Str drei bis sieben Stockwerke hohe Häuser, Paläste mit Kuppeln, P Gärten und Bäder. Bezüglich der Königshöfe gehen die Epen dem Golde sehr verschwenderisch um.

Große „königliche" Straßen wurden angelegt, worunter beson jene vom Indos nach Palibothra (Pataliputra) von den griechi Schriftstellern erwähnt wird. Sie waren mit Meilenzeigern be mit Alleen von Feigen- und Mangobäumen bepflanzt, in Entfernu von je einigen tausend Ellen mit Brunnen und Rastorten versc was besonders König Açoka that, der auch viele Herbergen erri ließ, worin die Reisenden unentgeltliche Verpflegung fanden. G artige Brücken setzten die Straßenzüge über die Ströme; vielfach zweigte Kanäle mit Schleusen bildeten ein Netz der Verbindung Wasser im ganzen Lande.

Die alten Inder verstanden sich zwar nicht auf Bergbau Hüttenwesen, wol aber auf geschickte Verfertigung von Gerätscha in Metall, Holz und Stein, und zwar mit Hilfe sehr dürftiger A zeuge und meist ohne eigentliche Werkstätten, indem noch die heut indischen Handwerker überall arbeiten, wo es erforderlich ist, und Geräte dazu mitbringen. Bezüglich des Hausgerätes sind die I höchst genügsam. Die Armen sitzen auf dem Boden, auf den Ma auf denen sie auch schlafen. Dagegen bedienten sich im Alte die Könige goldener Tafelgeschirre, Wasch- und Badegefäße u. Bedeutende Kunst wurde bei der Anfertigung von Gefäßen aufgewendet. Töpfe, Kessel, Schalen und Schüsseln zu gewöhnli Gebrauche wurden aus Kupfer in Formen gegoßen und waren zerbrechlich. Die irdenen Geschirre unterscheiden sich nicht wesen von denen anderer Völker. Sehr geschätzt waren im Auslande dische Trinkgeschirre aus Stein, theils aus farbigem Fluß- Feldspat, theils aus schillerndem Kalk- oder Adularspat.

Nur die Vornehmen besaßen Mobilien. Es waren Di zum Sitzen oder Liegen, kostbare Polster und Teppiche, Speiseti Gestelle und Laden zum Aufbewahren von Kostbarkeiten u. s. w. B farbige Hölzer, Elfenbein, Schildpatt und Edelsteine dienten zur zierung der Geräte. Bei den Gastmälern erhielt, wie in China, Gast einen eigenen kleinen Tisch; die Speisen, zuerst stets Reis, wu in goldenen Schalen aufgetragen. Im Ganzen waren die I wie jetzt noch, und wie alle Völker heißer Länder, im Essen Trinken sehr mäßig. Die Könige hatten aus Feigenholz gesch und von Löwenbildern gestützte Trone und reisten in Palank

ie Vornehmen in Sänften, doch auch in Wagen, ſtets aber vier-
ꝛännig; als Beſpannung dienten Ochſen und Mauleſel, ſeltener
Pferde. In Feſtzügen der Könige gingen dieſen voran Paukenſchläger
nd Glockenſpieler, darauf mit Gold und Silber gezierte Elefanten,
it je zwei Rindern beſpannte Wagen; im Zuge wurden Goldgeräte,
roße Keſſel und Schalen, wol eine Klafter im Durchmeſſer, kupferne
it Edelſteinen beſetzte Tiſche, Seſſel und Waſchbecken getragen.
uch wurden wilde Thiere, Büffel, Panther, Löwen und Tiger vor-
eführt; große Wagen folgten, auf denen Bäume mit großen Blättern
anden, worauf ſich zahme Vögel wiegten. Alle Arten von Inſtru-
enten ertönten, Blumen wurden auf den Weg geſtreut, Sonnen-
hirme, Standarten und Fähnchen ſchmückten die Wege und Häuſer.
Muſikinſtrumente waren: Rieſentrommeln, Muſcheltrompeten, Schellen
nd Zimbeln, Lyren aus Schildkrötenſchalen. Zur geſelligen Unter-
altung dienten Würfel, deren Spiel man ebenſo förmlich lernte
ie das ſchwierigere Schachſpiel, deſſen Erfindung den Indern zu-
eſchrieben wird. Manigfach waren die zur Schönheitspflege
ienenden Geräte, Waſch- und Badegeſchirre, Haar- und Bartkämme,
Spiegel, Fächer, Fliegenwedel, Salbenfläſchchen u. ſ. w. Die Fächer,
ie noch jetzt bei der modernen Damenwelt eine ſo große Rolle
ielen, ſcheinen eine Erfindung der indiſchen Vorzeit zu ſein.

Das häusliche Leben der Inder, ihr Verhalten bei Geburt,
he, Erziehung u. ſ. w., ging ganz in dem Kaſtenweſen auf, ſeit
ieſes beſtand, und aus der frühern Zeit haben wir keine Nachrichten
arüber; das ganze Leben modifizirte ſich nach der Kaſte. Nur im
Tode waren Alle gleich. Die Inder huldigten mit wenigen Aus-
ahmen (das Volk der Takſchaçila) dem Grundſatze und Gebrauche
er Leichenverbrennung. Der Todte wurde in Tücher gehüllt
nd ohne großen Aufwand im Freien außerhalb bewohnter Orte ver-
rannt und die Ueberreſte in's Waſſer geworfen. Nur an der Küſte
Malabar wurden Steindenkmäler über mit Urnen angefüllten Gräbern
gefunden; ſonſt waren Grabmäler nicht im Gebrauche.

Zweiter Abschnitt.

Die indische Religion.*)

A. Die Religion der Veda.

Die ältesten Nachrichten, welche wir über die Kultur der Inder besitzen, betreffen nicht deren politische und sociale Verhältnisse, sondern die Religion, welche in allen Beziehungen die Grundlage jener bildete. Die älteste Stufe des religiösen Glaubens der Inder, als selbe noch im Gebiete des Sind nomadisch lebten und die heiligen Fluten der Ganga noch nicht erblickt hatten, war reine Naturreligion. Die wichtigsten Naturgegenstände und Naturereignisse wurden personifizirt, und solcher Götter (dêvas) zählte man dreiunddreißig. Sie finden sich nirgends aufgezählt, sondern nur in drei Klassen, jede zu elf, getheilt, nämlich in Götter des Himmels, der Erde und der Gewässer (unter welchen jedoch der Dunstkreis verstanden ist, der mit seinen manigfachen Erregungen durch Stürme, Regen und Gewitter für Indien eine ganz besondere Bedeutung hat). Es gibt auch noch andere Eintheilungen; auch ist die Rede von drei Gottheiten: Agni für die Erde, Vayu oder Indra für die Luft und Surya für den Himmel, von denen jeder wieder mehrere Benennungen hat. Die eigentliche Urgottheit der ältesten Inder ist Aditi, das himmlische Licht, auch als die Ewigkeit, das Unendliche, das All gedeutet. Später als eine Göttin und als Mutter der Adityas, körperloser, das Böse strafender Dämonen, später der Genien des Sonnenlaufs betrachtet, wurde Aditi um Kindersegen, um Fruchtbarkeit des Viehs, um Schutz und um Vergebung der Sünden angerufen. Als Gegensatz von Aditi kommt zuweilen Diti vor, das Dunkle, deren Söhne, die Daityas, als Feinde der Götter erscheinen. Unter den Personifikationen des Himmels herrschen zwei Namen vor: Dyaus (dem griechischen Zeus, dem lat. Deus) und Varuna (dem griechischen Uranos entsprechend). Beide werden meist paarweise angerufen: Dyaus mit seiner Gattin Prithivi, der Erde, und Varuna mit seinem Zwillingsbruder Mitra, dem Tageslicht, wo dann Varuna mehr den nächtlichen Himmel bedeutet. Mitra und Varuna sind mit Arjaman, Bhaga, Daksha und Amça die sechs Adityas, die aber auch mit anderen Namen und Zahlen vorkommen. Varuna ist der oberste der Adityas, der Aditya schlechtweg, der Herr des Lichts überhaupt, ja

*) P. Wurm; Geschichte der indischen Religion, im Umriß dargestellt. Basel 1874.

der Herr der drei Welten (Himmel, Luft und Erde); er hat allen Dingen ihre Bestimmung gegeben und wacht über die sittliche Weltordnung. Reuige Sünder wenden sich an ihn, den Allwissenden um Vergebung; der Wind ist sein Athem, Sonne, Mond und Sterne und die Ströme seine Werke. Am Himmel gehen einher (nach der Reihenfolge der Naturerscheinungen): die beiden Açvin, d. h. Reiter, (gewissermaßen Vorreiter des Sonnenwagens), ein Zwillingspaar, welches die Schiffbrüchigen rettet und die Kranken heilt, — Götter des Tagesanbruchs, der allen Unglücklichen erwünscht ist. Auf dem Sonnenwagen fährt ihre Gattin, die Tochter des Sonnengottes. Ihnen folgt Uschas, die Morgenröte, eine schöne Jungfrau, Tochter des Himmels, die auf einem mit roten Kühen oder mit Pferden bespannten Wagen fährt; sie treibt zu wahren Reden an und wird um Reichtum angerufen. Zuletzt erscheint blendend die Sonne im Sanskrit Surya, aber häufiger Savitar angerufen (um böse Träume fern zu halten), und darunter hauptsächlich die golden glänzende Erscheinung der Sonne verstanden (das lichte Götterantlitz, der Uschas folgend, wie eines Mädchens Spur der Jüngling). Die Sonne wird übrigens auch als Stier gedacht; der Himmel ist dessen Vater und die Erde seine Mutter. Die wolthätige Wirkung der Sonne heißt Puschan und gilt personifizirt als der Beschützer und Verehrer der Gabe, Führer der Menschen auf Reisen, Räuber abhaltende Macht und Führer der abgeschiedenen Seelen; er wird von Ziegen gezogen. Nur selten kommt als Sonnengott Vischnu vor, der „Gott der drei Schritte", der die ganze Welt mit drei Schritten (Aufgang, Höhepunkt und Niedergang) durchmißt und die Erde den Menschen als ihr Besitztum übergeben hat.

In der Luft herrschen nicht die guten Götter allein, wie im Himmel, sondern es greifen Dämonen in ihre Wirksamkeit ein, mit denen sie kämpfen müssen. Die Opfer der Menschen stärken sie in diesem Kampfe, daher sie nach dem Siege die Menschen mit Wohlstand belohnen, d. h. mit Regen und Gewittern, welche die Luft reinigen und Fruchtbarkeit befördern. Das Haupt der Luftgötter ist daher der Gewittergott Indra, zugleich auch Schlachtgott. Er fährt in einem goldenen Wagen, gezogen von zwei rötlichen Rossen mit goldenen Mähnen und Haaren wie Pfauenfedern. Sein Donnerkeil, vom Künstler des Himmels, Tvaschtar, verfertigt, ist von Gold oder Eisen, vier- oder hunderteckig und hundertknotig; auch trägt Indra Bogen und Pfeile und einen Speer. Indra ist der eigentliche Nationalgott, der Vorkämpfer der Arier gegen ihre Feinde und unter dem Volke der am meisten verehrte Gott, welcher den früher als Herrn der Welt verehrten Varuna verdrängt und die ihn bekämpfenden Götter besiegt hat. Daher erscheint er auch nicht als ein so nebelhaftes

Weſen wie die Himmelsgötter, ſondern mehr in menſchlicher Geſtalt; er iſt geboren und hat Vater und Mutter. Zu ſeinen Thaten bedarf er aber der Stärkung durch den Soma-Trank, ja ſogar der Berauſchung durch denſelben, und er rühmt ſich deſſen in den ihm in den Mund gelegten Hymnen des Rig-Veda. Die regenſpendenden Wolken ſind ſeine Kühe, die er, wenn ſie (durch die Trockenheit) entwendet ſind, wieder zurückholt. Auch tödtet er als Drachenkämpfer die Schlange Ahi (die Nacht), welche die ſieben Höhen des Himmels bedeckt hatte. Seine Untergebenen ſind die Wind- und Regengötter, Marut oder Rudras, beſonders Vayu oder Vata, der Wind überhaupt, und Rudra, der Heulende, der Gott des Sturms und Abwender der Seuchen.

Die Götter der Erde beziehen ſich beſonders auf den Menſchen und ſind eigentlich Perſonifikationen ſeiner religiöſen Gefühle. Den erſten Rang unter ihnen nimmt Agni, der Feuergott ein, der, wie das Feuer ſelbſt, durch Reibung von zwei Hölzern entſteht. Nach anderen Sagen iſt er durch einen Boten vom Himmel herab gebracht oder von den Göttern dem Stammvater der Menſchen, Manu hinterlaſſen, oder von Indra zwiſchen zwei Steinen erzeugt, oder er iſt der Sohn des Dyaus und der Prithivi u. ſ. w. Nach ſeiner Geburt verzehrt er mit Gefräßigkeit ſeine Eltern. Er wird zugleich Sohn und Vater der Götter genannt; ferner iſt er der Bote der Götter zu den Menſchen und der Menſchen zu den Göttern. In jener Stellung beſchützt er die Welt Nachts, wenn die Götter ruhen, gegen die Dämonen, in dieſer ſtellt er das auf der Opferſtätte angezündete Feuer dar und ruft die Götter dazu herbei. Er iſt Prieſter der Götter und der Menſchen, Hüter des Hauſes und einziger berufener Anordner der religiöſen Ceremonien. Der zweite Gott der Erde iſt Soma, die Perſonifikation des ſo benannten Opfertrankes, welcher aus dem Safte der Asclepias acida oder des Sarcostemma viminale bereitet, mit Milch und Mehl vermiſcht den Göttern dargebracht wurde. Die berauſchende Kraft dieſes Saftes, das in ihm „verborgene Feuer," verlieh ihm nach der Meinung der Inder übernatürliche Eigenſchaften; die Pflanze ſollte daher durch einen Falken vom Himmel herabgebracht ſein. Der Gott Soma iſt auch Wohlthäter der Menſchen, kleidet die Nackten, heilt die Kranken, Blinden, Lahmen, verleiht Göttern und Menſchen Unſterblichkeit, erzeugt Hymnen u. ſ. w. Wir haben ſonach in Agni und Soma zwei Gottheiten von großer Aehnlichkeit der Auffaſſung. Beide entſtehen im Himmel und werden von dieſem auf die Erde herabgebracht, und dies geſtattet, die urſprüngliche Bedeutung Beider zu durchſchauen. Das Feuer, das den Wolken entſpringt, iſt der Blitz, der Trank, der derſelben Quelle entſtammt, der Regen, doch nur urſprünglich; in ſpäterer dichteriſcher Ausbildung der Sage

ist der Somatrank vielmehr gleich dem stammverwandten Agni ein Feuer, das Feuer der Begeisterung, und sein Holen durch einen Falken, welcher wahrscheinlich Indra war, hat merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Holen des die Dichtkunst verleihenden Methes Suttungs durch Odin in Adlergestalt. Es geht aus diesem Zusammenhange hervor, daß Agni und Soma eigentlich Vervielfältigungen Indra's sind, des Gottes, der den Donnerkeil führt, den Soma trinkt und die Wolkenkühe besitzt, und ganz ähnliche Mythen kehren bei allen indogermanischen Völkern wieder.*) Sind nun in Agni und besonders Soma Naturgottheiten zu Bringern idealer Güter geworden, so ist ein dritter Gott der Erde von Anfang an überall; es ist Brahmanaspati oder Brihaspati, der Gott des Gebetes, aus welchem später Brahma wurde,**) und dem ähnliche Thaten zugeschrieben werden, wie Indra, Agni und Soma. Auch er verschafft den Menschen Reichtum und wird Vater der Götter genannt, weil nach indischer und überhaupt naturalistischer Auffassung wie ohne Opfer, so auch ohne Gebet keine Götter denkbar sind. Die Götter sind die Wünsche der Menschen; daher sind auch nach der Grundanschauung aller Religionen, sogar der angeblich geoffenbarten, welche nur mehr oder weniger verhüllt wird, die Beter, Büßer und Priester mächtiger als die Gottheit, so in Indien die Brahmatschari, Brahmanenschüler, die „vor den Göttern da waren," ja diese sogar und selbst die Welt schufen. Andere Götter sind die Flußgötter, wie Sarasvati und Sindhu (weiblich, unser Indos), weibliche Luftgeister, vergötterte Künstler, welche alle Kunstwerke (Bogen, Wagen u. s. w.) der Götter verfertigen und als Aerzte wirken (Ribhus), alle Opfergegenstände, sogar Opferwerkzeuge, dann Vatsch, die Göttin des Wortes, der Sprache, welche ja schöpferische Kraft hat, Puruscha, der Weltgeist und mehrere andere abstrakte Begriffe.

Sehr unklar waren die Ideen der ältesten Inder in Bezug auf die Entstehung der Welt, die beinahe jedem einzelnen Gotte und sogar dem Brahmanenschüler zugeschrieben wird. Da sie, wie noch jetzt wir, nicht wußten, woher die Welt kam, schrieben sie selbe jedem Wesen zu, das sie in Gedanken aufbauen kann. Die ausführlichste Kosmogonie wird im Rig-Veda von Puruscha, dem Weltgeiste erzählt. Die Götter opferten und zertheilten ihn: aus seinem Munde wurde der Brahmane, aus seinen Armen der Radschanya, aus seinen Schenkeln

*) Vergl. darüber die geistvolle Ausführung von Adalb. Kuhn, die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, ein Beitrag zur vergleich. Mythol. der Indogermanen. Berlin 1859.

**) Brahma als Gott kennen die Veda noch nicht, nur „das Brahma," d. h. das Große, Verehrungswürdige. Einen Brahma nennen die Veda den Frommen oder Priester.

der Vaiçya, aus seinen Füßen der Sudra; aus seiner Seele entstand der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde Indra und Agni, aus seinem Athem Vayu, aus seinem Nabel die Luft, aus seinem Kopf der Himmel, aus seinen Füßen die Erde, aus seinem Ohr die vier Himmelsgegenden. So geht in der Veda-Religion immer Alles im Kreislaufe und kehrt dahin zurück, von wo es ausging. Was die Götter schaffen, daraus entstehen sie selbst wieder. Es gibt noch andere Weltschöpfungssagen, die ebenso pantheistisch sind. Eine solche läßt, wie in einer griechischen Version, aus dem Chaos die Liebe (Kâma) entstehen, welche der erste Same war.

Der erste Mensch wird in den Veda-Sagen Jama und seine Gattin und Schwester Jamî genannt. Er bahnte aber nur für die Menschheit den Weg in das Jenseits und hinterließ keine Nachkommen, weil er seine Gattin als Schwester unberührt lassen mußte. Stammvater der Menschen ist Manu, derselbe Name wie in Aegypten Menes, in Hellas Minos, in Phrygien Manes, im Norden Mannus.

Die Fortdauer nach dem Tode ist in den Veda ein Leben im Himmel bei den Göttern, an Genüssen ganz dem Erdenleben ähnlich, aber üppiger und freudenvoller, etwa wie das islamitische Paradies. Wie dort wird mit Schönen geschwelgt und wie in Odins Walhall Met, hier Soma getrunken. Daß der Mensch an diesen schönen Ort gelangt, führt das als ein Opfer betrachtete feierliche Verbrennen des Leichnams herbei. Es ist jedoch neben dieser Belohnung der Menschen selten von einer Bestrafung die Rede. Es heißt nur im Rig-Veda, daß die Feinde der Götter und ihrer Verehrer in die unterste Finsterniß geworfen werden sollen. Von einem eigentlichen Begriffe der Schuld oder Sünde findet sich in den Veda nichts.

Der Kult der Veda-Religion war Sache der Familie. Tempel kannte dieselbe nicht. Geopfert wurde im Freien oder am Herde des Hauses. Ob es Götterbilder gab, ist ungewiß, aber es ist nicht wahrscheinlich. Besondere heilige Handlungen waren mit der Bereitung des Somatrankes verbunden. Die Stauden, welche den Saft dazu liefern, wurden bei Mondlicht auf Bergen gesammelt, mit der Wurzel ausgezogen, die Blätter abgetrennt, dann auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen an den Ort des Opfers gefahren, zwischen Steinen ausgepreßt u. s. w. Die Opfer wurden zu bestimmten Zeiten, namentlich im Vollmond und Neumond, vorgenommen, dauerten mehrere Tage und erforderten mehrere Priester. Das große Soma-Opfer bedurfte fünf Tage und sechszehn Priester. Zu einem wirksamen Opfer gehörte aber eine Reihe von sieben Soma-Opfern. Am meisten Aufwand erforderte aber das vom König vorgenommene Pferdeopfer (Açvamêdha). Das Pferd soll als Opferthier an die Stelle des

Menſchen getreten und ſelbſt wieder durch das Rind erſetzt worden ſein. Man bezweifelt aber, daß die Arier je Menſchenopfer gebracht. Alle Opfer der alten Inder waren blos ſolche zu Ehren und zur Speiſung und Tränkung der Götter; Dank- und Sühnopfer ſind ihnen fremd. Die Erfüllung der menſchlichen Bitten iſt auf Seite der Götter keine Gnade, ſondern eine Pflicht, die aus einem Vertrage zwiſchen Gott und Menſch hervorgeht.

Die Prieſter Indiens im Zeitalter der Veda waren noch keine Kaſte, aber doch ein beſonderer Stand, deſſen Glieder bereits Brahmanen genannt wurden. Sie wurden als „Götter der Erde" geachtet und waren die Aufſeher bei den Opfern, die Oberprieſter. Außer ihnen gab es aber noch andere Perſonen, welche mit dem Opfer zu thun hatten, wie die Adhvaryu (Opferköche) und die Hôtri (Rufer, d. h. Herſager von Liedern und Litaneien); endlich übten noch prieſterliche Handlungen, wenn auch nicht bei Opfern, die Riſchi (Dichter und Sänger von Götterhymnen), Kavi (Weiſe) und Muni (Einſiedler).

B. Die Religion Brahma's.

Die Ueberſiedelung der indiſchen Arier aus dem Sind- in das Ganga-Gebiet und die Ausbildung des Kaſtenweſens führten eine durchgreifende Umwälzung in der indiſchen Religion herbei. Es liegt in der Natur des Menſchen begründet, ein beſtimmtes Weſen ehren und in Nöten deſſen Hilfe anrufen zu müſſen. Die Götter der Inder zur Zeit der Veda befriedigten dieſes Bedürfniß nicht; ſie waren zu fremdartige Weſen und undeutliche Begriffe, und überdies nach dem herrſchenden Glauben von den Gebeten und Opfern der Menſchen abhängig. Dies war aber bei keinen Menſchen in höherem Grade der Fall, als bei den Prieſtern, den Brahmanen; daher wurden dieſe, wie ſchon geſagt, als „Götter der Erde" betrachtet und angeſtaunt, und die Ehrfurcht des Volkes wandte ſich vorzugsweiſe und endlich ganz ihnen zu. Nachdem daher durch die Unterwerfung der ſchwarzen Urbewohner im Ganga-Lande und ſpäter im Dekhan das Kaſtenweſen ſeine Ausbildung erhalten und die Brahmanen ſich durch ihr geiſtiges Uebergewicht zur höchſten Kaſte erhoben hatten, konnten Letztere das Volk lehren, was ſie wollten, — es nahm von ihnen Alles als baare Münze, als unfehlbare Wahrheit an. Zum leitenden Prinzip der Welt wurde das Weſen, welchem die Brahmanen ſelbſt den Namen verdankten, Brahma. Es iſt das jeder Perſönlichkeit entbundene All der brahmaniſchen Weltauffaſſung, aus welchem alles Seiende hervorgegangen und, was aber weit wichtiger iſt, zu welchem Alles wieder zurückkehrt. Dieſes Zurückkehren zum Brahma iſt der leitende

Gedanke dieſer Religionsform, welche die perſönliche Unſterblichkeit aufgegeben hat, ausgenommen als Strafe in der Form der Seelenwanderung. Das Einzelne zerfließt im Ganzen, löſt ſich in ihm auf, und darin findet es ſeine Erlöſung und Befreiung vom Böſen, das von Anfang an mit dem Daſein verbunden iſt, ſein höchſtes Glück. Wer ſich in dieſen Auflöſungsproceß, als das höchſt Denkbare, ganz vertieft, nur darnach ſtrebt und die Güter der Welt verachtet, der Asket und Büßer, der erwirbt ſich das größte Verdienſt der Welt. Dieſer beneidenswerte Zuſtand der Verſenkung in das Brahma oder All wird im Sanskrit durch das Wort ôm bezeichnet, welches in Indien als „Silbe von drei Buchſtaben" gilt, weil ô als Diphthong (au) betrachtet wird, eigentlich aber, da das m Naſenlaut iſt, nur einen Laut darſtellt. Mit der Zeit wurde ôm ſogar zur Bezeichnung des Brahma ſelbſt; es wird im Atharva-Veda das All genannt, welches war, iſt und ſein wird. Dem Om als Weltſeele werden vier Zuſtände zugeſchrieben: der wachende, der träumende, der traumlos ſchlafende und der völlig ruhende, welcher letztere die drei erſten zuſammenfaßt und mithin der ſtrebenswerteſte iſt.

Von dem Brahma (Neutrum) zu unterſcheiden iſt der Gott Brahma (Mascul.) oder Pradſchapati, der Schöpfer der Welt und Herr der Geſchöpfe, Urheber der Veda und Urquell alles Wiſſens. Ihm in loſer Weiſe untergeben ſind die acht Welthüter (darunter ſteben Veda-Götter und ein vergötterter Menſch, Kuvéra, Gott des Reichtums). Brahma's Gattin, Sarasvati, iſt nicht mehr Flußgöttin, ſondern ſtellt die Ordnung, beſonders in der Sprache (Rede und Dichtkunſt), das ſchöpferiſche Wort dar und wird daher auch mit der Vatſch (ſ. oben S. 221) vermengt.

Die Schöpfungsſage des Brahmanismus (im Anfang von Manu's Geſetzbuch) gibt ſich eine außerordentliche Mühe, den Gott Brahma als Schöpfer zu beſchäftigen und kann doch nicht verhehlen, daß es ihr vor Allem darum zu thun iſt, die Welt als Ausfluß aus dem Brahma (Neutr.) zu erklären.*) Die Schöpfungsthaten Brahma's (Masc.) ſind denn auch lediglich Hervorbringungen einzelner Zuſtände und Gegenſtände; die Welt ſelbſt mit den „fünf Elementen" geht aus der „durch ſich beſtehenden Macht" (dem Brahma, neutr.) hervor. Aus ihr entſpringt „Er, den ſich der Geiſt blos denken kann", die „Seele aller Weſen," ſchafft mit einem Gedanken die Waſſer und legt einen fruchtbaren Samen in ſie. Dieſer Same wird ein Ei, glänzend wie Gold, flammend wie Sonnenlicht in tauſend Stralen,

*) Muir, Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, etc. I. p. 7 ff. (Mythical accounts of the creation of man and of the origin of the four castes).

ı dieſem Ei wird Er ſelbſt in der Geſtalt Brahma's, des Urvaters aller Geiſter geboren. Aus den beiden Hälften des ildet er Himmel und Erde und ſetzt in die Mitte den Aether, t Weltgegenden und das Meer. Darauf ſchafft er das Princip ele, das Bewußtſein, die Vernunft und die fünf Sinne, — ine Menge Untergottheiten, und ſchreibt die Opfer vor. Aus Luft und Sonne „melkt" er die drei urſprünglichen Veda, ft die Zeit, die Sterne, Flüſſe, Meere, Berge, Ebenen und hervor. Er weiſt den verſchiedenen Weſen, welche ſich durch dung von Seelen (wol Theilen jener Urſeele) mit Körpern ihre Beſchäftigung an. Aus ſeinem Munde läßt er den Brah=, aus dem Arme den Kſchatriya, aus der Hüfte den Vaiçya ıs dem Fuße den Çudra hervorgehen, und theilt ſich dann in älften, welche zur wirkenden und leidenden Natur, d. h. zum chen und weiblichen Geſchlechte werden. Aus dieſen beiden d Viradſch und aus aus dieſem Manu, der zweite Schöpfer elt. Dieſer ſchuf die zehn Mahariſchis oder Herren der er=en Weſen, und mit dieſen durch die Kraft der Andacht die ı Weſen, Dämonen, Menſchen, Thiere, Blitze, Donnerkeile, ı, Regenbogen („Bogen des Indra"), Meteore, Kometen, , Pflanzen u. ſ. w. Alle Dinge werden in drei Qualitäten ſtufen der Emanation unterſchieden: Sattva, d. h. Güte, die es Lichtes, der Tugend und Weisheit, d. h. der Götter, Rad= d. h. Leidenſchaft, die Welt der Menſchen, welche zwiſchen nmenem und Unvollkommenem kämpft, und Tamas, d. h. Dunkel=ie Welt der Thiere, Pflanzen und todten Dinge.

ie Welt verſchlimmert ſich aber ſtets. Die brahmaniſche Mythe (in Manu's Geſetzbuch und im Gedichte Mahabharata) vier ter auf, welche nach Götterjahren berechnet werden, von denen g gleich iſt einem Menſchenjahre, ein Jahr alſo gleich 360 Erden= (nach früherer Berechnung). Das erſte Weltalter, Satja=, oder Deva=Yuga (Götteralter) dauert 4800 Götter, (1,728,000) Jahre und hat nur einen Gott, Brahma und ungeſtörtes auf Erden. Das zweite, Trêta=Yuga (Alter der Dreiheit, der ı Feuer) hat 3600 Götter= (1,296,000 Erden=), das dritte, ra= (auf zwei folgende) Yuga, 2400 Götter= (864,000 Erden=), erte, noch fortdauernde, Kali=Yuga (Streitalter) 1200 Götter= 00 Erden=) Jahre, alle vier zuſammen als Maha=Yuga (großes ter) 12,000 Götter= oder 4,320,000 Erdenjahre. Von dem ı bis vierten Weltalter fabelten die Brahmanen allerlei Aben=hes; die Gerechtigkeit hätte in denſelben um ein, zwei und drei abgenommen; der anfangs weiße Viſchnu wäre rot, braun und ſchwarz geworden, die Unglücksfälle hätten ſtufenweiſe überhand

genommen und die Zahl der Menschen sich vermindert. Das gegenwärtige Kali-Yuga soll 3102 vor Chr. mit einer großen Flut begonnen haben, welche Brahma in Gestalt eines Fisches dem Manu voraussagte, nachdem dieser zehntausend Jahre auf einem Bein gestanden, einen Arm emporgehoben und niemals mit den Augen gezwinkert hatte. Manu baute ein Schiff und rettete sich aus der Flut, welche viele Jahre dauerte und alles Lebende vernichtete. Am höchsten Gipfel des Himalaja landete das Schiff, der Fisch gab sich zu erkennen und Manu begann nun seine zweite Weltschöpfung. Nach Verfluß des letzten Weltalters (Kali-Yuga) sollte die Welt zu Grunde gehen.

Der heitere Naturkult der Veda-Religion hat im Brahmanismus einem düstern Pessimismus Platz gemacht. Es wird als höchste Aufgabe des Menschen angesehen, Buße zu thun für die Entstehung des Bösen, die mit der Weltschöpfung zusammenhängt, und als höchstes Glück, vom sündlichen Leben ganz befreit zu werden. Damit ist auch der schärfste Fatalismus verbunden, und das den Brahmanen huldigende Volk glaubt, daß die Bestimmung des Menschen ihm „auf den Schädel geschrieben" sei. Trotzdem werden ihm seine Handlungen zur Schuld angerechnet. Dieser Widerspruch wird aber ausgeglichen durch die Lehre von der Seelenwanderung; denn es erscheint als folgerichtig, wenn die einzelne Seele dieselben Stufen der Verschlimmerung durchmacht, wie die Welt; sie erfüllt so ihre Bestimmung als Theil des Ganzen, und zugleich büßt der Einzelne nicht unverdient, sondern weil es so sein muß. Der vollkommen gute und religiöse Mensch wird als Gott wiedergeboren, ohne deshalb vor einer weitern, wieder rückwärts schreitenden Wanderung sicher zu sein, der unbeständige Mensch wieder als Mensch und der Schlechte als Thier oder Pflanze, und zwar seinem Charakter angemessen. Es gibt aber außerdem Höllenstrafen für Solche, deren Laster mit der Thierverwandlung nicht hinlänglich gezüchtigt sind. Manu's Gesetzbuch zählt 21 Höllen auf. Der Charakter der dortigen Strafen erhellt z. B. aus den Namen der einzelnen Höllen: Eisen gespitzt, der Schwert geblätterte Wald, die Grube der glühenden Kohlen u. s. w. Die Höllenstrafen sind jedoch nicht ewig; die Seelen können sich wieder durch irdische Körper hindurchschlagen, um von Neuem, im Falle der Verschuldung, in die Hölle geschleudert zu werden.

Der alte Brahmanismus wußte nichts von einem Erlöser. Jeder Mensch hat sich nach dieser Lehre selbst zu erlösen, und die Mittel dazu sind Reinigungen und Bußen, Opfer, Askese und philosophisches Studium. Der Ceremonien sind unzählige und maßlose, und jeder geringe Fehler dabei wird als Verunreinigung betrachtet, so daß schließlich den frommen Brahma-Dienern der bloße Formendienst immer wichtiger und die wirkliche Tugend immer nebensächlicher wurde.

Es verunreinigt z. B. die Berührung eines Todten, so daß die Angehörigen eines Solchen zehn Tage lang von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, ferner die Absonderungen des Körpers, das Betreten einer Stelle, wo Abfälle, wie Knochen, Haare, Nägel u. a. Abgang gelegen u. s. w. Von solchen Verunreinigungen säubert sich der Fromme durch Wasser und Kuhmist; ja von der geheiligten Kuh gilt überhaupt Alles als Reinigungsmittel, und der Sterbende kann noch von allen seinen Sünden befreit werden, wenn er einen Kuhschwanz in der Hand hält. Bekanntlich sind gewisse Flüsse als Reinigungsorte besonders heilig, wie z. B. die Ganga, namentlich bei der Vereinigung mit der Jamuna, die Sarasvati u. a. Dem Inder ist überdies tägliches Baden vorgeschrieben.

Bußen nehmen die Hindu auf sich durch Fasten, oft mit Schweigen von verschiedener Dauer und Strenge. Eine Buße besteht auch im Trinken eines aus Milch, Butter, — Kuhmist und Kuhharn gemischten Getränkes!

Die Opfer treten im Brahmanentum gegenüber der Veda-Religion zurück und sind, wo noch vorhanden, von denen der letzteren nicht wesentlich verschieden; doch nehmen die Thieropfer immer mehr ab, betreffen nach den Ochsen Schafe, dann Ziegen und endlich bleiben nur noch Pflanzenopfer, besonders an Reis und Gerste (Speiseopfer) und an Soma (Trankopfer) übrig. Zu feierlichen Opfern waren drei, zu Hausopfern nur ein Feuer erforderlich. Die drei Feuer brannten auf drei Herden um den nicht erhöhten, sondern in die Erde eingegrabenen Altar herum. Vier Priester gehörten zu einem feierlichen Opfer. Der Opfernde mußte sich durch Baden, Fasten, Waschen und ein Speiseopfer vorbereiten. Die Opferthiere wurden erwürgt.

Das wertvollste Mittel zur Erlösung war aber die Askese, das innere Sichselbstverbrennen genannt, verbunden mit Philosophie. Zu dieser Askese waren nur die drei arischen Kasten und nur Personen von vorgerücktem Alter berechtigt. Man mußte Großvater eines Enkels sein, seine Familie verlassen, mit nichts als einem Stab und einem Wassertopf versehen, und als Einsiedler in einen Wald ziehen, in Baumrinde oder schwarzes Antilopenfell gekleidet sein, auf der Erde schlafen, von Früchten oder Wurzeln und Wasser leben, Haare, Bart und Nägel wachsen lassen, durfte nicht das kleinste Thierchen tödten und sollte beim Aussprechen des Wortes ôm den Athem möglichst lange anhalten und sich nur mit dem Lesen der Veda und mit Betrachtung des höchsten Wesens beschäftigen. Noch weiter brachte man es aber in der Heiligung, wenn man sich Selbstpeinigungen auferlegte, z. B. den ganzen Tag auf den Zehen oder längere Zeit auf einem Fuße stand, fortwährend sich setzte und wieder erhob, in der Kälte nasse Kleider trug, ganz nackt sich dem Regen aussetzte, in der

Sommerhitze zwiſchen vier Feuern ſaß u. ſ. w. Die Brahmanen wetteiferten ſ. Z. förmlich, es zur Virtuoſität in dieſer Kunſt zu bringen und erzählten in ihren Sagen von hundert- und tauſendjährigen Uebungen großer Frommer in der Selbſtüberwindung. Um die Zeit Alexanders des Großen erſt kam es auf (vielleicht nur ſelten), durch Selbſtverbrennung auf dem Scheiterhaufen zu endigen. So war auch die bekannte Witwenverbrennung eine ſpät üblich gewordene Askeſe, um an dem Loos des Mannes nach dem Tode theilnehmen zu können. Noch höher als die Selbſtquälerei ſteht aber die vollendete Apathie, indem der Büßer nackt als Bettler umherzieht, weder Trauer noch Freude über irgend etwas äußert und blos über die Weltſeele nachdenkt. Dieſer ſowol als der vollendete Büßer hatten die Ausſicht, nach dem Tode ſofort ohne Seelenwanderung in das Brahma aufgelöſt zu werden. Die hiermit zuſammenhängende indiſche Philoſophie werden wir an einer anderen Stelle kennen lernen.

Der Brahma-Kult blieb indeſſen im Ganzen auf die höheren Kaſten beſchränkt. Das Volk verſtand eine ſo abſtrakte Gottheit nicht und konnte keine Liebe für ſie faſſen, um ſo weniger, als es keine Ausſicht hatte, gleich den Bevorzugten von der Qual der Seelenwanderung erlöſt zu werden. Ein Gott, welchen das Volk lieben und verehren ſollte, mußte ſtets Menſch werden, oder auch Menſch und Thier bei einem Volke, welches keinen durchgreifenden Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier kennt, für deſſen höhere Kaſten die niederen ſolchen den Thieren gleichſtehen. Für ſolche Inkarnationen (Avataras) erſah die indiſche Mythe den Viſchnu aus, einen untergeordneten Gott des Veda-Syſtems (oben S. 219), der alle übrigen Glieder deſſelben verdunkeln ſollte. Freilich war ſolche Erhebung ſchon vorbereitet in Viſchnu's Benennung als „Gott der drei Schritte" (Aufgang, Höhepunkt und Untergang der Sonne). Dieſe richtige Vorſtellung von ſeiner Größe und Macht bewirkte, daß er mit der Zeit als Erhalter der Welt betrachtet wurde. Er trat ſowol an die Stelle des alten Nationalgottes Indra, als des Waſſergottes Narâjana. In letzter Eigenſchaft ruht er auf der zuſammengerollten Seeſchlange über dem Urmeere. Gewöhnlich wird er mit vier Armen abgebildet. Seine Gattin Lakſchmi oder Çri vertritt die Liebe, Huld, Fruchtbarkeit, Ehe und den Reichtum; ihr iſt die Kuh heilig, in der Ernte wird ſie gefeiert, und ihr Sinnbild iſt die Lotosblume. Was nun Viſchnu's Verwandlungen angeht, ſo kennt das Gedicht Mahabharata deren zehn, zählt ſie aber nicht einzeln auf; erſt eine ſpätere Zeit ſpezifizirte ſie und vermehrte ſie ſogar.

Viſchnu hat indeſſen ſchon im Anfange ſeiner Erhebung zum höchſten Gotte des indiſchen Volkes einen Nebenbuhler erhalten in

Çiva oder Mahadeva (dem großen Gotte), auch Rudra, indem dieser vedische Gott des Sturmes mit dem Feuergott Agni und zudem noch mit einem wahrscheinlich von den Urbewohnern Indiens verehrten Çiva verschmolzen wurde. Dieser neue Gott wird nämlich vorwiegend im dravidischen Dekan verehrt, während ihn die arische Nationaldichtung wenig berücksichtigt. Er ist der Schutzgott der Büßer und der Inbegriff alles Furchterregenden, Unheimlichen. Er wohnt im Himalaja, trägt einen Dreizack, oft eine Flamme, auch eine Halskette von Todtenköpfen und hat ein drittes Auge auf der Stirne; zuweilen auch fünf Köpfe. Seine Opfer tragen einen durchweg blutdürstigen Charakter und werden von den Brahmanen nicht anerkannt. Zugleich herrscht in seinem Kult das Element der Wollust und ihm ist der Linga (Phallos) heilig, welches Symbol die Arier und ihre Stammverwandten ursprünglich nicht kennen. Çiva hat aber mit der Zeit eine große Anzahl Anhänger gefunden, welche ihn sogar über Brahma, Vischnu und Indra stellten und selbst in das arische Heldengedicht Mahabharata eine ihn hocherhebende Stelle einzuschmuggeln wußten. Çiva ist zugleich ein schaffender und zerstörender Gott, der Alles vernichtet, um Neues hervorzubringen, und er hat daher unter allen indischen Göttern das Meiste von einer Persönlichkeit. Seine Gattin Parvati oder Kali spielt unter allen indischen Göttinnen die bedeutendste Rolle und ihr Bild wetteifert oft mit dem des Gatten an Furchtbarkeit. Noch heute stehen sich die Kulte des Vischnu und Çiva feindlich gegenüber und werden sich nie versöhnen.

C. Die Lehre Buddha's.*)

Es konnte nicht anders sein, als daß die Herrschaft der Brahmanen mit der Zeit dem Volke lästig wurde, nicht sowol wegen ihres geistigen Druckes, der bei dem damaligen und noch jetzt vorhandenen Sklavensinn der Bevölkerung nur Wenigen fühlbar sein mochte, als vielmehr aus Neid, der mittleren Kasten sowol, welche so gut wie die Brahmanen durch Askese heilig werden konnten, ohne doch die großen Vorrechte dieser Kaste zu gewinnen, — als auch der untersten Kaste und der vom Kastenwesen Ausgeschlossenen, welchen die Büßerlaufbahn gesperrt war.

Daß solche Bestrebungen vorhanden waren, beweist der Erfolg, welchen im sechsten Jahrhundert vor Chr. und noch lange hernach in Indien eine Reform des Brahmanismus hatte, die wir nach ihrem

*) K. Fr. Köppen, die Religion des Buddha und ihre Entstehung. Berlin 1857.

Urheber Buddhismus nennen. Nach den glaubwürdigſten Angaben im Jahre 623 vor Chr. (nach tibetiſchen, chineſiſchen und hinterindiſchen Sagen gibt es 14 Angaben, die zwiſchen den Jahren 2502 und 562 ſchwanken) wurde in der jetzt nicht mehr vorhandenen Stadt Kapilavaſtu bei dem jetzigen Gorakpur in der Provinz Audh dem Kleinſtaat-König Çuddhodana aus der Familie Çâkya oder Gautama von ſeiner Gattin Maya ein Sohn geboren und Sarvarthaſiddha, abgekürzt Siddharta genannt. Nach der Sage wäre er in Geſtalt eines weißen Elefanten vom Tuſchita-Himmel herabgeſtiegen und als fünffarbiger Lichtſtral in den Leib ſeiner Mutter eingegangen, die ihn dann nach zehn Monaten durch die rechte Seite oder Achſelhöhle geboren hätte. Auch hätte er gleich nach der Geburt feſt um ſich geblickt, Schritte gethan und ſeinen Beruf ausgeſprochen. Die Mutter ſoll am ſiebenten Tage nach der Geburt geſtorben ſein. Ungeheuerliche Zahlenſpielereien werden mit ſeiner Jugendzeit in Verbindung gebracht. Zwanzigtauſend Knaben und ebenſoviel Mädchen wären ihm zu Geſpielen gegeben, und als herangewachſener Jüngling hätte er außer zwei Frauen — 84,000 Kebsweiber gehabt (vielleicht hatte ſein Vater nicht ſo viel Unterthanen!) Frühzeitig überſättigt, ſah er im neunundzwanzigſten Jahre, aus unwiſſendem Wolleben erwachend, zum erſten Male einen zitternden Greis, einen ekelhaften Kranken und einen verweſenden Leichnam, was ihn auf den Gedanken brachte, daß Jugend und Vergnügen keinen Wert haben, wenn ihnen Alter, Krankheit und Tod folgen. Da verließ er alle ſeine Herrlichkeit in heimlicher Flucht, ſchor ſein Haupt, zog ein Büßergewand an, lebte in der Einſamkeit, um über die Uebel der Welt und ihre Heilung nachzudenken, und wurde nun Çakya-Muni genannt, d. h. Einſiedler aus der Familie Çakya. Alle Verlockungen zu Macht und Reichtum verachtete er fortan, um ein Buddha, d. h. Erweckter, Weiſer zu werden, was ſein bleibender Name wurde. Er führte ganz das Leben der brahmaniſchen Asketen; aber ſein Geiſt ſtrebte höher, und er gelangte zu dem großen Entſchluſſe, nicht nur ſich ſelbſt, wie jener Frömmler, ſondern die geſammte Menſchheit zu erlöſen. Nach der Sage genoß er täglich nur ein Reis- oder Seſamkorn, bis ihm ſeine Mutter erſchien und ihn bat, ſich nicht zu Tode zu hungern. Da gab er die Selbſtqual nach ſechs Jahren auf, worauf ihn ſeine Schüler, die ihn in die Einſamkeit begleitet, ob ſeiner Gottloſigkeit entrüſtet verließen, wechſelte den Ort ſeiner Betrachtungen, überwand die Verſuchungen des Dämons Mara und wurde ein vollendeter Buddha. — Nach ſolcher Vorbereitung trat er als Lehrer auf und begann im Gazellenhain bei Benares zu predigen, worauf ihm ſeine fünf Schüler wieder zufielen. Jeder ſeiner Zuhörer ſoll ihn verſtanden haben, welches auch ihre Mutterſprache war, obſchon er nur im Volksdialekte ſeiner

Heimat ſprach. Sein Evangelium war die Liebe zur geſammten Menſchheit und die Erlöſung der Bedrückten, daher natürlich auch die Aufhebung der Kaſten. Freilich ſtellte er, wie alle Neuerer, gleich wieder einen neuen Unterſchied auf, den zwiſchen Mönchen (Çramanas) und Laien (Upâsakas), von denen zwar nur die Erſteren nach dem Tode der Seelenwanderung entgehen, aber auch von den Letzteren ein Jeder ſich unter die Erſteren aufnehmen laſſen konnte. Die Selbſtpeinigung wurde aufgegeben, dafür aber eine andere Art von Menſchenquälerei eingeführt, nämlich das Kloſterweſen, deſſen Erfindung dem Buddhismus gebührt. Die drei Gelübde der Armut, der Keuſchheit und des Gehorſams ſind bereits Erforderniſſe zum Eintritt in die buddhiſtiſchen Menſchenzwinger, zugleich aber auch die Ausübung der Wolthätigkeit eine Lichtſeite derſelben. Die Mönche und Nonnen erhielten die Ausſicht, bei der nächſten Station der Seelenwanderung gleich wieder als ſolche Heilige zu erſcheinen. Schon im Brahmanismus ſtand der fromme Büßer über den Göttern. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn Buddha einen Schritt weiter ging und der Götter gar nicht mehr bedurfte, ſondern die Welt als einen ſteten Wechſel der Formen und Einzelweſen ohne Anfang und Ende erklärte, das Ideal aber in vollſtändiger Ruhe und Gefühlloſigkeit, im Nirvâna, dem Nichts, erblickte. Es iſt jedoch nicht gerechtfertigt, den Buddhismus deshalb Atheismus zu nennen; denn er iſt immerhin eine Religion, weil er das perſönliche Verdienſt von gewiſſen anerkannten Formen und Anſchauungen abhängig macht, ſtatt vom freien Ermeſſen der Menſchen, und eine Religion kann niemals atheiſtiſch ſein, weil das Prinzip ihrer Anſchauung, und wäre es auch das alleinſeligmachende Nichts, für ſie ein Göttliches iſt. Nur wer jede Gottheit leugnet, iſt Atheiſt; Buddha aber leugnete ſie niemals, er ſprach niemals aus, daß es keine Götter gebe, ſondern er ſchwieg über ſie, — er bedurfte ihrer nicht. — Nachdem Buddha brahmaniſche Gegner (Tirthyas) in einer Diſputation ſiegreich aus dem Felde geſchlagen, kam von zwei Königen, die ihm nach dem Leben trachteten, Einer ums Leben und der Andere bekehrte ſich. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er lehrend gewirkt, als er im Alter von achtzig Jahren, 543 vor Chr.,*) zur Zeit des Kyros, des Anakreon und Pythagoras, des Lao-tße und Khong-tße — bei Kuçinagara in das Nirvâna einging, und ſein Holzſtoß entzündete ſich nach der Sage von ſelbſt, wobei die nicht verbrannten Knochen Wolgeruch ausſtrömten und unter ſeine Verehrer vertheilt wurden.

Buddha hatte ſein engeres Vaterland, d. h. Madhjadeça, niemals überſchritten; aber ſeine Lehre machte raſche Fortſchritte. Seine

*) Laſſen a. a. O. I. S. 599—612. II. S. 53 67.

Schüler mehrten sich. Die Könige des von ihm berührten Gebietes fielen seiner Lehre zu und beförderten ihre Verbreitung.

Zu seinem Nachfolger als Haupt der Schule hatte Buddha seinen Schüler Kaçyapa bezeichnet, unter dessen Vorsitz bald nach des Meisters Tode ein von fünfhundert „Heiligen" besuchtes Concil zu Radschagriha abgehalten wurde, welches sieben Monate gedauert haben soll, eine Sitten- und Klosterverfassung der neuen Kirche aufstellte und eine Sammlung der Lehren Buddha's veranstaltete. Wie in allen Religionen, gab es auch unter den Buddhisten bald Parteiungen und „Ketzereien." Um sie zu beseitigen, versammelte sich hundert Jahre nach dem ersten Concil unter König Açoka I. (Kalaçoka) von Magadha ein zweites (443 oder 433 vor Chr.) zu Vaiçali, welches 700 Mönche zu Theilnehmern hatte und zehntausend Mönche eines Klosters wegen Ungehorsams gegen die Gesetze Buddha's verdammte. Zugleich wurden diese Gesetze revidirt und u. a. der Grundsatz anerkannt, daß Alles gesetzmäßig wäre, was mit der Lehre Buddha's übereinstimme, verwerflich dagegen Alles, was ihr widerspreche. Diese unklare Bestimmung hatte natürlich fortgesetzte Spaltung in Sekten zur Folge, deren auch die Ausgestoßenen eine bildeten und deren Zahl unbekannt ist.

Sehr günstig für den Buddhismus war der Einfall Alexanders des Großen in Indien. Die Bekanntschaft mit fremden Völkern und deren Sitten, und Dieser mit Indien war dem faulen und müßigen Brahmanismus so schädlich, wie sie dem aufstrebenden Buddhismus gelegen kam. König Tschandragupta (griech. Sandrakottos) von Pataliputra, welcher 320—310 vor Chr. seine Herrschaft über ganz Hindustan erweiterte und das Pendschab von den Makedonern befreite, war von niederer Herkunft und schon deshalb ein Begünstiger des Buddhismus († 291 vor Chr.) Weit wichtiger für letztern war aber sein Enkel Açoka II., der Zeitgenosse der Diadochen, des Curius Dentatus und Pyrrhos, der erst ein blutiger Despot war, (Tschandaçoka, der wütende A.) nachher aber bekehrt wurde und Çakyamuni's Lehre zur herrschenden in seinem Reiche erhob (nun Dharmaçoka, d. h. A. des Gesetzes). In zahlreichen Inschriften der verschiedensten Gegenden Indiens heißt er Piyàdasi (der Liebevollgesinnte).*) Diese Bekehrung fand 259 vor Chr. statt und wurde durch glänzende Feste gefeiert. Açoka war von ungeheurer Freigebigkeit gegen die buddhistischen Bettler, deren er sechszigtausend täglich speiste und bei Festen dreihunderttausend nährte und kleidete, — und er soll dreimal sein Reich, seine Frauen, Kinder und Diener der Geistlichkeit geschenkt und wieder abgekauft haben. 84,000 Heilig-

*) Köppen a. a. O. S. 173 ff.

mer (Stupas, d. h. Reliquienthürme) und ebensoviel Religionsedikte rden ihm zugeschrieben (offenbar eine spielende heilige Zahl, Produkt n 7 × 12). Sein Stiefbruder, sein Sohn und seine Tochter gingen 's Kloster. Die buddhistischen Klöster schossen unter ihm aus der de wie Pilze, und sie fanden einen Zulauf von Heilsdurstigen wie n aufgestörter Ameisenhaufen. Doch ist es immerhin ein nicht genug betonender Ruhm für Açoka und seine Nachfolger, daß sie nicht, eich den Mohammedanern und gewissen Christen, ihre Lehre mit euerbrand und Eisen verbreitet haben. Nachdem 246 oder 245 vor Chr. Folge fortdauernder Sektenbildung und Mißbrauchs der buddhisti- jen Klöster durch vagirende Brahmanen ein drittes Concil in Açoka's auptstadt Pataliputra gehalten worden, welches aus tausend rieſtern bestand, sechszigtausend Ketzer ausstieß, neun Monate saß, lissionäre aussandte und die Schriften bestimmte, welche als kanonisch lten sollten, erhielt der Buddhismus neue Kraft. Es gingen lissionen nach allen Weltgegenden, und Buddha's Lehre fand Ein- ng im jetzigen Afghanistan, in Kaçmir und Dekhan, in Birma und egu und auf der Insel Zeilan, wo Açoka's Sohn Mahendra als laubensbote wirkte. Im Himalaja bekehrten sich 84,000 Nagas ieder diese heilige Zahl!) und unzählige andere Völker vom Geister- nd Schlangendienst zur Lehre vom Nirvâna; 100,000 Personen urden Mönche und Nonnen.

Die Herrlichkeit war jedoch nicht von langer Dauer. Ein halbes ahrhundert nach Açoka's Tod erlitt der Buddhismus durch den turz der Dynastie desselben einen harten Stoß. Erst der indosky- hische König Kanischka wurde um die Mitte des ersten Jahr- underts nach Chr. wieder ein eifriger Buddhist, ohne daß jedoch diese eligion je wieder zur Blüte zurückkehren konnte, die sie unter çoka II. gehabt. Kanischka versammelte in einem Kloster Kaçmirs as vierte buddhistische Concil, welches den Kanon der heiligen chriften bereicherte und ihn in der Sanskrit-Sprache anerkannte. eitdem war Çakyamuni's Kirche in die nördliche und südliche ge- ennt. Jene bedient sich des Sanskrit, diese des Pali als heiliger prache, und anerkennt das vierte Concil nicht, während jene dagegen ehr und mehr fremde Elemente in sich auinahm. In beiden Kirchen ahm die Sektenbildung zu und es begann die Schaffung von Göttern, elche der Stifter nicht gekannt hatte. Im sechsten und siebenten Jahrhundert war der Buddhismus in Indien so schwach geworden, aß es den Brahmanen und ihren Anhängern gelang, ihn mittels blutigen Kampfes vollständig aus dem Festlande diesseits des Brahma- putra zu vertreiben, was um 1100 vollendet war. Nur auf Zeilan erhielt sich der südliche Buddhismus, verbreitete sich aber von dort aus nach Birma und Siam, welche Länder er vollständig eroberte

und bis heute behalten hat, sowie nach Java und Borneo, wo er aber durch den Islam wieder vernichtet wurde. Der nördliche Buddhismus behielt von Vorderindien nur die Himalaja-Landschaften Nepal und Bhutan. Bald nach Açoka's Zeit drang er zwar auch nach den Ländern am Amu- und Sir-Darja und am Tarim, wo er aber später der Lehre Mohammeds erlag. Im Jahre 61 nach Chr. hatte der chinesische Kaiser Ming-ti eine Gesandtschaft nach Indien geschickt, um eine neue Religion zu holen, welche dann in China die des Fo (wie die Einsilbigen den Namen Buddha radebrechen) genannt und 65 nach Chr. förmlich eingeführt wurde. Seitdem eroberte der Buddhismus nach und nach friedlich den größten Theil des chinesischen Volkes, von welchem nur die Gebildetsten der Lehre Khong-tße's treu blieben: doch ist dort die Lehre des Fo immerhin ein fremdartiges Pfropfreis. Im vierten und fünften Jahrhundert gelangte der Buddhismus von China aus siegend nach Korea, im sechsten nach Japan. Von China aus wurden auch Annam und Kotschin-China buddhisirt. Im siebenten Jahrhundert gelangte die Lehre Buddha's auch in Tibet zur Herrschaft, wo im dreizehnten die Hierarchie des Dalai-Lama und später die des Teschu- oder Bogdo-Lama auftauchte. Endlich im sechszehnten Jahrhundert bekehrten sich die Mongolen am Kuku-Noor zu Buddha.

Die buddhistische Lehre ist in einer Menge von heiligen Schriften enthalten, welche durch die Concilien dieser Kirche anerkannt wurden und in der Pali-Sprache abgefaßt, zusammen einen Kanon bilden, Tripitaka genannt, welcher an Umfang etwa das Fünf- bis Sechsfache des Alten und Neuen Testamentes beträgt.*) Derselbe zerfällt in drei Klassen von Schriften: Dharma, das Gesetz, bestehend aus Sutras, Aussprüchen, Denksprüchen mit beigefügten Erläuterungen und darauf bezüglichen Legenden, Vinaya, die Moral und Disciplin, und Abhidharma, die Metaphysik (welch letztere jedoch nicht hierher, sondern in die indische Philosophie gehört).

1. Dharma. Der Buddhismus kennt keine Weltschöpfung; denn seine Welt hat keinen Anfang, sondern ist ewig, d. h. es folgen sich viele Welten in endlosem Kreislaufe und existiren ebenso unzählige zu gleicher Zeit neben einander. Die Welt, welche wir bewohnen, hat nach der buddhistischen Geographie zum Mittelpunkte den Berg Meru, (Hochland von Hinterasien). Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Krystall, Silber und Safir; ihn umgeben sieben kreisförmige Gebirge, deren Mittelpunkt er ist, die durch Meere von ein-

*) Die tibetische Uebersetzung des Kanons zählt gegen 225 Folianten, von denen jeder in der Pekinger Ausgabe vier bis fünf Pfund wiegt. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874, S. 104.

ander getrennt sind und von denen jedes äußere immer um die Hälfte niedriger ist als das nächste innere. Außerhalb des äußersten Rundgebirges liegt das Weltmeer mit vier Erdtheilen, deren jeder fünfhundert Inseln um sich hat, und die nach den vier Weltgegenden liegen. Der östliche Erdtheil, Purvavideha, bildet einen Halbkreis (China?), der südliche, Dschambudvipa, ein Dreieck (Indien), der westliche, Godhanya, einen Kreis (?), der nördliche, Uttarakuru, ein Quadrat (?). Die Gesichter der Einwohner dieser Erdtheile haben die nämliche Gestalt (!?) und ihre Lebensdauer, wie auch ihre Größe, verdoppeln sich in folgender Ordnung: Süd, Ost, West und Nord. Diese Erdtheile haben unter sich keine Verbindung und werden nebst dem Weltmeer von einem Eisenwall (Tschakravala) umkränzt, jenseits dessen andere Welten beginnen. Sonne, Mond und Sterne drehen sich um den Meru. Der Erdtheil, den die Sonne dabei jeweilen nicht bescheinen kann, hat Nacht. Die diamantenen Wurzeln des Meru schwimmen mit unserer ganzen Welt auf dem Wasser, unterhalb dessen wieder Luft und jenseits welcher der unermeßliche Aether ist. Im Fuße des Meru befinden sich die acht Höllen. Ueber dem Meru tronen die Himmel, zuerst sechs Götterhimmel, die mit der Erde die Welt des Gelüstes oder der Sinnlichkeit bilden; über dieser schwebt die Welt der Form mit sechszehn Himmeln und über dieser die Welt ohne Form mit vier Himmeln. Die sechszehn Himmel der erstern sind in vier Stufen der „Beschauung" (Dhyanas) vertheilt, von denen die zweite tausend, die dritte eine Million und die vierte tausend Millionen Welten von der Größe der unsrigen umfaßt. Letztere Zahl ist indessen noch nicht die höchste, sondern bildet wieder eine Einheit, deren tausend ein „Weltsystem" unter einem „Buddha" bilden. Die Inder sind eben sehr freigebig mit — Nullen, ahnten aber schon früh die von der neuern Astronomie zur Gewißheit erhobene unermeßliche Vielheit der Weltkörper. Alle die genannten Welten nun sind von Wesen bevölkert, welche in sechs Klassen oder Arten zerfallen, nämlich: Götter, Menschen, Asuras (Dämonen), Thiere, Prêtas und Höllengeschöpfe. Der Buddhismus *nach* Buddha ist sehr reich an Höllen und zeigt damit, daß er anderen Systemen der Einschüchterung ebenbürtig ist. Die Grundlage bilden die acht älteren Höllen; die Buddhistenmönche wissen ganz genau, daß dieselben unter der Erde stockwerkartig über einander liegen; nur über Höhe, Breite und Tiefe derselben sind sie nicht einig. Hier werden die Verdammten, d. h. Verbrecher, Lasterhafte und — Ungläubige, mit Messern zerschnitten, zersägt, zermalmt, gebraten, geröstet u. s. w., und zwar gewisse ungeheuerliche Zahlen von Jahrhunderten hindurch, doch nicht ewig. Wer die Strafzeit aller Höllen überstanden hat, setzt seine Wanderung durch Prêtas, Thiere, Dämonen, Menschen und Götter weiter fort.

Die späteren Buddhisten haben aber noch weitere Höllen (Lokantarikas) erfunden, welche in den Zwischenräumen zwischen den Tschakravalas oder Rändern der einzelnen Erdwelten liegen und nie von Sonne und Mond beschienen werden, und versetzten die Ungläubigen in dieselben, welche darin in der Gestalt von Ungeheuern scheußliche Qualen erdulden, indem sie stets an den Eisenwällen empor zu klimmen suchen und immer wieder in das Meer von Scheidewasser zurücksinken, in welchem die Welten schwimmen, dort zerfressen werden, wieder entstehen, wieder hinaufklimmen und wieder stürzen, und so — ewig! Die nördlichen Buddhisten setzen statt dieser Lokantarikas den acht Gluthöllen acht kalte Höllen entgegen. Außerhalb der Höllen aber leben Verdammte noch zur Buße im Meere, in der Luft, in der Wüste, auf Bäumen, Felsen, in Häusern, Klöstern, Gefäßen u. s. w. Der Veda-Gott Jama ist den Buddhisten Fürst und Richter in der Hölle.

Die Prêtas sind Ungeheuer von riesiger Größe und gräßlichem Aussehen, die von beständigem Hunger und Durst geplagt werden. Sie wohnen unter und auf der Erde und dienen auch als Gespenster. Die Thiere werden von der buddhistischen Naturgeschichte eingetheilt in Nicht-, Zwei-, Vier- und Vielfüßler. Die Asuras oder Daityas sind theils böse Dämonen, beständige Feinde der Götter, wohnend auf der andern Seite der Erde dem Himmel gegenüber, theils auch gute Geister verschiedener Klassen; sie sind eine Concession des Buddhismus an den alten Geisterglauben der indischen Urbewohner. Götter hat zwar Buddha wie erwähnt nicht in sein System aufgenommen; aber da keine Religion ohne solche bestehen kann, so fanden sie nach ihm Eingang und zwar in sehr reichlichem Maße. Es gehören dazu namentlich sämmtliche Gottheiten der Vedas und des Brahmanismus. Auf den vier Seiten des Meru hausen die vier Maharadschas oder Dämonenkönige; auf dem Gipfel desselben thront Indra als Schutzgeist des Erdenrundes und Urheber des Königtums. In seinen Himmel leben dreiunddreißig Götter, nämlich jene der Vedas. Aehnlich sind auch die übrigen Himmel bevölkert; im obersten solchen der Welt der Sinnlichkeit herrscht Mara, der Versucher, als Fürst der Gelüste; nicht in der Hölle ist hier der Böse; denn der Buddhismus hält die Welt überhaupt für das Böse, daher ihr eigentlicher Vertreter auch über ihr thront. Je höher der Himmel, desto mehr nimmt die Sinnlichkeit der Götter, die sich immer noch fortpflanzen, ab und wird idealer. Die Dreiunddreißig haben Empfängniß und Geburt in einem Akt; höher hinauf genügt Umarmung, dann Händedruck, Anlächeln, endlich bloße Blicke. In der Welt der Formen herrscht vollkommene Reinheit von Begierden und Leidenschaften. Auf der ersten Stufe der Beschauung herrscht Brahma. Die zweite beherbergt die Götter des Lichts; es ist das Stadium des „ekstatischen

Schauens," wohin Heilige von mäßiger Tugend gelangen. Auf die dritte Stufe, die der Tugend und Reinheit, kommen Solche, welche ohne Buddha zu kennen, das Maß der Tugend erfüllt haben (ein schönes Zeichen der Duldsamkeit), auf die vierte Jene, welche gänzlicher Indifferenz gewürdigt werden. In die „form- und farblose Welt" gelangen nur die Buddhas. Ihre vier Himmel heißen bezeichnend: unbegrenzter Raum, unbegrenztes Wissen, der Ort, wo durchaus Nichts ist und der Ort, wo es weder Denken noch Nichtdenken gibt, also das vollendete Nirvâna, die Befreiung von der Existenz und allen ihren Leiden. Im Gegensatze zu diesem heißt der gesammte Kreislauf der Wesen bis zur vollendeten Bewußtlosigkeit im vierten Stadium der Beschauung: das Sansara, d. h. die bunte Welt des Lebens und der Täuschung oder, nach der Sprache der Heiligen, der Ocean der Existenz mit den vier giftigen Strömen: Geburt, Krankheit, Alter und Tod, ein steter Wechsel von Leiden, worin nichts beständig ist, als die Unbeständigkeit. Es wäre übrigens ein Irrtum, zu glauben, daß die ganze Reihenfolge eine stetig aufsteigende wäre; es werden sowol zur Belohnung Zwischenstufen übersprungen, als zur Strafe Rückschritte in tiefere Stufen gemacht. Gleich diesem Kreislaufe der Einzelwesen gibt es aber auch einen solchen der Welten. Jede Welt entsteht aus einer früher untergegangenen und zwar in gewissen Perioden der Vernichtung und Wiederherstellung, genannt Kalpas, deren Länge unberechenbar ist, und die wieder in Unterabtheilungen zerfallen. Es gibt drei Arten der Zerstörung der Welt: durch Feuer, Wasser und Wind; die Welt, d. h. ein Inbegriff von einer Billion Welten, wird sechsundfünfzig Mal verbrannt, sieben Mal ertränkt und ein Mal, das letzte, durch Sturm gegenseitig an einander zerschmettert. Jeder Weltuntergang wird hunderttausend Jahre vorher durch einen Gott angezeigt, welcher zur Buße aufforbert. Mehrere hunderttausend Jahre dauert jede der Zerstörungen selbst. Diese sind von verschiedener Stärke, welche das Gehirn buddhistischer Priester in sehr symmetrischer Weise vertheilt hat. Darnach richtet sich auch die Betheiligung der Dhyanas, von denen das oberste, sowie die formenlose Welt, stets unbeschädigt bleiben. Auf die Zerstörung folgt einen zweiten Viertelkalpa hindurch vollkommene Leere, im dritten Viertel beginnt durch Wolken, Regen und Wirbelwind die Neubildung der Welt; es erhebt sich ein Lotos, welches durch die Zahl seiner Blüten anzeigt, wieviel Buddhas im neuen Weltalter erscheinen werden. Bewohner der Dhyanas kommen auf die Erde herab und werden nach und nach zur Sinnlichkeit zurückgeführt. Eine weitere Ausführung erklärt den Ursprung der Laster und Verbrechen, der Stände und Berufe und der kurzen Lebensdauer. Im letzten Viertelkalpa dauert die Welt fort; es werden Buddhas geboren; die Lebensdauer sinkt

von anfänglichen achtzigtausend auf hundert und endlich auf zehn Jahre herab, worauf die meisten Menschen durch Pest, Hungersnot oder Krieg vernichtet werden; dann folgt Besserung und das Leben verlängert sich nach und nach wieder auf achtzigtausend Jahre, und dies wiederholt sich zwanzigmal und bezieht sich in ab- und zunehmendem Sinne auch auf Körpergröße, Tugend u. s. w., bis die Zerstörung wieder herannaht. Ob die Zerstörungen mit den 64 Katastrophen abgethan sind, darüber schweigen die heiligen Schriften. Alle diese furchtbaren Ereignisse aber folgen sich ohne Leitung durch ein allmächtiges Wesen, ganz allein nur durch das Schicksal in Folge des Verhaltens und der Verschuldung von Seite der lebenden Wesen, um welcher willen alles Uebrige da ist. Der Buddhismus nimmt daher eine Art Erbsünde (Klêça) an; nur ist sie nicht von den Eltern ererbt, sondern aus einer frühern Existenz herüberbekommen, indem der Tod eines Wesens einem neuen solchen das Leben gibt. Diese Erbsünde äußert sich als Lust und Begierde, Liebe zum Leben, und die Folge davon ist das ewige Wandern der Seelen. Dabei häufen sich Verdienst und Schuld und jede That pflanzt ihre Wirkungen ins Unendliche fort, denen Niemand entgehen kann. Ja die Frucht einer That bricht bisweilen erst nach Hunderttausenden von Kalpas hervor. Es bedarf daher im Buddhismus keines Weltgerichts; die innere Notwendigkeit besorgt Alles von selbst. Eine Erlösung aus dieser fortdauernden Qual ist nur den Buddha's und Arhats (Heiligen) im Nirvâna beschieden. Es ist viel gestritten worden, was das Nirvâna sei, ob das Nichts schlechthin, oder blos vollkommene Ruhe und Gefühllosigkeit. Denn die Buddhisten erklären dasselbe nicht genau und sind unter sich verschiedener Ansicht; es kann indessen kaum zweifelhaft sein, daß die wahre Bedeutung desselben nicht das reine Nichts ist, sondern die vollkommene Ruhe, befreit von allen materiellen Störungen, — das Sichversenken des Geistes in sich selbst; denn es werden ja verschiedene Stufen des Nirvâna angenommen, (ein einfaches, vollkommenes und großes vollkommenes), was bei der Vernichtung nicht möglich wäre, und die in das Nirvâna eingegangenen Heiligen werden als stetsfort in einer bessern Welt lebend betrachtet. Dagegen ist es Thatsache, daß das Volk diese Auffassung nicht begriff und sich allerlei abenteuerliche Vorstellungen von jener Idee schmiedete, natürlich vorzugsweise eine sehnlich erwünschte Abwesenheit von Schmerzen und Leiden.

Den Weg aus dem Sansara in das Nirvâna zeigen nur die Buddhas, d. h. selige Wesen, welche der Menschheit zu Liebe als Wiederhersteller des vergessenen Dharma sich neuen Geburten unterziehen. Es hat ihrer nach buddhistischer Lehre schon Unzählige in den verschiedenen Weltaltern gegeben, aber Alle werden in Madhjadeça

und erleben im Ganzen dieſelben Schickſale, welche von dem
en Çakyamuni bekannt ſind, doch haben ſie jedesmal dieſelbe
auer und Körpergröße wie ihre Zeitgenoſſen. Es iſt eine
ige Geſchichte, welche Erforderniſſe der Heiligkeit zu einem
notwendig ſind; namentlich gehören dazu die ſechs Tugenden
lthätigkeit, der Sittlichkeit, der Geduld, der Thatkraft, der
ichkeit und der Weisheit. Sein Lohn iſt, daß er nicht als
er, nicht als blind, taub, lahm oder ausſätzig, nicht als Weib
vitter, nicht als Sünder oder Zweifler wiedergeboren wird.
rdender Buddha, der viele Exiſtenzen durchmachen muß, bis
ha wird, heißt Bôdhiſattva. Unſer Zeitalter ſoll fünf Buddha's
von welchen Çakyamuni der Vierte war, der in früheren
en, welche ſeine Verehrer genau kennen, 24 andere Buddhas
haben wollte. Sein Nachfolger ſoll nach fünftauſend Jahren
a, der buddhiſtiſche Meſſias ſein. Dieſe Fabeln werden von
bdhiſten, die mit Jahrtauſenden und Jahrmillionen nur ſo um
ſen, in's Ungeheuerliche ausgeſchmückt und in's Lächerliche und
nackte übertrieben. Nach der ſinghaleſiſchen Sage z. B. erſchien
83 mal als Einſiedler, 58 mal als König, 20 mal als Indra,
als Affe, 10 mal als Gänſekönig, 6 mal als Schnepfe, 6 mal
fant, 4 mal als Stier, 4 mal als Pfau, 2 mal als Ferkel,
ıls Hund, Gauner, Teufelstänzer, Froſch u. ſ. w. (zuſammen
rkörperungen). Von allen dieſen Exiſtenzen werden die ſcheuß-
Selbſtaufopferungen erzählt. So weit bringt es religiöſe
heit!

Vinaya (bei den Brahmanen Beſcheidenheit, bei den Bud-
Zucht bedeutend) iſt das Disciplinargeſetz für die buddhiſti-
lönche und Nonnen; für andere Leute gibt es kein ſolches;
ieſe Pfaffen in gelben Kutten ſorgen ſchon dafür, daß die
Welt nach ihrem Willen lebe. Dieſes Kloſterweſen, das älteſte
:lt, iſt urſprünglich aus dem brahmaniſchen Einſiedlerweſen
egangen, alſo ähnlich wie das chriſtliche. Die, welche ſich ihm
, heißen wie bei den Brahmanen Çramanas, auch Bhikſchu,
wie ſich ein höherer Grad der Brahmanen nennt. Sie ſind
nut verpflichtet und dürfen nur von Almoſen leben, müſſen
mene Keuſchheit beobachten und ſich einer ſtrengen Regel fügen,
auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten erſtreckt und ſogar die
ı Stehens, Sitzens, Liegens und Gehens vorſchreibt, vom Eſſen,
ı und Schlafen als ſelbſtverſtändlich zu ſchweigen. Das Nä-
rüber enthält das kanoniſche Buch: Sutra der Befreiung, wel-
it geringen Abänderungen bei ſämmtlichen buddhiſtiſchen Völ-
eltung hat. Es kommen aber noch mehrere Spezialgeſetze dazu,
mit jenem Buche in Tibet fünfzehn Bände füllen.

Zum Eintritt in das buddhistische Mönchtum bedarf der nach dem Nirvâna Strebende blos der Erlaubniß seiner Eltern oder Vormünder, d. h. ihres Befehls, denn der Eintritt erfolgt meist in zarter Jugend. Anfangs war Niemand ausgeschlossen; später wurden es Kranke, Verbrecher, sowie Soldaten oder Leibeigene, wenn sie nicht die Erlaubniß ihrer Vorgesetzten hatten. Der Kandidat wird geschoren, gebadet, tritt vor seinen „geistlichen Vater", der ihn gelb kleidet, segnet, ihm den beim Scheren stehen gelassenen Zopf ausreißt und ihm zehn Gebote überreicht, welche wir zur Vergleichung mit den mosaischen anführen: 1) nicht zu tödten, 2) nicht zu stehlen, 3) keine Unkeuschheit zu begehen, 4) nicht zu lügen, 5) nichts berauschendes zu trinken, 6) nach Mittag nichts zu essen, 7) Gesang, Tanz und Musik zu meiden, 8) Blumen- und Bänderschmuck, Wolgerüche und Salben ebenfalls, 9) ein hohes und breites Ruhebett (?!) nicht zu benützen und 10) weder Gold noch Silber anzunehmen. Außerdem sind noch streng verpönt: 1) Verleumdung Buddha's, 2) die des Gesetzes, 3) die der Priesterschaft, 4) Ketzerei und 5) Verletzung einer Nonne. Der Novize muß im Kloster die niedrigsten Dienste verrichten. Mit zwanzig Jahren wird er durch einfache, aber feierliche Weihe Priester, wenn er die nöthigen Kenntnisse hat; sonst bleibt er bis zum hohen Alter Schüler. Der Priester ist zugleich Bettler; ein Almosentopf gehört neben dem Rasirmesser und dem Rosenkranz zu seiner Ausrüstung, welche ehemals ein Bettelstab von der Form eines Bischofsstabes vervollständigte, jetzt aber meist ein Sonnenschirm. Wem der Stand nicht gefällt, der darf ihn mit Bewilligung einer gesetzmäßigen Priesterversammlung wieder verlassen. Es gibt sogar Priester auf bestimmte kurze Zeit. So lange Jemand Mönch ist, darf er das Gewand niemals ablegen und muß sogar darin schlafen; die nackten Fakire der Brahmanen kennt daher der Buddhismus nicht. Das Kleid besteht außer dem Gürtel aus drei Stücken: Unter- und Oberkleid und Ueberwurf (welcher letztere bei den Vorgesetzten rot ist). In Indien gingen die Mönche stets barhaupt und barfuß; im kälteren Norden nimmt man es weniger genau. Nach der alten Vorschrift soll die Kleidung aus Lumpen zusammengeflickt sein; dieselbe wird jedoch selten beobachtet.

Zu Buddha's erster Zeit waren seine Mönche noch reine Einsiedler; als aber die Brahmanen, entrüstet über die Frechheit, daß Menschen niederer Kasten oder gar Verbrecher Priester wurden, die neuen Heiligen verfolgten, vereinigten sich diese, noch zu des Meisters Lebenszeit, zu gemeinsamem Leben. So entstanden die Klöster; doch gab es daneben immer noch Einsiedler. Auch der Buddhist erhält gleich dem katholischen Mönche einen Klosternamen. Das Familienleben muß der Çramana meiden und darf den Tod seiner Verwandten

cht betrauern. Ein Vergehen mit einem Weibe beraubt den chuldigen der geiſtlichen Würde; ja ſogar das Sprechen mit Wei- rn, die Berührung, ſelbſt das Anblicken ſolcher und das begehrliche enken an ſie ſind ſchwere Fehler. In den verſchiedenen buddhiſti- jen Ländern waltet jedoch ſehr verſchiedene Strenge. Dagegen ver- irft der Buddhismus die Entmannung ebenſo wie die unnatürlichen aſter, ohne daß deswegen anzunehmen wäre, daß ſolche in buddhi- iſchen Klöſtern unbekannt ſind. Ebenſo iſt das Betteln, — wie nderwärts — mit der Zeit zum müheloſen Einernten reicher Ge- henke geworden, um deren Annahme die Gläubigen oft demütig bit- n. Die Klöſter ſind daher, trotz der Armut der Einzelnen, oft un- meßlich reich. Auch jeſuitiſche Kniffe ſind den Buddhiſten nicht emd; die Çramanas dürfen nichts Lebendes tödten und daher auch ine Pflanzen ſelbſt kochen; aber Fleiſch gewiſſer Thiere und gekochte flanzen dürfen ſie als Geſchenke annehmen. Die Çramanas haben ie Erlaubniß, ſich während der Regenzeit in Städten und Dörfern ufzuhalten. Sie müſſen zweimal monatlich, im Neumond und Voll- ond faſten und beichten. Letzteres geſchieht in voller Verſammlung ittels offenen Bekenntniſſes, worauf über die Strafe für das Ver- ehen verhandelt wird, die von Seite des Kloſters keine ſchärfere ſein arf, als die Ausſtoßung. Hingegen folgen ihr oft ſcharfe Züchtigun- en von Seite des Staates, ſelbſt die Todesſtrafe, oder gar Lynch- uſtiz des Volkes nach.

Dem weiblichen Geſchlechte hat Buddha gegen ſeine Neigung, uf Bitten ſeiner Tante und Amme die Pforten der Heiligkeit geöffnet. ie buddhiſtiſchen Nonnen, Bhikſchuni, Bettlerinnen, ſind denſelben elübden und Regeln unterworfen wie die Mönche, aber dieſen unter- ordnet; ſogar die älteſte Nonne ſoll dem geringſten Schüler Ehr- icht bezeugen. Sie waren jedoch nie ſehr zahlreich und ſind in order- und Hinterindien jetzt ganz verſchwunden; doch gibt es da och ältere Weiber, welche gegen gewiſſe Verpflichtungen (Keuſchheit, etteln u. ſ. w.) in den Mönchsklöſtern Dienſte verrichten. Dagegen ibt es in China und Tibet große und reiche Nonnenklöſter.

Die Klöſter beſtehen aus einem Tempel und mehreren denſelben ngebenden Häuschen oder Zellen. An ihrer Spitze ſtehen Aebte Upadhjaja, d. h. Lehrer) von verſchiedenem Rang, u. a. Beamte. ie Zahl der Mönche eines Kloſters beträgt wenigſtens vier, kann ber auf mehrere hundert und tauſend ſteigen, ja in größeren Kom- lexen bis auf zehntauſend und mehr.

Die Hierarchie des Buddhismus beruht auf der Gemeinſchaft er geiſtlichen Perſonen, der Bhikſchu oder Bettler (Anfangs nur uf den Aelteſten derſelben). Es hat jedoch nicht an ariſtokratiſchen nd monarchiſchen Auswüchſen dieſer geiſtlichen Demokratie gefehlt.

Die zuerſt nach höherer Macht ſtrebten, waren die Aebte, und es
bis zu päpſtlichen Gelüſten, die aber lange Zeit nicht weiter gedie
als daß ſowol unter den nördlichen, als den ſüdlichen Buddhi
Verzeichniſſe angeblicher Nachfolger Buddha's exiſtiren, die aber
Anfang bis Ende erdichtet ſind. Erſt in neuerer Zeit kamen in
einzelnen buddhiſtiſchen Ländern oberſte Würdenträger auf, die
in Zeilan und den hinterindiſchen Reichen vom Landesfürſten erna
werden und nur in Tibet in kirchlicher Beziehung unabhängig ſi
Größeres Anſehen knüpfte ſich im ältern Buddhismus blos an
Alter, das Amt und die Gelehrſamkeit, in welch letzterer Beziehu
es verſchiedene Fakultäten gibt; dieſe ſind die erwähnten Abtheil
gen der buddhiſtiſchen Lehre: Dharma, Vinaya und Abhidharma, w
noch im Süden die Medicin und im Norden die — Magie k
Die welche dieſe „vier Wahrheiten" erkannt haben, d. h. eben
Geiſtlichen, führen den Ehrentitel Aryas, d. h. Ehrwürdige und
fallen in vier Grade: 1) Çrôtoâpanna, „in die Strömung Eingeg
gene", 10,000 mal höher ſtehend als die Weltlichen und nach ſieb
maliger Wiedergeburt zum Nirvana beſtimmt; 2) Sakridâgâmin „e
mal Wiederkehrende", 100,000 mal höher als Vorige, einmal
Wiedergeburt beſtimmt, 3) Anâgâmin, „nicht Wiederkehrende", e
Million mal höher als Vorige, die nur im Himmel wiedergebo
werden, und 4) Arhat, Würdige, frei von Sünde und Unwiſſ
heit, die nicht mehr wiedergeboren zu werden brauchen. Der Ar
beſitzt die acht Wege der Reinheit, nämlich richtigen Blick, rec
Glauben, rechte Sprache, rechte Handlungsweiſe, rechten (d. h. ge
lichen) Stand, rechte Energie, rechtes Gedächtniß und rechte Seel
ruhe. Daran knüpft ſich ein ganzes ſcholaſtiſches Syſtem von Wiſſ
ſchaft und geiſtiger Macht. Man fantaſirte, daß der Arhat jede Geſt
annehmen, verſchwinden und wieder erſcheinen, alle Räume dur
fliegen, auf Sonnenſtrahlen reiten, Sonne, Mond und Sterne ber
ren, ſich in die Götter- und Brahmawelten erheben, auf dem Waſ
gehen, Stürme, Erdbeben, Verfinſterungen, magiſche Erſcheinungen
hervorrufen könne. So wird im Buddhismus der Menſch zum Got
Wie die katholiſche Heiligſprechung, wird auch die Würde des Ar
nach dem Tode des Betreffenden verliehen und zwar durch die V
ſammlung der Geiſtlichen. In Tibet aber gelten die beiden oberſt
Lamas beim Leben als Arhats. Die Arhats werden aber im Jenſe
durch drei Stufen völliger Heiliger noch übertroffen: die Çrâvak
die Jünger Buddha's, die Pratyêka-Buddhas, die vergötterten Ei
ſiedler, ſich ſelbſt erlöſende Buddhas, und die Bodhiſattva, welterlöſe
Buddhas. Weit über allen dieſen aber ſtehen die vollendeten Buddh
Sie werden als übermenſchlich groß, ſchön und weiſe gedacht u
ihnen allerlei fantaſtiſche Verzierungen des Leibes und Kopfes u

r Haare angedichtet; ja sie sind förmlich allwissend und allmächtig, so völlige Götter. In Wahrheit trifft aber diese Vergötterung blos n historischen Buddha, Çakyamuni, der mithin, die Weltschöpfung tzig ausgenommen, an welcher er unschuldig ist, im Buddhismus atsächlich die Stelle des höchsten Wesens einnimmt.

In dem, was bisher über den Buddhismus gesagt wurde, ist so l von Mönchen und Nonnen die Rede, daß mit Recht die Frage erheben muß, ob denn diese Religion keine Laien unter die Ihrigen hle. Dieselben sind allerdings vorhanden, aber blos, um die Ziele r Geistlichen befördern zu helfen, um diesen die Rekruten zu liefern. onst ist das Verhältniß ein sehr loses; denn da der Buddhismus ne Weltgeistlichkeit, also weder Gemeinden noch Pfarrer kennt, so d die Mönche die einzigen Geistlichen, und da diese in ihren Klöstern en, so sind auch die Laien hinsichtlich der Seelsorge Niemanden ekt untergeordnet; sie stehen zu den Geistlichen in keinem festen er amtlichen Verhältniß. Nur der gemeinsame Glaube verbindet ide. Im ältesten Buddhismus gab es auch gar keine Laien, als den Geistlichen dienenden Laienbrüder und Laienschwestern; als ese aber nicht mehr zur Vergrößerung des Heiligenheeres genügten, m ein wirkliches Laientum auf und jene Halbgeistlichen, die Upâ-kas, weiblich Upâsikas, wurden zu einer Mittelklasse zwischen beiden tänden. Man wird buddhistischer Laie, sagt Köppen, indem man e drei Formeln der Zuflucht und die fünf großen Verbote über-mmt. Erstere sind: die Zuflucht zu Buddha, zur Lehre (Dharma) d zur Kirche, d. h. zur geistlichen Vereinigung. In der Versicherung, ese Zuflucht zu nehmen, besteht das Gebet der Upâsakas, welches e tibetischen Lamas für ihre Verehrer in die „sechs Silben": Om ani padmê hûm, abgekürzt haben. Die fünf Verbote sind die ersten nf der schon erwähnten zehn der Çramanas; doch bezieht sich das ebot der Keuschheit bei Laien natürlich nicht auf den Ehestand, ndern nur auf Unzucht. Der Buddhismus hat, wie jede Religion, n ethisches System, das sich aber von denen anderer Glaubens-rmen nicht wesentlich unterscheidet, selbst von den hebräischen oder osaischen Sittengeboten nicht. Wie für die Çramanas, gibt es auch r die weltlichen Buddhisten zehn Gebote, welche nur theilweise zu-mmenfallen. Sie beziehen sich auf: 1) Mord, 2) Diebstahl, 3) Un-cht, 4) Lüge, 5) Verleumdung, 6) Fluchen und Schmähen, 7) unreines eschwätz, 8) Habsucht, 9) Bosheit und 10) Aberglaube und Ketzerei. m Uebrigen ist auch hier, wie schon bei den Chinesen in den heiligen chriften Khong-tße's und seiner Schüler, die Moral trotz ihrer Weit-äufigkeit keine andere, als die sich bei jedem civilisirten und gut er-ogenen Menschen von selbst verstehende, welche in dem ewig schönen nd wahren Satze enthalten ist: Thue Anderen wie Du willst, daß

man Dir thue (und ſo auch in der Verneinung), und weder China's noch Indien's heilige Schriften, deren menſchlicher Urſprung offen eingeſtanden wird, haben in der Reinheit ihrer Tugendlehre eine Vergleichung mit den für göttliche Offenbarung gehaltenen Büchern der Juden zu ſcheuen.*) Klaproth ſagt: keine Religion, außer der chriſtlichen, habe mehr zur Veredlung des Menſchengeſchlechtes beigetragen, als die buddhiſtiſche, und ihm ſtimmen alle Forſcher auf dieſem Gebiete bei, auch wenn ſie in anderen Punkten andere Anſichten hegen. Ja wir behaupten, der Buddhismus enthalte, trotz des kraſſen Unſinns, der in ſeiner Glaubenslehre ſich breit macht, das erhabenſte Moralſyſtem der Welt, indem er ſich nicht damit begnügt, die Tugend auf den gewöhnlichen Verkehr unter den Menſchen zu beſchränken, ſondern einerſeits auch beſtrebt iſt, einen anderen als moraliſchen Verkehr gründlich auszuſchließen und anderſeits auch den niederen lebenden Weſen ebenſo Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wie den Menſchen. Er verpönt nämlich ſowol den Krieg, als auch jede Tödtung von Thieren, alſo die Jagd ſowol, als das Schlachten und die Thieropfer, ja ſogar die Verletzung von Pflanzen. König Açoka hat, ſo wild er vor ſeiner Bekehrung war, ſeitdem ſeine Jagden eingeſtellt, und niemals hat, wolverſtanden *vor* der ſpäteren Entartung des Buddhismus, ein buddhiſtiſcher Fürſt, und wenn ſie ſonſt noch ſo grauſam waren, ohne Not Krieg geführt oder um irgend Jemandem um des Glaubens willen Gewalt angethan, wie ein Theodoſius, Juſtinian, Karl der Große und Ludwig XIV. Und die Chriſtenverfolgungen in Japan und China, — nur *theilweiſe* buddhiſtiſchen Reichen, — ſind durch die Unduldſamkeit der chriſtlichen Miſſionäre herausgefordert worden. Der Buddhismus iſt ſeit ſeiner Entſtehung überaus reich an wolthätigen Anſtalten, wie Armen- und Krankenhäuſer, Brunnen und Teiche in waſſerarmen Gegenden, ſchattige und fruchttragende Bäume an den Straßen, Herbergen und Zufluchtsörter für Menſchen und Thiere. Nur Buddhiſten kaufen zum Tode beſtimmte Thiere, um ſie in Freiheit zu ſetzen, nur Buddhiſten enthalten ſich des Fleiſcheſſens, um den Thiermord zu verhindern. Nicht nur iſt niemals ein Buddhiſt um Ketzerei willen oder ein Andersgläubiger wegen ſeiner Anſichten von Buddhiſten um Leben, Freiheit oder Wolſtand gebracht worden, ſondern der Buddhismus verwirft auch theoretiſch und praktiſch jede Inquiſition, jeden Haß gegen Andersgläubige und jedes Fluchen gegen Solche, was ſich chriſtliche Würdenträger zum Beiſpiel nehmen dürften. Erſt in ſpäterer Zeit, und nur in Tibet, wo der Buddhismus in Kirchenherrſchaft ausgeartet, ſind religiöſe Verfolgungen vorgekommen. Schon unter Açoka, nicht erſt unter Friedrich dem Großen,

*) Vergl. Köppen a. a. O. S. 441 ff.

konnte ein Jeder nach seiner Façon selig werden. Der Buddhismus hat das Kastenwesen beseitigt; das Christentum konnte die Sklaverei nicht ganz beseitigen und die Leibeigenschaft führten seine Bekenner sogar erst ein. Ebenso hat der Buddhismus unter seinen Bekennern ein äußerst reines Familienleben begründet. Und wenn man fragt, warum der Buddhismus die vor ihm dagewesene Vielweiberei, sowie die Vielmännerei in Zeilan und Tibet nicht ausgerottet, (übrigens ist es den Buddhisten im Ganzen Monogamie die Regel), so darf gegenefragt werden: hat das Christentum etwa die Prostitution beseitigt? Freilich führt der Buddhismus auf der andern Seite durch sein Streben nach dem Nirvâna zur Unthätigkeit und Trägheit und lähmt die Thatkraft; daher ist auch, trotz seines Uebergewichts an Zahl gegenüber den anderen Religionen, ein Fortschreiten bei ihm nicht möglich und der unverkennbare Verfall in seinem ganzen Gebiete eingetreten.

Dieses Urteil bestätigt sich, wenn wir schließlich auf den verknöcherten **Kult** der buddhistischen Kirche eintreten. Ursprünglich konnte es, da Buddha weder einen Schöpfer, noch einen Erhalter der Welt lehrte, in seiner Religion gar keinen Gottesdienst geben. Ein solcher ist daher überhaupt, so weit er entstanden, ein Abfall vom reinen Buddhismus, der nur das Streben nach dem Nirvâna als wahre Religionsübung anerkannte. Dieses Streben aber schafft Heilige und die Lehre von der Seelenwanderung hat die Annahme eines Verkehrs zwischen den Lebenden und den Abgeschiedenen, zwischen denen steter Wechsel stattfindet, zur Folge. So entstand denn notwendiger Weise ein Kult der Heiligen, zuerst des einen wirklichen und dann der vielen gemachten, sowol vergangenen als zukünftigen Buddhas, deren Zahl, wie wir bereits sahen, Legion ist. Naturgemäß mußte ein solcher Kult, wie jeder Heiligendienst, weil man ja die Angebeteten nicht mit Sinnen wahrnehmen konnte und das Volk zur Anbetung etwas Sicht- und Greifbares haben muß, vorzugsweise zum Bilder- und Reliquiendienste werden. Gerade wie im Katholizismus sollte dieser Dienst eigentlich nicht Anbetung, sondern blos Ehrfurcht zum Inhalte haben; aber wie dort wurde er auch hier thatsächlich dennoch Anbetung. Man erdichtete die Sage, daß Buddha selbst die Verehrung seines Bildes eingeführt hätte. Es fehlt auch nicht an frommen Legenden vom überirdischen Ursprunge verschiedener Buddhastatuen. Den Bhikschus war dieses eine sehr willkommene Entwickelung, um ihr Ansehen zu heben, und es entstanden in Menge nicht nur einfache Bilder, sondern solche, welche ihre Glieder bewegten, die Augen drehten, Priester in sich bergen konnten, um durch ihren Mund zu sprechen, mit dem Kopf zu nicken, die Hand zu erheben ꝛc. So wurde fleißig auf die Dummheit der Menschen spekulirt und Wunder in Bezug auf die Wirkung der Bilder in Masse ersonnen.

Die buddhiſtiſchen Bilder ſind durchaus Menſchengeſtalten, ſtellen nicht Ungeheuer dar wie die brahmaniſchen Götzen; aber ſind ſich alle gleich, ohne Ausdruck und Charakter, mit langweil Milde und Apathie im Geſichte und von weichlichem, ſchlaf Körperbau. Sie tragen meiſt den indiſchen Raſſentypus; ſelten neh ſie jenſeits des Himalaja den mongoliſchen an. Die meiſten ſind ſitzender Stellung, mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Beinen, ſie ſte Buddha in der Beſchaulichkeit dar. Die ſtehenden zeigen ihn lehr die liegenden ſchlafend oder in das Nirvâna eingegangen. So Statuen als Gemälde Buddha's haben einen Heiligenſchein, ganz die katholiſchen Bilder; er iſt meiſt kreisrund oder oval, auch bl oder flammenförmig. Die Größe der Bilder ſteigt von den klein Dimenſionen ins Rieſenhafte, früher bis auf etwa achtzig Fuß, nur noch auf die Hälfte. Ihre Zahl iſt unermeßlich und fron Leute finden ein Verdienſt darin, recht viele fertigen zu laſſen. Material iſt jedes Mögliche, von Stein, Holz, Kupfer, Thon Wachs bis zu den koſtbarſten Edelſteinen und Metallen. Die da verwendete Kunſt iſt jedoch unbedeutend und war zu Anfang Beſtehens der buddhiſtiſchen Lehre ausgebildeter als jetzt.

Weit ausgedehnter und auch älter als der Bilderdienſt iſt Buddhismus der Reliquienkult, der ihn auch ſchärfer vom Br manismus ſondert, indem dieſer wol Bilder, nicht aber Reliq kennt, ja ſogar dieſe verabſcheut. Ein buddhiſtiſches Bild wird ſe erſt dadurch der Verehrung geweiht, daß eine Reliquie in daſſ eingeſchloſſen wird. Zu den Reliquien gehören Körpertheile Heiligen, von ihnen hinterlaſſene Gegenſtände und ſolche Sachen, welchen ſie während ihres Lebens in Berührung gekommen. höchſt verehrten Reliquien ſind die Augenzähne Buddha's, deren e jetzt noch vorhanden geglaubt, mit den abenteuerlichſten Legen umgeben und in Zeilan in glänzender Weiſe verwahrt und ver wird, nachdem er glücklich aus brahmaniſcher und chriſtlicher Ge gerettet worden. So hat er eine weitläufige Geſchichte. — ſchade, daß er blos ein Stück Elfenbein iſt! Auch über die drei lorenen angeblichen Augenzähne exiſtiren rührende Legenden, ſo über die Augäpfel, Finger und die myſtiſche „Kopferhöhung" Buddh ja ſogar ſein Schatten wurde einſt gezeigt! Sein Bettlertopf Mantel gehören ebenfalls zum heiligen Inventar. Selbſt die heili Bücher gelten als Reliquien des Religionsſtifters, ſo ferner f Fußtapfen, beſonders die auf dem Adamspik Zeilan's, der Bo baum, unter dem er gelehrt oder meditirt, und deſſen Abſenker allen buddhiſtiſchen Gegenden verbreitet ſind. Wo er nicht fortkom trägt man kein Bedenken, ihn durch andere Baumarten zu erſet Zum Ueberfluß haben die Buddhiſten noch Reliquien von den Th

leidern, in welchen Buddha seine Seelenwanderungen gemacht haben soll!!! Aehnlich sind die Reliquien, welche sich auf die übrigen Heiligen beziehen. Haare, Nägel u. s. w. von ihnen sind nicht selten Gegenstände der Verehrung. Solche sind auch die Grabdenkmäler (im Sanskrit Stupa, jetzt Tope) der Heiligen, alle kuppelförmig (in Form einer Wasserblase, weil diese die Vergänglichkeit des Lebens darstellt, woran sich auch Legenden knüpfen). Auf diese setzte man zum Schutze sonnenschirmförmige Dächer, die wahrscheinlich, als Zeichen königlicher Würde, den Himmel bedeuteten, und durch deren Vervielfältigung (erst neben-, später aber über einander) die Denkmäler nach und nach zu den bekannten pyramidenartigen Dagops oder Pagoden der Buddhisten wurden. In China fällt bei denselben die Kuppel ganz weg. Diese Bauwerke stehen in der Nähe der Tempel oder Klöster und haben eine Höhe von einem bis auf hundert Meter. In beiden Indien nebst Zeilan sind sie durchaus massiv und enthalten keine weiteren Räume, als eine Grab- oder Reliquienzelle. Doch fehlt auch diese manchmal und dies kennzeichnet diese Steinhaufen als bloße Denksteine. In China dagegen sind sie hohl und es führen Treppen vom Boden bis zur Spitze. Alle Theile und Zahlenverhältnisse der Stupas oder Dagops haben ihre symbolische Bedeutung. Namentlich spielt dabei die Dreiheit der drei „Kleinodien": Buddha, Dharma (die Lehre) und Samgha (die Priesterschaft) eine große Rolle, aus welchen mit der Zeit eine eigentliche Dreieinigkeit (Triratna) von drei Personen *eines* Wesens geworden und theologische Richtungen entsprossen sind, die vom Buddhismus eigentlich nur noch den Namen haben.

Der eigentliche buddhistische *Kult* nun, dessen Objekte wir kennen gelernt, besteht aus verschiedenen Handlungen, die vor Allem eine auffallende Aehnlichkeit mit dem griechisch- und römisch-katholischen Gottesdienst haben, den der erstere aber an mechanischem Formendienst weit übertrifft.

Das *Gebet* konnte gleich dem Bilder- und Reliquiendienst erst nach Buddha's Tod durch die Verehrung der Heiligen aufkommen; vorher hatte es kein Objekt. Außer dem in allen buddhistischen Ländern üblichen Rosenkranz haben die nördlichen Buddhisten noch die Gebetsmaschine zur Anwendung gebracht, in hölzernen oder ledernen Zilindern oder Rädern verschiedener Größe bestehend, die mit Papieren, worauf gebete, angefüllt sind und durch deren Umdrehung mittels Druck, Stoß, ja sogar Wind oder Wasser das Gebet im eigentlichen Sinne „abgehaspelt" wird, und zwar, wie die frommen Diener der Lamas und Bonzen glauben, mit demselben Erfolge, wie wenn die betreffenden Gebete gesprochen würden. Das Rad bedeutet dabei den Kreislauf der Ewigkeit. Die *Predigt* spielt nur in den südlichen Ländern des Buddhismus eine Rolle.

Prozessionen und Wallfahrten sind sehr gebräuchlich. Erstere bewegen sich in die Tempel, Klöster und Stupas und es werden dabei die Reliquien und Bilder herumgetragen. Wallfahrtsorte sind Benares und Gaya in Hindustan, der Adamspik auf Zeilan, der Buddhazahn in Kandi daselbst, die Lama-Residenz Lhassa u. a.; die Gläubigen pilgern aus allen buddhistischen Ländern nach diesen heiligen Orten.

Eigentliche Opfer bringen die Buddhisten nicht; dagegen legen sie vor den Reliquien und Bildern Blumen nieder, verbrennen ihnen zu Ehren Wolgerüche, schenken ihnen Schmucksachen, Edelsteine, kostbare Stoffe 2c.

Die Tempel der Buddhisten bilden regelmäßige Vierecke, deren Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, und bestehen im Innern aus dem Schiff und Nebenhallen zu beiden Seiten. Sie sind mit Gemälden, Zierraten, Fahnen, Blumengewinden geschmückt, besonders aber die Altäre mit bestimmten vorgeschriebenen Kleinodien und Bildern, welche besondere Namen führen und meist bunt lackirt und vergoldet sind. Zur Belebung des Kultes dienten Räucherungen, Illuminationen, lärmende Musik. Zur religiösen Feier rufen Hörner, Glocken (mit dem Hammer geschlagen), metallene Becken u. dergl. Die Geistlichen kommen dreimal täglich, Morgens, Mittags und Abends, zum Gebete zusammen; die Laien können erscheinen wann sie wollen, und zu diesem Zwecke sind die Tempel stets offen. Die Bet- und Fasttage sind verschieden, meist jedoch sind es die Tage der Mondphasen, und an denselben ruht bei Gläubigen alle Arbeit. Den Haupttheil der Feier im Tempel an diesen Tagen bildet in Tibet neben Gebeten und Darbringungen die Weihung und Einsegnung des heiligen Wassers durch Berührung desselben mit einem Spiegelbilde Buddha's.

Das buddhistische Kirchenjahr, welches für diese Religionsgenossen das alte indische Mondjahr verdrängte, bestand in einer gegenseitigen Berichtigung der Sonnen- und Mondjahre, indem drei Mondjahre von zwölf und zwei Jahre von dreizehn Mondmonaten einen Cyklus bildeten. Der Jahreszeiten nehmen die Buddhisten drei statt der altindischen sechs an: die warme Zeit vom März bis Juli, die Regenzeit vom Juli bis Oktober und die kalte Zeit vom Oktober bis März. Nach denselben hat der Buddhismus die drei großen Jahresfeste der Veda beibehalten, welche den Beginn der drei Jahreszeiten bezeichnen: das Lampen- oder Kerzenfest im Herbst (eigentlich Erntefest; das chinesische Laternenfest ist nicht damit zu verwechseln, sondern bezeichnet den Schluß des bürgerlichen Jahres), das Fest des Frühlingsanfangs und das Empfängniß- oder Geburtsfest Buddha's im Sommer. Sie werden von den Buddhisten verschieden gedeutet und mit manigfaltigen Ceremonien gefeiert. Andere Feste sind die

Erinnerungsfeiern an die von Buddha berufenen Versammlungen seiner Jünger, sowol jährlich als nach Schluß des fünfjährigen Cyklus. Außer dem öffentlichen Kult gibt es noch einen besondern in den Familien, welchen deren Häupter durch ihren „geistlichen Vater" (Beichtvater) besorgen lassen. Häusliche Feiern finden statt bei der Geburt, Mannbarerklärung, Vermälung, Bestattung u. s. w. Amtlich ist in den buddhistischen Staaten nur die bürgerliche Ehe gültig.

D. Das spätere Brahmanentum.

Es war dem Priestertum keines Landes ein solcher großartiger Triumf beschieden, wie den Brahmanen, als sie in mehr als tausendjährigen Kampfe über die reformatorische Lehre des Buddha den Sieg davon trugen und sich wieder an die erste Stelle in ihrem Vaterlande setzten, nachdem der Versuch, die Gleichheit der Menschen durchzusetzen, mißlungen war. Der religiöse Knechtssinn erhielt um so leichter wieder die Oberhand, als der Buddhismus seinen Mönchen nicht geringere Kriecherei entgegen trug und auch sonst keinen Vortheil gegenüber seinem Widersacher darbot, der auf den Charakter des indischen Volkes Eindruck zu machen fähig gewesen wäre. Der Brahmanismus war vielmehr gerade die Religionsform, wie sie für den indischen Charakter paßte; denn er verband die alte Volksreligion der Veda mit der philosophischen Spekulation der Brahmanen und machte überdies dem blutigen und wollüstigen Çiva-Dienste der halbwilden Urbewohner die nötigen Konzessionen. Ja, der im Anbequemen an die Verhältnisse von Ort und Zeit elastische Brahmanismus that noch mehr. Er vervielfältigte den Schatz seiner Lehre und seiner Kultformen und gab ihm ein bunteres Leben, das die fantasiereichen Kinder der glühenden Fluren Hindustans ansprach und dem düstern Buddhismus mit Erfolg das Feld streitig machen konnte. Diese sogenannte Wiedergeburt des Brahmanismus ist daher ein System von Zugeständnissen und ermangelt durchaus des einheitlichen Charakters und der Originalität. Die brahmanische Richtung wurde zwar durch dasselbe formell gerettet, aber keineswegs verbessert oder vervollkommnet. Es fing damit ihr Greisenalter an, und es schleppt sich dieses noch heute hin, ohne den Tod finden zu können, dem es schon längst verfallen ist.

Am merkwürdigsten ist diese Spätperiode des Brahmanismus dadurch, daß in ihr seine religiöse Literatur ihren Abschluß fand. Dieselbe zieht sich mit ihren verschiedenen verwickelten Nebentheilen so lange durch die Zeiten hin, daß sie unter keinem der bisherigen Abschnitte von Indiens Religionsgeschichte im Zusammenhang erwähnt

werden konnte. Es ist daher hier der schicklichste Platz, dies na zuholen.

Die ältesten heiligen Schriften des Brahmanismus sind Vedas, oder zusammen „der Veda", welcher Name „das Wisse bedeutet. Sie bilden eine weitläufige Reihe von Büchern. S Haupttheil sind die Veda-Sanhitâs, Veda-Lieder, bestehend in Hymr an die Götter. Der älteste und wichtigste Theil der Sanhitas si die des Rig-Veda, der eigentlichen altindischen Bibel. Sie zerfall in zehn Mandala (Bücher) und enthalten 1028 Sukta (Hymnen) r 10,580 Rik (Versen) und wurden wahrscheinlich gegen 600 vor C abgeschlossen. Die Sanhitas des zweiten Theils, Soma-Ved stellen die zum Soma-Opfer gesungenen Verse des Rig-Veda zusamm Der dritte Theil, Yadschur-Veda, das Opferwesen behandelnd, z fällt in den schwarzen, — Opfersprüche mit Erklärungen und d Ceremoniell, — und den weißen, — Hymnen enthaltend. Eine Fo setzung des Rig-Veda bildet der vierte Theil, Atharva-Veda; er hält aber nur Sprüche für Vorkommnisse des gewöhnlichen Leben Zauberformeln u. s. w. — An alle diese Sanhitas schließen sich d sog. Brahmanas, welche die Opferceremonien beschreiben, die den betreffenden Hymnen gehören (beim Yadschur-Veda, welcher berei solche umfaßt, Nachträge dazu), mit philosophischen Anhängen, Ar nyakas genannt, von denen ein Theil Upanischads, d. h. Sitzung heißt und spekulative Ideen über die Entstehung der Welt u. s. r enthält. Die Brahmanas reichen bis in späte Zeit, nach Chr. Gebu herab. Als dritte Reihe schließen das System der Vedas, die Sutra kurze Zusammenfassungen der Brahmanas, in ihren späteren Theile aber sprachliche, mythologische und astronomische Erklärungen der Veda Vedângas, und zuletzt philosophische Zusammenfassungen derselbe Vedânta, d. h. Ziel des Veda.

Einer spätern Periode der Literatur, der des ausgebildete Sanskrit, gehören die Dharmaçastras, die Gesetzbücher an, 5 an der Zahl, von denen das älteste und bekannteste, Manu's Gese erst nach dem Auftreten des Buddhismus entstand; die jüngere reichen bis mehrere Jahrhunderte nach Chr. herab.

Ganz dem spätern Brahmanismus gehören dessen religiöse Grund lagen an, die Purânas, d. h. die Alten, achtzehn Bücher mit etw 400,000 Versen. Sie entstanden erst im achten bis dreizehnten Jah hundert unserer Zeitrechnung und stellen die brahmanische Mythologi ausführlich und breit dar, jedoch von verschiedenem Standpunkte, inde sie verschiedenen Religionsparteien angehören. Andere heilige Schrifte des spätern Brahmanismus sind die 18 Upapuranas, von gleiche Inhalt wie die Puranas, die Tantras, Gespräche zwischen Çiva un seiner Gattin, die nicht vor dem zehnten Jahrhundert entstanden s

Der neuere Brahmanismus führte das Kastenwesen sofort wieder mit erneuter Strenge ein und schuf neue Kasten, aber zugleich auch soviel Götter, daß die Hindus ihrer eine Zahl von 330 Millionen annehmen. Die unbestrittene höchste Stelle unter denselben nahmen jedoch ausschließlich Brahma, Vischnu und Çiva ein, welche der Brahmanismus erst nach der Ueberwindung des Buddhismus zu einer Trimurti, (Dreigestalt) vereinigte, d. h. zu einem dreiköpfigen Bilde aus einem Stein, dessen erstes beglaubigtes Vorkommen in das fünfzehnte Jahrhundert nach Chr. fällt. Eine in Europa willkürlich gemachte indische Mythologie nennt Brahma den Schöpfer, Vischnu den Erhalter und Çiva den Zerstörer des Weltalls. In der religiösen Praxis jedoch wurden der Trimurti weder Tempel geweiht, noch Feste gefeiert. Auch wird dieselbe in den heiligen Schriften Indiens nirgends in philosophischer oder dogmatischer Spekulation entwickelt, noch erscheint Brahma in denselben als Weltschöpfer, höchstens als Schöpfer der Wissenschaft; Weltregenten aber sind je nach der Parteistellung der betreffenden Bücher deren höchste Götter, Vischnu oder Çiva. Brahma hat daher in Wahrheit keinen Kult, und die sogenannten Brahma-Verehrer sind in Wirklichkeit keine solchen, sondern zerfallen in die beiden großen Parteien der Vischnuiten und Çivaiten und unzählige kleinere Sekten.

Auch der neuere Brahmanismus anerkennt, gleich dem ältern solchen und dem Buddhismus, keine eigentliche Weltschöpfung, sondern nur Erneuerungen der Welt, Schöpfungen neuer Formen derselben. Die Gottheit und die Welt werden als gleichen Wesens und gleich unendlich betrachtet. Nach dem Glauben der Vischnu- und Çiva-Anbeter bildet die Welt ein Ei, dessen Schale rings von Wasser, dieses von Feuer, dieses von Luft, diese von Aether, dieser vom Urstoff und dieser von der Intelligenz eingeschlossen ist, von welchen Elementen jedes äußere zehnmal so stark ist, als das nächste innere; alles zusammen aber umfaßt die „höchste Natur" (Prakriti oder Pradhâna). Diese Grundansicht nun wird von den verschiedenen Religionsparteien weiter ausgeführt und ausgeschmückt. Die Vischnuiten lassen Natur und Geist wieder von Vischnu zusammengefaßt sein und diesen in vier Formen existiren: als Materie, Weltseele, sichtbare Substanz und Zeit. Die Vedanta der Vedas lehren in akosmistischer Weltauffassung, daß die Natur nicht Wirklichkeit, sondern bloßer Schein, ein Bild (**tschitra**) sei. Der Vorgang des Hervorbringens dieses Scheines wird Maya genannt; die Maya macht das Unmögliche möglich und fingirt daher das Weltall. Die Erde selbst wird in den Puranas ähnlich beschrieben, wie in den buddhistischen Schriften; nur gibt es dort sieben Erdtheile und sieben Meere: das Salz-, Zucker-, Wein-, Butter-, Molken-, Milch- und Wassermeer, sowie sieben Stockwerke

der Hölle unter der Erde. Die Zeitrechnung beruht auf den altbrahmanischen Yugas, welche in ihrer Vierzahl zusammen ein Manvantara und letzterer vierzehn einen Kalpa bilden. Nach den dreizehn ersten derselben, in deren sechstem wir leben, überschwemmen Fluten die Erde, aus welchen je ein Manu und sieben Rischis (seine Söhne) gerettet werden; die vierzehnte Flut aber zerstört Alles. Mit einem neuen Kalpa ist dann wieder, nach langem Schlafzustand der Welt als Anfang eines neuen Kalpa eine Erneuerung der Welt verbunden.

Die heiligen Schriften (Vedas, Puranas u. s. w.) sind nach der Lehre der späteren Brahmanen von den Göttern geoffenbart. Nach den Puranas gingen die vier Vedas jedes aus dem Mund eines der vier Köpfe Brahmas hervor, die übrigen heiligen Schriften aus seiner Haut u. s. w., ähnlich auch die heiligen Versmaße, die Opferanstalten und alles zum Priestertum Gehörende.

Unter den Verehrern Vischnu's bilden dessen Avatâras oder Fleischwerdungen den Haupttheil der Mythologie. Die Puranas kennen 22 derselben. Gewöhnlich aber werden nur die zehn im Mahabharata angedeuteten aber nicht aufgezählten angenommen. In der ersten derselben erscheint Vischnu als der Fisch, unter dessen Gestalt im Mahabharata Brahma die Flut verkündet hatte, in der zweiten als Schildkröte, welche den von den bösen Geistern bedrängten Göttern beisteht, in der dritten als Eber, der am Anfange des gegenwärtigen Kalpa die von Feuer zerstörte Erde aus dem Urmeere heraushebt, in der vierten als Mannlöwe, der einen allzu mächtig gewordenen Dämon vernichtet, in der fünften als Zwerg, der einem spätern Dämon mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel abgewinnt und ihm nur die Unterwelt läßt, in der sechsten als Paraçu-Rama, Vernichter der sündigen Kschatriyas, in der siebenten als Ramatschandra, der Held des Ramâyana, der Eroberer Zeilans, in der achten als Krischna, der Erlöser, der als Königssohn geboren, aber bei Hirten erzogen wird, um einem Verhängniß zu entgehen, vor einem Kindermord, der ihm gilt, wunderbare Rettung findet, große Wunder thut, einer furchtbaren Schlange den Kopf zerdrückt, den König Kansa, seinen Oheim, der ihm nachgestellt, tödtet, auch in den blutigen Kampf der Kurus und Pandus eingreift, von dem das Mahabharata singt, und endlich auf der Jagd stirbt. Als neunte Verwandlung Vischnu's betrachtet eine Sekte, die der Bauddha-Vaischravas, eine solche in Buddha; die zehnte und letzte soll nach dem Vischnu-Purana am Ende des Kali-Yuga stattfinden, wenn die Vedas ihre Geltung verloren haben; dann soll Vischnu als Brahmanensohn Kalki geboren werden, alle bösen Geister und Menschen vernichten, die Gerechtigkeit wieder herstellen und eine neue Menschheit begründen, womit die Yugas wieder von vorne anfangen. Diese

Sage ist sehr spät und wol nicht ohne polemischen Bezug auf die feindlichen Mohammedaner entstanden.

Den Vischnuiten stehen besonders im Süden Indiens, im Dekhan, die Çivaiten mächtig gegenüber. Vischnu ist mehr der arische, Çiva der dravidische Gott, den wir als solchen bereits (S. 229) charakterisirt haben. Çiva ist reicher noch an ihn feiernden heiligen Schriften, als Vischnu, wenngleich erstere in Europa wenig bekannt sind. Auch sie sprechen zwar von Vischnu und seinen Verwandlungen, vom Brahma-Ei u. s. w.; aber Çiva ist ihnen der wahre Urheber der Welt. Çiva ist in den Augen seiner Verehrer so erhaben, daß es ihn entehren würde, selbst Avataras durchzumachen; er wählt zu solchen nur Wesen aus seiner Umgebung. Die „wahren Çivaiten" (Vira Çaivas), welche die gewöhnlichen Solchen an Frömmigkeit überstralen und besonders im Dekhan stark vertreten sind, haben sogar eine beinahe oder ganz ausschließliche Verehrung für ihren Abgott. Sie begnügen sich nicht damit, gleich Jenen, das Symbol Çiva's, den Linga (Phallos) überall aufzustellen, sondern tragen ihn auch, aus schwarzem Stein geformt, als Amulett auf dem Leibe, in einem silbernen oder kupfernen Büchschen. Doch, diese ganze çivaitische Richtung ist sehr jung, erst im achten Jahrhundert nach Chr. durch Çankaratharya begründet. Noch jünger sind die unter den Anhängern dieser Lehre aufgekommenen einsiedlerischen und klösterlichen Neigungen, wozu bei den Yogin oder indischen Fakirn Rosenkränze, besonders Gebete und die Richtung der Augen nach der Nasenspitze in 84 verschiedenen Weisen gehören. Diese Fanatiker bedürfen keines Tempels; das umgehängte Linga macht ihnen allen Gottesdienst überflüssig. Ihre Mönche, Dschangamas, wetteifern mit den buddhistischen an Strenge des Lebens und halten sich (dem Namen nach) von den „drei Arten des Schmuzes", von Erde, Gelt und Weibern fern. Ihre Entstehung fällt erst in das zwölfte Jahrhundert nach Chr., das ihnen besonders heilige Purana sogar erst in das sechszehnte.

Jede der beiden Hauptparteien hat ihre besondern Puranas mit besonderen Mythen und Ueberlieferungen, auch ihre besonderen Brahmanen mit mehreren Schulen auf jeder Seite und verschiedenen Gebräuchen und Glaubensschattirungen; beide Parteien unterscheiden sich auch durch Abzeichen. Die Vischnuiten tragen drei senkrechte, die Çivaiten drei wagrechte Striche auf der Stirne.

Der neuere Brahmanismus zollt den Frauen der Götter mehr Verehrung, als der ältere. Im Ganzen ist ihr Charakter derselbe; nur wird Vischnu's Gattin Lakschmi mit der Zeit mehr und mehr idealisirt, Çiva's Gattin Kali (von welcher Kali-ghat, Kalkutta, den Namen hat), bald jener gleichgestellt bald aber erscheint sie in stets furchtbarerer Gestalt, in Bengalen als Cholera-Göttin, und es wurden

ihr früher sogar Menschenopfer dargebracht. Mit ihrem Dienste ist nahe verwandt jener der Çaktis oder Ammen, der Ortsgeister, derer Kult in höchst schamlosen Orgien besteht.

Die zahlreichen übrigen Götter des neuern Brahmanismus sind ohne Bedeutung für die altindische Kultur. Zu nennen sind von ihnen nur der elefantenköpfige Ganeça und der sechsköpfige Kriegsgott Kartikeya, Söhne Çiva's, Dakscha, dessen Mythos zur überschwenglichen Verherrlichung Çiva's dient, die Stromgöttin Ganga, welcher oft Kinder geopfert wurden (wer in ihr badet, wird von allen Sünden frei, wer im Strome stirbt, der Auflösung in das Brahma würdig), die acht Welthüter (die bedeutendsten vedischen Götter), der Liebesgott Kama, der auf einem Papagei reitend dargestellt wird ꝛc.

Die verschiedenen Anhänger des neuern Brahmanismus bilden keine religiösen Gemeinden; die hauptsächlichsten Anlässe zum Gottesdienste sind Feste zu astronomischen Zeiten, zu welchen die Gläubigen aus weiter Ferne zusammenströmen, womit aber auch Märkte und Gelegenheit zu jeder Art von Lüderlichkeit verbunden sind. Die Götter werden auf hohen, mit Fahnen u. a. Schmucke verzierten Wagen unter Musik, Trommelschall und Feuerwerk vom Volke selbst gezogen, und fanatische Büßer lassen sich von den Rädern derselben mit Wonne zermalmen. Die Tempel oder Pagoden sind in länglichem Viereck gebaut, von Wall und Vorhof umgeben. Nur die höheren Kasten dürfen eintreten; die niederen müssen im Vorhof auf den Knien herumrutschen. Nebengebäude dienen als Herbergen, und Tempeldirnen sind nichts Seltenes. Die Götterbilder sind scheußlich, mit möglichst mehreren Köpfen oder Armen. Die Gebete werden möglichst kurz, aber in unzähligen Wiederholungen an Rosenkränzen hergeplappert. Häusliche Religionshandlungen finden besonders in Brahmanenfamilien bei den verschiedenen Lebensabschnitten statt. Am meisten verehrt, ja abgöttisch angebetet, werden die Priester der Lingaiten; als höchste Gnade bitten sich ihre Verehrer aus, das Wasser trinken zu dürfen, worin Jene die Füße gewaschen haben, und Beide treiben (für uns lächerliche) Ceremonien mit dem Linga. Eine Vermengung von brahmanischen und buddhistischen Elementen erscheint in der Sekte der Dschainas, deren älteste Spuren in das zweite Jahrhundert n. Chr. zurückreichen und in das Radschputen-Land weisen; sie verwerfen die Veda als unfehlbare Autorität, haben eigene heilige Schriften, dürfen kein lebendes Wesen tödten, daher z. B. kein ungeseihtes Wasser trinken, und verehren blos einen Gott, Arugan oder Dschinam. Doch schreiben sie ihm keine Schöpfung zu, sondern behaupten die Ewigkeit der einen und selben Welt ohne Anfang und Zerstörung. Sie verwerfen auch die Kasten und haben zweierlei Priester: Nackte und Weißgekleidete. Unter den von höherer Kultur fern gebliebenen

Urbewohnern Indiens ſind die bisher geſchilderten Religionsformen in ihrem ganzen Umfange wenig eingedrungen; am meiſten herrſcht unter ſelben noch der Dienſt der böſen Geiſter, Bhuta, als deren Haupt vielfach Çiva verehrt wird. Jedes Haus hat ſeinen Bhuta und mehrere Häuſer, ſowie ganze Orte wieder gemeinſame, denen Tempel geweiht ſind. Ihre Bilder ſind Menſchen- oder Thiergeſtalten verſchiedener Art, ihre Opfer ſolche an Thieren, ihre Prieſter Zauberer und der Gottesdienſt der wildeſte Schamanismus.

Dritter Abſchnitt.

Geſellſchaft und Staat in Indien.

A. Das Kaſtenweſen, das Familienleben und die Rechtspflege.

In der älteſten Zeit kannten die Inder keine Kaſten. Das Wort casta iſt ſpaniſch-portugieſiſch (Stamm, Geſchlecht); in Indien herrſcht dafür der Ausdruck varna, Farbe, welcher deutlich auf eine Entſtehung dieſes Verhältniſſes durch Verſchiedenheit der Raſſe hindeutet. Dasſelbe wurde ſonach nur allmälig durch den Sieg der Arier über dunkelfarbige Urbewohner des Landes ausgebildet. Hiſtoriſch beglaubigte Nachrichten hierüber gibt es nicht, wie denn überhaupt die Geſchichte die ſchwache Seite der Inder iſt. Sie haben nur Legenden über den Urſprung der Kaſten. Im Rig-Veda erſcheint der Prieſterſtand noch mit keinem andern Vorrecht, als was das Gebet und Opfer betrifft. Alle Glieder des Volkes ſind gleicherweiſe Arja, die Ehrwürdigen, den übrigen Völkern, den Niſchada, nicht-ariſchen Anſiedlern gegenüber. Dieſes war früher die einzige Unterſcheidung zwiſchen den Indern und wurde auch die Grundlage des Kaſtenweſens. Wahrſcheinlich war es der Name eines mit den Ariern anfangs friedlich zuſammenwohnenden nicht ariſchen Volkes (bei Ptolemaios Σύδροι), welcher nach Eroberung der Ganga-Länder die mit den Ariern in ſtaatliche Gemeinſchaft tretenden Niſchada als Kaſte der Sudra, dienende Klaſſe, bezeichnete. Bei den Eroberungen nun, welche die Arier vornahmen, konnte es nicht fehlen, daß ſich ein kriegeriſcher Adel bildete, wie in allen ähnlichen Lagen der Völker. Die Prieſter ihrerſeits hatten ſchon früher ein hohes Anſehen, und die Zunahme der Götter, der Opfer und Gebete, namentlich aber das allein ihnen zuſtehende Verſtändniß der heiligen Bücher, auf denen

alle jene Handlungen beruhten, brachte von ſelbſt eine Vergröſ
dieſes Anſehens mit ſich. Die Brahmanen (Brâhmana, d.
das Gebet Sprechenden) galten immer mehr als Stellvertret
Götter auf Erden, und dieſe Stellung verſchaffte ihnen mit de
ſogar einen Vorrang vor den aus dem kriegeriſchen Adel h
gegangenen Königen. Ihre Würde vererbte ſich nach und na
ſo wurden ſie die oberſte Kaſte. Die Könige ehrten ſie hoch,
nichts ohne ihren Rat und machten ihnen bedeutende Geſchenk
als Opfer angeſehen wurden, vorzüglich in Kühen und Gol
Silber. Ein König Daçaratha ſchenkte einſt den Opferprieſte
ganze Erde; ſie waren aber ſo beſcheiden, ſie nicht anzun
ſondern zogen es vor, die Veda zu ſtudiren; hingegen nahm
100,000 Kühe, hundert Millionen in Gold und 400 Millio
Silber ohne Widerſpruch an. Glück und Unglück der Herrſcher
nach indiſchem Glauben von ihrem Verhalten zu ihrem Pu
d. h. Ratgeber ab. Sogar den Göttern gab man einen Pu
und ſo waren die Brahmanen Miniſter der Götter und König
daher die eigentlichen Regenten der Welt.

Indem aus dem kriegeriſchen Adel ſtets die Könige und
hervorgegangen, und namentlich nachdem dieſe im größern
Gebiete bedeutendere Herrſchaften erringen konnten, als im
Sind-Lande, wurden die Kſchatrija (von xatra, Macht, Gewa
zweite Kaſte.

So blieben zuletzt nur noch die weder den Prieſtern no
Kriegern angehörenden Arier übrig, und es war natürlich, d
ebenfalls eine beſondere Abtheilung ausmachten, nämlich die der
zucht, Ackerbau und Handel Treibenden, auf welche Beſchäftig
ſie durch die Ausbildung der übrigen Kaſten beſchränkt wurden.
erhielten den Namen Vaiçja, welcher nicht hinlänglich erklärt

So gab es nach gewöhnlicher Annahme vier Kaſten: zwei
ſchende, die erſte der Prieſter Brâhmana, die zweite der K
Xatrija, eine außer ihnen zum herrſchenden Volke, den Arja
Dvidscha (zweimal Geborenen) gehörende, aber ihnen gehor
die dritte der Gewerbetreibenden, Vaiçja, und eine unterworfen
noch zum Staate der Arier gehörende und deren Recht und
theilende, die vierte der dienenden Sudra. Die erſte Kaſte
ſomit auf religiöſer, die zweite auf politiſcher, die dritte auf beru
und die vierte auf nationaler Abſonderung. Wer nicht zu
Kaſten gehörte, war vom Staate und der Geſellſchaft ausgeſc
und unrein. Die indiſche Legende leitete dieſe Unglücklichen, u
Ehrloſigkeit in ihrem Sinne recht ſcharf zu betonen, aus de
denkbaren Gräßlichſten, nämlich aus Vermiſchungen der Kaſt
Es iſt daher auch das Furchtbarſte, was in der Folge die Inde

fremden Völkern sagen konnten, daß dieselben keine Kasten hätten. Das hieß soviel, als daß sie ohne Recht, Sitte und Glauben wären. In der Folge entstanden aber trotz alles Kastengeistes soviel Kasten, als Vermischungen der ursprünglichen möglich sind, auch mit Rücksicht darauf, von welcher Kaste der Mann und von welcher die Frau war, und jede dieser Mischkasten erhielt einen besondern Beruf, — oder vielmehr, es wurde von jedem Beruf, der sich bildete, die Abstammung aus einer gewissen Kastenvermischung gefabelt, als ob die Grundkasten von Anfang an gewesen wären. Die Aerzte z. B. mußten von Brahmanen und Vaiçja (Weisheit und Gewerbe), die Sänger von Kschatrija und Vaiçja abstammen; die Verachtetsten und Verworfensten aber waren die Tschandâlas, die aus der Verbindung von Sudras mit Brahmanentöchtern, als der abscheulichsten Verirrung, herrühren sollten; denn schlechter Same auf gutem Boden kann, wie die Brahmanen sagen, nur die schlechtesten Früchte bringen.

Die Bibel des Kastenwesens ist das sogenannte Gesetzbuch Manu's, welches wahrscheinlich im fünften Jahrhundert vor Chr., etwa zur Zeit des peloponnesischen Krieges entstand. Außer einer Einleitung über die Weltschöpfung beschäftigt es sich in zwölf Kapiteln beinahe ausschließlich mit Anordnungen über das Verhalten der Kasten.*)

Die Pflichten der Kasten sind nach Manu's Gesetzbuch folgende: der Brahmanen: den Veda zu lesen, ihn Anderen zu lehren, zu opfern, Anderen beim Opfer beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen, — der Kschatrijas: das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, den Veda zu lesen und sich vor den Reizen des sinnlichen Vergnügens zu hüten, — der Vaiçjas: Viehherden zu halten, Geschenke zu geben, zu opfern, die Schrift zu lesen, Handel zu treiben, auf Zinsen zu leihen und das Land zu bauen, — der Sudras: den oberen Kasten zu dienen. (S. oben S. 225). Die Reihenfolge der Pflichten ist bezeichnend. Den Veda zu lesen, steht nur bei den Brahmanen voran; den Sudras ist es ganz verwehrt.

Die Brahmanen sind das Haupt der gesammten Schöpfung. Bei der Geburt eines Brahmanenknaben muß ihm, noch bevor der Strang gelöst ist, unter der Hersagung heiliger Schriftstellen, etwas Honig und gesäuberte Butter aus einem goldenen Löffel zu kosten gegeben werden. Am zehnten oder zwölften Tage nach der Geburt verrichtet

*) Hindu Gesetzbuch oder Manu's Verordnungen nach Cullucas Erläuterung, ein Inbegriff des Indischen Systems religiöser und bürgerlicher Pflichten. Aus dem Sanskrit in's Englische von Sir. Will. Jones, verdeutscht von J. Chr. Hüttner. Weimar 1797.

der Vater die Ceremonien der Namengebung. Den ersten Thei
Namens bildet Heiligkeit, den zweiten Heil (bei den Kſchatrijas
und Erhaltung, bei den Vaiçjas Reichtum und Nahrung, be
Sudras Verachtung und Unterwürfigkeit). Die Namen der weib
Perſonen müſſen gefällig, ſanft, die Einbildungskraft bezaubernd
Segnungsworten ähnlich ſein. Verboten ſind den Menſchen die
men der Geſtirne, Bäume, Berge, Flüſſe, barbariſchen Völker, geflü
Thiere, Schlangen und — Sklaven, ſowie die Entſetzen erreg
Namen. Im vierten Monat wird das Kind aus dem Hauſe
gen, um die Sonne zu ſehen, im ſechsten ſoll ihm Reis zu eſſe
geben werden. Bei den drei oberen Kaſten wird im erſten oder
ten Jahre nach der Geburt das Haar geſchoren. Später, verſch
je nach den Kaſten, bei den Brahmanen natürlich am früheſten,
unter Umſtänden, die in der Kaſte begründet ſind, verhältniß
noch früher, — findet bei den 3 ariſchen Kaſten die Ceremoni
Einkleidung ſtatt, d. h. die Verleihung der Unterſcheidungsz
der Kaſte. Diejenigen, bei denen ſie über die äußerſte feſtg
Zeit hinausgeſchoben wird, ſind Ausgeſtoßene (Vratjas), und
manen dürfen ſich mit ihnen nicht in Gemeinſchaft einlaſſen,
wenn ſie hierdurch Nahrungsſorgen entgehen würden*). Di
wähnten Unterſcheidungszeichen ſind bei den Brahmanen ein drei
Strick aus den Faſern gewiſſer Pflanzen, bei den Kriegern eine B
ſehne, bei den Vaiçjas ein dreifacher Faden von Sana. Auch
die Länge ihrer Stäbe unterſcheiden ſich die Kaſten, durch den
brauch des Bittwortes Bhavati (am Anfang, in Mitte oder am
der Bitte), durch Richtung des Geſichtes beim Eſſen (Morgen, M
Abend und Mitternacht), durch das Thor, durch welches die
getragen wird (die vier Kaſten nach den vier Gegenden) u. ſ.
zahlloſen Ceremonial-Vorſchriften.

Ein Mitglied einer obern Kaſte darf nicht mit einem einer ni
auf einem Stuhl oder einer Bank ſitzen, und der Niedere muß
ſtehen, den Obern zu grüßen, ebenſo ein Jüngerer einen Aeltern
ein Neffe und Schwiegerſohn den Oheim und Schwiegervater,
auch Letztere jünger wären. Ein junger Brahmane muß von
alten Krieger als Vater behandelt werden. Vor Allem iſt man
Vater, Mutter und Lehrer die größte Achtung ſchuldig. Mangel
oder gar unterlaſſene Beobachtung der vorgeſchriebenen Cerem
entehren den Betreffenden und ſtellen ihn den Gliedern einer u
Kaſte gleich. Unter derſelben Kaſte entſcheidet den Vorrang: bei

*)

	Brahm.	Kſchatr.	Vaiç.	
Früheſter Termin	5.	6.	8.	Jahr.
Mittlerer "	8.	11.	12.	"
Späteſter "	16.	22.	24.	"

Prieſtern die Gelehrſamkeit, bei den Kriegern die Tapferkeit, bei den Vaiçjas der Reichtum und bei den Sudras das Lebensalter.

Nachdem man als Schüler mit dieſen Pflichten des Standes und der Lebensſtellung vertraut geworden, darf man zur ehelichen Verbindung ſchreiten. Die Mädchen werden mit acht Jahren heiratsfähig. Ihre Neigung wird nicht berückſichtigt; aber wenn der Vater ſie nicht verheiratet, ſo dürfen ſie ſich nach Verfluß von drei Jahren ſelbſt einen Mann ſuchen. Königstöchter durften in der Regel ſelbſt den Gatten wählen. Seit alter Zeit war die Ehe mit einer Frau herrſchend; aber die Vielweiberei war ſtets geſtattet. Vor Allem ſoll der Mann darauf ſehen, daß ſeine Frau aus derſelben Kaſte iſt, jedoch eine ſolche vermeiden, wenn ſie aus einer religiös gleichgültigen Familie ſtammt, gewiſſe Naturfehler hat oder einen verbotenen Namen trägt. Die Frau ſoll einen Gang voll Anſtand haben, gleich einem Flamingo oder „jungen Elefanten", ihre Haare und Zähne von mittlerer Stärke und Größe, ihr Körper „vorzüglich weich" ſein. Bei einer zweiten Ehe wird weniger ſtreng auf die Kaſte geſehen. Es iſt da auch eine Verbindung mit einer Perſon der zwei nächſt unteren Kaſten geſtattet, ja man ſieht auch bei der erſten Ehe mitunter durch die Finger. Brahmanen aber, welche ſich ſo weit vergeſſen, Sudrafrauen zur erſten Ehe zu nehmen, ſind der Hölle verfallen, und verlieren ihren Prieſterrang, wenn ſie Kinder mit ihnen zeugen.

Die Inder unterſcheiden acht Heiratsceremonien, welche ſich nach dem Beweggrunde zur Ehe, Vaterwillen, Kauf, Liebe, Zwang, (d. h. Entführung) u. ſ. w. richten und auf gewiſſe Kaſten beſchränkt ſind, über welche Eintheilung Manu's Geſetzbuch aber ſelbſt nicht im Reinen iſt. Die Ehe durch Kauf vom Vater wurde indeſſen in ſpäterer Zeit (noch vor Abſchluß von Manu's Geſetzbuch) abgeſchafft und der Kaufpreis in ein Geſchenk an die Braut ſelbſt verwandelt. Je nach der Kaſte der Brautleute ſind bei verſchiedener Kaſte die Gegenſtände verſchieden, welche die Braut in der Hand halten muß; bei gleicher Kaſte reichen ſich die Verlobten blos die Hände. Der Braut werden dann zwei Locken abgenommen und durch Wollſtränge erſetzt, ein Zeichen des Aufhörens ihrer Freiheit.

Die Frauen ſind in Indien zwar dem Manne, wie vor der Ehe dem Vater, unbedingt untergeben, aber dennoch ſehr hoch geachtet; der Mund einer Frau iſt nach dortiger Anſicht immer rein und eine Mutter iſt mehr als zehn natürliche Väter. Sie werden von den Männern, was ſelbſt Manu's Geſetzbuch vorſchreibt, ſehr reich mit Geſchenken bedacht und das Geſetzbuch verpönt die ältere barbariſche Befugniß, die Frau zu verkaufen oder zu verſchenken. Daher ſteht auch das Familienleben hoch, wozu das Kaſtenweſen, ſo wenig ſtreng es in Wirklichkeit gehandhabt wurde, jedenfalls weſentlich beitrug.

Seine Frau und Kinder soll der Hausvater lieben wie seinen eigenen Körper, seine Diener halten wie seinen Schatten. Die Hausväter sind vor Allen geachtet und bevorzugt und sie haben in ihrem Hause fünf Sakramente zu beobachten, wovon sich vier auf Opfer beziehen, das fünfte aber die Gastfreundschaft betrifft. Der Hausvater soll alle Monate ein Gastmal geben; wer es nicht kann, hat dafür verschiedene Opfer zu bringen, die bei ganz Armen auch in Wasser bestehen können. Alle Vorzüge eines Hausvaters fallen von ihm auf den nicht mit gehöriger Achtung empfangenen Gast; freilich richtet sich diese Achtung wieder nach der Kaste. Auch sind vom Genusse der Gastfreundschaft ausgeschlossen die Brahmanen, welche die Vedas nicht gelesen haben, Unsittliche, Verbrecher, Mond- und Fallsüchtige und Glieder verschiedener als ehrlos betrachteter Stände, wie Sterndeuter, Tänzer, Thierbändiger u. s. w.

Ungeachtet der den Frauen gezollten Achtung wurden dieselben doch vom öffentlichen Umgange ausgeschlossen, namentlich die unverheirateten, welche mit keinem Manne sprechen durften und im Falle des Ungehorsams sogar körperliche Züchtigung zu gewärtigen hatten. Dies bewirkte bei den Indern, wie bei den Griechen, daß die Jünglinge weiblichen Umgang bei solchen Personen suchten, die es mit der Sittsamkeit nicht genau nahmen, bei den indischen Hetären, welche auch dort keineswegs verachtet waren, soweit sie mit ihrer Stellung eine gewisse Gemessenheit und verhältnißmäßige Sittsamkeit zu verbinden wußten. Uneinigkeit im Hause, sei es unter den Familiengliedern, sei es zwischen diesen und den Dienstboten, verpönt Manu's Gesetz streng. Den brahmanischen Hausvätern namentlich wird von demselben ein endloses und für uns auch bedeutungsloses Verzeichniß zu beobachtender Ceremonien und zu vermeidender Handlungen vorgeschrieben. Es ist indessen geradezu unmöglich, daß diese Vorschriften in ihrem ganzen Umfange beobachtet werden konnten; denn es kann buchstäblich im Leben kein Schritt gethan werden, ohne die Gefahr, ihnen entgegen zu handeln. Die meisten mögen daher wol blos sinnbildlich gemeint sein. Die Ehebrecherin sollte der König von Hunden zerreißen lassen. Ebenso weitläufig sind die Gesetze über das, was rein und unrein ist. Letzteres sind namentlich die neugeborenen Kinder, die Todten, die Tschandala und die Frauen in der Monatszeit. Endlose Ceremonien sind wieder mit der Reinigung dessen, der Unreines berühret hat, verbunden. Die Art der Reinigung richtet sich wieder nach der Kaste: sie besteht vornehmlich im Baden; denn das Wasser macht rein. Zahllos sind die übrigen reinigenden Gegenstände und Vorkehrungen (oben S. 226 f.). Was das Erbrecht betrifft, so erhält bei den Hindus jeder Sohn unmittelbar nach der Geburt ein Recht auf einen Theil der väterlichen Ländereien; derselbe darf ohne seine Zu-

ſtimmung nicht verkauft werden; wird er volljährig, ſo kann er ſeinen Theil in Anſpruch nehmen, auch wenn Vater und Miterben nicht einverſtanden ſind. Bei der Theilung erhält der Vater zwei Theile, jeder Sohn einen. Teſtamente waren den alten Indern nicht bekannt. Bei Auflöſung der Ehe durch den Tod war im alten Indien dem Manne die Wiederverehelichung erlaubt, nicht aber der Frau, welche ſich nach dem Tode ihres Gatten gänzlich einer ſtrengen Frömmigkeit zu widmen hatte (Manu V. 160). Von einer Witwenverbrennung dagegen kam im Altertum nichts vor; im Rigveda (10, 18) ruft vielmehr der Prieſter die Witwe vom Scheiterhaufen des Mannes weg. Erſt mit der Zeit kam es vor, daß in Folge einzelner von den Heldengedichten erzählter Beiſpiele Frauen ſich aus liebender Hingebung und um auch nach dem Tode das Schickſal des Mannes zu theilen, mit der Leiche desſelben freiwillig verbrennen ließen. Vorſchrift war dies nie, aber die Beiſpiele wirkten anſteckend und die Witwenverbrennungen nahmen durch den herrſchenden Fanatismus ſo überhand, daß zuletzt keine Witwe mehr wagen durfte, ihren Mann zu überleben und erſt in unſeren Tagen der engliſchen Regierung in Indien eine Einſchränkung, beziehungsweiſe Abſchaffung der fanatiſchen Sitte gelang.

Wenn die Inder unter dem „erſten Stande" den unverehelichten und unter dem „zweiten" den verehelichten verſtanden, ſo nannten ſie es den „dritten", wenn der „wiedergeborene Menſch" ſeine Familie verließ und als Einſiedler in einen Wald zog, und den „vierten" den Zuſtand gänzlicher Ruhe und Vertiefung in den höchſten Geiſt (ſ. über dieſe beiden in Wahrheit nicht weſentlich verſchiedenen Stadien der Askeſe oben S. 227). Man konnte es ſich indeſſen auch bequemer machen und im Hauſe ſeines Sohnes als Einſiedler, d. h. nach ſeiner Behaglichkeit leben.

Das bisher Erwähnte galt vorzugsweiſe von der Brahmanenkaſte, für deren Mitglieder auch beſonders feierliche Todtenbeſtattungen vorgeſchrieben ſind. Es werden ihnen auf einem Scheiterhaufen beſtimmte Opfergeräthſchaften auf alle Körpertheile gelegt, die ſieben Oeffnungen des Kopfes mit Goldſtücken bedeckt und das Ganze dann mit einer Thierhaut. Dazu werden Stücke aus dem Rig-Veda geſungen und hergeſagt und Opfer gebracht. Je nach dem Range eines Brahmanen oder ſeiner Familienglieder darf von den Verwandten eine Anzahl Nächte nicht gekocht und gegeſſen werden.*)

Aus der Kriegerkaſte gehen vor Allem die Könige hervor, deren Aufgabe es u. A. auch iſt, Manu's Geſetze aufrecht zu erhalten.

*) Max Müller, die Todtenbeſtattung bei den Brahmanen. Zeitſchr. d. deutſch. morgenl. Geſ. IX. S. I ff.

An Ruhm übertrifft der König alle Sterblichen, und es darf ihn Niemand anſehen, aus Furcht, von ſeinem Anblicke verbrannt zu werden. Dagegen ſoll ein pflichtvergeſſener König ſammt ſeiner Familie und allen ſeinen Beſitzungen von der göttlichen Gerechtigkeit vernichtet werden. Gegen Fremde ſoll der König mit Strenge, gegen Freunde mit Aufrichtigkeit, gegen Brahmanen mit Sanftmut verfahren. Das Geſetzbuch zählt die Laſter, 18 an Zahl auf, vor denen er ſich zu hüten hat. Seine Geheimniſſe, die nicht ſechs Punkte überſchreiten ſollen, theile er einem ausgezeichneten Brahmanen mit. Durch ſeine Geſandten mache er ſich mit den Plänen anderer Fürſten bekannt, um ſich vor ihnen hüten zu können, zu welchem Zwecke er auch in einer Feſtung wohnen ſoll. In weiterer Ausführung dieſer Vorſchriften ſcheut ſich Manu's Geſetzbuch nicht, dem Fürſten förmlich macchiavelliſtiſche Rathſchläge zur Ueberwindung ſeiner Feinde zu geben, zu welchem Zwecke er erſt Unterhandlungen, dann Geſchenke, darauf Anſtiftung von Uneinigkeit unter ihnen und wenn dieſe Mittel nichts helfen, die Gewalt der Waffen anwenden ſoll. Auch ſeine Unterthanen ſoll der König durch Oberaufſeher der Provinzen auskundſchaften, ſie aber nicht ausbeuten, ſondern ſeine Diener, welche dies thun, ſtreng beſtrafen. An Einkünften aus ſeinem Lande ſoll er nur einen „jährlichen Gehalt" beziehen. Die Brahmanen ſind ſteuerfrei und man darf ſie auch keinen Hunger leiden laſſen, muß vielmehr Solche, welche ſich durch Gelehrſamkeit und gute Sitten auszeichnen, gehörig unterhalten.

Im Kriege kommt die Spionirpolitik abermals zum Vorſchein. Die indiſchen Heere, nach den Sagen und griechiſchen Berichten von ungeheuerer Größe, bis in die Hunderttauſende, beſtehen aus ſechs Abtheilungen: Elefanten, Reiterei, Karren, Fußvolk, Offiziere und Bediente (Troß). Der Schlachtordnungen kennt Manu's Geſetzbuch mehrere, wie die „glatte Säule," den „Keil mit der Spitze voraus," die „Raute," das „Seeungeheuer", die „Nähnadel" (lange Linie), und den Vogel Viſchnu, d. h. ein längliches Viereck mit weit ausgebreiteten Flügeln. Wahrſcheinlich entſtammt die Aufſtellung der Schachfiguren einer indiſchen Schlachtordnung. Der König ſelbſt verbirgt ſich inmitten einer Reiterſchaar, welche die Geſtalt einer Lotosblume hat. Feinde, welche von großer Statur und leicht gebaut ſind, ſollen von hinten angegriffen werden. Das feindliche Land wurde nach Vorſchrift verwüſtet, Gras, Waſſer und Holz verderbt, Teiche, Brunnen und Verſchanzungen zerſtört, der Feind bei Tage ermüdet und bei Nacht beunruhigt.

An Waffen trugen die indiſchen Krieger Eiſen- und Stahlſchwerter mit Griffen von Elfenbein oder edelm Metall, lederne Schilde mit Holzunterlage oder Metallverſtärkung, meiſt rund, Bogen

von Mannshöhe und Pfeile mit eisernen Spitzen, Speere, sowol einfache, als widerhakige und dreizackige, Dolche, Streitäxte, Streitkolben, Keulen, Wurfscheiben von Metall, Schleudern u. s. w. Die Kleider der Krieger waren leicht; selten wurden Panzer getragen. Zur Kennzeichnung der Heerestheile dienten zahllose bunte Fahnen und Fähnchen, zur Anfeuerung der Kämpfenden Muscheltrompeten, Hörner, Trommeln, Pauken, Becken u. s. w. Kriegswagen waren stark im Brauche und die Kriegselefanten trugen Thürme auf dem Rücken.

Der König ist ferner oberster Richter, worin er von den Brahmanen, welche ihren Einfluß nirgends preisgeben, unterstützt wird. Es ist dies auch den beiden mittleren Kasten erlaubt, niemals aber den Sudras; die Betheiligung solcher an der Rechtspflege ist der Untergang des Staates. Die Rechtshändel zerfallen in achtzehn Klassen: Schulden, geliehene oder aufbewahrte Gegenstände, unberechtigter Verkauf, Handelsstreitigkeiten, Zurücknahme des Gegebenen, Nichtbezahlung von Lohn, Nichterfüllung von Verträgen, Aufhebung von Kauf oder Verkauf, Streit zwischen Herren und Dienern, Grenzstreitigkeiten, Ueberfall und Verleumdung, Diebstahl, Raub u. a. Gewaltthat, Ehebruch, Streit zwischen Eheleuten, Erbrecht und Spiel mit Würfeln und mit lebendigen Geschöpfen (?)." Diebstahl wird mit Todttreten durch Elefanten bestraft, Raub und Nachtdiebstahl durch Abhacken der Hände und Spießen u. s. w. Für manche besonders ehrlose Verbrechen ist Brandmarkung angesetzt. Im Uebrigen sind Rückerstattungs- und Geldstrafen die vorwiegenden; Brahmanen sind aber in der Regel von denselben befreit und ihre schwerste Strafe ist die Verbannung. Selbst der Mord ist durch Buße zu sühnen und diese richtet sich nach der Kaste. Ein Brahmane, der einen Sudra umbringt, büßt nicht mehr, als für Tödtung eines heiligen Thieres. Desto schwerer sind die kleinsten Vergehen, ja sogar Mangel an Achtung gegen einen Brahmanen bestraft. Wo aber die Verbrechen so schwer sind, daß irdische Strafen nicht mehr ausreichen, so werden Höllenstrafen nach hunderten und tausenden von Jahren oder Seelenwanderungen in diese und jene Thiere, meist in solche von einem dem Vergehen entsprechenden Charakter, angedroht. War die Schuld zweifelhaft, so wurden bei den Indern (und werden zum Theil noch jetzt) Gottesurtheile, (divyâni pramânâni) angewandt.*) In den vedischen Zeiten kannte man nur solche mittels des Feuers, die übrigen sind jüngern Alters; solche mit Wasser werden zuerst in Manu's Gesetzbuch erwähnt. In der vedischen Religion war Agni, der Feuergott, zugleich der vorzugsweise All-

*) Schlagintweit, Emil, die Gottesurtheile der Indier. München 1866. Stenzler, die indischen Gottesurtheile. Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges. IX. S. 661 ff.

An Ruhm übertrifft der König alle Ste[illegible]würdigkeit einer Aussage Niemand ansehen, aus Furcht, von [illegible] auf Agni berief, d. h. also werden. Dagegen soll ein pflichtver[illegible]ankommen ließ. Die Feuermilie und allen seinen Besitzun[illegible] Feuer, im Tragen glühenden vernichtet werden. Gegen Frer[illegible]den Pflugschar, im Holen eines Freunde mit Aufrichtigkeit, [illegible] kochender Butter und Oel. Der Das Gesetzbuch zählt die [illegible] Verbrannte wurde verurteilt. Bei der zu hüten hat. Seine [illegible] Angeklagte untertauchen; wen das Wasser sollen, theile er ein[illegible] war rein. In Kamaon wurden statt der Gesandten mache[illegible] Wasser gelegt, die noch nicht schwimmen um sich vor ih[illegible] unter dem Wasser aushielt, dessen Partei einer Festu[illegible] wurde der Angeklagte in einen Sack und schriften [illegible] Stein gethan und beide in tiefes Wasser macchi[illegible] unter und der Stein blieb oben, so war zu [illegible] Angeklagte im andern Fall schuldig! Weitere Gottesurtheile Ar[illegible] Schwur, dessen Schärfung durch Berührung der Häupter f[illegible] Kindern (welche im Falle des Meineides ein Unglück treffen würde), das Loos, das Giftnehmen, das Trinken von Wasser, worin „schreckliche Götter gebadet" (schadete es nicht, so war Unschuld vorhanden), das Zerbeißen von Reiskörnern, die mit Wasser befeuchtet, worin ein Götterbild gebadet (mit gleichen Erfolg) und die Wage (Steigen der Schale, in welcher sich der Angeklagte befand, gegenüber derjenigen, welche ein ihm gleichkommendes Gewicht enthielt, zeigte Unschuld, Sinken Schuld an). Man hat Beispiele, daß noch in neuester Zeit britische Beamte aus Klugheit harmlosere Formen dieser Gottesurteile in Anwendung brachten. Wurde der Angeklagte durch das Gottesurteil freigesprochen, so mußte der Kläger die Strafe auf sich nehmen. Welches Gottesurteil gewählt wurde, hing von der Kaste ab. Regel war bei den Brahmanen die Wage, bei den Kschatrijas das Feuer, bei den Vaiçjas das Wasser, bei den Sudras das Gift. Davon fanden zahlreiche Ausnahmen statt. Auch Frauen, Kinder, Alte, Kranke und Schwache erhielten oft die Vergünstigung der Wage. Auch war die Jahreszeit dabei maßgebend; so kam das Feuer nicht in heißer, das Wasser nicht in kalter Zeit zur Anwendung, die Wage nicht bei Wind u. s. w.

Im Schuldbetreibungsverfahren ist in Indien Selbsthilfe der Gläubiger, selbst durch Zwang, erlaubt. Gegen Ehebruch sind die Gesetze sehr streng, meist mit entehrenden Strafen; doch ist es erlaubt, daß Einer mit Bewilligung seines Verwandten dessen kinderloser Gattin ein Kind zeuge. Aehnliches ist bei Eunuchen geheiligte Vorschrift, und das Kind tritt in alle Rechte als solches des Gatten seiner Mutter.

Den Vaiçja gibt Manu's Gesetzbuch keine andere Pflichten, als

:rufe zu leben, den Sudras keine andere, als zu dienen, in
ie natürlich den Brahmanen und nur aus Mangel an Ge=
:erzu anderen Kasten.
·ch manchen Berichten im alten Indien außer dem Kasten=
·ch Sklaverei vorkam, ist wol nur von Ausländern zu
ntlich von Mädchen, die in die Harems kamen.

B. Die Entwickelung des indischen Staatswesens.*)

Die Inder haben keine Geschichtschreiber, sondern nur Sagen Gedichte. Auch diese sind in politischer Hinsicht ein Wirrsal von hlechter= und Königsnamen. Als eine der ältesten für die indische ur wichtigeren Ueberlieferungen erscheint der Kampf der Brahmanen der Kschatrijas um den Vorrang.**) Derselbe, vornehmlich zwischen Brahmanen Vasischtha und dem König Visvâmitra um die wunder= Kuh Kamadhenu, ist im Ramâjana, auch in einer Episode des abharata und in anderen Gedichten, mit offenbarer Parteilichkeit die Brahmanen dargestellt, daher völlig unglaubwürdig, und wol zu selbstsüchtigen Zwecken erfunden. Es bedurfte eines solchen pfes nicht; denn die Priester waren bei allen Völkern schon die nittler zwischen Gottheit und Menschen, noch ehe sich Letztere über= t in Stände und Kasten theilten; sie mußten daher nach der ung letzterer notwendig die oberste derselben werden. Indem sie ier fabelten, die Kschatrijas ihrerseits so und soviel mal besiegt vernichtet zu haben, war es der Zweck dieser Rodomontade, sich n eine Erhebung der Krieger zur höchsten Kaste zu sichern. Wären liche Kämpfe zwischen beiden Kasten vorgefallen, so mußten ja Priester ebenfalls Krieger gewesen sein und es hätte dann keinen ıb gegeben, die Letzteren allein als Solche zu bezeichnen, wie ieder die Ersteren in diesem Falle keine wahren Priester gewesen n. Streitigkeiten zwischen beiden Kasten mögen dagegen aller= s vorgekommen sein und in den religiösen Schriften der Inder en diejenigen Fürsten, welche gegen die Brahmanen unterwürfig , mit himmlischen Belohnungen, die Widerspenstigen aber mit ichen Strafen bedacht.***) Die ältesten Dynastien, von denen indische Gedichte, voran das Mahabhârata, erzählen, sind die

*) Theod. Kruse, Indiens alte Geschichte nach den ausländ. Quellen, ergleich mit den inländ. dargestellt, Leipzig 1856.
**) Lassen I. S. 705 ff.
***) Muir, original sanskrit texts on the origin and history of the le of India. I. p. 296—1079 (early contests between the Brahmans Kshattriyas).

Kuru und ihre Ueberwinder und Nachfolger, die Pândava mit der Hauptstadt Indrapraſtha am Jamuna. Zugleich ſind Kuru und Pantſchâla die Namen der zwei Hauptvölker Madhjadeça's, und zwar erſteres das erobernde, letzteres das unterworfene. Das mächtigſte indiſche Reich war in der Zeit des Wechſels der Herrſchaft zwiſchen den Kuru und Pandava das alte Magadha, benannt nach dem gleichnamigen Volke, das aus dem Pendſchab mit den übrigen Ariern in das Ganga-Land eingewandert war. Außer dieſem Reiche gab es noch eine Menge anderer im alten Indien, unter denen die wichtigſten ſind: Ajôdhjâ, das heutige Aud, und Kaçmir, das noch heute den gleichen Namen hat und das einzige indiſche Reich iſt, von deſſen Geſchichte der Nachwelt eine zuſammenhängende Erzählung überliefert worden. Man weiß, daß die indiſchen Reiche einander gegenſeitig bekriegten und oft unterwarfen. Dieſe Eroberungen dehnten ſich manchmal weit aus, und um 600 vor Chr. wurde bereits die Inſel Zeilan erobert. In den überwundenen Ländern wurden bald Könige beſtehen gelaſſen, bald Beamte in gleicher Weiſe wie im Hauptlande aufgeſtellt, namentlich Aufſeher, Pati, über ein, zehn, zwanzig, hundert oder tauſend Ortſchaften. Mit der Zeit umgaben ſich die Könige mit Miniſtern, prieſterlichen für die Rechtſprechung und friedliche Geſchäfte, kriegeriſchen für den Krieg; die älteſten und zuerſt einzigen waren die Purôhita, Ratgeber (oben S. 256). Ihre Beſoldung beſtand vornehmlich in Kühen. Weiteres kennt die indiſche Geſchichte, ſagenhafte Heldenthaten ausgenommen, aus der Zeit vor Buddha nicht. Die Einzigen, welche ſie hätten aufſchreiben können, die Brahmanen, hatten nur Intereſſe an der Götter-, nicht an der Menſchengeſchichte und ſcheuten die Arbeit, welche der Beſchaulichkeit ungünſtig iſt. Das Kaſtenweſen, innerhalb deſſen Schranken ſich ſtets die nämlichen Verhältniſſe erhielten, leiſtete ohnehin geſchichtlichen Ereigniſſen keinen Vorſchub. Anders war es bei den Buddhiſten. Ihre Lehre griff in's Leben ein und verwarf das verſumpfende Kaſtenweſen. Mit ihr hört aber das eigentliche indiſche Altertum auf. Der Weſten, das Sind-Land, kommt in Berührung mit den Perſern, einem jüngeren Volke, und ſchon zweihundert Jahre darnach in Abhängigkeit von der griechiſch-makedoniſchen Welt. Ein Aufſtand gegen dieſe Herrſchaft, wegen Ermordung des Poros, dieſes edlen Gegners des genialen Alexander, durch den makedoniſchen Statthalter Eudemos (317 vor Chr.), unter Anführung des Tſchandragupta, (griech. Sandrokottos), den ſeine Landsleute zu einem Verwandten Buddha's machen, bringt die Dynaſtie der Maurja zur Regirung und ihr Stifter eroberte ganz Nordindien bis an die Mündungen des Ganges. Wie ſein Enkel Açoka in Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. den Buddhismus zur herrſchenden Glaubensform erhob, haben wir bereits geſehen. Als

ach deſſen Tode die indiſche Großmacht wieder in kleinere Staaten erfiel, geriet das Indos-Land von Neuem unter griechiſche Botäßigkeit. Der Seleukiden Statthalter in Baktrien, Diodotos, atte ſich unabhängig gemacht, und unter ſeinen Nachfolgern drang Demetrios, ein neuer Alexander in beſchränkterm Gebiete, ſeit 06 vor Chr. erobernd in Indien vor, und zwar bis zur Halbinſel Suzerat. Durch Theilung des Griechiſch-Baktriſchen Reiches entteht unter Apollodotos um 160 vor Chr. ein Griechiſch-Indiſches eich, und einer ſeiner Nachfolger, Menandros, dringt bis zur Jamuna nd bis Pataliputra vor und belagert Ajodhja. Die Verhältniſſe ieſer ſonderbaren von Griechen beherrſchten Reiche in Mittelaſien nd wenig bekannt; es iſt jedoch anzunehmen, daß ſich die wenig ahlreichen Herrſcher und ihre „barbariſchen" Unterthanen ſtets fremd egenüberſtanden und daß die beiderſeitige Kultur ſich nicht vermengte, ondern hier wie dort abgeſondert blieb. Unterdeſſen gab es in Indien rei von dieſen Griechen nicht unterworfene Reiche, und dieſelben umßten immerhin die eigentliche Heimat der indiſchen Kultur. Es ſind: as alte Magadha, Kaçmir und das Reich von Pataliputra, welches nige Zeit unter der Dynaſtie der an Macht herabgekommenen Maurja erblieb, dann aber an die Çunga fiel, deren Stifter Puſchpamitra ch durch blutige Verfolgung der Buddhiſten hervorthat und am Indos it den Griechen kämpfte. Der Weſten Indiens ſchien aber dazu eſtimmt, der indiſchen Kultur, deren Urheimat er war, auf immer ntfremdet zu werden. An die Stelle der Griechen traten einwandernde og. ſkythiſche, in Wirklichkeit mongoliſche, wahrſcheinlich tibetiſche Völker, welche um das Jahr 122 vor Chr. die griechiſche Herrſchaft s das Kabul-Thal drängten, wo ſie zu Grunde ging, und ein Reich it der Hauptſtadt Minnagara im Sind-Delta gründeten, das man as Indoſkythiſche nennt. Die Chineſen nennen dies Volk Jueitſchi, ie Inder aber Çaka, unter welchen beiden Namen auch beſondere Dynaſtien mit abgegrenzten Gebieten bekannt ſind. Ihre Macht war ndeſſen von kurzer Dauer. Noch einmal ermannten ſich die Inder, nd ihr gefeierter Held Vikramâditja, König von Mâlava, befreite 7 vor Chr. (am Anfange des galliſchen Krieges Cäſar's) Indien von en Skythen, von welchem Ereigniſſe an die neue Zeitrechnung beinnt, welche er einführte. Er eroberte außer dem Skythenreiche Pendſchab und Radſchaputana) auch Kaçmir; aber daß er ganz Indien nterworfen habe, iſt eine Fabel. Er wird als Beſchützer der Dichtunſt und Wiſſenſchaft gerühmt. Wie ein Meteor vergeht aber ſeine Erſcheinung. Die Indoſkythen ſind nicht nur nicht vernichtet, ſondern treten wieder ſiegend und ſogar mächtiger auf als vorher. Seit 5 vor Chr. erobern ſie unter ihrem König Kuei-ſchuang, der die fünf Fürſtentümer, in die das Volk zerfiel, in ein Reich vereinigte, einen

großen Theil Indiens und erhalten sich auf dieser Machthöhe ein paar Jahrhunderte. Die Kultur ihres Reiches muß eine sehr gemischte gewesen sein; ihre Könige erscheinen auf ihren Münzen bisweilen als Verehrer zugleich des Çiva, des Buddha und des Ormazd. Vorherrschend scheinen sie Buddhisten gewesen zu sein, namentlich Kanischka (oben S. 233); der Mächtigste, der vom indischen Ocean bis über den Ganges und weit über den Hindukusch und Himalaja herrschte, — ein unnatürlicher Komplex, in welchem bereits die Notwendigkeit des Zerfalles enthalten war. Das Reich der Indoskythen schmolz denn auch nach und nach auf Kabul und das Pendschab zusammen und verlor am Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Aera Indien ganz. Noch blieb den Jueitschi ein Gebiet im Norden des Hindukusch, wo auf die „großen Jueitschi" die „Kleinen" folgten und Anfangs des fünften Jahrhunderts wieder einige indische Gebiete eroberten, aber nicht auf die Dauer.

Die übrigen Theile Indiens bieten zu dieser und späterer Zeit in ihrer Geschichte wenig Erwähnenswertes dar. In Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. war Kaçmir besonders mächtig und reichte bis zum Vindhja-Gebirge. Ein neuer Tschandragupta aus dem Geschlechte der Gupta, welche am mittlern Ganges, in Magadha und Ajodhja herrschten hieß Großkönig; er fügte am Ende desselben Jahrhunderts seinem Reiche Mâlava hinzu und besaß somit das Wesentlichste von Hindustan. Sein Sohn Samudragupta, Anfangs des dritten Jahrhunderts, würde auch Bengalen und einen bedeutenden Theil Dekhan's beherrscht haben, wenn man einer Inschrift von ihm Glauben schenkte. Die Macht der Gupta fiel am Ende des dritten Jahrhunderts durch einen namenlosen König aus der Familie der Pandu, dessen Hauptstadt Pataliputra war. Es kann aber den Gupta nachgerühmt werden, daß sie, obschon Anhänger der Brahmanen, doch duldsam gegen die Buddhisten, und noch mehr, daß sie Beschützer der Gelehrten und Dichter waren. Mit den Sassaniden standen sie in freundschaftlichem Verkehr.

In der nachbuddhistischen Zeit waren die indischen Nationalstaaten gut verwaltet und hatten trefflich geordnete Zustände. Das Beamtenwesen und die Polizei waren, namentlich zur Zeit Açoka's, in so vollendeter Weise eingerichtet, wie dies in Europa erst seit neuester Zeit der Fall ist. Wurde ein Land der arischen Herrschaft unterworfen, so führte man das Kastenwesen sammt Allem, was dazu gehört, dort ein. Wo nur die beiden höheren Kasten, zur geistlichen und weltlichen Regirung, einwanderten, bildete man die beiden unteren aus den Urbewohnern, so z. B. in Zeilan. Darnach modifizirten sich natürlich auch die Mischkasten. Ueberhaupt wurden die mit dem Kastenwesen zusammenhängenden Vorschriften nie in vollem Maße

nau beobachtet. Es kam ſogar vor, daß Leute niederer Kaſte ſich s Uſurpatoren zum Trone aufſchwangen; die berühmten Dynaſtien r Nanda, Maurja, Gupta (dieſe waren Vaiçja) u. a. ſind von lcher Abſtammung. Umgekehrt ſtammt die Dynaſtie Kanva aus r Prieſterkaſte, was gegen die heiligſten Geſetze verſtieß. Im ſtern Falle dichteten ſich dann die Emporkömmlinge edle Stamm- ume an.

Eine andere Störung des nationalen Herkommens in Indien r die Beſitznahme von Theilen dieſes Landes durch griechiſche und thiſche Dynaſtien. Die Einheimiſchen, welche ſich gegen ſie erhoben, nach und nach vertrieben und ſelbſt die Herrſchaft übernahmen, ren wieder meiſt einer Abkunft, die ſie hierzu nicht berechtigte, nn ſie auch der Kriegerkaſte angehörten. Auch wanderten manche diſche Stämme aus dem von Fremden beherrſchten Theile des Landes s und begaben ſich nach dem Oſten, wo das Geſetz ihres Volkes lt. Aus dieſen rekrutirten ſich meiſt die Heere im Kampfe gegen Landesfeinde, und von ihnen ſtammen wahrſcheinlich die jetzigen egeriſchen Radſchaputra (Radſchputen), ein Volk von Condottieri d Soldknechten. Doch haben alle dieſe Abweichungen vom alten ſtengeſetz und Herkommen in den inneren Verhältniſſen der in- chen Staaten, keine weſentlichen Aenderungen hervorgerufen, indem doch immer die Brahmanen waren, welche den hauptſächlichſten nfluß auf die Staatsgeſchäfte ausübten, daher die Emporkömmlinge gen ſie ganz beſonders ergeben und freigebig waren und folglich ch von ihnen gehalten wurden.

So finden wir in Indien, in ſcharfem Gegenſatze zu China, ein waches, zerriſſenes, nur im Kaſtenweſen und durch dasſelbe be- hendes Staatsweſen, das daher auch ausländiſchen Eroberern it verhältnißmäßig geringem Aufwande von Kraftentwickelung auf den Seiten unterlag, welcher Proceß nach manchen Schwankungen blich ungefähr tauſend Jahre nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung rch die mohammedaniſche Eroberung Indiens ſeinen Abſchluß fand. eitdem war die ächte indiſche Kultur verſunken und begraben.

C. Handel und Verkehr.

Lange, wol tauſend Jahre nach ihrer Einwanderung in das Ge- iet des Ganges, hielten ſich die Inder abgeſchloſſen von anderen Völkern, ja kümmerten ſich nicht um ſie und kannten kaum ihre Namen. Eigentlich als Land bekannt war ihnen lediglich Hochaſien, das heilige Land ihrer Götter, als „Berg Meru“ in ihren Religionsſyſtemen bunt

ausgemalt und fantastisch geschildert. Von einer geographischen Kenntniß kann daher auch bezüglich dieses asiatischen Alpenlandes keine Rede sein. Man besuchte angrenzende Theile desselben vorzüglich der Wallfahrt wegen: heilige Berge und heilige Flüsse und Seen, fabelte auch wol von solchen, die jetzt nicht mehr erkannt werden können. So waren den ältesten Indern auch keine anderen Völker bekannt, als einige tibetische, von denen überdies viel Abenteuerliches geglaubt wurde, so z. B. Weiberherrschaft, wegen der in Tibet üblichen Vielmännerei. Ebenso ging im alten Indien die auch den griechischen Schriftstellern bekannt gewordene Sage im Schwange, daß in einem wüsten Lande im Norden Ameisen in der Größe zwischen Hunden und Füchsen, Gold aus dem Sande graben (das man daher in Indien auch pipilika, Ameisen, nannte); Lassen*) vermutet darin Murmelthiere, welche durch ihr Graben Goldsand aufhäuften.

Die Geschichte des Handels und Verkehrs der Inder, sowol unter sich, als mit fremden Völkern, beginnt erst mit Buddha's Zeit. Seitdem erscheinen die Inder in einem weitreichenden Verkehre, der seine altgewohnten und vielbetretenen Straßen hatte, besonders über das jetzige Kabul und den Hindukusch mit Baktra, Medien, Persien und weiter westwärts, wie von Baktra aus nordostwärts durch Hochasien (nicht über Hinterindien) mit China, von woher die erste Karawane 114 vor Chr. im jetzigen Bokhara anlangte. Dieser Verkehr hatte indessen viel durch die kriegerischen Hiungnu (Hunnen?) zu leiden, nach deren Besiegung durch den Kaiser Wu-ti 101 vor Chr. der Verkehr erst ein ungestörter wurde. Der Wasserweg führte die waarenbeladenen indischen Fahrzeuge von verschiedenen Hafenplätzen, namentlich in der Gegend der Sind-Mündung, aber auch Dekhans und der Ganga-Mündungen, nach Zeilan und Hinterindien einerseits, nach dem Roten Meere und dessen Küstenländern anderseits. Den Handel nach den letzteren vermittelten vorzugsweise die Phöniker; soweit wir davon näher Nachricht haben, betraf er indische Jagdhunde, Nashörner, Elefanten, Affen, Papageien, Pfauen, Baumwolle, feine Zeuge (σινδών genannt, d. h. indische) Kassia, Myrrhen, Kinnamom, Kardamomen, Pfeffer, Edelsteine, rote Farbstoffe aus Insekten (Kermes), Elfenbein, Schildpatt, Krystall, Eisen und Stahl, Eben-, Sandel- und Aloeholz, Bambus, Indigo, Gummilack, Zucker, Butter, Getreide, Sesamöl ꝛc. China bezog auf dem erwähnten Landwege Perlen, Korallen, Elefanten und Hunde aus Indien.

In den Zeiten der römischen Weltherrschaft war der indische Handel bereits sehr bedeutend. Rom bezahlte für indische Waaren jährlich fünfzig Millionen Sestertien (über acht Mill. Mark); dieselben

*) I. S. 1022.

urden in der ewigen Stadt um das Hundertfache wieder verkauft
ıd der Transport erforderte jährlich 120 Schiffe, welche durch Ae=
ypter geführt wurden. Ernste Männer tadelten dieses Geschäft als
rderblich für die vaterländischen Sitten.

Hinwieder wurden in Indien durch den Handel eingeführt: aus
ethiopien Goldsand, Elfenbein, Ebenholz und Muscheln, aus Arabien
Weihrauch, Schildpatt, Aloe, Pferde und — Mädchen, aus Persien
erlen, Purpur, Teppiche, Wein, Datteln, Gold, Pferde und —
Klaven, aus Aegypten Metall in Münzen und Geschirren und Glas,
ıs China Seide und Pelzwerk (dies durch Chinesen aus Nordasien
ıd wol auch Porzellan, aus dem Mittelmeer Korallen u. s. w.

Die Inder widmeten seit der Zeit Buddha's dem Handel große
flege. Es bildeten sich Gesellschaften von Kaufleuten zu gemein=
ıaftlichen Unternehmungen. Die Regirungen sorgten für Richtigkeit
r Münzen, Maße und Gewichte, stellten Frachttarife auf und regelten
ch die Kaufpreise und die Zölle. Das Prägen von Münzen kam
t nach der Bekanntschaft mit den Griechen in Indien auf; vorher
rde das Gelt nach dem Gewichte der Metallstücke gewertet, auf
lchen indessen auch oft das Bild des Gottes Çiva eingegraben war.
r Handel stand in solcher Achtung, daß er sogar den Priestern
d Kriegern gestattet war, wenn sie von der Not gezwungen wurden,
ı statt ihrer angeborenen Beschäftigung zum Berufe zu wählen.

Hatten indische Kaufleute eine Gesellschaft gebildet, deren Mit=
eder oft auf mehrere Hundert stiegen, so luden sie ihre Waaren
f Wagen, Ochsen, Kamele und Esel oder ließen sie von Trägern
gen. So ging es bis zur Küste, wo sie ein Schiff bauen ließen
d sich einschifften. Auf der Reise wurde ein Brahmanenschüler
tgenommen, welcher Unterricht im Gesetz ertheilte. Seereisen waren
on zur Zeit der vedischen Hymnen unternommen worden, ohne daß
r wissen wie weit. Ein sehr häufiges Ziel der indischen Seereisen
ır Zeilan; es werden aber auch entlegenere Inseln genannt, über
: man jedoch, mit Ausnahme Sokotora's, nicht im Klaren ist. Lassen
ließt auf Ansiedelungen malabarischer Kaufleute im glücklichen
:abien, wo Strabon von Kasten erzählte. Auch mit den Hebräern
ınd Indien durch die Phöniker im Handelsverkehr und das biblische
fir kann nur in Indien gesucht werden;*) denn was von Ofir kam,
ıd alles indische Produkte, und ihre Namen kommen aus dem
anskrit. Am wahrscheinlichsten ist es Abhira an der Indos=Mün=
ung. Den Ofir=Handel besaßen aber schon vor den Phönikern die
rabischen Sabäer (in Jemen) allein und brachten Wolgerüche, Gold

*) Lassen I. S. 651. II. S. 589 ff.

und Edelsteine aus Indien nach Phönikien und Aegypten. Denn auch die Aegypter besaßen schon in alter Zeit indische Waaren, und schon im fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. war dort chinesisches Porzellan vorhanden.

Außer in Arabien siedelten sich Inder auch in Hinterindien, vorab in Birma, aber auch in Arakan und Siam an und stifteten selbst Reiche dort, freilich erst kurz (100 bis 200 Jahre) vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Wir entnehmen aus dieser Thatsache, daß die hinterindische Halbinsel, wenn schon von einem einzigen Stamme derselben Rasse bewohnt, zwei Kulturkreisen angehört, im Osten dem chinesischen (Tong-king, Kotschin-Tschina und Kambodscha) im Westen dem indischen (Siam, Arakan, Pegu und Birma). Indessen scheinen die brahmanischen Reiche in Hinterindien bald eine Beute der Eingeborenen mongolischer Rasse geworden zu sein, die aber doch wieder, dem Buddhismus huldigend, ein neues arisches Element in ihre Kultur aufnahmen, und mit ihm zugleich aus Zeilan die Pali-Sprache als heilige Mundart und die indische Schrift. Kambodscha und Siam scheinen indessen eine Mittelstellung zwischen chinesischer und indischer Bildung eingenommen zu haben.

Aber auch die Halbinsel Malaka, sowie die Insel Java im indischen Archipelagos und ihr Nebeneiland Bali sind durch Kolonien arischer Inder Theilnehmer an der indischen Kultur geworden, und die Arier des Ostens unterwarfen also hier bereits eine dritte Rasse (die dravidische in Vorder-, die mongolische in Hinterindien, die malaiische hier). Schrift und Baukunst dieser Inseln wurden indisch, ihre Sprache mit Sanskrit zur heiligen Kavi-Sprache vermengt, ihre Religion brahmanisch oder eigentlich vischnuitisch und die Kämpfe des Mahabhârata auf den vulkanischen Boden Java's übertragen, Alles freilich erst seit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. Java erhielt sogar ein eigenes Gesetzbuch Manu's, keine Uebersetzung des indischen. Es erscheinen jedoch in Java von früher Zeit an buddhistische Einflüsse neben den brahmanischen, welche mit diesen ein eigentümliches Götterſystem bildeten, das sich auch über andere Inseln des Archipels verbreitete, bis zu den Philippinen hin. Später gewann die Verehrung Çiva's dort die Oberhand, noch später der reine Buddhismus, doch schwerlich vor Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auch ungewiß von welchem Lande aus, und nur auf kurze Zeitdauer. Nachher kam wieder der Brahmanismus auf, 1478 aber wurde der Islam herrschend. Die Kasten sind demnach auf Java verschwunden, aber haben sich auf Bali erhalten, wo weder Çakyamuni's, noch Mohammeds Schüler Erfolge hatten, und jetzt noch Sanskrit-Bücher, aber in einheimischer Sprache, heilig gehalten werden.

Durch die Brahmanen kamen Goldschmiede, Maler, Verfertiger

inerner Götzen, gestickter Zeuge und aus Holz geschnittener Thiere ch Java; aber diese neue Kultur drang nicht soweit ein, um das ezifisch javanische Element zu verdrängen, sondern nur soweit, um h mit ihm zu vermischen. Wir wissen von einem indischen Reiche f Java, Mendang Kamulan, gegründet von Bhruvidschaja Savela-hala, Sohn eines Königs, wahrscheinlich aus dem Lande Kalinga, m sein Vater zweitausend Kolonisten nachsandte, um 600 nach Chr., so zur Zeit Mohammeds. Es war dies die Periode der höchsten Blüte wa's, wo die Werke der Dichtkunst und Baukunst entstanden, welche ch jetzt die Bewunderung der Nachwelt herausfordern.

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst in Indien.

A. Die indische Wissenschaft.

Ueber den Anfängen der indischen Schrift liegt tiefes Dunkel. ann sie in Gebrauch gekommen, ist ungewiß, wahrscheinlich aber, ß sie von einem semitischen Alfabete stammt. Sicher ist ferner, daß r Zeit Buddha's die indische Schrift sehr ausgebildet und in all-meinem Gebrauche der höheren Kasten war. Es soll damals 64 fabete in Indien gegeben haben, welche Zahl aber jedenfalls über-eben ist. Dennoch wurden die heiligen Schriften der Inder sehr it aufgezeichnet, nämlich erst am Ende des fünften Jahrhunderts r Chr., also ein halbes Jahrhundert später als die Abfassung des setzbuches Manu's fiel. Man glaubt, dies rühre von der Furcht , daß die Verbreitung der heiligen Schriften unter das Volk sie weihen würde. Schreiber der Veda werden im Mahabharata zur lle gewünscht. Die heiligen Schriften wurden daher bis zu jener it nur durch mündliche Ueberlieferung und Auswendiglernen inner-lb der Priesterkaste forterhalten. Zwanzig Jahre lang brachten die ngen Brahmanen mit Erfüllung dieser Aufgabe zu, und diese Ge-chtnißübung wird noch jetzt fortgesetzt.

Seit den Zeiten des Buddhismus besaß Indien gefeierte Gram-atiker, die sich in ihren Werken vorzugsweise an die Vedas hielten, it 400 vor Chr. auch Wörterbücher über die Vedas. Es ist be-eichnend für die fantasievollen Inder, daß sie sogar die trockene Grammatik in ihre heilige Mythe verflochten und von ihren berühmten

Sprachlehrern, deren mehrere nach brahmanischer Weise heilig sprochen wurden, fromme Legenden dichteten, so namentlich von großen Panini aus Pataliputra, dessen Zeit bestritten ist, aber w scheinlich in diejenige Alexanders des Großen fällt. Seine Gramm wurde durch die Sage als vom Gotte Çiva geoffenbart ausgege Die indischen Grammatiker haben namentlich Verdienste um die leitung der Wörter aus ihren Wurzeln; in der Satzlehre sind weiter zurückgeblieben, weil im Sanskrit meist nur einfache Sätze bildet werden.*) Während die Religion nur in die Grammatik eingelegt wurde, stand bei den Indern die Philosophie ausschließ auf dem Boden der heimischen Glaubensfantasien, wie sie auch Vorrecht der Brahmanenkaste blieb, soweit sie nicht auf der Gru lage des Buddhismus erwuchs.

Die indische Philosophie hat drei aufeinanderfolgende Syst hervorgebracht, von denen jedes wieder in zwei Schattirungen zerf Das erste System, Vedanta, beruht auf den Vedas, also auf d ältern Brahmanismus, das zweite, Sankhja, bildet den Ueberg zum Buddhismus, welchem ausschließlich das dritte, Njaja angeh

Vedanta, d. h. Ende oder Ziel des Veda, schließt sich nicht die Veda-Hymnen, sondern an die Upanischads oder philosophis Erläuterungen der Brahmanas, und wird gleich den Vedas und d Gedichte Mahabharata dem Badarayana oder Veda-Vjasa zugeschrie Dieses System bedurfte aber zu seiner vollkommenen Entwickel langer Zeit, bis in das 7. und 8. Jahrhundert nach Chr., ja vielle noch länger. Ursprünglich hat das Vedanta lediglich den Zw „durch Auslegung des Veda die in ihm vorgeschriebenen religiö Handlungen und Pflichten zu bestimmen." In diesem Sinne h es Purva-Mimansa, d. h. das Nachdenken über die früheren Th der Vedas, gewissermaßen eine religiöse Philosophie in volkstümlic Gewande, welcher der Name Philosophie eigentlich gar nicht gebü Dieses System soll durch Dschaimini um 700 vor Chr. entstanden s Erst spät ist das Vedanta-System zur Brahma-Mimansa, d. h. forschung des Brahma (Neutr.) geworden. Ueber dieses pantheistis Urprinzip der Brahmanen geht das Vedanta überhaupt nicht hina es bewegt sich ausschließlich in der Betrachtung dieser nebelhaf Einheit, aus welcher Alles hervor und in welche Alles wieder zur geht und außerhalb welcher alle Entzweiung und Vereinzelung bl Täuschung der Sinne ist.

Das zweite Hauptsystem der Inder, Sankhja, d. h. Zahl, w dem Kapila, einer Verkörperung des Vischnu oder Agni oder ein Sohne des Brahma (Masc.) zugeschrieben. Ob Kapila ein Men

*) Lassen a. a. O. II. S. 483.

ır, dem mit der Zeit jene hohe Abkunft angedichtet wurde, oder
ıglich eine Mythe, ist ungewiß. Das Sankhja-System zerfällt
eder in zwei Schulen, die das Kapila selbst und die des Gramma-
ers Patandschali (in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts
r Chr.), Jogaçastra genannt (Joga = Verbindung). Beide haben
s Gemeinsame, daß sie die Welt dualistisch auffassen, als Ver-
ıdung von Geist und Materie oder Natur, von welchen beiden
inzipien jenes, nämlich der Inbegriff aller einzelnen Seelen, erkennt,
er nicht schafft, dieses schafft, aber nicht erkennt. Von einem Welt-
öpfer ist keine Rede, wol aber von Unsterblichkeit der Seele, und
her das System mit dem Brahmanismus wol vereinbar. Der
ıterschied beider Schulen scheint wesentlich in Spitzfindigkeiten be-
nden zu haben; ihr Auseinandergehen ist sehr jung, wie bereits
ähnt.

Das Njaja-System des Gotama (Buddha) befaßt sich wenig mit
ligion, sondern besteht wesentlich aus Logik und hat ein festes
hema von Urteilen und Schlüssen. Im Uebrigen ist es ebenfalls
alistisch. In seiner Auseinandersetzung und Ausführung, wobei
hlen- und Wortmystik keine geringe Rolle spielen, bestehen die
ren der meisten späteren buddhistischen Philosophen. Der be-
utendste derselben, Nagardschuna, gründete eine besondere Schule;
n Werk Karika, in der längsten Bearbeitung hunderttausend Ab-
nitte umfassend, lehrt, daß es überhaupt keine Wirklichkeit gebe,
der des Objektes noch des Subjektes; ja Buddha selbst ist sogar
r eine Täuschung, also auch das künftige Leben. Als zweite Unter-
heilung des Njaja-Systems gilt indessen das Vaiçeschika, um die
it Alexanders des Gr. von Kanâda gegründet, welches eine Art
ı Naturphilosophie enthielt. Spätere Systeme wichen von der
chtgläubigkeit ab und verirrten sich in die bodenlosesten und un-
eressantesten Spekulationen, und so auch die der späteren Brahmanen.

Blieb so die Philosophie der Inder im Banne der Theologie,
ie zu einem selbständigen Bau zu gelangen, so hat dies seinen
und darin, daß die indische Theologie von der Periode des Brahma
bereits auf philosophischer, d. h. nach den letzten Gründen forschender
ffassung ruhte. Der Götterkreis des Indra-Agni-Varuna war
turſymbolik, Brahma dagegen der Gedanke, welcher die Welt denkt.
e Brahmanen waren zugleich Philosophen und Theologen; der
ilosophische Gehalt ihrer Weltanschauung war ohne Zweifel ihre
terische, die Versinnlichung derselben in Göttergestalten ihre exote-
che Lehre. In Gedanken löste sich der Pantheismus für sie, in
estalten für das Volk auf. Das Nämliche war auch bei den bud-
histischen Priestern der Fall. Thatsächlicheres als in diesen speku-
ativen Glaubenssystemen erforscht die Wissenschaft der Brahmanen

in den Himmelskörpern, freilich ebenfalls ursprünglich zu rein rel
Zwecken. Die Astronomie der Inder bietet viele Aehnlichkeit
der chinesischen dar, so daß es streitig ist, welchem beider Völ
Vorgang und welchem die Nachahmung zukomme. Der älteste
stand der indischen Astronomie war der Mond, dessen Bahn,
den Chinesen, in „Mondhäuser" (Nasatra) eingetheilt wurde
nicht mathematisch gleiche Theile, sondern gewisse Sterngrupp
Hauptsternen in oder außer denselben, welche ihre Namen n
ihnen zugeschriebenen Gestalt oder Farbe erhielten; derselben
achtundzwanzig, welche bis auf eines ungefähr um das Jahr
vor Chr. den Indern bereits bekannt waren, wie ihr ältester Ka
das Dschjotischa darthut, dessen Zweck die Bestimmung der Opf
war. Auch den Thierkreis kannten die Inder, doch ohne d
wissen, welche Bilder sie ihm ursprünglich gaben, die sie üb
wahrscheinlich aus Chaldäa erhalten hatten. Sie berechneten
stellationen wahrscheinlich schon in Mitte des zweiten Jahrta
vor Chr. Die Sternbilder wurden nach Göttern und heiligen M
benannt. Den Großen Bären bildeten sieben berühmte Rischi
Polarstern war ihre Gattin, das Muster der ehelichen Treue.
rechneten sie die Dauer des längsten Tages (dort vierzehn S
und zehn Minuten) aus. Die Zeit theilten sie ein, indem
Tag in dreißig Stunden, die Stunde in zwei Hälften, jede zu
Minuten zerfällten. Sie hatten Mondmonate zu dreißig Tage
zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre Perioden von fünf
in deren Mitte und Ende je ein Monat verdoppelt wurde
Woche hatte sieben Tage, welche nach den Planeten, die zugleich
geordnete Götter waren, benannt wurden. Erst seit dem vierten
hundert vor Chr. wurde ein Einfluß der Planeten auf das Me
leben angenommen. Später kamen auch Zeitperioden mit Bez
den Umlauf der Planeten in Uebung. Die Beschäftigung m
Astronomie erforderte indessen auch ein ausgebildetes Zahlen
und die Inder hatten in der That Zahlennamen bis zu t
Quadrillionen. Die Anwendung der Astronomie blieb indes
alten Indien eine religiöse und, was gern damit verbunden ist,
gläubische; die Astrologie hatte dort, wie erwähnt, seit den buddhi
Zeiten eine Heimstätte. Die Opferzeiten und das Schicksal der M
zu bestimmen, das veranlaßte die Ganga-Bewohner zur Beoba
der Gestirne. Sie besitzen fünf astronomisch-mathematische Lehrb
Siddhanta, die aber nicht vor dem dritten Jahrhundert nac
entstanden sind. Die bedeutendsten ihrer Verfasser, die
Arjabhata, vielfach miteinander verwechselt und vermengt
500 nach Chr., waren bereits theilweise Schüler der grie
Astronomen und lehrten die Bewegung der Erde um ihre A

m die Sonne. Bereits erwähnt haben wir, daß, wie die Philoſophie nd die Aſtronomie, ſo auch die Geſchichtſchreibung von den Brahmanen abhängig war, doch dieſe inſofern in negativem Sinne, als e nach Kräften unterdrückt wurde, damit nur die heilige Götter- und eldenſage und die Legenden der heiligen Bücher Geltung behielten. ur in mehr oder weniger abgelegenen Gegenden Indiens, und nur nter der Herrſchaft des Buddhismus, im äußerſten Süden, im Meerande Lanka (Zeilan) und im Alpenlande Kaçmir wurden Geſchichten ſchrieben, weniger in einzelnen Staaten Dekhans, gar nicht im igentlichen indiſchen Kulturgebiete, in Madhjadeça und deſſen Umebung. Die Geſchichtſchreibung der erwähnten merkwürdigen Inſel t die inhaltreichſte; ſie hat eine ſichere Zeitrechnung und erzählt die hatſachen genau. Des erwähnten Gebirgsſtaates Geſchichte leidet n Lücken und Verwirrungen. Aus Bruchſtücken über einzelne Reinungen und aus Legenden beſtehen die Geſchichten dekhaniſcher taaten. Die mächtigen Herrſchergeſchlechter der Maurja, Gupta und s großen Vikramâditja entbehren einer Geſchichtſchreibung vollſtändig. ach ſind die Hoffnungen, verlorene geſchichtliche Werke wieder aufzuinden, bis jetzt unerfüllt geblieben. Die peinlichen Lücken der inſchen Geſchichtſchreibung ſind daher nur ſehr mangelhaft durch ſagen, Inſchriften, Münzen u. ſ. w. auszufüllen.

Im Ganzen gewährt die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der alten nder eine ſehr geringe Ausbeute. Sie waren ein Volk von Fantaſieenſchen, das in den Tag hinein lebte und für die Zukunft ſo wenig rgte wie für die Vergangenheit. Der Tod war ihnen nichts Schreckhes und daher auch das Wiſſen den in fortwährender Selbſttäuſchung befangenen nichts Begehrenswertes.

B. Die indiſche Dichtkunſt.

Die Fantaſie beherrſchte die alten Inder ſo ſehr, daß neben der eligion bei ihnen die Poeſie das vorherrſchende Kulturmoment bilden mußte. Die Dichtkunſt dieſes Volkes hat daher üppig gewuchert und wol die ungeheuerlichſten und in ihrer Weitſchweifigkeit ermüdendſten, ls die herrlichſten, reizendſten und erwärmendſten Blüten hervorgebracht.

Die älteſte Dichtung der Inder enthält der ſchon (oben S. 250) erwähnte Rig-Veda mit ſeinen Götterhymnen, welche die einfachen nſchauungen eines Hirtenvolkes wiederſpiegeln. Die Hymnen des Rig-Veda ſind Gebete, in denen die Frommen voll kindlicher Unbefangenheit nd aufrichtiger Selbſtſucht um das eigene Wol und um Vernichtung

der Feinde bitten, dabei aber mit den Göttern handeln und ihnen das Opfer nur gegen Erhörung ihrer Wünsche darbringen.*) Es sind die uns schon (oben S. 218 ff.) bekannten vedischen Götter, denen die Gesänge gelten, namentlich und vor Allen Indra, und es spricht sich darin ein lebhafter Sinn für die furchtbaren wie anmutigen Schönheiten der Natur, aus, deren Erscheinungen, Gewitter, Tagesanbruch, Sonnenaufgang u. s. w. in anziehender Weise und ergreifender Sprache geschildert werden. Dabei fehlen auch nicht komische Schilderungen, z. B der Frösche, die mit singenden Priestern verglichen werden. Doch ist diese erste Periode der indischen Dichtung mehr religiöse als eigentlich poetische Aeußerung und die eigentliche schöne Literatur Hindustans beginnt erst mit der Periode des Sanskrit als heiliger Sprache.

Es ist merkwürdig, daß die Literaturblüte der drei bedeutendsten Völker indogermanischen Stammes mit je zwei Heldengedichten eingeleitet wird. Was die Ilias und Odyssee bei den Griechen, die Nibelungen und Gudrun bei den Deutschen, das sind die beiden Riesengedichte Mahabharata und Ramajana bei den Sanskrit-Indern. Die Zeit ihres Ursprungs ist ungewiß und so auch, welches von beiden das ältere ist. Ramajana ist ein wirkliches Gedicht von einheitlicher Bearbeitung, Mahabharata eine Zusammenfassung von Götter- und Heldengeschichten, Lehren und Dogmen neben wirklich dichterischen Theilen. Als Verfasser des Mahabharata gilt den Indern Vjasa, des Ramajana Valmiki. Beide sind wahrscheinlich mythische Personen. Anfangs wurden die beiden Gedichte mündlich vorgetragen und überliefert. Das Versmaß beider ist der Slokas, ein Doppelvers, dessen jede Hälfte sechszehn Silben mit einem Einschnitt in der Mitte hat; es lautet meist den Jamben ähnlich, wechselt aber auch mit Trochäen und Spondäen ab. Das Ramajana hat 24,000 Slokas; das Mahabharata soll in seiner ältesten Gestalt denselben Umfang gehabt haben, aber von Vjasa besonders für die Götter, Halbgötter, Geister und Menschen bearbeitet worden sein, für welche Letztere es nicht weniger als hunderttausend Slokas erhielt.

Was den Inhalt der beiden Epopöen betrifft, so ist derselbe namentlich im Mahabharata höchst buntscheckig, wie auch nicht anders möglich, da dieses Gedicht-Ungeheuer zu verschiedenen Zeiten entstanden und öfter umgearbeitet worden ist; d. h. es wurde wahrscheinlich aus volkstümlichen epischen Gedichten von den Brahmanen

*) A. Weber, akad. Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, Berlin 1852. S. 37 ff. K. Geldner u. Ad. Kägi, 70 Lieder des Rigveda, übers. mit Beiträgen v. R. Roth. Tüb. 1875. Aesthet. Würdigung: Carriere, die Kunst, I. S. 405 ff.

dürftig zusammengeflickt und mit dogmatischen Bestandtheilen ver-
hrt, um als Ganzes priesterlichen Zwecken zu dienen. Trotz dieser
ligen Fälschung und unbeholfenen Zusammensetzung, die nirgends
ht passen will, zeigt das Mahabharata doch (so unverwüstlich ist die
lksdichtung!) unter allen indischen Dichtwerken den altertümlichsten
arakter und seine ursprünglichen Theile sind älter, als irgend ein
deres Gedicht des kindlichen Volkes in den heißen Ebenen der
nga. Seinen Mittelpunkt bildet der oben (S. 265 f.) erwähnte
mpf zwischen den Kuru und den Pândava, obgleich hiervon nur
a ein Viertel des ganzen Werkes handelt. Die Pandava hatten
die Kuru, mit welchen sie von Brüdern stammten, in falschem
ürfelspiel ihr Reich verloren, und suchten es nun durch Krieg wieder
gewinnen, was ihnen auch nach Vernichtung der Gegner gelang.
ejenigen Theile des Gedichtes, welche vor dem Siege entstanden
d, nahmen noch für die Kuru Partei, die späteren aber für die
cklichen Gegner.*) Den Rest des Werkes bildet eine Menge ver-
ebenartiger Episoden oder eigentlich mit dem Hauptgegenstande
stlich verknüpfter epischer Gedichte. Die Kampf- und Schlacht-
nen bieten für uns nichts Anziehendes dar, und die eigentlichen
rden des Mahabharata sind einige jener Episoden, von welchen
: das Wichtigste mittheilen wollen. Voran steht anerkanntermaßen
wunderschöne Erzählung von Nal oder Nalas und Damajanti.
las, König von Nischada, und Damajanti, Königstochter von
darbha, lieben sich, ohne sich gesehen zu haben, blos auf die Kunde
i ihrer gegenseitigen Vortrefflichkeit hin. Damajanti's Vater ordnet
e Brautschau an, damit sich seine Tochter den Gatten auswähle.
ter den Freiern befinden sich keine geringeren als die vier höchsten
ischen Götter Indra, Agni, Varuna und Jama; sie bitten Nalas,
en Brautwerber zu machen und verschaffen ihm Zugang zu ihr.
e Folge ist, daß sie die Göiter verschmäht und nur den Boten
I. Die Götter treten gerührt zurück und beschenken ihren Liebling
las mit den höchsten Gaben. Die Hochzeit wird unter ihrem
hutze gefeiert; aber der abgewiesene Dämon Kalis schwört den
cklichen Rache, und als einst Nalas eine der vielen Reinigungs-
remonien der Hindus vergißt, fährt er in ihn und verleitet ihn zu
n unbedachten Schritte, mit seinem Halbbruder Puschkara um Tron
d Habe zu würfeln, welche Nalas beide verliert. Damajanti sendet
e Kinder den Großeltern; aber beide Gatten ziehn in's Elend; im
alde jedoch verläßt Nalas, von seinem Dämon getrieben, die treue
attin. Nach mancherlei Abenteuern gelangt Damajanti zu ihren

*) Adolf Holtzmann; Indische Sagen. 3 Theile. Karlsruhe 1845—47.
ergl. Carriere, die Kunst I. S. 441 ff.

Eltern und läßt nun Nalas ſuchen, der unerkannt in Ajodhja als Wagenlenker des Königs lebt. Er wird durch kluge Brahmanen ausfindig gemacht, und um ihn wieder zu gewinnen, greift Damajanti zu der Liſt, eine neue Bewerbung um ihre Liebe auszuſchreiben. Der König von Ajodhja macht ſich mit ſeinem Roſſelenker auf den Weg und verleiht ihm während der Reiſe die Zahl- und Würfelwiſſenſchaft, um dafür von ihm die Wagenkunſt zu empfangen, worauf der Dämon den Nalas verläßt. Sie kommen in Vidharba an, wo es nun der treuen Damajanti nach manchen Proben mit dem zurückhaltenden und auf der Irrfahrt entſtellten Nalas endlich gelingt, eine Verſöhnung herbeizuführen. Er erhält ſeine frühere Schönheit wieder und die Gatten ſind vereint. Darauf eilt er nach Niſchada und fordert den aufgeblaſenen Puſchkara zum zweiten Würfelſpiele auf. Er gewinnt, ſchenkt aber dem Bruder das verwirkte Leben und dieſer wird gerührt ſein Freund und erſter Diener. Gattin und Kinder kommen nach und Nalas bringt den Göttern Dankopfer. Das Kleinod des Gedichtes iſt die rührende Treue der Damajanti, die mit ergreifenden Farben geſchildert iſt, und der neuzeitliche Leſer vergibt gerne dem ſo reizende Schilderungen bietenden Dichter die abergläubigen Fantaſtereien, an denen das Gedicht nicht arm iſt. — Eine zweite erwähnenswerte Epiſode des Mahabharata iſt die der vorigen ſehr ähnliche von Savitri. Eine dritte iſt Sakuntala, die Grundlage des gleichnamigen ſpäter zu erwähnenden Dramas. Eine vierte behandelt die Geſchichte der indiſchen Flut, welche Brahma unter der Geſtalt eines Fiſches dem Manu voraus ſagte und welcher der Letztere mit Hilfe eines Schiffes entging (eine ausführlichere Erzählung des Bhagavata-Purana läßt im Fiſche den Viſchnu geborgen ſein). Umfaſſender als alle dieſe erzählenden Epiſoden iſt eine philoſophiſche oder didaktiſche des Rieſengedichtes, die Bhagavatgita, ein Syſtem des ältern Brahmanismus in achtzehn großen Abtheilungen, welche ſämmtlich im Angeſichte der beiden zum Kampfe aufgeſtellten Heere vorgetragen werden! Dieſes Lehrgedicht erfreut ſich bei den Hindus beinahe ſo hohen Anſehens wie die Vedas.

Dem wunderlichen Miſchmaſch des Mahabharata ſteht die wolgefügte Einheit des dichteriſch vollendeten und daher auch wahrſcheinlich der Hauptſache nach jüngern, doch ſeiner älteſten Geſtalt treuer als das vielgeſtaltige Gegenſtück gebliebenen Ramajana gegenüber. Deſſen Held iſt der Gottmenſch Rama, die ſiebente Avatara Viſchnu's. Das Werk zählt ſieben Bücher, von denen das erſte wahrſcheinlich ſpätere Zuthat iſt und gleich dem Mahabharata mehrere Epiſoden enthält. Viſchnu entſchließt ſich, als Rama geboren zu werden, um in dieſer Geſtalt dem Wüten ſchrecklicher Rieſen ein Ende zu machen. Rama wird aber, obſchon älteſter Sohn ſeines irdiſchen Vaters, des Königs

Daſaratha von Ajodhja, zu Gunſten ſeines jüngern Halbbruders Bharata verdrängt. Er verzichtet jedoch auf die Krone freiwillig, auch als ihm Bharata aus Bruderliebe und Beſcheidenheit ſelbe abtreten will, und zieht, in Dekhan ariſche Kultur ausbreitend, gegen die Rieſen, deren Schlupfwinkel Lanka (Zeilan) iſt. Ein furchtbarer Kampf entſpinnt ſich: aber Rama ſiegt mit Hilfe der als Affen dargeſtellten Urbewohner, welche ihm aus Felsblöcken eine Brücke nach der Inſel bauen; er gewinnt ſeine Gattin Sita wieder, welche ihm die Rieſen geraubt hatten, und tödtet die Letzteren. Darauf kehrt er heim und regirt gemeinſchaftlich mit Bharata bis an ſein Ende. Die zwei bedeutendſten Epiſoden des Ramajana ſind: die Herabkunft der Göttin Ganga, worin das Herabſtrömen des Ganges vom Himalaja zum Meere in hübſcher Weiſe perſonifizirt wird, und die Büßungen des Viſvamitra, eine lobpreiſende Erhebung der Brahmanenkaſte über jene der Krieger, indem erzählt wird, wie der König Viſvamitra, nach dem Beſitze einer wunderthätigen Kuh (S. 265) lüſtern, um ſelbe mit dem Eigentümer, dem Brahmanen und heiligen Büßer Vaſiſtha blutig kämpft. Da er beſiegt wird, ruht er nicht, bis er durch fürchterliche vieltauſendjährige Bußen, während welcher er Vater der in Indiens Dichterhain ſo berühmten Sakuntala geworden, ſich zum Brahmanen empor gefaſtet und gequält hat, worauf er ſich mit Vaſiſtha verſöhnt. Heine hatte leicht zu ſpotten, welch ein „Ochs" Viſvamitra geweſen, daß er ſo viel gekämpft und gebüßt habe, und Alles nur für eine „Kuh." Er bedachte nicht, daß die Kuh dem Inder das Symbol iſt für Alles, was er hoch und heilig und des menſchlichen Strebens wert hält.

Zur ältern epiſchen Dichtkunſt Hinduſtans gehören außer den beiden Rieſengedichten, wenn auch nicht der Zeit, doch dem Stoffe nach, die ſchon (S. 250) erwähnten Puranas und Upapuranas; wahre Poeſie iſt in denſelben nicht zu finden.

Eine eigentliche Umwälzung brachte in der Entwickelung der indiſchen Dichtkunſt das Auftreten des Buddhismus hervor. Der ausſchließlich brahmaniſch-orthodoxe Charakter der ältern Dichtung geht damit verloren, eine freiere, weitherzigere Weltanſchauung macht ihr Recht geltend, die Poeſie wird Selbſtzweck und dient nicht mehr der Religion, Duldſamkeit gegen Andersglaubende wird geübt und gelehrt und das Schöne waltet und ſiegt überhaupt über alle Nebenumſtände des Dichters.

An der Spitze dieſes neuen und ſchönſten Zeitraums der indiſchen Dichtung ſteht ein Name, neben dem alle übrigen nicht aufkommen, der alle anderen überſtralt und der auch dann ein neues Dichterleben in Indien begründen würde, wenn er ganz allein daſtände, — Kalidaſa. Laſſen nennt ihn das glänzendſte Geſtirn am Himmel der

indiſchen Kunſtpoeſie. „Er iſt dieſes Lobes würdig wegen der Meiſterſchaft, mit welcher er die Sprache beherrſcht und des feinen Gefühls, mit welchem er ihr den behandelten Gegenſtänden gemäß eine einfachere oder künſtlichere Form verleiht, ohne in die ſpätere Künſtelei zu verfallen oder die Grenze des guten Geſchmacks zu überſchreiten; wegen der Manigfaltigkeit ſeiner Schöpfungen; wegen ſeiner ſinnreichen Erfindung und ſeiner glücklichen Wahl von Stoffen, ſowie wegen der vollſtändigen Erreichung ſeiner dichteriſchen Abſichten; wegen der Schönheit ſeiner Schilderungen, der Zartheit ſeines Gefühls und ſeines Reichtums an Fantaſie.“*)

Dieſes Dichterkönigs Zeitalter iſt leider nicht bekannt, nicht einmal annähernd. Jahrhunderte ihrer mehrere fließen zwiſchen den Zeitpunkten hin, in welche man ſein Leben verlegt hat. Wahrſcheinlich iſt es, daß er in einem der erſten Jahrhunderte nach Chr. lebte. Auch von ſeinen näheren Lebensumſtänden iſt nichts bekannt, als daß er am Hofe eines Königs lebte. Sicher dagegen iſt, daß er ſich in allen Dichtarten nicht nur verſucht, ſondern auch ausgezeichnet hat.

Das Epos Indiens bereicherte Kalidaſa durch die Werke: Raghuvança, die Geſchichte des Rama, ſeiner Vorgänger und Nachfolger in 19 Geſängen, — Nalodaja, eine Neudichtung der Geſchichte von Nalas und Damajanti, in vier Geſängen, kunſtvoller und mehr lyriſch gehalten, aber auch ſchwülſtiger, als die gleichen Inhalt bergende Epiſode des Mahabharata, und Kumaraſambhava, die Geburt des Kumara. Andere Epiker derſelben Periode, welche Kalidaſa nach- oder mit ihm wetteiferten, ſind Bharavi und Bhatti. Vom Erſten iſt Kiratarjunijam, in 18 Geſängen, den Krieg zwiſchen dem Büßer Ardſchuna und dem Gotte Çiva darſtellend, vom Zweiten Bhatti-Kavja, das Gedicht des Bhatti, in 22 Geſängen, die Geſchichte des Rama enthaltend. Dem König Magha wird zugeſchrieben, iſt aber wol nur von ihm veranlaßt: Siſupalabadha, der Tod des Badha, ein Stoff des Mahabharata, in zwanzig Geſängen. Die zwei alten großen Epen beherrſchten, wie man ſieht, dem Stoffe nach immer noch die indiſche Epik; nur die darin eingeflochtene Lyrik iſt neue eigene Schöpfung. Die Lyrik muß daher, wo ſie ſelbſtändig daſteht, ein um ſo eigentümlicheres Gewächs der neuen Pflanzperiode indiſcher Dichtkunſt ſein. Von der religiöſen Begeiſterung der vediſchen Hymnen iſt keine Spur mehr zu bemerken. Maleriſche Naturſchilderung in den blendendſten Farben iſt ihr Inhalt neben einer Liebesglut, welche hart an das Thieriſch-Sinnliche ſtreift und ihre Erklärung im entnervenden Klima des Südens findet. Platoniſche Schwärmerei wird umſonſt in der indiſchen Erotik geſucht; da herrſcht

*) A. a. O. II. S. 1171 ff.

nur der handgreiflichste Genuß der innigsten Vereinigung, welche in ihrer Raserei sogar bis zum Kratzen und Beißen geht, was freilich für unsere civilisirteren Begriffe abstoßend genug erscheint. —

Eine der glänzendsten Leistungen in allen diesen Beziehungen ist Kalidasa's Gedicht Rituſanhara, die Versammlung der Jahreszeiten, nach der indischen Eintheilung der letzteren (oben S. 205 f.) in sechs Abschnitte zerfallend. Mit farbenprächtiger Schilderung sind die sechs Jahreszeiten nach allen ihren Erscheinungen gemalt; aber dazwischen kehren immer dieselben wollüstigen Situationen wieder, in denen sich die die Hauptrolle des Gedichtes spielenden Liebenden gefallen; doch ist der Dichter so vernünftig, am Schlusse einzugestehen, daß die Schönheiten der Natur, namentlich des Frühlings, eine wahrere und dauerndere Befriedigung bieten, als der Taumel des verzückten Augenblicks.*) — Von Kalidasa haben wir ferner im lyrischen Gebiete die Elegie Meghaduta (der Wolkenbote), worin die Regenwolke als Bote zwischen getrennten Liebenden ächt dichterisch besungen wird, verbunden mit Wehklagen über die Trennung und Hoffnung auf Wiedervereinigung. Scherr nennt es das seelenvollste aller indischen Gedichte. Eine andere hervorragende indische Elegie ist „der zerbrochene Krug" von Ghatakarpara; sie geht ebenfalls von der Idee der Wolkenbotschaft aus, woran indessen der Dichter die Aufforderung zu einer Wette knüpft, daß er dem, der ihn in künstlichen Versmaßen übertreffe, Wasser in einem zerbrochenen Kruge reichen werde, was freilich keinen Sinn hätte, wenn nicht ein solch beschädigtes Gefäß im Indischen den gleichen Namen trüge wie der Dichter, der damit den seinigen durch eine Spielerei verrät. Bohlen, der das Gedicht im elegischen Maße der Alten übersetzt, hält ihn (ob mit Recht?) für einen Zeitgenossen der römischen Elegiker Tibull und Ovid. Von Panditaradscha Dschajannatha haben wir eine Elegie auf den Tod der Geliebten in reinen und sanften Tönen. Amaru, dessen Zeit völlig unbekannt, hinterließ hundert Strophen von Liebesliedern (Amaruſatakam), die auf uns den Eindruck einer gesuchten Ueppigkeit und keineswegs natürlicher, ursprünglicher Gefühle hervorbringen. Tſchaura ist noch auf dem Wege zum (fingirten?) Schaffotte voll der glühendsten Erinnerungen an die mit der Geliebten genossenen Lüste, — nur an diese, von reiner edler Liebe um ihrer selbst willen keine Spur! — Unter den lyrischen Idyllen ragt hervor der Inder „Hohes Lied", Gita-Govinda (d. h. Govinda im Liede) von Dſchajadeva. Es enthält die Liebe Govindas (derselbe ist Krischna, die

*) Ritusanhâra, id est tempestatum cyclus, carm. sanskr., Kalid. adscr., ed., lat. interpret., germ. vers. metr. atq. annot. crit. instr. P. a Bohlen. Lips. 1840.

achte der Fleischwerdungen Vischnu's, in Hirtengestalt) zu der schönen Radha, der Letztern Eifersucht und Govinda's Bekehrung von vorübergehender Untreue; das Gedicht wetteifert an verliebter Lüsternheit mit dem Salomo zugeschriebenen, und merkwürdiger Weise ist auch jenes zu dogmatischen Deuteleien mißbraucht worden.

An der Spitze der indischen Spruchdichtung steht Bhartrihari's Spruchsammlung, angeblich 100 vor Chr. oder theilweise früher entstanden, in drei Büchern, jedes zu hundert Sprüchen (nebst einigen überzähligen) und benannt: Buch der Liebe, der Pflichten und der Büßung, nach einer Sage deshalb, weil der angebliche Verfasser, ein Bruder des Königs Vikrama, aus getäuschter Liebe ein Büßer geworden. Der Inhalt des ersten Buches wechselt zwischen üppigen Liebesgedanken und ironischer, enttäuschter Welt- und Menschenverachtung. Das zweite Buch predigt Liebe zur Wissenschaft und Tugend in ernstem, würdigem Tone, das dritte aber die völlige Entsagung von allen Freuden dieser Welt, während es zugleich mit männlichem Mute den beschränkten Buchstabenglauben verurteilt. Aehnliche Gesinnung (in Bezug auf die Entsagung oder Salomos: Alles ist eitel) verraten Sankara Atscharja's zwölf Sprüche, genannt Mohannuagara, der Hammer (oder Schlägel) der Thorheit, angeblich schon vor Buddha entstanden.

Ein Lehrgedicht ist das Gedicht vom Tschataka, welches von dem Vogel dieses Namens handelt, der nach indischer Annahme kein irdisches, sondern nur Wolkenwasser trinken soll.

Der für die Kulturgeschichte bedeutsamste Theil der indischen Dichtkunst nach dem Epos und dem später zu behandelnden Drama ist die Fabel. Hindustan hat nur eine berühmte Fabelsammlung, eine, aber eine Löwin! Dieses Werk, genannt Pantschatantra, d. h. die fünf Abtheilungen, ist gesammelt von einem gewissen Vischnu-Sarma, wahrscheinlich im fünften oder Anfangs des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Noch im Laufe des letztern kam es durch Bersui, den Arzt des Sassaniden-Schahs Khosru Nuschirwan, nach Persien und wurde unter dem Titel der Fabeln des „Bidpai" (angeblich persische Korruption aus dem Namen des indischen Verfassers Vidhjaprija) in's Pehlwi übersetzt. Die fünf Bücher dieses Werkes bilden eine fortlaufende Geschichte, in welche 69 Fabeln eingeflochten sind. Die Geschichte ist die sehr einfache, daß ein König, seine lüderlichen Söhne zu bessern, den Rat der Weisen anhört und aus ihnen den Vischnu-Sarma auswählt, daß er sie durch seine Fabeln auf den rechten Weg führe. Auch die Fabeln selbst stehen durch beständige Anknüpfungen unter sich im Zusammenhang. Die fünf Bücher der Fabeln handeln vom Bruche der Freundschaft, vom Schließen derselben, von der Feindschaft, von Vortheilen und von der Un-

beſonnenheit. Vom Pantſchatantra wurden in Indien ſchon früh manigfache Umarbeitungen und Auszüge gefertigt. Die bekannteſte dieſer Arbeiten iſt Hitopadeſa, d. h. die heilſame Lehre, wie man meint, um 600 nach Chr. entſtanden. Die fünf Bücher ſind hier zu vieren zuſammengezogen, welche von der Wahl der Freunde, der Entzweiung derſelben, dem Krieg und dem Frieden handeln und 43 Fabeln enthalten. Während in Pantſchatantra die Erzählung vor Allem hervortritt, iſt ſie hier locker, wird durch Sinnſprüche überwuchert, und die Hauptgeſchichte, die Veranlaſſung zur Fabelerzählung wird ſehr kurz, durch Anfangs- und Schlußſtellen abgethan.*) Die indiſchen Fabeln ſtellen die Thiere nicht als ſolche dar, wie die äſopiſchen, mit ihren Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, ſondern ganz als Menſchen unter Thiergeſtalt, die völlig ſo reden und handeln, wie es Menſchen thun würden. Die Hauptſache dabei iſt immer die moraliſche Belehrung; die Poeſie kommt kaum in Betracht. Doch iſt mit erſterer auch die Satire verbunden und unter der Geſtalt der Thiere manche menſchliche Einrichtungen kritiſirt, wobei namentlich die Brahmanen recht ſchlimm mitgenommen werden. Das mit der Fabel verwandte Märchen, in welchem dagegen die Unterhaltung den Hauptzweck bildet, gehört nicht mehr in das indiſche Altertum.

Diejenige Dichtart der alten Inder, in welcher die Poeſie in ihr vollſtes Recht eingeſetzt und ſich ſelbſt gänzlich zurückgegeben erſcheint, iſt die dramatiſche.

Nach indiſcher Sage wird die Erfindung des Schauſpiels einem Heiligen, Namens Bharata zugeſchrieben, welcher zuerſt in Indra's Himmel Tänze vor den Göttern aufgeführt habe.**) Das indiſche Theater war ſomit wol urſprünglich religiöſes Ballett. Die Tänze wurden in der Folge von Geſängen begleitet und endlich an die Stelle der letzteren Reden geſetzt. Den Stoff nahm das älteſte indiſche Schauſpiel aus der Göttergeſchichte, und Laſſen ſieht ein Ueberbleibſel dieſer älteſten Form in dem erwähnten Hirtengedichte Gita-Govinda. Bezeichnend für das indiſche Drama iſt der Gebrauch verſchiedener Sprachen. Die Götter nämlich und die Männer der zwei oberſten Kaſten ſprechen Sanskrit; die Frauen dagegen, ſogar die Göttinnen, die Kinder und alle Glieder der niederen Kaſten, bedienen ſich des Prakrit, das ſich zu jenem verhält, wie die romaniſchen Sprachen zum Latiniſchen. Auch kommen oft in einem und demſelben Stücke, je nach dem Charakter des Sprechenden, mehrere Prakritdialekte zur Anwendung. Da zur Zeit der Entſtehung aller bekannten indiſchen

*) Hitopadeſa. Eine alte ind. Fabelſamml. aus d. Sanskr. z. erſten Mal in das Deutſche überſetzt v. Max Müller, Leipz. 1844.

**) Bharata heißt Träger, auch Sänger. Laſſen II. S. 507.

Dramen das Sanskrit bereits eine todte Sprache war, so ist die Folge davon, daß außer den Gelehrten Niemand das Drama in seinem vollen Umfange verstehen konnte.

Das indische Drama hat verschiedene Gattungen, welche zugleich auf seine allmälige Entwickelung hinweisen. Bloses Ballett ist die Nritta, Pantomime die Nritya, volles Schauspiel mit Dialog die Natya.*) Dieses eigentliche Schauspiel, als literarische Arbeit Rúpaka genannt, von Rúpa, Gestalt, ist entweder Rúpaka im engern Sinne oder Uparúpaka, das geringere Schauspiel. Die Hauptart des erstern ist Nátaka, das höhere Schauspiel, dessen Held ein Gott, Halbgott oder König ist, ungefähr entsprechend der antiken Tragödie, wobei indessen zu bemerken ist, daß die Inder die eigentliche Tragödie, d. h. das Drama mit traurigem Schluß nicht kennen, sondern alle ihre Stücke befriedigend enden lassen; ja es darf überhaupt in Indien kein Todesfall auf der Bühne dargestellt oder auch nur erwähnt werden. Ist der Held ein Minister, Brahmane oder angesehener Vaiçja, so wird das Stück Prakarana genannt; dasselbe handelt meist von Liebe. Nátakas und Prakaranas sind meist von bedeutender Länge und wechseln zwischen fünf und zehn Akten, von denen jeder einen oder auch mehrere Tage umfassen darf, was sich aber auch oft auf Jahre ausdehnt. Eine eigentliche Einheit von Zeit und Ort kennt das indische Drama nicht. Andere Arten der Rúpaka, bei denen sich die angeführten Regeln manigfach verändert finden, sind: das Bhana, ein Monolog in einem Akt, der auch einen fingirten Dialog enthalten darf, das Vyayoga, Darstellung einer kriegerischen Handlung, das Samavakara, diejenige einer mythologischen Fabel in drei Akten, wobei großer Pomp entwickelt wird, das Dima, eine schreckenerregende Begebenheit vorführend, das Jhamriga, ein Intriguenstück in vier Akten, das Anka, eine Art Vorspiel von erhabenem Charakter, das Vithi, eine komische Liebesgeschichte in einem Akt und das Prahasana, eine Posse oder Satire in einem Akt. Neben diesen zehn Arten der Rúpakas scheint es überflüssig, noch die achtzehn Arten der Uparúpakas aufzuführen. Das Komische, sowie Gesang- und Tanzspiele walten unter denselben vor.

Jedes indische Drama, dessen viele sonstige von den indischen Aesthetikern genau unterschiedene scenische und ethische Momente wir übergehen, beginnt mit einem Vorspiele, in welchem sich der Schauspieldirektor und ein Mitglied seiner Truppe dem Wohlwollen der Zuschauer empfehlen und auf die bevorstehende Handlung aufmerksam machen. Es treten aber noch andere Personen, welche nicht zur dar-

*) Theater der Hindus. Aus der engl. Uebertrag. des Sanskr.-Originals n. H. H. Wilson; metr. übers., 2 Bde. Weimar 1828 u. 31.

gestellten Handlung gehören, sprechend auf, der Vischkambha, Dolmetscher, welcher eine Lücke in der scenischen Anordnung erklärend ausfüllt und die Zuhörer durch Scherze unterhält, und der Praveśaka, Einführer, welcher den Scenenwechsel anzeigt. Die verschiedenen im Drama selbst auftretenden Personen werden sehr genau in Klassen getheilt; so gibt es z. B. nicht weniger als 144 Gattungen dramatischer Helden (Nayaka), während die Heldinnen (Nayika) sich mit drei Haupt-, drei Untergattungen und acht Charakteren begnügen müssen; dafür ist der Dichter verpflichtet, ihnen zwanzigerlei Vorzüge beizulegen. Außer dem Helden und der Heldin sind notwendige Rollen eines Dramas: der Freund des Helden, der Widersacher desselben, der Vita, eine Art Bonvivant, der Viduschaka, Possenreißer, die Vertraute der Heldin u. s. w. Die Sprache des indischen Dramas wechselt zwischen Versen und Prosa; erstere werden wie bei uns in gehobener Stimmung angewandt, aber in sehr verschiedenen Versmaßen, letztere in der gewöhnlichen Unterhaltung. Die vorkommenden Verse haben Längen von acht bis zu 199 (!) Silben; Kalidasa wendet meist elf verschiedene Versmaße an, geht jedoch nicht bis zur angegebenen Länge.

Eigentliche Theater gab es in Indien nie, sondern es wurde stets in gewöhnlichen Zimmern oder in Höfen gespielt; daher fehlten auch Dekorationen und Maschinerie. Doch war ein Vorhang gebräuchlich. Es wurde weder häufig noch regelmäßig gespielt, sondern nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, auch ein Stück an demselben Orte nie wiederholt. Bei dem indischen Kastenwesen ist es merkwürdig, daß die Schauspieler nicht verachtet wurden; Schauspieldichter aber waren sogar oft die Freunde der Könige und Brahmanen.

Eines der ältesten, wenn nicht das älteste der vorhandenen indischen Dramen und nach Lassen*) „das einzige, in welchem das altindische Volksleben uns unmittelbar vor die Augen geführt wird," ist Mritschhakat (— kati, — katika), d. h. das Kinderwägelchen (aus mrit, Thon und sakati, Wägelchen) in nicht weniger als zehn Akten. In seiner Einleitung wird selbes einem König Śudraka zugeschrieben, dem angeblichen Vorgänger des Vikramaditja. Es geschah dies jedoch wahrscheinlich aus Schmeichelei von Seite des unbekannten Verfassers, dessen Lebenszeit Lassen in das zweite Jahrhundert nach Chr. setzt, wofür namentlich spricht, daß zur Zeit der Entstehung des Dramas der Buddhismus in seiner Blüte bestanden haben muß, was zu der erwähnten Zeit der Fall war. Der Inhalt ist folgender. Den aus Großmut verarmten jungen Brahmanen Tscharudatta, obschon er bereits verheiratet, liebt die reiche Hetäre Vasantasena (d. h. Frühlingsheer), welche von dem Schwager des Radscha, Samst'hanaka,

*) A. a. O. II. S. 512.

einem Ausbund aller Schlechtigkeit, verfolgt wird. Durch ihre Neigung wird sie, die ohnehin nicht eigentlich verdorben, sondern nur durch Genußsucht verführt war, geistig immer mehr gehoben und veredelt. Sie sucht den Geliebten auf und gewinnt seine Gegenliebe, gerät aber durch einen sonderbaren Zufall in die Gewalt des Samst 'hanaka, der sie wegen ihrer Sprödigkeit erdrosselt. Sie ist zwar nicht todt, aber der Mörder, um sich frei von Verdacht zu erhalten, klagt den Tscharudatta der That an, die er aus Habsucht begangen hätte, wofür so viel Indicien sprechen, daß derselbe verurteilt wird. Auf dem Wege zum Hochgericht aber erscheint die Todtgeglaubte, der Unschuldige wird befreit und nimmt sie zur zweiten Frau, während zugleich eine Revolution den Radscha stürzt, dessen Schwager von dem großmütigen Helden verschont wird. Recht bequem ist allerdings die morgenländische Vielweiberei, welche alle ethischen Verwickelungen leicht löst; aber das Stück ist trotz seiner argen Länge reich an treffender Charakterschilderung und poetisch-schönen Stellen und nicht arm an wahrhaft calderonischen und shakespearischen Gedanken. Den Namen hat es von einem goldenen Kinderwägelchen, welches Vasantasena dem kleinen Sohne des Tscharudatta statt seines thönernen schenkt, wodurch der Verdacht gegen den Helden seine Vollendung erreicht.

Auch im Drama ist aber die größte Zierde Indiens unser Kalidasa. Mit Bestimmtheit können wir ihm nur zwei Dramen zuschreiben: die „durch den Ring wiedererkannte Çakuntala" und die „durch Heldenkraft gewonnene Urvaçi"; für ein drittes „Malavika und Agnimitra", ist seine Verfasserschaft ungewiß.

Kalidasa's Sakuntala, mit Recht als die Perle des indischen Theaters angesehen, hat sieben Akte und beginnt mit einer Jagd des Königs Duschjanta, auf welcher sich derselbe in einen heiligen Wald verirrt und von den dort hausenden Einsiedlern an der Fortsetzung seines Vergnügens verhindert wird. Auf ihre Einladung hin besucht er jedoch die Einsiedelei und sieht hier Sakuntala, die Pflegetochter des Einsiedlervaters Kanva (wirkliche Tochter des großen Büßers Visvamitra und der Nymphe Menaka, die ihm zur Versuchung gesandt war). Sein Entzücken über ihren Anblick wird für unsern Begriff unangenehm beeinträchtigt durch das nüchterne Bedenken, ob ihre Kaste ihm die Verbindung mit ihr erlaube. Doch, Beide lieben sich auf den ersten Anblick hin und finden sich auf eine ungemein zart und reizend dargestellte Weise. Aber es naht die Katastrophe. Sakuntala, in ihre Liebesgedanken versunken, hat einen nahenden Gast nicht beachtet, welcher kein Geringerer ist als der Feuergott Durvasa, und dieser spricht den Fluch aus, daß der Geliebte sie vergessen werde und mildert denselben nur dadurch, daß er durch ein Erkennungszeichen dahin gebracht werde, ihrer wieder zu gedenken. Nachdem nun der

nig heimgekehrt und in der That nichts mehr hat von ſich hören
en, macht ſich Sakuntala, nach feierlichem und tief ergreifendem
ſchiede von den Ihrigen, auf den Weg, ihn aufzuſuchen und an
e Liebe zu erinnern. Von Einſiedlern und einer Einſiedlerin be-
itet, kommt ſie in der Reſidenz an. In wunderſchöner Scene
d ſie dem König vorgeſtellt; aber obſchon ahnungsvoll und ſeiner
che unſicher, erkennt er ſie nicht. Da will ſie, von ihren Begleitern
drängt, obſchon in ihrem Innern wegen der Untreue des Geliebten
derſtrebend, den von ihm empfangenen Ring vorweiſen; aber o weh!
r Ring iſt auf der Wanderung bei einer heiligen Waſchung in's
aſſer gefallen und verloren gegangen; da wird der vorher befangene
önig beleidigend und überſchüttet die Arme mit Spott und Hohn,
ogegen ihm die Einſiedler Wahrheiten ſagen, die ſie nicht überleben
ürden, wenn ſie nicht — Brahmanen wären. Daraufhin wird der
König wieder zweifelhaft; aber während die Einſiedler abziehen, wird
Sakuntala durch eine Lichtgeſtalt entführt. Inzwiſchen wird ein
Fiſcher verhaftet, bei dem man einen Ring des Königs gefunden und
den er, wie des Polykrates Fiſcher, aus einem gefangenen Fiſche ge-
ſchnitten. Der Ring wird dem König gebracht und der Fiſcher belohnt
entlaſſen. Das Kleinod thut ſeine Wirkung, Duſchjanta iſt von
Schmerz und Reue niedergebeugt und nun wird die Sache ächt indiſch:
die Götter miſchen ſich unmittelbar in die Angelegenheit und führen
den König in myſtiſcher Weiſe auf Indras Wagen zu der von ihren
Nymphen-Verwandten entrückten und nun büßenden Sakuntala und
ihrem inzwiſchen geborenen Sohne, der bereits junge Löwen bändigt.
Es iſt in der That ſchwer zu ſagen, was mehr innerlich erfreut und
höhern Genuß gewährt, die zarte reine Liebe, wie ſie aus Sakuntala
ſpricht oder die herrliche Scenerie des ſubtropiſchen Himmels, der in
dem Drama ſeine hohen Palmenhaine und ſchwärmeriſchen Schling-
pflanzen, wie ſeine zierlichen Gazellen dem Auge vorführt, ſodaß neben
dieſen Schönheiten der brahmaniſche Aberglaube im Ganzen wenig
ſtört. Das zweite Stück Kalidaſa's, Urvaſi (fünf Akte), iſt dem erſten
im Hergange ſo ähnlich, daß uns nicht wol zugemutet werden kann,
davon ebenfalls einen Auszug zu bringen. Auch hier (der Stoff iſt
aus den Puranas geſchöpft) iſt der Held, Pururuvas, ein König, und
die Heldin, Urvaſi, eine Nymphe, welche das bereits ganz gut ver-
ſehene Harem des Erſtern zum Ueberfluſſe bereichert. Nur findet
dauernde Verbindung der Liebenden ſchneller und leichter ſtatt; das
ganze Stück ſpielt ſo zu ſagen in höheren Regionen, die Götterwagen
fahren fortwährend in der Luft herum und die handelnden Perſonen
ſind gänzlich einem unheimlichen und abergläubigen Schickſal unter-
worfen, das beſonders bei Urvaſi's unmotivirter zeitweiliger Ver-
wandelung in eine Waldrebe unangenehm berührt. Es herrſcht ein

theils gezwungener, feierlicher, theils beinahe frivoler Ton, und die köstliche Einfachheit und entzückende Naivetät der Sakuntala wird vergeblich gesucht, so daß wir versucht sind, an der Aechtheit der Urvaśi zu zweifeln, so sehr die schöne Sprache für die Urheberschaft eines hervorragenden Dichters spricht. Indessen kann Kalidasa auch durch das Hofleben, wie zu dem gezierten Nalodaja, so auch zu diesem im Ganzen naturwidrigen Stücke verführt worden sein. Merkwürdig ist daran besonders der vierte Akt, welcher zu den übrigen wenig paßt und mehr den Charakter eines Singspieles trägt als den eines Dramas.

Nach Kalidasa scheint lange Zeit kein großer Dramatiker in Indien aufgetreten zu sein; es wird uns erst im Anfange des achten Jahrhunderts Bhavabhuti genannt. Wir haben von ihm die Geschichte des Malati und der Madhava, oder die heimliche Heirat (zwischen dem Studenten und der Ministerstochter) in zehn Akten; ihm wird auch das Stück Uttara Rama Tscheritra (die Geschichte des Rama enthaltend) zugeschrieben. Bhavabhuti hat mehr Leidenschaft als Kalidasa, aber weniger Fantasie. Andere bekannte indische Dramen überschreiten die uns gesetzte Grenze des indischen Altertums und tragen auch einen von den bisher genannten Stücken durchaus verschiedenen Charakter.*)

C. Die indische Baukunst.

Eine großartige Enttäuschung ist durch die neuesten Forschungen Jenen bereitet worden, welche den Denkmälern der indischen Baukunst, namentlich den vielberufenen Felsentempeln, ein ehrwürdiges Alter zuzuschreiben sich bewogen gefühlt hatten. Man weiß jetzt, daß im Ganzen keines der ganz oder theilweise erhaltenen Bauwerke Indiens älter ist als der Buddhismus. Es geht dies schon daraus hervor, daß der alte Brahmanismus überhaupt keine Tempel kannte, sondern erst der Buddhismus, mit welchem dann aber der neuere Brahmanismus, um ihn zu besiegen, wetteiferte. Auch bürgerliche Bauten können, da es überhaupt vor dem Auftreten des Buddhismus keine geschichtlich beglaubigten Staaten in Indien gibt, hinsichtlich der darauf verwendeten Kunst nicht in ernstlichen Betracht kommen. Die alten Epopöen erwähnen allerdings die prachtvollen Königspaläste von Ajodhja und Indrapraśtha; aber wir wissen nichts von ihrer nähern Beschaffenheit und Einrichtung. Die ältesten Bauwerke, von welchen noch Spuren vorhanden, sind Kultstätten des Buddhismus. Diejenigen solchen, welche aus Backsteinen errichtet waren, wie die Vihara zur

*) Ueber die indische Musik s. Carriere, die Kunst, I. S. 547 ff.

Wohnung der Mönche und die Tschaitja oder Stupa zur Aufbewahrung von Reliquien oder zum Andenken an eine Handlung Buddha's, sind natürlich dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen. Nicht so die in festes Gestein ausgehauenen. Die ältesten Höhlen dieser Art sind bei Gaja am Ufer des Flusses Falgu, meist auf Anordnung Daçaratha's, des zweiten Nachfolgers Açoka's (etwa 200—170 vor Chr.) hergestellt und zur Wohnung der Priester, d. h. also zu einem buddhistischen Kloster bestimmt worden. Sie sind in sehr harten Felsen ausgehauen und schön polirt; die größte ist über 14 Meter lang. Eine andere Gruppe von Felsenhöhlen ist in Orissa; die meisten derselben enthalten eine Anzahl von Zellen und die größte der Höhlen ist 17 Meter lang. Die Säulen oder Pfeiler sind ebenfalls in den Felsen ausgehauen und an den Friesen sind Basreliefs angebracht, welche Schlachten vorstellen. Großartiger ist der Felsentempel bei Karla, dessen Inneres in der Länge 44 und in der Breite 14 Meter mißt und 37 Säulen zählt, und dessen Decke von Holzrippen getragen ist.

Derartige Denkmale der indischen Architektur, gebaute und gehauene, finden sich im nördlichen Dekhan und in ganz Hindustan bis nach Kaçmir. Die ältesten Grottenwerke sind Klöster ohne Säulen und Bilder, mit einem Altan am Eingange, hinter dem sich die Zellen öffnen. Die späteren enthalten Säulen und Bildwerke, Thiere und Menschen darstellend, auch Malereien, die aber natürlich verwischt sind. Man findet auch Buddhabilder in Nischen oder ausgehauene Stupas, Reliquienbehälter darin. Inschriften geben mitunter über das Alter der Werke Aufschluß, von denen diese jüngeren wahrscheinlich erst in das dritte und vierte Jahrhundert nach Chr. fallen. Die Form und Beschaffenheit der Stupas haben wir oben (S. 247) erwähnt. Die Tempel über der Erde scheinen größtentheils noch jünger zu sein als die Tempelgrotten. Bei einem der ältesten dieser Art, in Gaja, dessen Inschrift das Alfabet der Gupta zeigt, sind Spitzbogen zur Anwendung gekommen. Noch jünger als in Indien sind die Topes in Kabulistan; die früheſten sind kaum älter als die christliche Zeitrechnung. Der Stupa von Amaravati zeigt griechische Einwirkung; wahrscheinlich wirkten dabei Schüler von Künstlern der griechisch-baktrischen Könige mit. Er enthält Bildhauerarbeiten, welche Buddha's ganzes Leben darstellen und dieses in auffallender Weise überall mit Schlangen in Verbindung bringen, also auf einen Kult dieser Thiere hindeuten.

Geringer an Zahl als die buddhistischen sind die brahmanischen Bauwerke in Indien, und auch jünger. Dazu gehören drei Tempel in Kaçmir, einer bei dem alten Çrinagara, von den Arabern Takht-i-Suleiman (Tron des Salomo) genannt, einer bei Islamabad, Bhau-

madſcho mit Namen, und einer in Pajak bei Nonagar, dem lingaitiſchen Kult des Çiva gewidmet, alle mit Spuren griechiſcher Einwirkung in Säulen- und Giebelform. Dieſe Einwirkung ging indeſſen vorüber, und ſpätere Bauwerke ſind wieder rein indiſchen Charakters. Man findet ſolche bis nach Hinterindien, wo auf den großartigen Tempelruinen von Angkor Watt Scenen aus dem Mahabharata und Ramâjana dargeſtellt ſind. Die berühmteſten der jüngeren Felſentempel und Grottenwerke Indiens ſind die auf der Inſel Salſette bei Bombay, im vierten oder fünften, theilweiſe ſogar erſt im neunten oder zehnten Jahrhundert, und die noch ſchöneren und großartigeren von Ellora, in die dreißig an der Zahl, im ſechsten bis neunten Jahrhundert entſtanden. Unter ihnen ragt der ſog. Tempel des Viſchnakarma, eine Tſchaitjagrotte, mit koloſſalem Buddhabild vor dem freiſtehenden Stupa, achteckigen Säulen und einem Bilderfries hervor. Seit dem fünften Jahrhundert tritt das brahmaniſche Element in dieſen Bauten hervor und damit hört die Beſtimmung derſelben als Klöſter, welche der Brahmanismus nicht kennt, auf, und ſie ſind ausſchließlich noch Tempel mit einem Ueberfluſſe an den bekannten fantaſtiſchen indiſchen Götzenbildern mit vielen Köpfen, Armen und Beinen. Der Triumf der brahmaniſchen Bau- oder vielmehr Haukunſt iſt der aus dem Felſen gemeißelte Hof Kailaſa mit ſeiner fantaſtiſch-prachtvollen Kapelle mit Grotte darin, in Ellora. Noch fantaſtiſcher ſind die neueren indiſchen Bauwerke im Freien, Pagoden genannt, welche kaum mehr einen altnationalen Charakter tragen und daher, wie namentlich der Tempel von Dſchaggernaut, am Ende des zwölften Jahrhunderts gebaut, nicht mehr dem indiſchen Altertum angehören. Was letzteres überſchreitet, werden wir in der Kulturgeſchichte des Mittelalters bei Gelegenheit der Zuſtände Aſiens unter Herrſchaft der Mohammedaner nachholen.

Viertes Buch.

Das Land des Nil.

Erſter Abſchnitt.

Das Nilthal und ſeine Bewohner.

A. Das Geſchenk des heiligen Stromes.

Wir haben bisher die Kultur von Ländern kennen gelernt, welche en Europäern erſt in verhältnißmäßig neuerer Zeit bekannt geworden nd und daher auf die europäiſche Geſittung und Bildung keinen influß ausüben konnten. Vom wahren Indien waren den Griechen, ie blos das Indos-Land ſelbſt geſehen, nur unzuverläßige Gerüchte ekannt; von China gar wußten erſt die Römer, daß es Seide her-orbringe, — weiter nichts. Das Land aber, welches nicht nur von nfang an der europäiſchen Kultur die hauptſächlichſten und folgen-ichſten Anregungen gegeben, ſondern deſſen Bildung weit älter und rſprünglicher iſt, als die der übrigen den Europäern ſeit alter Zeit äher bekannten aſiatiſchen Völker, iſt das Geſchenk des heiligen Nil, - Aegypten*). Strom und Land nannte der Vater der helleniſchen ichtkunſt mit dieſem letztern Namen, nur jenen ὁ, dieſes aber ἡ Αἴγυπτος. Dieſer Name kommt nach Brugſch vom einheimiſchen a-Ptah, „Haus (Stätte) der Perſon des Ptah". Ebers glaubt da-egen, daß die Griechen den Namen Αἴγυπτος zunächſt von den ſemi-ſchen Delta- oder beſſer Küſtenbewohnern hörten und zwar in der orm Au-Kabt, d. i. gebogenes Uferland. Noch jetzt nennen die

*) Wilkinson, manners and customs of the ancient Egyptians, Vol. London 1837. New-Series, 2 Vol. und Suppl. London 1841. hlemann, Max, Handbuch der geſammten ägypt. Alterthumskunde. Leipzig 57 u. 58.

Kopten ihr Vaterland Gobzo. Hieroglyphisch heißt das Land Kem, in der Volkssprache Kemi, im Koptischen *Κημε*, *Κημι*, *Χημι*, von *κημ*, *χαμε*, schwarz, schwarz sein, also das schwarze Land*); im Hebräischen Erez-Cham, d. h. Land des Cham. Plutarchos sagt (über Isis und Osiris 33), das Land sei seiner Erdfarbe wegen *Χημία* genannt worden. Auf den ägyptischen Denkmälern kommt auch der Name To-mera oder To-mela (Land Mera oder Mela) vor, und so noch andere Namen, wie Sykomorenland, Palmenland u. s. w. Die Araber nannten Aegypten Misr und die Hebräer mit einer Dualform Mizraim, die Syrer Mezren. Die Ableitung dieses Namens ist unklar. Die Dualform erinnert an die in Aegypten selbst stets angenommene Theilung und wol auch zeitweise stattgehabte Trennung des Landes in zwei Reiche: Ober- und Unter-Aegypten (hierogl. ta res oder ta qemā und ta secht oder ta meht, kopt. Res oder Mares, d. h. Süd-, und Het oder Mahet, d. h. Nordland). Von den Griechen- und Römern wurde jedoch Aegypten in drei Theile getheilt: 1) Oberägypten oder nach der Hauptstadt Theben: Thebais; 2) Mittelägypten, auch Heptanomis genannt, von Abydos bis zum Anfange des Delta, mit der Hauptstadt Memfis; 3) Unterägypten oder das Delta.

Der Strom, von welchem das Wolergehen des Landes abhängt, hieß bei den Einheimischen mit heiligem Namen Hapi (Apis, eig. der Verborgene), in der Volkssprache Atur und Aur, koptisch Jaro oder Jero, d. h. Fluß, bei den Hebräern darnach Jeor. Diodor sagt (I. 19), der älteste Name des Stromes sei Okeame gewesen, soviel wie Okeanos im Griechischen, später habe er „Adler" geheißen, dann Aigyptos, nach einem König des Landes und endlich Neilos nach einem König Nileus. Andere griechische und römische Namen sind Siris (hebr. Sihor, der Schwarze), Melas, Melo und Nigris, welche Namen wol von der durch Erdschlamm dunkeln Farbe des Stromes herrühren.

Aegypten, im Altertum das einzige Kulturland des kolossalen, fast gliederlosen Erdtheils Afrika, hat diese bevorzugte Stellung einzig und allein dem Nil zu verdanken, mit dem es so gewissermaßen identisch geworden. Es besteht wesentlich aus dem Thale des Nil, wozu nur noch dessen Höhenränder im Osten bis zum Roten Meere und im Westen bis zur afrikanischen Wüste kommen; — die arabische und die libyische Bergkette, die je weiter südlich, desto enger zusammen, je weiter nördlich, desto weiter auseinander treten. Im Süden beginnt Aegypten da, wo der Nil seine überschwemmende und befruchtende Thätigkeit beginnt, nämlich bei den Inseln Philä (äg. Pilak, die

*) Brugsch, Geogr. des alten Aegypt. S. 73 ff.

äußerſte Grenze) und Elefantine, wo er ſeine letzten Katarrakten bildet. Im Norden fällt die Grenze Aegyptens mit der Mündung ſeines Stromes zuſammen, der ſich bei Kerkaſoron, etwa zwanzig Meilen vom Mittelmeer, zunächſt in drei, weiterhin aber in ſieben Mündungen theilte, von denen die weſtlichſte, die von Kanopus, und die öſtlichſte, die von Peluſion, die bedeutendſten waren und das Delta einfaßten, in welchem noch außerdem von Weſt nach Oſt die bolbitiſche (jetzt von Roſette), ſebennytiſche, fatnitiſche (jetzt von Damiette), mendeſiſche und tanitiſche Mündung dahinfloſſen. Jetzt ſind ihrer nur noch zwei, die von Roſette und Damiette.

In dieſem ſeit den älteſten Zeiten ſich gleich gebliebenen Umfange bietet Aegypten nicht jene koloſſalen Verhältniſſe dar, wie wir ſie bei China und Indien kennen gelernt. Es nähert ſich in dieſer Beziehung vielmehr den europäiſchen Ländern, indem es nur zehntauſend Quadratmeilen oder etwas über eine halbe Million Quadrat-Kilometer, alſo ungefähr ſo viel wie Deutſchland, Frankreich mit Belgien oder Spanien mit Portugal umfaßt. Es iſt dabei nur von dem eigentlichen Aegypten die Rede: die Grenzen des ägyptiſchen Reiches erſtreckten ſich zu verſchiedenen Zeiten darüber hinaus nach dem Oberlande des Nil (Aethiopien), nach dem Wüſtenlande im Weſten (Libyen) und nach dem mit Aegypten nur durch eine Landenge zuſammenhängenden Vorder-Aſien (Arabien und Syrien); doch waren dies ſtets nur vorübergehende Eroberungen und nur Aethiopien eine länger andauernde, die aber trotzdem nie zum eigentlichen Aegypten gerechnet wurde.

Vom eigentlichen Aegypten iſt indeſſen nur ein kleiner Theil Kulturland, und zwar vorab die Spalte zwiſchen den beiden bedeutungs- und gipfelloſen, kahlen und wüſten Höhenzügen des Oſtens und Weſtens, die Spalte, in welcher die Lebensader des Landes, der Nil, ſtrömt, ohne den geringſten Zufluß zu empfangen, ein Thal von meiſt nicht mehr als drei bis vier Stunden Breite, das vom Ende der Katarrakten bei Syene bis zum Anfange des Delta reicht, in einer Länge von 95 geogr. Meilen oder $712^1/_2$ Kilometer. Als fruchtbares Land kommt hierzu noch das Delta ſelbſt, das man zu etwa 350 Quadratmeilen berechnen kann, ſo daß das Kulturland Aegyptens im Ganzen nicht völlig den ſiebenzehnten Theil des Landes oder etwas weniger als den Flächeninhalt der Niederlande beträgt. Mithin bleibt ein Wüſtenreich von weit über neuntauſend Quadratmeilen oder etwa der Größe Frankreichs übrig! Daß der kleinere Theil Aegyptens nicht auch Wüſte iſt, dafür ſorgt einzig und allein der Nil, welcher als Bahr-el-Abiad (weißer Strom) aus ſelbſt heute noch nicht hinlänglich bekannten Gegenden, doch jedenfalls aus einer Region rieſenhafter Süßwaſſerſeeen herkommend und nach Bekanntwerden

ſeiner vollen Länge vielleicht mit dem Marañon und Miſſouri-Miſſiſippi wetteifernd, bei Syene, bereits tauſend Meter breit, in Aegypten eintritt und dieſes durch ſeine Ueberſchwemmungen befruchtet. Sie ſind Folgen der tropiſchen Regengüſſe und der Schneeſchmelze hoher Berge ſowol im Gebiete ſeines eigenen Urſprungs, als desjenigen ſeines größten Zufluſſes, den man früher für ſeinen gleichberechtigten Zwillings-Quellſtrom hielt, des abeſſiniſchen Bahr-el-Azrek oder blauen Stroms (früher: blauer Nil). Dieſe ſegensreiche Thätigkeit, welche dem Lande den wirkſam düngenden Erdſchlamm bringt, nimmt in ihrem geſammten Verlaufe unſern Sommer und Herbſt beinahe ganz ein. Im Anfange Juni beginnt das Steigen des Stromes; Mitte Juli wird dasſelbe raſcher und mächtiger; Anfang Oktober erreicht es ſeinen Gipfelpunkt (im Altertum mit 16 bis 18 Ellen Höhe), der in manchen Jahren nach anfangendem Sinken noch einmal eintritt; dann ſinkt das Waſſer, erſt langſam, darauf ſchneller. Zum völligen Trocknen nimmt das Land die vier erſten Monate unſeres Jahres in Anſpruch, und im Mai hat der Nil den tiefſten Waſſerſtand erreicht. So dauert in Aegypten Steigen und Sinken des Stromes das volle Jahr hindurch.*) Während des bedeutendern Steigens und Fallens ſieht das Nilwaſſer rötlich aus und iſt dick; trotzdem ſoll es nach allen Berichten älterer und neuerer Zeit in allen ſeinen Stadien trinkbar ſein, was bei dem Mangel an häufigem Regen und guten Quellen auch notwendig iſt.

Der Nil galt den Griechen zur Zeit Herodots als Grenze zwiſchen Aſien und Afrika, — nicht das Rote Meer, indem man wähnte, daß er aus dem Okeanos entſpringe und mithin das Land vollſtändig trenne, was das im Norden abgeſchloſſene Rote Meer nicht thut. Manche alte Schriftſteller, wie Iſokrates, rechneten Aegypten auch ganz zu Aſien; erſt Ptolemäos theilte es vollſtändig Afrika zu. Längere Zeit iſt ein anderer Irrtum der Griechen zu Herodots Zeit für wahr gehalten worden, nämlich der, daß das Delta erſt in geſchichtlicher Zeit vom Nil angeſchwemmt wäre. Sie nannten es daher ein „Geſchenk des Stromes"; ein ſolches iſt das geſammte Kulturland Aegyptens, inſofern es vom Nil alljährlich befruchtet wird. In jenem Sinne aber iſt es ein ſolches nicht. Wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, unterſtützt durch zahlreiche Bohrungen im Nil-Gebiete, vom Delta bis nach Theben, ergaben, daß, ſoweit man bohrte, immer derſelbe Schlamm gefunden wurde, welchen der Nil heute noch bei der Ueberſchwemmung zurückläßt. Man hat gefunden, daß die Erhöhung dieſes Schlammes äußerſt langſam vor ſich geht und in einem Jahrhundert höchſtens fünf Zoll beträgt, ja im Delta ſogar noch weniger. Trotzdem ſind

*) Ebers, Aegypten u. die Bücher Moſe's. 1. Bd. Leipzig 1868. S. 18.

in großer Tiefe Knochen von Haus-Säugethieren gefunden worden, in 72 Fuß Tiefe Ziegelſtücke, in 60 Fuß Tiefe Töpferſcherben, in 16 bis 24 Fuß Tiefe Krüge, Thonfiguren, Meſſer u. ſ. w., nirgends aber Schalthiere des Meeres. Die Ablagerungen des Nil in ſeinem Delta ſind mithin wenigſtens zwölf und die Kultur jener Gegend ſicher zehn Jahrtauſende alt*). Daß frühere Buchten im Delta jetzt trocken gelegt und fünf Mündungen des Nil eingegangen ſind, rührt daher, daß die das Mittelmeer durchziehende weſt-öſtlichſte Strömung Schlamm des Nil mit ſich führt; durch denſelben ſind auch die ehemals bedeutenden Häfen der ſyriſchen Küſte verſtopft worden.

In Aegypten, welches im ſüdlichſten Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, hat der obere oder ſüdliche Theil ein ſehr verſchiedenes Klima von dem des untern oder nördlichen. Jener grenzt beinahe unmittelbar an die heiße Zone, iſt eine der wärmſten Gegenden der Erde, hat nur eine einzige heiße und trockene Jahreszeit und bekommt ſehr ſelten Regen oder Hagelwetter. Unter- und Mittel-Aegypten dagegen werden oft von Regengüſſen heimgeſucht und haben zwei verſchiedene Jahreszeiten, eine kühlere zur Zeit unſeres Winters, deren Temperatur aber unſerm Herbſt und Frühling entſpricht, und eine heiße im Sommer. Die höchſte Hitze tritt in ganz Aegypten ein im April, zur Zeit des Chamſin, d. h. der fünfzig Tage, wo ein heißer Wind, der Schard, derſelbe mit dem arab. Samum, einige Tage hindurch je einige Stunden weht. Doch läßt ſich ſeine Heftigkeit nicht mit dem chineſiſchen Thaifung (oben S. 125) oder dem indiſchen Monſun (oben S. 204) vergleichen und iſt oft übertrieben worden. Das Thermometer ſteigt in Unter-Aegypten nur auf 29, im mittlern Lande auf 41, im Oberlande auf 48 und an der Südgrenze angeblich auf 60 bis 70° R.; die mittlere Temperatur iſt in Alexandrien 16, in Theben 23° R. In Unter-Aegypten iſt das Klima ſehr geſund und wird daher von europäiſchen Bruſtleidenden aufgeſucht.

Unter den Produkten Aegyptens ſind für deſſen Kultur von Bedeutung die Steinarten, aus welchen die Bau- und Bildwerke des Landes aufgeführt ſind, Granit und Syenit an der Südgrenze, Sandſtein im Ober-, Kalkſtein im Mittel- und Unterlande. Im Altertum wurde auch Gold gefunden. Was das Pflanzenreich betrifft, ſo iſt Aegypten arm an Bäumen und Holz überhaupt. Merkwürdig ſind unter den Pflanzen des Altertums der Lotos und die Papyrosſtaude; erſtere trug eßbare Früchte, letztere lieferte den Schreibeſtoff, ihre Wurzel diente zur Verfertigung von Gefäßen, der Baſt zu Segeln, Decken, Kleidern und Stricken, das Holz zu kleinen Waſſerfahrzeugen. Namentlich aber war das Land reich an Getreide verſchiedener Art,

*) Ebers a. a. O. S. 21—23.

an Früchten, wie Melonen, Gurken, Feigen, Pfirsichen, an Gemüsen, wie Lauch, Zwiebeln, Spargel, an Blumen, wie Rosen und Veilchen, an Heilkräutern, wie Nachtschatten, Zichorie, Saflor, Nesseln, Disteln u. s. w. Die häufigsten Bäume waren Akazien, Sykomoren und Palmen, besonders Dattelpalmen, Wälder waren aber selten. Auch der Weinstock gedieh. —

Beliebte Hausthiere waren Hund und Katze, sowie die s. Z. bei Anlaß der Viehzucht zu nennenden. Die charakteristischen Nilthiere sind das Flußpferd (daher vorzugsweise Nilpferd) und das Krokodil. Als wilde Landthiere kommen vor Antilopen, Gazellen, wilde Ochsen und Ziegen, Steinböcke, Hirsche, Hasen, das Ichneumon, Wölfe, Füchse, Hyänen, Leoparden und Löwen. Außerdem nährt das Land Affen; von Vögeln werden genannt Schwäne, Gänse, Hühner, Tauben, Lerchen, Schwalben, Raben, Sperber, Eulen, Geier, Adler, Falken, Schnepfen, Pelikane, Löffelgans, der Strauß, der Reiher, der besonders verehrte Ibis u. s. w. An Reptilien waren außer dem Krokodil u. a. mehrere Arten von Schlangen vorhanden, von Fischen eine Menge Arten, davon drei geheiligt waren: der Lepidotos, Phagros und Oxyrynchos. Unter den Insekten sind die Heuschrecken furchtbar, welche in Wolken von Hunderttausenden den Himmel verfinstern und das Land verwüsten, ferner stechende Mücken und Fliegen und andere Landplagen.

B. Die Anwohner des heiligen Stromes.

Die Geschichte keines Volkes, selbst China's nicht, geht soweit in die Jahrtausende hinauf wie diejenige des Nillandes. Freilich klaffen auch die verschiedenen Angaben über Gründnng eines ägyptischen Reiches um Jahrtausende auseinander, und die Zeitrechnung dieses Landes wird wol niemals vollkommen in's Reine gebracht werden, wenigstens nicht was die ältesten Zeiten betrifft. Doch kann nach dem, was die verschiedenen Angaben Gemeinsames haben, und nach der Beschaffenhrit der Ueberbleibsel ägyptischer Kultur wol mit Sicherheit angenommen werden, daß fünftausend Jahre vor Chr. am Nil bereits ein geordnetes Staatswesen bestand. Dasselbe wurde von einem Stamme der Mittelländischen Rasse gegründet, der in uralter Zeit aus Asien einwanderte*) und mithin zu den ersten Auswanderern höher entwickelten Stammes vom Indos her gehört haben muß; doch hat mit dem Ausgangspunkte seiner Wanderung, welcher ja allen Menschenstämmen gemeinsam ist, das besonders Aehnliche in der

*) Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's. I. S. 41 f., 53, 181 f.

indiſchen und ägyptiſchen Kultur, wie das Kaſtenweſen, der Thierdienſt, der Glaube an die Seelenwanderung u. ſ. w. nichts zu ſchaffen; denn die indiſche Kultur iſt unvollkommener und der Zeit nach viel jünger als die am Nil, und namentlich das dortige Kaſtenweſen entſtand lange nach dem ägyptiſchen (oben S. 255); die übrigen Aehnlichkeiten aber, neben denen ſich indeſſen auch große Verſchiedenheiten finden, ſind ſolche, welche mehr oder weniger auch bei anderen Völkern vorkommen; haben ja alle ſolche urſprünglich eine gemeinſame Wurzel!

Die Aegypter ſelbſt, die ſich „Rotu" oder „Lodu" nannten, ſtellten auf ihren Bildwerken die herrſchenden Klaſſen rot, deren Weiber gelb, die arbeitenden Klaſſen aber ſchwarz oder wenigſtens ſehr dunkel dar, was theils vom Aufenthalt unter brennender Sonne, theils von der Vermiſchung mit vorgefundenen oder benachbarten Negervölkern kommen mochte. Die Geſichtsbildung aller Aegypter erſcheint auf jenen Bildern edel, ganz der europäiſchen ähnlich, und ſelbſt bei den niederen Klaſſen durchaus nicht negeriſch. Letzterer Typus kommt nur bei durch Krieg unterworfenen Stämmen und bei Sklaven vor. Naturgetreu war vermutlich bezüglich der Aegypter weder die rote noch die gelbe Farbe; man wollte wol damit andeuten, daß die Vornehmen heller waren als die Gemeinen und die im Hauſe waltenden Frauen wieder heller als die mehr der Sonne ausgeſetzten Männer; weiß konnten Beide in dem ſüdlichen Klima nicht ſein. Die Aegypter waren mit dem ariſchen und dem ſemitiſchen Völkerſtamme verwandt, ohne jedoch einem von beiden anzugehören. Man rechnet ſie zu einem dritten, dem ſog. hamitiſchen Stamme, der indeſſen dem ſemitiſchen bedeutend näher ſteht, als dem ariſchen, und zu welchem noch gegenwärtig die Kopten, Fellah, Nubier, Gallas, Berbern u. ſ. w. gehören. Nach Pruner hatten die alten Aegypter eine mittlere Statur, einen zarten, ſchlanken Gliederbau, eine ſchmale, mittelmäßig erhabene Stirne, ovales Haupt und Geſicht, wellenförmig gekräuſeltes ſchwarzes Haar, feine, leicht gebogene Augenbrauen, dunkle, mandelförmige, nach innen leicht gebogene Augen, eine ebenmäßige, mit der etwas zurückweichenden Stirne faſt gleichlaufende Naſe, kleinen Mund mit ſcharfgeſchnittenen, aber dickern Lippen als wir, rundes Kinn, dünnen Bart, ſchlanken Hals, oben weitere und unten engere Bruſt, lange Arme, kleine Hände, ſpitze Finger, kleine Füße. Schädelfunde zeigen, daß die Aegypter der älteſten Zeit Dolichokephalen, die der ſpätern, etwa zur Zeit der 11. Dynaſtie, Brachykephalen war. Was dieſe Veränderung des Typus veranlaßte, iſt unbekannt. Die alten Aegypter ſind im Lande noch in den Fellah, den Ackerbauern am untern Nil, weniger rein in den chriſtlichen Kopten, Städtebewohnern, vorhanden. Aegypten war nach Schätzungen einſt ſtärker bevölkert als heute, wo es fünf Millionen Seelen zählt.

Nach Diodor zählte es „ehemals" sieben Millionen, zu seiner (Cäsar's und Augustus') Zeit drei Millionen (nach anderer Lesart: noch ebensoviel.) Josefos rechnete zu Nero's Zeit sieben und eine halbe Million. Aegypten dürfte daher zur Zeit der Blüte des Landes, da die beiden Wüsten beinahe menschenleer waren, für das Nilthal und das Delta etwa die bedeutende Volksdichtigkeit Belgiens gehabt haben. Die Aegypter erfreuten sich im Allgemeinen in Folge des günstigen Klimas sowol, als ihrer großen Reinlichkeit, sehr guter Gesundheit und erreichten durchschnittlich ein hohes Alter. Doch herrschten mitunter gefährliche Krankheiten, z. B. in den sumpfigen Gegenden Augenkrankheiten, zur Zeit des Chamsin die Pest, hier und da auch die eklige Elefantiasis u. a.

Außer den eigentlichen hamitischen Aegyptern lebten im Lande, und zwar vorzugsweise im Delta, seit uralter, nicht näher zu bestimmenden Zeiten, Semiten von phönikischer und arabischer Herkunft, aus welchen wahrscheinlich das Volk Israel hervorging. In späterer Zeit, besonders seit dem Aufhören der meist gegen Semiten gerichteten ägyptischen Eroberungen im Auslande, fanden immer mehr Vermengungen zwischen beiden Rassen und ihrer Kultur statt und entstand aus ihnen eine höchst gemischte Bevölkerung*).

Die Stoffe der ägyptischen Kleidung entstammten selten dem Thierreich und meist dem Pflanzenreiche; namentlich waren in derselben der Flachs und als feinere Sorte desselben der Byssos, weniger die Baumwolle und die Wolle vertreten. In der Weberei erreichten die Aegypter mit der Zeit eine große Gewandtheit und Kunstfertigkeit, ebenso in der Färberei, Stickerei u. s. w. und die ägyptische Leinwand wurde weithin, bis nach Indien versandt. Nur nach und nach wurde die Kleidung manigfaltiger. In den ältesten Zeiten trugen die Männer blos einen Schurz, dessen wachsende Größe die höhere Kaste anzeigte. Mit der Zeit kamen Obergewänder dazu, oder die Schürzen entwickelten sich zu umfangreicheren Verhüllungen. So war es auch mit den in ältester Zeit unbekannten Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen. Lederne, baumwollene oder von Binsen geflochtene Mützen, lederne oder aus Pflanzenstoffen gefertigte Sandalen kamen auf, welche letztere oft vorne in Haken ausliefen, ähnlich den früher bei uns üblichen Schlittschuhen.

Die weiblichen Kleider waren schon von Anfang an, dem natürlichen Gefühle gemäß, umfangreicher als die männlichen, doch auch hier der Kaste gemäß. Mit der Zeit wurden die weiblichen Umhüllungen länger, reicher und bunter, und man gefiel sich in schöngefärbten und gezeichneten Mustern. Zugleich kamen aber auch dünne,

*) Ebers, Aegypten. I. Maspero, hist. anc. p. 336 f.

durchſichtige Gewebe in die Mode, bei welchen die Körperformen kein Geheimniß waren. Selbſt die weibliche Dienerſchaft erſchien in ſolchen Gewändern, ja bei feſtlichen Gelegenheiten ſogar bisweilen blos mit Schmuck beladen und im Uebrigen ganz unbekleidet. Den Kopf der Frauen bedeckte eine geſchmückte Mütze oder ein ſchleierartiges Tuch.

Das Haar wurde von den Aegyptern in der älteſten Zeit natürlich getragen; nach und nach griff jedoch die Anſicht Platz, daß vollkommene Reinlichkeit nicht ohne Beſeitigung alles Haares möglich ſei, — und zwar zuerſt bei den Männern. Haar und Bart wurden unerbittlich glatt geſchoren; um jedoch neben der Geſundheit auch des Schmuckes zu genießen, erfand man ſchon in jenen grauen Zeiten die Perücke ſowol, als falſche Bärte, welche letztere jedoch nur unter dem Kinn getragen wurden. Dieſe tolle Unſitte theilte ſich, was das Haupthaar in die Perücken betrifft, mit der Zeit auch dem weiblichen Geſchlechte mit, und um wieviel das weibliche Haupthaar dem männlichen an Fülle überlegen, um ſoviel wurden auch die Perücken der Frauen umfang- und zierreicher. Der übrige Schmuck beſtand bei den Männern aus Arm-, Hand- und Fußknöchelringen von Metall, oft mit bunter Schmelzmalerei, ſowie Siegelringen mit hieroglyphiſchen Bildern, — bei den Frauen außer jenen Ringen aus Schminke, womit wol alles Sichtbare, namentlich das Geſicht bemalt wurde, und Geſchmeiden, die man an allen denkbaren dazu paſſenden Körpertheilen trug, an Kopf, Ohren, Hals, Bruſt, Schultern u. ſ. w., und zwar von allen möglichen Stoffen und allen erfindbaren Geſtalten.

Die Kleidung und der Schmuck erlitten manche Einwirkungen verſchiedener Art durch gewiſſe Vorfälle im Leben, ſowie durch die verſchiedenen Lebensſtellungen, Lagen und Verhältniſſe der Aegypter.

Eine ſolche Einwirkung auf die äußere Erſcheinung hatten z. B. die Stände und die Lebensſtellung. Der Herrſcher und ſeine Gattin hatten unter ihren Unterthanen die Götter zu vertreten. Die Könige trugen Lendenſchurze von koſtbarem Stoffe, bei feſtlichen Anläſſen in Form eines Dreiecks, von Gold oder vergoldetem Leder, mit ſymboliſchen Bildern verziert. Darüber wurde eine Schärpe, mit bunter auf Goldgrund aufgetragener Schmelzmalerei an roten oder blauen Bändern getragen und war mit einer ſchlangenartigen Verzierung als Sinnbild der Macht über Leben und Tod (dem Uräos) verſehen, die mitunter auch den künſtlichen Bart zierte. Ueber Alles kamen dünnſtoffige, hemd- und mantelartige lange Gewänder. Den Inſignien der Herrſcher werden wir ſpäter begegnen. Die Königinnen trugen einen goldenen Kopfſchmuck mit den Abzeichen der Iſis, diademartige Reifen und ein lilienförmiges Skepter. Verſchiedenartige Kopfputze zeichneten die Mitglieder des Herrſcherhauſes aus. — Die Richter trugen eine Feder am Haupte als Sinnbild der Gerechtigkeit, der

Oberrichter eine Platte von Lapislazuli an einer Halskette mit den Hieroglyphen der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die Priester mußten linnene Kleider tragen, und ein Leopardenfell über die Schulter hängen. Die Oberpriester trugen lange Gürtelschärpen u. a. kostbaren Schmuck.

Den Kriegern kam als Abzeichen ein mit einem Käfer (Skarabäus) verzierter Ring zu.

Was die Bauten betrifft, so verwendeten die Aegypter, deren ganzes Leben nur eine Vorbereitung auf das Jenseits war und die daher ihr Erdendasein nur für eine unvollkommene Vorstufe zum bessern Leben hielten, einzig auf die Tempel und Gräberstätten Fleiß und Kunst; nur diese sind daher der Nachwelt soweit möglich erhalten geblieben. Die Wohnungen der Familien wurden leicht und ohne Aufwand von Mühe hergestellt, theils aus Holz, theils aus Nilziegeln, d. h. an Sonne oder Feuer gehärtetem und geformtem Nilschlamm, also aus Fachwerk, während zu den für die Ewigkeit bestimmten Bauten nur Steine und Felsen, beziehungsweise ausgehauene Grotten dienten. Daher sind die altägyptischen Städte mit Ausnahme der Tempel, spurlos vom Erdboden verschwunden; ja sogar ihre Namen wurden größtentheils vergessen, und für die meisten sind in der Geschichte nur griechische Benennungen geblieben, die meist von den dort verehrten Göttern oder heiligen Thieren hergenommen sind, wie z. B. Diospolis, Hermopolis, Kynopolis, Krokodilopolis u. s. w. Doch hat die koptische Sprache Anhalt geboten, die altägyptischen Ortsnamen wieder herzustellen. Die Zahl der Städte Aegyptens (doch wol mit Einschluß der größeren Dörfer!) gibt Herodot (II. 177) auf zwanzigtausend an; Diodor (I. 31) sagt: achtzehntausend Städte und ansehnliche Dörfer.

Wir geben im Folgenden einen Ueberblick der wichtigsten ägyptischen Wohnplätze. Die südlichsten, wenn wir dem natürlichen Laufe des Nil folgen, sind die Inseln Philä und Elefantine, beide reich an Tempelbauten, bei letzterer die Grenzstadt Suannu (Syene). Die erste Nomenhauptstadt war Ambo, griech. Omboi, dann Atbo (jetzt Edfu), beide mit prachtvollen Tempeln, ferner Esne (Latopolis), Hermont (Hermonthis) mit einem Tempel der Isis, des Horos und Typhon, darauf die Hauptstadt des Nil-Landes in dessen Blütezeit, das großartige Ape oder Tape, griech. Thebai, Theben, die ganze Thalbreite füllend auf beiden Nil-Ufern (am rechten jetzt die Dörfer Karnak und El-Akforain oder Luksor, am linken Gurnah und Medinet Habu, mit den herrlichen Tempeln des Ammon-Ra und Amenhotep III, mit der beide verbindenden und die ganze Stadt durchschneidenden Sfingenreihe und einer solchen zum Nil, auf dem linken Ufer mit der ungeheuern Todtenstadt und dem Tempelpalaste Ramses III. Die

ganze Stadt hatte 210 Stadien (38,85 Kilometer) im Umfange und war im Alterthum als die hundertthorige (ἑκατόμπυλος) berühmt. Kambyſes hat ſie zerſtört. Stromabwärts folgt Kevt (Koptos), wichtige Feſtung und Marktſtadt für Ober-Aegypten, Tantarer (Tentyris), jetzt Denderah mit ſeinem Iſistempel, und, nachdem der Nil eine weſtliche Biegung gemacht, Abud (Abydos), der Grenzort gegen Mittelägypten, der durch ſeine Tempel berühmt war, aber ſchon frühe ſeine Bedeutung verloren hat, bedeutend durch die dort an einer Tempelwand gefundene Königstafel. Die Orte am Nil in Mittelägypten ſind bis auf Memfis ohne Bedeutung; im Weſten des Stromes aber iſt die Umgebung des Möris-Sees (dem wir unten beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken werden), Piom, jetzt Fayum, ein beſonderes Kulturland, ein Aegypten im Kleinen, mit dem vielgenannten Labyrinth. Memfis, (alt: Mannower), öſtlich von dieſem Paradies, die zweitwichtigſte Stadt Aegyptens, iſt faſt ſpurlos verſchwunden; ihren Namen bewahrt nur noch das Dorf Memf (3 Meilen ſüdlich von Kairo, links am Nil). Sie hatte einſt 150 Stadien (27,75 Kilometer) im Umfang und war in der ältern Zeit Aegyptens Metropole, angeblich mit ihrem Ptah-Tempel von Menes, dem erſten König gegründet. Aus ihren Trümmern iſt die neue Hauptſtadt Kairo erbaut. In ihrer Nähe iſt noch die große Todtenſtadt mit den weltbekannten Pyramiden vorhanden. In Unterägypten oder dem Delta, welches in der Landesgeſchichte erſt ſpät, aber gleich mit einer großer Anzahl von bedeutenden Städten hervortrat, lagen Saï (Sais), Kſóu (Xois), Buto, Scbennytos, Mendes, Tanis, Peluſion u. a. Weſtlich vom weſtlichen Nilarm wurde das Land bald zu Libyen, bald zu Aegypten gerechnet, und zwar der ganze Grenzſtrich von Süden her, wo die drei ägyptiſch-libyiſchen Oaſen lagen: die große in Ober-, die kleine in Mittelägypten und die ammoniſche außerhalb der gewöhnlichen Landesgrenze. Das Land öſtlich vom Delta dagegen wurde das ägyptiſche Arabien oder Tiarabia genannt. Hier ſollte der Kanal der Könige den Nil mit dem Roten Meere verbinden, was aber erſt nach dem Untergange des alten Aegyptens gelang. Hier lagen On (griech. Heliopolis), die Sonnenſtadt, Bubaſtis hart an der Grenze des Delta, Migdol (griech. Magdolos) u. a. Zwiſchen dieſen Orten und der äußerſten Oſtgrenze Aegyptens erſtreckte ſich die Landſchaft Goſen (Geſen).

Die kleineren Wohnhäuſer der Aegypter hatten nach einem vorhandenen Modell ein höchſt barockes Ausſehen. Eine wegen der Ueberſchwemmungen erhöhte Thüre führte in einen kleinen Hofraum, in deſſen Hintergrund ſich die Gemächer in Form niederer Verſchläge befanden. Ueber dieſe hinauf führte eine Treppe auf eine oben offene Gallerie ob jenen Räumen, welche an ihrem andern Ende in eine

Art vorne ganz offenes kleines Zimmer auslief. In den Städten gab es auch mehrstöckige, doch meist nur zweistöckige Häuser. Sie waren um einen viereckigen Hofraum gebaut und hatten ein flaches Dach, auf welchem Blumen gehalten, wahrscheinlich in hingeschaffte Erde gepflanzt wurden. Nach dem Hofe schauten luftige Korridore und offene Säulen-Gallerien; sie umgaben die Gemächer, das Dach oder auch die einzelnen Stockwerke. Auf denselben aß man und stellte die Vorräte von Nilwasser zur Verdunstung auf. Auf den Dächern befanden sich oft Windfänger und auf solchen größerer Häuser Zinnen oder Thürme. Die Fenster waren klein und meist nach Norden gerichtet, die Thüren von Holz oder Stein, mit Riegeln, später mit Schlössern verschließbar, in reichen Häusern prächtig ausgearbeitet und mit Vorhallen von Säulen versehen, bei Priestern auch mit Götterstatuen vor dem Eingange. Malereien verschiedener Art, meist eine Art von Arabesken, mit schlanken Säulen zur Bildung von Abtheilungen, schmückten die Wände. Die höheren Kasten hatten Landgüter und Höfe mit offenen Hallen, Teichen und Baumpflanzungen um selbe, unterirdischen Räumen zum Genusse kühlerer Luft, symmetrisch angelegten und wohl versehenen Blumen-, Gemüse-, Wein- und Baumgärten, Wasserleitungen, Stallungen, Vorratshäusern, Brutöfen u. s. w. In allen ägyptischen Wohnräumen und was dazu gehörte, herrschte die ausgesuchteste Reinlichkeit.

Die Städte und Dörfer des Nillandes wurden der Ueberschwemmungen wegen stets auf Anhöhen angelegt und wo es deren keine gab, da errichtete man künstliche, wozu die Faraonen Sklaven und Kriegsgefangene verwendeten.

Was die Geräte der Aegypter betrifft, so ist bei denselben sehr oft zweifelhaft, welche in Aegypten selbst verfertigt und welche aus der Fremde durch Tribut unterworfener Völker dahin gelangt sind. Kenner versichern, daß die kunstvolleren auf Asien als ihre Heimat weisen.*) Selbe scheinen daher ursprünglich einfach und schmucklos gewesen zu sein. Aus der ältesten Zeit, in welche sich die Aegypter gleich anderen Völkern der Steine zu Geräten bedienten, haben sie solche Werkzeuge, welche zu besonders heiligen Zwecken dienten, z. B. die Messer zur Beschneidung, zur Oeffnung der Leiche bei der Einbalsamirung und zu chirurgischen Zwecken, auch aus Stein beibehalten, als bereits Bronze (seit über 6000) und Eisen (seit etwa 4000 v. Chr.) eingeführt waren.

Die Aegypter benutzten Hausrat (Möbel) aus Holz und Metall, überzogen mit gemusterten Stoffen oder gepreßtem Leder, Rohr- oder

*) Weiß, Herm., Kostümkunde. 1. Abth., die Völker des Ostens. S. 95, 105. von Eye, Kulturgeschichte (Text zum Bilder-Atlas). S. 11.

insengeflechten, geschmückt mit Elfenbein, Gold- und Schmelzmalereien. tühle und Sessel aller Art, vom zusammenlegbaren Feldstuhl mit ›ersitz bis zu bequemen Lehnstühlen, auch doppelten solchen für ann und Frau, Tische, oft mit Elfenbein, Gold und Ebenholz ein- legt, gepolsterte Lagerstätten mit umgebenden Mückennetzen zum hutze gegen die Landesplage und besonderen Gestellen zur Unterlage s Kopfes, reich verzierte Laden und Koffer zur Aufbewahrung von eidung und Schmuck, Badewannen und Waschbecken, bei den Fa- onen von Gold, Schminkapparate u. a. Toilettengegenstände von ›erordentlich kostbarer Arbeit, Hausapotheken u. s. w. bildeten das che Inventar begüterter Familien. Dazu kamen noch die zum bensunterhalt dienenden Geräte, die Gefäße der Küche und des peisezimmers. Dort dienten metallene Kessel sammt den dazu ge- rigen Gegenständen, hier thönerne, elfenbeinerne, alabasterne, por- llanene u. a. Gefässe, in der vorherrschenden Form des Straußen- s. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten wurden lederne Schläuche d irdene Krüge verwendet, bei den gewöhnlicheren Leuten Krüge s getrocknetem Nilschlamm. Auch gläserne Flaschen waren im Ge- auche. Die Trinkgefässe waren aus Erz, Steingut, Glas und von erlicher Form, oft in Gestalt von Thierköpfen, solche trugen auch ldene Vasen mit Vorliebe. Oft bestand die Verzierung der Gefäße ch in ganzen Thier- und Menschengestalten, welche die Gefäße ugen. Dazu kamen Büchsen und Behältnisse der verschiedensten orm, aus Holz geschnitzt, ebenfalls oft in Thier- oder Menschen- stalt.

Unter den Nahrungsmitteln der alten Aegypter war das rot das beliebteste, daher man sie im Alterthum „Artophagen" nnte. Außerdem lebten sie von Früchten, besonders Datteln, Gemüse, ischen, Vögeln und Vierfüßlern, immerhin jedoch mit Ausnahme der iligen Thiere. Allgemein verpönt waren aus Gesundheitsrücksichten s Schweinefleisch, die Seefische, die Bohnen u. s. w. Am meisten gessen wurden von Thieren Gänse und Rinder. Die Sumpfanwohner ährten sich meist von der Lotospflanze. Ueber die ägyptische Küche fitzen wir reichliche Abbildungen, welche alle Vorkehrungen derselben berliefern; gekocht wurde stets von Männern.

Wenn man speiste, so bedurfte man dazu keiner Gabeln und Messer, sondern führte die vorgeschnittenen Stücke mit den Fingern um Munde. Nur Flüssigkeiten aß man oft mit Löffeln aus Bronze, Holz oder Elfenbein. Die Essenden saßen mit unterschlagenen Füßen vor niedrigen Tischen, welche von den Dienern mit kunstvoll auf- gethürmten Speisen beladen hereingetragen wurden, auf niederen Sitzen oder auf dem Boden. Bei größeren Gastmälern bediente man sich höherer Stühle. Die Gäste wurden von Dienern mit Wohl-

gerüchen gesalbt und mit Blumen bekränzt. Getrunken wurde Nilwasser, das man, um es zu klären, in irdenen Geschirren an die freie Luft setzte, wobei man gestoßene Mandeln hineinwarf, ferner Palm- und Gerstenwein, auch wirklicher Wein u. s. w. Die Trinkgelage fanden nach der Malzeit statt und es wurde dabei ein hölzernes Todtenbild herumgetragen, nicht um ernste Gedanken zu wecken, sondern im Gegentheil, um zur Fröhlichkeit anzuspornen, ehe man werde wie der Todte. Erheitert wurde das Gelage mit Musik und Tanz. Das Ende war oft, wie die Wandgemälde zeigen, die ekelerregendste Trunkenheit, bei Frauen nicht minder als bei Männern.

Sowol in Gesellschaften, als im Familienkreise fröhnten die alten Aegypter der Leidenschaft des Spielens. Das bekannte Morraspiel der Italiener ist wahrscheinlich aus Aegypten nach Europa gekommen, indem schon Gemälde der Gräber am Nil dasselbe darstellen. Ebenso leidenschaftlich wurde mit Würfeln aus Knochen oder Elfenbein, ganz von der gleichen Anordnung der Augen wie bei uns, — unter den Vornehmern aber mit dem Damenbrette oder einer Art von Schachbrett, unter Damen mit dem Balle (von Leder oder bemaltem Thon) gespielt, unter Jünglingen gerungen, gefochten, mit Pfeilen geschossen, Taschenspielereien und Gaukelspiele geübt. Selbst Mädchen übten sich in gymnastischen Spielen, sogar gemeinsam mit Jünglingen. Auch die Stiergefechte Spaniens und unsere Schifferstechen haben ihre Heimat in Aegypten. Weitere beliebte Vergnügungen der alten Aegypter waren Musik und Tanz. Die Regenten- und Priesterschaft scheint dieselben, soweit sie nicht zum Kult gehörten, nicht wol gelitten zu haben, wie auch die Jugend nicht darin unterrichtet wurde, was aber wie anderswo auch, keinen hinreichenden Grund zu ihrer Verbannung abgab. Selbst die Vornehmen halfen sich damit, daß sie sich wenigstens von Sklaven und Sklavinnen vorspielen und vortanzen ließen. Als Instrumente finden wir vor: eine Art Trommeln, Zimbeln, Doppelflöten, Querpfeifen, Trompeten, Harfen, Leiern und Lauten, das vorzugsweise dem Kult dienende Sistrum (Seistron), ein zu schüttelndes Klapperinstrument, mit Götter- und geheiligten Thierbildern verziert, meist aus Bronze gefertigt u. s. w. Ueber die Art und Weise der ägyptischen Tonkunst wissen wir nichts näheres. Tänze wurden von Sklaven und Sklavinnen ausgeführt, oft mit Begleitung selbst gehandhabter kleiner Instrumente, mit Händeklatschen und allerlei Arm- und Beinbewegungen und mannichfaltigen Figuren. Aber auch das Volk tanzte viel, namentlich bei religiösen Festen, welche ja zugleich nationale waren. Man hat Bilder von Tänzen gefunden, welche mit dem heutigen Contretanze die größte Aehnlichkeit besitzen.

Männer und Frauen bewegten sich in Aegypten im gesellschaft-

lichen Leben durchaus ungezwungen neben einander. Was die Ehe betrifft, so waren die Priester streng an die Monogamie gebunden. Auch die Uebrigen hatten nur eine rechtmäßige Frau, konnten aber nach ihrem Vermögen Nebenfrauen und Sklavinnen halten. Die Aermeren waren natürlich durch die Umstände gezwungen, sich mit einer Frau zu begnügen. Auch war es in Aegypten gebräuchlich, daß Bruder und Schwester sich heirateten und eine heilige Pflicht, die kinderlose Witwe des Bruders heimzuführen. Die Frauen, d. h. die rechtmäßigen, waren den Männern ebenbürtig und als „Herrinnen des Hauses" geachtet. Von Hochzeit-Ceremonien findet sich nichts vor. Mann und Frau hatten in vornehmen Häusern eine zahlreiche Dienerschaft für die verschiedensten Verrichtungen. Auch die Kinder waren unter sich gleichberechtigt und zudem ist es geradezu fabelhaft, wie billig ihre Erziehung in Aegypten zu stehen kam (nach Diodor I. 80 nur 20 Drachmen = 15 Mark!) Freilich gingen sie bis zur Mannbarkeit nackt und blieben daher gesund und gerade. Dagegen war die Jugend mit Spielzeug wol versehen; man hat davon Puppen, künstliche Thiere, bewegliche Figuren u. s. w. gefunden. Die Jugend wurde zu strenger Ehrfurcht vor dem Alter angehalten. Jüngere mußten Aelteren ausweichen, vor ihnen aufstehen u. s. w. Bei Begrüßung Gleichstehender verbeugte man sich und ließ die Hände auf die Knie herabfallen.

Der Reichtum an beglaubigten Nachrichten und Zeugnissen über das Leben und Treiben der alten Aegypter gestattet uns, auf ihren Charakter Schlüsse zu ziehen. Die Leute des Nillandes hatten in ihrem von der übrigen Welt abgeschlossenen Stromthale durch dessen Ueberschwemmungen alles Notwendige, ohne des Auslandes zu bedürfen, so lange sie nicht auf dessen Luxus Anspruch machten. Dieser Umstand weckte in ihnen ein ungemein starkes Selbstgefühl gegenüber allem Fremden; alles solche war ihnen unrein und sie hüteten sich sorgfältig vor seiner Berührung. Damit hing ihre außerordentliche Reinlichkeit zusammen. Es waren ihnen häufige Waschungen und stets reine Kleider zur Pflicht gemacht; auch die allgemein übliche Beschneidung, welche jedoch nur bei den Priestern förmliche Pflicht war, wurde in diesem Sinne betrachtet. Das Alter dieser Sitte geht aus dem Umstande hervor, daß sie mit steinernen Messern vollzogen wurde. Ueber ihren Zweck liegt nur soviel klar vor, daß er kein sanitarischer, sondern ein religiöser ist, der mit der Heiligkeit des betreffenden Körpertheils in gewissen Götterdiensten in Verbindung steht. Das Selbstgefühl der Aegypter hieß sie auch auf ihre Zukunft sorgfältigen Bedacht nehmen. Sie beschäftigten sich aus diesem Grunde, nicht etwa aus melancholischer Gemütsart, viel mit dem Tode und dem zukünftigen Leben und sorgten für ihre Selbsterhaltung mit

großer Aengstlichkeit. Ihr Charakter war ferner harmlos und gutmütig, und dies, verbunden mit ihrer großen Vaterlandsliebe, schuf die Resignation, mit der sie sich in die drückenden Kastenverhältnisse und in die despotische Regierung fügten; was aus dem heiligen Lande selbst, aus Aegypten stammte, war ihnen recht und heilig, an dem durfte nicht gerüttelt werden und sie hingen so treu daran, wie an ihren Familienbanden, die uns im schönsten Lichte erscheinen. Sittliche Verirrungen blieben jedenfalls nicht aus; aber es fehlen uns nähere Nachrichten darüber. So gutherzig die Aegypter sonst waren, so kräftig und standhaft hielten sie daher aus, wenn es Werke zu verrichten galt, welche geeignet waren, den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen und zu verewigen. Und dies ist ihnen auch in reichem Maße gelungen, — anders als den in ihrem entnervenden Klima nur dem Augenblicke lebenden Indern, welche nicht für die Zukunft sorgten oder wenigstens nur in vereinzelten Aeußerungen und in durchaus unwillkürlicher Weise. Die Aegypter *wollten* sich verewigen und wir kennen alle ihre Könige und alle Züge ihres Lebens, während die Inder keine Geschichtschreibung hatten und auf ihre Gebräuche nur aus ihrem gegenwärtigen Zustande und aus ihrer schönen Literatur geschlossen werden kann. Die Aegypter haben daher mit den Indern keine Berührungpunkte, die nicht zufällig sind, wie das Kastenwesen, das bei beiden Völkern einen sehr abweichenden Charakter hat, und die Seelenwanderung, welche im Glauben sehr vieler Völker eine Rolle spielt. Viel mehr ähneln sie den Chinesen in der einheitlichen patriarchalischen Verfassung und in der weitgehenden Sorge für die Erhaltung der Vergangenheit und für den Ruhm der Zukunft, nur daß die Nilanwohner in dieser Hinsicht an idealer Auffassung und an wolthätiger Einwirkung auf die Kultur anderer Völker die Leute am gelben und blauen Strome weit hinter sich gelassen haben.

C. Die Beschäftigungen der Aegypter.

Die ehrwürdigste Beschäftigung in Bezug auf den Lebensunterhalt war bei den alten Aegyptern der *Ackerbau*. Sie rühmten sich, dessen Erfinder und Verbreiter zu sein. Isis und Osiris sollten denselben den Menschen gelehrt haben. Die Natur wies auch von selbst durch die Nilüberschwemmungen auf diese Erwerbsart hin. Sofort nachdem sich die Wasser verlaufen, säete man. In den ältesten Zeiten, wie auch später noch das gewöhnlichere Volk, ließ man den Samen durch Thiere in die Erde eintreten; die besseren Landwirte aber arbeiteten mit Pflug und Hacke. Der erstere war ohne Räder und

aus einem krummen Holz, an deſſen vorderm Ende ſich die Pflugſchar befand und welches ſich an der andern nach oben nten Seite in zwei durch ein Querholz verbundene Enden , wo dann die Deichſelſtange eingefügt war. Er wurde meiſt ei Rindern gezogen und von einem Bauer gelenkt, während eiter die Thiere mit der Peitſche antrieb. Ein Dritter lockerte er das Erdreich mit der Hacke noch mehr auf, und als Vierter der Säemann. Wo Regen fehlte, begoß man die keimende t Waſſer oder befruchtete ſie durch Schöpfräder u. a. Vorrich-

Gepflanzt wurde Weizen, Gerſte, Reis, Durra, Hülſenfrüchte. Hanf, Koriander, Waſſermelonen, Gurken, Baumwolle, In- ſ. w. Die Ernte wurde mit Sicheln eingebracht, die Aehren ben gebunden und dieſe über einander gelegt. Von den Aehren die Körner abgeſtreift, indem man erſtere durch an einem befeſtigte Metallſtifte zog. Dann wurden die Körner auf nne von Rindern ausgetreten, wobei man ſang: „Dreſcht ihr h, ihr Rinder, dretſcht ihr für euch, das Getreide für euch, treide für eure Herren!“*) Darauf ſchied man Frucht und mit der Worfſchaufel. Gleich dem Acker- war auch der Gar- n beliebt und die Blumenzucht ſehr verbreitet. Die Gärten en Waſſerbecken, Baumgänge, Obelisken, Säulenhallen, Tempel- ſ. w. Gleich dem Obſte aller Arten, zu deſſen Ernte Affen tet wurden, war auch der Wein ſtark angepflanzt und zwar nderen Gärten. In älteren Zeiten war der Wein ſpärlich an- und mußte eingeführt werden; ſpäter war er im Auslande ıf und ſehr geſchätzt. Man zog ihn an Stützen oder in Lau- er ließ ihn frei wachſen. Knaben mußten mit Klappern die von den Trauben verſcheuchen. Gepreßt wurden letztere mit ßen oder in einem Schlauch, den man mit aller Anwendung aft auswand. Aus Gerſte wurde eine Art Bier bereitet:

eringer als der Ackerbau wurde die Viehzucht geachtet, dennoch ırk betrieben, am meiſten die des Rindviehs, dann der Ziegen, jafe, der Pferde (nicht zum Reiten, ſondern blos zum Ziehen ſt ſeit den Zeiten der Hykſos), der Eſel, der Kamele, ſogar zemein verachteten Schweine; in älterer Zeit wurden auch Ga- ınd Steinböcke als Hausthiere gehalten. Der Thierzucht wurde ıpt große Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Schafe z. B. wurden

---

*) Aegyptiſch:

Hi-ten'-enten'
na-ehōu, ăh
hi-ten'-enten'
béti' enten'
béti' en nebu-ten.

zweimal jährlich geschoren und warfen zweimal Lämmer. Die kra
Thiere wurden mit Sorgfalt behandelt und die Schäfer u. a. Hi
bildeten sich zu Thierärzten aus. Die Ställe waren fast so eingeri
wie die jetzigen und die einzelnen Viehstücke wurden mit eingebr
ten Stempeln bezeichnet. Federvieh wurde ebenfalls viel geha
besonders Hühner und Gänse, und Brütanstalten eingerichtet.

Die Jagd wurde besonders von den Kriegern ausgeübt
ging auf die oben (S. 298) genannten wilden Thiere. Zur S
verwendet wurden als Waffen Speer, Bogen und Pfeil, die W
leine (Lasso), wie auch Fallen, in denen sich die Thiere fingen,
als Gehilfe diente der Hund, der in mehreren Rassen vertreten
Lebend gefangene Thiere hielt man in Wildgärten. Bei Treibja
in diesen fuhr der Jäger auf einen Wagen. Man richtete
Hyänenhunde, Geparde und Katzen (auf Vögel) zur Jagd
Mit mächtigen Angelhaken fing man Krokodile, wobei ein Schwe
rücken als Lockspeise diente, und Nilpferde mit einer Art von
punen; mit eisernen Schlägeln schlug man beiden die Schädel
Mit Wurfstöcken jagte man Vögel oder fing sie in Netzen. J
vögel waren so ziemlich alle oben (S. 298) genannten. Fi
wurden mit Netzen oder Angeln gefangen oder mit Zweizacken
spießt; der Nil und der Mörissee waren reich an manigfachen A
von denen aber, wie bei allen Thieren, die an den betreffenden O
heiligen und verehrten nicht getödtet werden durften.

Nur als gezwungener Beruf, als Strafe und Schmach, w
der Bergbau betrieben, namentlich auf Gold an der Grenze g
Aethiopien. Verwendet wurden dazu Verbrecher, Kriegsgefang
unschuldig Verurtheilte, oft sogar mit ihren Frauen und Kindern,
zwar gefesselt und ohne ihnen Ruhe zu gönnen. Diodor besch
die Art der Metallgewinnung genauer (III. 12—14). Außer
Bergwerken gewährten die Steinbrüche, wozu wol auch die als G
kammern ausgehöhlten Felsen dienten, mineralische Ausbeute. I
entnahm ihnen den Stoff zu den Tempeln, Kolossen, Obelisken, P
miden, Sarkophagen, Bildsäulen. Doch die meisten Gebäude,
Stadtmauern und auch manche Pyramiden wurden aus Ziegeln geb
die an der Sonne getrocknet und der Festigkeit wegen mit zerhac
Stroh vermischt waren. Auch zu dieser Arbeit wurden Sträfli
genommen.

Die Wandgemälde des Nillandes zeigen uns dessen Bewol
in Ausübung der verschiedensten Gewerbe, deren jedes indessen
die nachher zu erwähnende Kaste gebunden war, so daß der S
dem Vater darin nachfolgen mußte. Im Ganzen bemerken wir zwis
der Ausübung der Handwerke im Nillande und derjenigen bei
keinen wesentlichen Unterschied, sondern nur solche, welche in der

vollkommenern Beſchaffenheit der Werkzeuge und Geräte begründet ſind. Die Bäcker kneteten den Brotteig mit den Füßen und formten aus ihm die manigfachſten Geſtalten: runde, platte, längliche Brote, Figuren und Thiere aller Art, und ließen ſie in flachen Körben den Kunden zutragen. Nichts beſonders Charakteriſtiſches läßt ſich von den Schlächtern, Köchen, Schuſtern, Webern, Walkern, Färbern u. ſ. w. berichten. Schneider gab es nicht, da man nur ganze Stücke Stoff zur Kleidung benutzte. Die Tiſchler und Wagner arbeiteten wie die unſrigen; nur die Sargmacher fertigten weſentlich verſchiedene, den Mumien ſelbſt nachgebildte Geräte. Zur Arbeit der Töpfer wurden Drehſcheibe und Brennofen, Glaſuren und Malereien verwendet. Geräte aus Porzellan und Glas (Schmuckſachen, Salbengefäße u. ſ. w.) wurden fleißig verarbeitet und gebraucht. Auch die Goldarbeiter waren ſehr beſchäftigt und geſucht, und ſetzten ihre Schmelzöfen in angeſtrengte Thätigkeit.

Den Handel mit den Erzeugniſſen des Nillandes nach anderrn Ländern und mit denjenigen ſolcher nach Aegypten vermittelten die Phönicier, welche zu dieſem Zwecke Privilegien hatten. Der Handel mit anderen Völkern unterlag Beſchränkungen. Es waren nur zwei Zugänge für Waaren geſtattet, Kanopus zur See und Peluſion zu Lande. Man ſchützte dadurch das Land gegen Seeräuber und Schmuggler und ſicherte die Zölle. Die Aegypter ſelbſt waren keine Freunde von Reiſen in das Ausland, beſonders nicht von Seereiſen, und verließen daher ihr Land ſelten. Die Waaren, welche ſie bedurften, ſuchten ſie nicht im Auslande, ſondern ließen ſich ſelbe durch die Völker, welche ſie erzeugten, in das Nilland bringen, die dafür ägyptiſche Erzeugniſſe eintauſchten. So kam das Holz der Wälder im Libanon, es kamen Wein, Oel, Bernſtein, Brenn- und Bauholz, Zinn herein und wanderten dafür aus Aegypten Leinwand, Getreide, Papyroswaaren,*) Farbſtoffe, Arzneien, Glaswaaren u. ſ. w. aus. Auch unter ſich, im Lande ſelbſt, trieben die Aegypter einen regen Tauſchhandel. Gelt gab es im Lande unter den Faraonen nicht, ſondern erſt unter den Ptolemäern, alſo griechiſcher Art. Doch wurden oft goldene und ſilberne Ringe, die man obwog, als Wertmeſſer gebraucht. Maße und Gewichte dagegen waren in Anwendung, und wer ſie fälſchte, wurde (nach Diodor) durch Abhauen der Hände beſtraft. Seitdem indeſſen Pſammetichos mit fremden Völkern (Phönikern und Griechen) Verträge geſchloſſen und ihnen die Errichtung von Handelsniederlagen geſtattet, auch alle Seehäfen des Reiches zu Freihäfen erklärt, da ent-

*) Die Papyroswaaren, wie Papier, Segeltücher, Kleider, Stricke, Netze u. ſ. w. kamen von Byblos in Phönikien aus in den Handel und hieß daher Βύβλια, daher wol das griech. Βιβλια, Bücher.

wickelte ſich ein ägyptiſcher Handel. Pſammetichos' Sohn Necho beabſichtigte die Grabung eines „Suez-Kanals"; Amaſis räumte den Griechen die Stadt Naukratis ein und eroberte Kypros, welches dem Nillande Schiffsbauholz lieferte. Die Blütezeit des ägyptiſchen Handels fällt aber unter die Herrſchaft der Ptolemäer, welche nicht mehr in das von uns zu berückſichtigende Zeitalter gehört.

Dem Erwähnten gemäß bewegte ſich die älteſte Schifffahrt der Aegypter ausſchließlich auf dem Nil und zwar in höchſt ſchwerfälliger Weiſe. Beſondere Vorrichtungen mußten ſchon getroffen werden, um das unbeholfene Fahrzeug ſtromabwärts gleiten zu machen; ſtromaufwärts mußte es bei widrigem Winde an Stricken gezogen werden; bei gutem Winde diente ein Papyrosſegel. Und doch hatten die Nilbote noch außerdem Ruderer, ſechs bis über zwanzig auf jeder Seite, und oft ein Steuerruder. Reich verziert und ausgeſchmückt waren die Luſtbote der Reichen, beſonders aber der Könige und Prieſter. Von Kriegs- oder Handelflotten auf dem Meere kennen wir aus älterer Zeit diejenige der Königin Hatafu, Tochter Thotmes I, aus der 18. Dynaſtie, welche auf dem Roten Meere gegen die Araber geſandt wurde und mit großer Beute an indiſchen, afrikaniſchen und arabiſchen Waaren zurückkehrte. Dazu gehörten u. A. 32 Bäume mit wolriechendem Holz, welche die Königin in ihre Gärten zu Theben verpflanzen ließ. Seit Pſammetich I wurde das indeſſen geſunkene ägyptiſche Seeweſen wieder bedeutender, jedoch um ſeine größte Blüte erſt nach dem Untergange der Selbſtändigkeit Aegyptens zu erleben. Außer dem Nil und dem Meere dienten der Schifffahrt auch zahlreiche Kanäle, die außerdem noch die Beſtimmung hatten, die Wolthaten der Ueberſchwemmung, welche ſonſt nur den tieferen Gegenden zu Theil geworden wären, auf das Land gleichmäßiger zu vertheilen. Solche Kanäle gab es nach der ägyptiſchen Ueberlieferung ſchon ſeit dem erſten Farao Menes. Sie wurden durch Dämme und Deiche eingefaßt und durch Schleuſen ihr Waſſerſpiegel gehoben oder geſenkt, ſo daß ihr Inhalt Gegenden von verſchiedener Höhe mitgetheilt werden konnte. Sie waren geſchloſſen, bis der Nil zu einer gewiſſen Höhe ſtieg, was die an vielen wichtigen Stellen angebrachten Nilmeſſer (Nilometer) anzeigten, und wurden dann unter feſtlichen Gebräuchen geöffnet, um ihre Beſtimmung zu erfüllen.

*) Dümichen, die Flotte einer ägyptiſchen Königin. Maspero hist. anc. p. 201 ff.

Zweiter Abſchnitt.

Die Religion des Nilvolkes.

A. Der Götterkreis.

Wie in Indien, ſo gründete ſich auch in Aegypten die geſammte ſentliche Ordnung auf die Religion. Wie an der Ganga, war auch n Nil nicht, wie in China die Religion Staatsanſtalt, ſondern viel= hr der Staat eine religiöſe Einrichtung. Gleich der Religion aller chriſtlichen Völker war auch diejenige der Aegypter urſprünglich aturreligion, d. h. aus der Verehrung von Naturgegenſtänden ent= roſſen. Die ägyptiſche Religion wuchs, wie jede ſogenannte poly= iſtiſche, aus Lokalreligionen zuſammen. In beſonderen Gegenden d Orten ſuchte man die geheimnißvolle Macht, von der die Men= en abhängig ſind, bald in dieſem, bald in jenem Organ der Natur, B. im Himmel, in der Sonne, im Nil u. ſ. w. Jeder Ort, tamm oder Kreis hatte ſo ſeinen beſondern Lokalgott. Theilweiſe n wurden dieſe Gottheiten einander mitgetheilt, theilweiſe aber ufen mit der Zeit die Prieſter durch Zuſammenfaſſung derſelben n ausgedehntes Götterſyſtem. Lokalgötter ſind es daher, welche unter n ägyptiſchen den altertümlichſten Charakter tragen, und unter nen ſind es wieder die Gottheiten der bedeutendſten Städte, welche i nachherigen ausgebildeten Götterſyſtem die Hauptrolle ſpielten. ie bedeutendſten Städte Aegyptens ſind aber Memfis und Theben, nes in Unter=, dieſes in Oberägypten, — gewiſſermaßen die beiden rennpunkte des Landes, in welchem bald die nördliche, bald die dliche Hälfte die Oberhand hatte oder auch, je nachdem Eroberer n Norden oder Süden eindrangen, die letzte Zuflucht des wahren egyptertums war.

Der Gott von Memfis war Ptah, welchen die Hellenen mit rem Hephäſtos zuſammenſtellten und von welchem Herodot berichtet, : wäre im Tempel in zwerghafter Geſtalt abgebildet geweſen, und enſo auch ſeine Kinder; er iſt das Licht, auch das Feuer. Manetho acht ihn zum erſten König der Götterdynaſtien Aegyptens und die riefter des Landes nennen ihn den Weltſchöpfer, der „das Ei der onne und des Mondes bewege", als „Weber der Anfänge", „Vater er Väter der Götter, Herrn der Wahrheit, Herrſcher des Himmels" . ſ. w. Seine zwerg= oder kindhafte Geſtalt verſinnbildlichte wol, aß das All aus kleinen Anfängen entſtanden, wie aus dem Funken ie Flamme hervorgeht. Er wurde grün gemalt und hatte oft den hm heiligen Käfer (Skarabäus, σκάραβος) zum Abzeichen.

Mit Ptah wetteiferte an Bedeutung der Gott von On, Anu oder Heliopolis, Ra, der Sonnengott, nach Manetho der zweite Götterkönig. Er wurde je nach den Tages- oder Jahreszeiten des Sonnenlaufes (Morgen, Mittag, Abend; Frühling, Sommer, Herbst), als Kind, Jüngling, Mann und Greis abgebildet. Auch er galt als Weltschöpfer und heißt in den Inschriften: offenbart im Abgrunde des Himmels, — der sich jeden Tag durch sich selbst neu gebärt u. s. w. Wie der Griechen Helios auf dem Sonnenwagen, fuhr Ra auf der Sonnenbarke, die als Nilbarke vorgestellt wurde. Gemalt wurde er rot, mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe, die gewöhnlich von einer Königsschlange umgeben war; sein Sinnbild war letztere mit zwei Flügeln, oft vereint mit dem Skarabäus; es glänzte auf den Pforten der Tempel und Pylonen. Heilig waren ihm der Kater, der hellfarbige Stier, der Sperber; des Letztern Kopf trug er auch oder erschien ganz als Sperber, die Sonnenscheibe tragend. Die Faraonen nannten sich Söhne des Ra.

In Hermopolis (Aschmunein) wurde Thoth verehrt, den die Griechen dem Hermes gleichstellten. Er galt als Erfinder und Beschützer der Wissenschaften, Urheber der Benennungen, der Zeitrechnung, der Schrift, der Opfer, der Musik und des Oelbaumes und wurde „Schreiber der Wahrheit" genannt, auch „Herr der acht Gegenden". Ihm war der Ibis heilig, dessen Kopf er auch trug; in der Hand hatte er einen Zeitmesser oder ein Schreibzeug. Eine Nebenform seiner Person scheint der gleich dem Sonnengott auf einer Barke fahrende Mondgott Joh zu sein. In derselben Stadt wurde auch den „acht Kindern des Ptah", vier Paaren von Elementargeistern, Ehrfurcht gezollt.

In Sais betete man zur Neith, von den Hellenen für ihre Athena gehalten. Gar sehr wird der deutsche Idealismus, welcher sie in Schillers „verschleiertem Bild von Sais" besang, enttäuscht, wenn von dem nach Plutarch (Isis und Osiris, Kap. 9) an ihrem Tempel geschriebenen Spruche die wahre Bedeutung klar wird. „Ich bin Alles, was da war, was da ist und was da sein wird; kein Sterblicher hat mein Gewand (πέπλος, nicht Schleier) gelüftet"; d. h. sie, die schaffende Naturkraft, hat ohne Zuthun eines Mannes geboren. Sie wird ohne Thierkopf, mit einem Stab und oft mit der Krone Unterägyptens, auch mit Bogen und Pfeilen abgebildet. Die ägyptischen Inschriften nennen sie: die Kuh, welche die Sonne gebar, die Urmutter der Sonne, die Mutter der Götter.

Der Tempel zu Bubasis (Pa-Bast, Stätte der Bast), war der Göttin Pacht, Pascht, Bast, heilig, einer Tochter des Ra, deren geheiligtes Thier und Kopfbild die Löwin oder die Katze war. Die

ellenen nannten sie Artemis. Sie ertheilte Orakel und ihre Feste
i Bubastos wurden unter kolossalem Zulauf von Hunderttausenden
on Wallfahrern gefeiert.

In Ober-Aegypten war die hervorragende Gottheit der von den
riechen für ihren Zeus gehaltene Amen, griech. Ammon. Die Be-
utung seines Namens ist „der Verborgene", nach Hekataios von
bdera soll es ein Wort des Zurufens der Aegypter unter sich sein,
omit sie den verborgenen Gott, der das Weltall selbst sei, anrufen,
h ihnen zu zeigen (Plut. Is. und Os. Kap. 9). Er wird mit dem
hallos abgebildet, auf dem Kopfe den Königsschmuck mit zwei hohen
edern. Seine Farbe ist blau (wol die des Himmels). In Theben
id in der Ammons-Oase hatte er Orakel. Auch er wurde „Schöpfer
r Welt" genannt. Sein Sohn Schu gilt als dritter Götterkönig.
einer Gattin Mut, der „Herrin der Finsterniß", war der Geier
ilig und auch ihr Kopfbild. Die Götter Ober-Aegyptens sind unter
h inniger verwandt, als jene des untern Landes, ja sogar oft mit
nander verschmolzen. Ammons Stelle nahm oft Tum (Atmu) als
ntergehende Sonne ein, trug die doppelte Krone und hieß auch Vater
r Götter, Vater der Anfänge, auch „Ra in seinem Ei", d. h. der
ieder zum Aufgange bestimmte Sonnengott. Zu Koptos verehrte
an den Chem, einen phallischen Gott, in Syene den Chnum oder
hnemu (Knef) mit Widderkopf, den „Herrn der Ueberschwemmungen"
ielfach mit Ammon verschmolzen und eigentlich Eines mit ihm).
iner der ältesten Götter ist Anubis, schon in der Pyramiden-Zeit
odtengott. Er steht der Bestattung vor, ist der Hüter der Unter-
elt, leitet und schützt die Einbalsamirung, hütet die Nekropolen und
ißt der Eröffner der Wege als Hermes Psychopompos. Er ist der
auptgott in vielen oberägyptischen Nomen. Sein heiliges Thier ist
r in Nekropolen hausende Schakal, mit dessen Kopf er abgebildet
ird. Eine Göttin von Elefantine war Sate, von den Griechen
era genannt, mit Kuhhörnern gebildet, und eine andere des obern
andes Anuke, die ägyptische Hestia. Ein Sonnengott der nämlichen
egend war der krokodilköpfige Sewek.

In Ober- und Unter-Aegypten fand Hathor, des Nillandes
phrodite, „die Herrin des Tanzes und Festrausches" Verehrung.
hr Thier und Bild war die Kuh, mit der Mondscheibe zwischen den
örnern.

Diesem ältern Göttergeschlechte wolthätiger Naturgewalten in un-
etrübter Harmonie, gegen welches nach den Denkmälern umsonst ein
chlangenwesen, Apap, ankämpft, aber von Ra besiegt wird (wie
ets der Nachtdrache vom Sonnengotte), folgte in Aegypten ein
weites, in welchem die Gegensätze der Elemente sich im Kampfe
aßen, womit dann natürlich auch ethische Momente in der Mythologie

Eingang fanden. Die Eltern dieses mythenreichen Geschlechtes hießen Seb und Nut, Gottheiten des Himmels, von den Hellenen Kronos und Rea genannt. Nach der Erzählung des Plutarchos (Is. u. Os. Kap. 12) gebar Rea (Nut) drei verschiedenen Gatten, dem Helios (Ra), Hermes (Thoth) und Kronos (Seb) fünf Kinder, und zwar, weil der eifersüchtige Helios sie verflucht habe, weder in einem Monat, noch in einem Jahre zu gebären, auf Anordnung des Thoth, der dem Monde die dazu erforderliche Zeit abgewonnen, an den fünf Schalttagen, die Thoth dem Jahre von da an beifügte, das vorher nur 360 Tage gehabt habe. Diese fünf Kinder sind: Osiris (äg. Asiri oder Asar, für Dionysos gehalten), Harueris (auch der ältere Horos, bei den Griechen Apollon), Typhon (äg. Set), Isis (äg. Ast) und Nephthys (äg. Nebti). Osiris nahm die Isis zur Frau, welche übrigens auch bisweilen seine Mutter genannt wird, Typhon die Nephthys.

Osiris und Isis sind die Hauptgestalten der ägyptischen Mythe. Osiris, von den Aegyptern mit über hundert Ehrennamen beschenkt, die freilich viele Wiederholungen enthalten, darunter Un nefer (*Ἀγαθοδαίμων*), folgte seinen Vater Seb als Götterkönig und ist eine Erneuerung des Ra, also Sonnengott. In den ägyptischen Inschriften heißt er „König der Götter", „Herr von unzähligen Tagen", „König des Lebens", „Ordner der Ewigkeit". Seine Farbe ist grün, auch schwarz, seine Darstellung meist vollkommen menschlich, ohne Thierkopf; in Nebenformen jedoch mit Kranich- oder Sperberkopf, seine Kleidung weiß; er trägt die Krone Ober-Aegyptens mit Straußfedern. Seine Heiligtümer waren Philä und Abydos in Ober-, Memfis, Sais und Busiris (Pe-osiri, d. h. Stätte des Orisis) in Unter-Aegypten.

Isis erscheint in ägyptischen Abbildungen in jugendlicher Gestalt, auf dem Haupte eine von einem Geier gebildete Mütze und die Hörner des ihr geheiligten Thieres, der Kuh, zwischen denselben die Mondscheibe, diese oft von einer Schlange umwunden, in den Händen das Blnmenskepter. Sie wurde auch völlig als Kuh dargestellt und in Sais eine reich geschmückte hölzerne Kuh an ihrer Statt verehrt. Ihre Titel waren: königliche Gemalin, große Göttin u. s. w. Sie wurde auch mit Mut, Hathor, Sate u. a. Göttinnen vermengt.

Set-Typhon, der Feind des Götterpaares, wurde brennendrot gemalt, und seine Thiere (Kopfbilder) waren die verachtetsten, der Esel, das Nilpferd und das Schwein, sowie das gefürchtete Krokodil. Sein Geburtstag, der dritte Schalttag, war ein Unglückstag. Man nannte ihn den allmächtigen Zerstörer und Verröder. Er war das böse Element, der Ahriman und Satan der Aegypter. Rötliche Esel und rothaarige Menschen wurden im Nillande als ihm geweiht miß-

handelt und alle schädlichen Dinge der Natur als sein Werk verabscheut.

Nebti (Nephthys), Typhons Gattin, erscheint als ein Gegenbild von Isis; wie Diese die Entstehung, so vertritt Jene das Ende aller Dinge, aber nicht in bösem Sinne wie ihr Gatte. Isis steht zu Häupten, Nebti zu Füßen des Todten. Letztere heißt „die Herrin des Grabes". Die Griechen nannten sie Aphrodite (die nächtliche), was sie als Mond- oder Nachtgöttin bezeichnet. Sie trägt keinen Thierkopf, aber Kuhhörner mit der Mondscheibe dazwischen.

Den Mythos von der Regirung und den Fahrten des Osiris bis nach Indien, die ganz denen des Dionysos entsprechen, — von seiner Ermordung und der Zerstückelung seines Körpers durch Typhon, von der Sammlung der Theile durch Isis und der Versetzung des Gottes als untergegangener Sonne in die Unterwelt dürfen wir als bekannt annehmen.*) Sie wird blos von griechischen und zwar spät lebenden Schriftstellern erzählt und es ist daher schwierig zu entscheiden, wie viel oder wie wenig ächt ägyptisches daran geblieben ist.

Der jüngste Gott und letzte Götterkönig der Aegypter ist der Rächer seines Vaters, des Osiris Sohn Horos, äg. Har, Her oder Hor, der Ueberwinder des Typhon, auch Horos der Jüngere genannt, Harpechrut (griech. Harpokrates), d. h. Har das Kind. Als Kind dargestellt, sitzt er auf dem Lotosblatt oder Krummstabe und hat den Finger am Munde, als Jüngling oder Mann steuert er den Sonnenlahn. Ihm war der Sperber heilig, dessen Kopf er trug, und darüber Aegyptens Doppelkrone. Auch er ist gleich dem Vater eine Wiederholung des Ra. Verehrt wurde er in Edfu und Kus, welche die Griechen, die ihn für Apollon nahmen, Groß- und Klein-Apollinopolis nannten, und in Ombos.

Nach den Andeutungen der ägyptischen Denkmäler und den klaren Aeußerungen der griechischen Schriftsteller bedeutet Osiris die Sonne, welche durch Typhon, die Nacht, unterliegt, aber in Horos, der jungen Sonne, wieder aufersteht, und Isis den Mond.**) Es gab indessen auch andere Auffassungen, namentlich jene, welche unter Osiris den Nil, unter Isis das von ihm befruchtete Land, unter Typhon den verzehrenden Glutwind der Wüste, unter Horos den wieder zu neuer Fülle erwachsenden Nil versteht. Plutarchos, welcher diese und noch andere Deutungen bespricht, kommt schließlich zu dem Ergebniß, die Mythe ethisch auszulegen, d. h. alles, was ohne Ordnung und Maß ist, also alles Schädliche und Verderbliche sei dem Typhon, das Geordnete, Gute, Nützliche der Isis und dem Orisis

*) Plut., Is. und Os. Kap. 13—19. Diod. I. 14—22.
**) Diod. I 11.

zuzuschreiben.*) Das Wahre ist wol, daß diese Gottheiten alle bald so, bald anders aufgefaßt wurden, indem die Gegensätze in der Natur je nach dem Eindrucke und der Wirkung, die sie hervorbrachten, je nachdem der Eindruck ein angenehmer oder unangenehmer, die Wirkung nützlich oder schädlich war, auch als gut oder schlecht, d. h. also als ethische Gegensätze erscheinen mußten. Die Mythe von Osiris, Isis, Typhon und Horos verschlang aber zuletzt, in Folge ihrer Anschaulichkeit und des Reizes, den sie den Hörenden gewährte, alle früheren Göttergestalten, und die jüngsten derselben wurden zuletzt die am meisten verehrten und die älteren, Ptah, Ra, Ammon und die Uebrigen oft mit Osiris verschmolzen.

Auf diese Art bildeten sich Gruppen von Göttern, zuerst Dreiheiten, indem (wie der christlichen Dreieinigkeit) aus zwei Göttern ein dritter hervorging, z. B. Osiris, Isis und Horos, Ammon, Mut und Schu u. s. w., ferner Vereinigungen von acht und endlich von zwölf Köpfen.**) Von den Acht sagt der Alexandriner Clemens, daß sieben von ihnen die Planeten, der achte aber die Welt als Ganzes bedeute. Die Zwölf werden daher wol die Sternbilder des Thierkreises vorstellen, nach welchen das Jahr in Monde eingetheilt ist. Sieben Götter wurden als Götterkönige vor dem Beginne eines irdischen Reiches angenommen: Ptah (Hephästos), Ra (Helios), Schu (Sos), Seb (Kronos), Asar (Osiris), Set (Typhon) und Har (Horos).***)

Es gab ferner noch Gottheiten der Himmelsgegenden, der Monate, der Gestirne, des Nil, der ägyptischen Nomen, der Tages- und Nachtstunden, der Unterwelt, sowie verschiedener Tugenden u. s. w., dann Genien verschiedenen Ranges, über welche wir aber wenig unterrichtet sind, und endlich die heiligen Thiere.

Ein Zeichen, welches beinahe immer den Götterbildern in die Hand gegeben wurde, war das Tau oder Lebenszeichen, ☥ auch der Nilschlüssel genannt, ein Symbol der Macht und Hoheit der Götter, vielleicht ein geheimes Zeichen der priesterlichen Mysterien. Die ersten Christen Aegyptens benutzten es statt des Kreuzes.†)

Der für Aegypten so bedeutungsvolle Thierdienst hat seinen Ursprung nicht in diesem Lande, sondern in dem Fetischdienste der älteren, dunkleren afrikanischen Stämme. Wahrscheinlich machten die Eroberer demselben Zugeständnisse und schmückten ihre Götter mit Thierköpfen oder Thierleibern; das Volk aber fuhr fort, die Thiere

*) Plut. Is. u. Os. Kap. 64.
**) Herod. II. 43, 46, 145.
***) Maspero, hist. anc. p. 37 f.
†) Wilkinson new ser. II. p. 283.

ſelbſt zu verehren. Die Veranlaſſung, gerade dieſe und jene Götter mit beſtimmten Thieren zu verſchmelzen, war gewiß eine ſymboliſche, etwa begründet in Aehnlichkeiten zwiſchen dem Charakter des Gottes und ſeines Thieres, — und das ſo entſtandene Bild eine nur den Prieſtern bekannte Art von Hieroglyphe mit beſtimmter Bedeutung, welche letztere für uns verloren gegangen iſt.

Der Thierdienſt, der in keinem Lande je in ſo ausgedehntem Maße geübt wurde wie in Aegypten, mußte die Fremden zu dem Glauben verleiten, daß ſchlechtweg alle Thiere am Nil heilig wären. Herodot ſogar (II. 65) war dieſer Meinung. Es war dies aber nicht der Fall; es gab nicht nur Thiere, welche nirgends heilig, ſondern ſogar ſolche, welche überall verachtet und verabſcheut waren, wie der Eſel und das Schwein, die Thiere des Typhon. Von den übrigen aber waren nur wenige allgemein verehrt, die große Mehrheit aber nur an gewiſſen Orten beziehungsweiſe in gewiſſen Nomen, in anderen aber durchaus nicht. Von allgemein verehrten Thieren kennen wir den Aal, den Käfer, gewiſſe Schlangen, die Fuchsgans, den Storch, den Wiedehopf, den Ibis, den Sperber, das Rind, die Fiſchotter, den Löwen (beſonders in Leontopolis), die Katze und den Hund. Wenn eine Katze den Tod fand, ſo ſchoren ſich alle Hausbewohner die Augenbrauen, und wenn es brannte, ſo dachten ſie zuerſt auf Rettung der Katzen und nicht auf Löſchung des Brandes. Starb ein Hund, ſo ſchor man ſich am ganzen Körper. Doch gab es auch Ausnahmen. Die Bewohner von Oxyrynchos, welche den Fiſch dieſes Namens verehrten, fingen einſt aus Haß gegen die Kynopoliten, die hauptſächlichen Hundeanbeter, alle Hunde, tödteten, opferten und fraßen ſie. Von blos lokalen Thierverehrungen nennen wir außer verſchiedenen, blos örtlich geheiligten Fiſchen, den Adler in Theben, den Geier in Eileithyia, das Krokodil in Krokodilopolis (Athribis), Koptos, Ombos und Theben, das Flußpferd im papremitiſchen Nomos, die Antilope in Koptos, den Ziegenbock in Mendes, die Kuh in Aphroditopolis, das Schaf in Sais und in der Thebais, den Widder in Theben, den Hundskopf-Affen (Kynokephalos) in Hermopolis, den Ichneumon in Herakleopolis, den Wolf in Lykopolis u. ſ. w.*) Die Verehrung dieſer Thiere war ſo charakteriſtiſch für die betreffenden Orte, daß die Griechen letztere nach den dort verehrten Thieren (oder auch nach den dort bevorzugten Göttern in griechiſcher Umkleidung) benannten (oben S. 302). An jedem dieſer Orte war die daſelbſt geheiligte Thiergattung als unverletzlich und unantaſtbar betrachtet und Alles wetteiferte ſie zu füttern; ſogar fliegenden Vögeln warf man Speiſe

*) Ein Verzeichniß der heiligen und ſonſt in Aegypten vorkommenden Thiere bei Wilkinson new ser. II. p. 116 ff.

zu und rief ihnen zu, daß sie solche auffangen möchten. Wer ein Individuum dieser Art tödtete, war selbst des Todes schuldig, wenn es absichtlich, und mußte seine Schuld durch eine Buße an die Priester sühnen, wenn es unabsichtlich geschah. Einzelne heilige Thiere hielt man in geweihten Räumen der Tempel, wo eigene Wärter, deren Amt in der Familie forterbte, ihrer pflegten und sie mit den kostbarsten für sie passenden Speisen fütterten, sie badeten und salbten, ja sie sogar mit Teppichen (oft purpurnen), auf denen sie sich wälzten, und mit Schmucksachen versahen und ihnen schöne Weibchen ihrer Gattung zuführten. Im Möris-See wurde ein gezähmtes Krokodil gehalten und von den Priestern selbst gefüttert. Nach dem Tode wurden die heil. Thiere sorgfältig einbalsamirt und feierlich bestattet. Es war gebräuchlich, den heiligen Thieren Kinder zu geloben, was so gelöst wurde, daß man letzteren den Kopf ganz oder theilweise schor, das abgenommene Haar in Silber aufwog und dieses den Wärtern zum Unterhalte der Thiere übergab. Auch war jeder Gattung von verehrten Thieren ein Stück Landes geweiht, dessen Ertrag zur Pflege und Ernährung derselben hinreichte (Diod. I. 83). Der Thierdienst führte übrigens zu solchen Mißbräuchen, daß alle Schranken der Natur und Sitte fielen und z. B. bei dem Feste der heiligen Böcke zu Mendes, wie Herodot (II. 46) erzählt, γυναικὶ τράγος ἐμίσγετο ἀναφανδόν.

Es waren aber einzelne Thiere vor den übrigen ihrer Gattung ganz besonders bevorzugt. Das berühmteste derselben war der gleich dem König niemals sterbende Stier Apis (äg. Hapi), der dem Gotte Ptah in Memfis geweiht war. Die Mutterkuh desselben war nach dem Glauben der Aegypter von einem überirdischen Strale (vom Himmel oder vom Monde) befruchtet. Der Apis wurde von den Priestern ausgewählt; er mußte schwarz sein, einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirne, weiße flügelähnliche Flecke auf dem Rücken, im Schwanze zweifarbige Haare und ein Gewächs unter der Zunge von der Gestalt des dem Ptah heiligen Käfers haben. Mit seiner Einführung in den Tempel waren weitläufige Ceremonien verbunden. Abgebildet wurde er mit der Sonnenscheibe und der Königsschlange zwischen den Hörnern und war daher wol eine Sonnengottheit. Man setzte ihn auch in Verbindung mit Osiris, ja hielt ihn sogar für den in der Unterwelt weilenden Osiris, und bezeichnete ihn als solchen auf Grabschriften. In diesem Falle gab man ihm Menschenleib mit Stierkopf und nannte ihn Apis-Osiris oder Osiris-Apis, Oserapi, welcher Name von den Griechen in Sarapis oder Serapis zusammengezogen und für denjenigen eines besondern Gottes gehalten wurde. Seine Mutter wurde lebenslänglich gepflegt und ihm ein Harem von Kühen gehalten. Das Leben des Apis wurde auf 25 Jahre, eine

ronomiſche Periode, berechnet. Starb er vor oder nach Ablauf ſelben, ſo wurde er tief betrauert, koſtbar einbalſamirt, mit Denk- len beehrt und prächtig beſtattet, wofür ſich die Aegypter kein lt reuen ließen. Es gab im Lande noch andere heilige Stiere, B. den dem Ra geweihten Mnevis in Heliopolis und den dem rueris heiligen Pakis in Hermonthis. —

Als eine weitere Fleiſchwerdung des Oſiris wurde zu On (Helio- lis) verehrt der Vogel Bennu, ein Reiher mit zwei langen Federn Hinterkopf, welcher regelmäßig mit dem Anſchwellen des Nil er- en. Es wurde von ihm geſagt, er erzeuge ſich ſelbſt und laſſe die itabſchnitte entſtehen. Es iſt vielleicht derſelbe Vogel, den die iechen Phönix und ein Sinnbild der Sonne nannten und als ldfarbigen Adler ſich vorſtellten, der ſich nach fünfhundertjährigem ben auf einem Scheiterhaufen von Gewürzen ſelbſt verbrenne und s deſſen Aſche dann der junge Vogel hervorgehe. Auch der Kater s Sonnengottes in Heliopolis wurde beſonders heilig gehalten und f einem erhaltenen Denkſteine alle ſeine Körpertheile mit ſolchen rſchiedener Götter verglichen.

Es gab auch heilige Pflanzen, die beſtimmten Gottheiten, be- nders Göttinnen geweiht waren, z. B. die Perſea, die Sykomore, ie Tamariske u. ſ. w.

B. Die Tempel und ihre Prieſter.

Die Tempel waren der Stolz Aegyptens, und wenn dieſes Volk ur dieſe Kunſtwerke allein geſchaffen hätte, ſo hätte es ſich damit hon Denkmäler für die Ewigkeit errichtet. Alle anderen Gebäude nd zerfallen und beinahe ſpurlos verſchwunden; Tempel und Gräber ehen noch, wenn auch in großartigen und ſtaunenswerten Ruinen. ie fordern zur Bewunderung eines Volkes auf, das ſchon in ſo auer Zeit ſo Großes und Gewaltiges, ſo Geiſtvolles und Sinnreiches ſchaffen.

Der ägyptiſche Tempel war ein Gedanke, in Stein gehauen, eine age an die Ewigkeit und ihre Geheimniſſe, was, neben der den Gräbern dieſem merkwürdigen Lande gewidmeten Sorgfalt in der hergebrachten einung beſtärken könnte, daß die Aegypter nur gelebt hätten, um zu erben, einbalſamirt und begraben zu werden, wenn nicht verräteriſche ilder anderswo darthäten, daß ſie auch wol zu lachen und zu ſcherzen erſtanden. Die Tempel des Nillandes waren auf abgegrenzten Räumen on der Geſtalt länglicher Vierecke errichtet. Ein hundert Fuß breiter epflaſterter Weg führte vom Thore der Umfangsmauer zum Tempel, uf beiden Seiten mit Reihen von Sfingen beſetzt, die je dreißig Fuß

auseinander ſtanden. Den Eingang umſchloß ein Pylon, d. h. pyramidaler doppelter Vorbau, vor welchen Obelisken, Koloſſalſtatuen von Göttern oder Königen und hohe bewimpelte Maſten ſtanden, und hindurch gelangte man in die Vorhöfe, die wieder unter ſich durch Pylonen getrennt waren, und durch dieſe in den Tempel ſelbſt (das Innere), und zuletzt in das niedrigere und flach bedeckte Allerheiligſte (Adyton, σηκος). Die Höfe waren von Gallerien umgeben, die von Säulen getragen wurden, Alles über und über mit Hieroglyphen und Bildern bemalt. Die Mauern glänzten von ſeltenen Steinen und blendenden Farben, das Innere leuchtete von Gold, Silber und Edelſteinen, und das Allerheiligſte war mit Vorhängen von Goldgewebe verhüllt. Im Adyton befanden ſich die Götterbilder und heiligen Thiere. In Nebengebäuden wohnten die Prieſter und Diener und wurden die Opferthiere gehalten. Die Mauern des Tempels und ſeiner Theile waren außen und innen mit Hieroglyphen-Inſchriften und Basreliefs bedeckt, aus denen die Neuzeit vorzugsweiſe ihre Kenntniß des altägyptiſchen Lebens und Treibens geſchöpft hat. Solche Tempel waren über ganz Aegypten hingeſäet und bald einer, bald mehreren Gottheiten geweiht oder in dem Tempel einer Gottheit auch andere ſolche gaſtfreundlich aufgenommen. Manche Tempel ehrten auch mehrere Gottheiten zugleich, namentlich mit Vorliebe ihrer drei, unter einem Bilde oder einer Perſonifikation mit vereinigten Namen. Namentlich ſpielten hierin Iſis und Oſiris eine große Rolle, welche bald ihre eigenen, bald gemeinſame, bald ſolche mit anderen Göttern zugleich hatten.

An jedem Tempel war eine Prieſterſchaft angeſtellt, mit einem Oberprieſter an der Spitze, welcher auch Profet genannt wurde und wahrſcheinlich die Orakel und Vorzeichen zu beſorgen hatte. Die übrigen Prieſter zerfielen in mehrere Klaſſen, welche ſchwerlich vollſtändig bekannt ſind und wol auch nicht in allen Landestheilen dieſelbe Rangordnung hatten. Es werden als ſolche Klaſſen namentlich genannt: die heiligen Schreiber (Pterophoren, Federnträger), deren Aufgabe die Pflege der Wiſſenſchaft war, namentlich der Kenntniß beider Welten, der am Himmel und der auf Erden, d. h. Aegyptens. Speziell mit der Aſtronomie und wol vorzugsweiſe auch mit der Aſtrologie hatten ſich die Horoskopen zu beſchäftigen. Eine weitere Klaſſe bildeten die Sänger der Götterhymnen, dann die Hieroſtoliſten, welche die Bekleidung der Götterſtatuen zu den feierlichen Umzügen, ſowie die Prüfung der Opferthiere beſorgten und denen die Moschoſphragiſten und Moschoſphagiſten, die Opferthierbeſiegler und Opferthierſchlächter untergeordnet waren. Darauf kamen die Paſtophoren, bei Plutarch Hieraphoren, die Träger der Götterbilder, Reliquien, Symbole u. ſ. w. bei Umzügen; man nimmt an, daß ſie auch die

Aerzte des Landes waren. Zur dienenden Klasse der Priester gehörten die Einbalsamirer (Taricheuten) und zuletzt die Tempeldiener (Neokoren), welche die heiligen Räume zu reinigen hatten.*) Daß es auch Priesterinnen gab, besonders der Isis, geht aus Denkmalbildern hervor. Manche Priesterkollegien ragten an Ruf und Bedeutung über die anderen hervor, so namentlich die zu Theben, Memfis, und Heliopolis, später auch das der Insel Philä.

Die Priester nahmen in Aegypten eine ungemein hohe Stellung ein. Als die Freunde und Vertreter der Götter und Vermittler zwischen diesen und den Menschen hatten sie ganz besondere Vorschriften der Reinigkeit und Reinlichkeit zu beobachten. Sie trugen nur leinene und stets frisch gewachsene Kleider, beschnitten sich (s. oben S. 307), badeten zweimal täglich und zweimal in der Nacht (?) kalt, schoren jeden dritten Tag alles Haar am Leibe ab und hatten noch eine Menge anderer heiliger Gebräuche zu beobachten. So z. B. waren ihnen Fische, Schweinefleisch und Bohnen, sowie das Salz, und an gewissen Tagen alles Fleisch verboten; auch begnügten sie sich mit einer Frau.

Dafür erfreuten sie sich manigfacher Vorrechte; sie zahlten keine Steuern und hatten ein Drittel des gesammten Landes zu ihrer freien Benutzung. Nach dem Sturze des ägyptischen Reiches hörte freilich diese Herrlichkeit auf, und den Ptolemäern mußten die Priester steuern.

Ein weit höheres und großartigeres Vorrecht hatten indessen die ägyptischen Priester in dem alleinigen Besitze aller Wissenschaft. Von der Kenntniß thatsächlich vorhandener Dinge hier einstweilen abgesehen, waren sie allein unter allen Landesangehörigen mit der Natur und dem Grunde des nationalen Glaubens bekannt und vertraut. Die ägyptischen Priester genoßen im Altertum hinsichtlich ihrer Weisheit, trotz der Abgeschlossenheit ihres Landes, eines Weltrufes, und dies wäre undenkbar gewesen, wenn ihre Lehre keinen andern Inhalt gehabt hätte, als den Volksglauben, nur etwa in gelehrt theologischer Form. Nein, sie hatte einen weit tiefern Grund. Das Volk wußte nicht, warum es Thiere und thierköpfige Götter verehrte, nicht, wer Osiris, Isis, Ammon, Typhon waren, — die Priester aber wußten es. — Darum wetteiferten die größten und besten, die weisesten und berühmtesten Hellenen, die Tempel am Nil zu besuchen, — nicht um zu erfahren, daß und wie man diesen und jenen Göttern diente, — das konnte für sie kein Interesse haben, — sondern um zu wissen, was der Kern und der Geist dieses Glaubens war. Was die ägyptischen Priester wußten, das waren eben Mysterien; sie weihten in dieselben Niemanden ein, als ihre Kastengenossen höhern Ranges, den

*) Uhlemann II. S. 184 ff.

König und ausgezeichnete Fremde und es war streng verboten, den Inhalt dieſer Lehren und die dieſelbe einhüllenden geheimnißvollen Formen und Gebräuche an Uneingeweihte zu verraten, und es iſt bis heute niemals bekannt geworden. Herodot, Diodor und Plutarch ſprechen mit der größten Vorſicht von den ägyptiſchen Myſterien; aber es geht aus ihren Worten für Jeden, der ſie verſtehen will, deutlich hervor, daß es ſich in den Prieſterlehren um eine Symboliſirung des ägyptiſchen Götterglaubens handelte, — nicht um das, was geglaubt wurde, ſondern um das, was es bedeutete. Wir führen nur wenige ſchlagende Beiſpiele an. Herodot erzählt (II. 61), daß am Feſte der Iſis in der Stadt Buſiris nach der Opferung Männer und Weiber ſich ſchlagen; doch den, um deßwillen ſie ſich ſchlagen, ſei ihm nicht erlaubt (οὐ μοι ὅσιον) zu nennen. Dieſe Auslegung war alſo ausſchließliches Geheimniß der Eingeweihten. Plutarch (Iſ. u. Oſ. 8) verſichert, in den ägyptiſchen Gebräuchen ſei nichts Unvernünftiges, Fabelhaftes oder Abergläubiſches, ſondern alle haben ihre Gründe, ferner (ebdaſ. 11), daß Nichts von dem was erzählt wird, wirklich ſo geſchehen und vorgefallen ſei, ſondern eine ſinnbildliche Bedeutung habe und wieder (ebdaſ. 70), daß die Aegypter mit den Namen der Götter deren Gaben und Werke bezeichnen und ihnen des Nutzens wegen dieſe Ehre erweiſen. Daß die Prieſter dieſe ihre Kenntniß von der Bedeutung der Mythen geheim hielten, kann nicht in Verwunderung ſetzen, wenn man erwägt, wie ſehr Prieſtern als Solchen daran liegen muß, ihr Anſehen zu bewahren, was nur möglich iſt, wenn ſie mehr wiſſen oder können als Andere. Was die Prieſter, wenn ſie ſelbſt den Glauben des Volkes nicht theilten, weil ſie ſeine Bedeutung kannten, für ſich ſelbſt an deſſen Stelle ſetzten, kann jetzt nicht mehr zweifelhaft ſein, ſeitdem man aus dem „Todtenbuche" weiß, daß ſie einem Monotheismus huldigten, zu dem ſie auf dem Wege der Abſtraktion durch Vergeiſtigung der Gottheit gelangt waren. Die einzelnen Götter waren ihnen nur noch volkstümliche Geſtalten des „Ureinen", der „einzig iſt, allein und ſondergleichen". Nu, der Ur-Ocean, war ihnen das Ewige und Unergründliche, das ſich ſelbſt erzeugt und geboren hat, vollkommen, allwiſſend, allmächtig, unbegreiflich. Er iſt der Vater, die Mutter und das Kind Gottes zugleich und ſo eine Dreiheit in der Einheit, welche Idee ſchon die Aegypter ahnten. Die einzelnen Götter ſind ſeine Glieder, welche die Prieſter dem Volke zeigten, in denen ſie, weil dieſes den Ureinen nicht begreifen konnte, deſſen Eigenſchaften oder Rollen zur Anſchauung brachten.*) Dieſe letztern wurden denn

*) Duncker, Geſch. d. Alterth., 4. Aufl. I. S. 160. Uhlemann, Alterthumsk. II. 268. Maspero, hist. ancienne p. 26 ff.

auch, wie bereits gezeigt, vielfach mit einander verwechselt, vermengt und verschmolzen.

Es wird berichtet, daß die ägyptischen Priester 42 heilige Bücher hatten, in welchen ihre Kenntnisse niedergelegt waren, und auf welche wir zurückkommen werden. Ohne Zweifel enthielten die vornehmsten derselben die priesterliche Götterlehre; sie sind leider bis auf wenige Bruchstücke (das sog. Todtenbuch) verloren; ein neidisches Schicksal hat ihnen nicht vergönnt, die Zahl der „Bibeln" der Menschheit um eine — und zwar die älteste von allen — zu vermehren.

C. Der Götterdienst am Nil.

Wie die Götter der Aegypter keine im ganzen Lande auf dieselbe Weise geordnete Verehrung genossen, indem beinahe jede Stadt ihr eigenes System angebeter Wesen besaß, so konnte auch der Kult oder der Inbegriff der den Göttern dargebrachten Huldigungen nicht ein allerorten übereinstimmender gewesen sein. Doch wurden viele Götter an mehreren Orten verehrt und in den späteren Zeiten diejenigen aus dem Sagenbereiche des Osiris und der Isis sogar überall, und so gab es auch im Götterdienste manigfache Berührungen zwischen den verschiedenen Landestheilen. Die wichtigsten heiligen Handlungen waren bei allen Glaubensformen stets die Opfer, und es zeigt sich schon an diesen in untrüglicher Weise, welche Stufe der Kultur ein Volk erstiegen hat, und zwar insofern, als sie mit Vergießen von Menschenblut verknüpft sind oder nicht. Die Aegypter erscheinen uns in Folge ihrer vorgeschrittenen Kultur und ihrer Blütezeit durchaus als human und auf ihren Denkmälern erscheint nirgends eine Spur von Menschenopfern. Daher sind die Angaben sehr verdächtig und aller Wahrscheinlichkeit ferne, daß Manetho (nach den Zeugnissen des Porphyrios und Plutarchos) erzähle, man habe „vormals" in Heliopolis der Hera alle Tage drei Menschen geopfert, welche gleich den Opferthieren ausgesucht, geprüft und versiegelt worden; aber Amasis habe diese Unsitte abgeschafft und Wachsbilder an die Stelle der Menschen gesetzt, — ferner: in Eileithyia habe man sog. typhonische, d. h. rothaarige Menschen (also wol meist Fremde, wie Diodor ausdrücklich sagt, da jene Farbe in Aegypten selten vorkam) lebend verbrannt. In älteren Zeiten und vereinzelt mag solches vorgekommen sein. Wenigstens war das den Opferthieren späterer Zeit aufgedrückte Sigel mit dem Bilde eines knienden, gebundenen und von einem Messer bedrohten Menschen bezeichnet, was eine Stellvertretung des letztern andeuten könnte.*) Thatsache ist aber, daß wir in den Zeiten,

*) Wilkinson new ser. II. p. 352.

da griechiſche Schriftſteller über Aegypten ſchrieben, nur von Thieren und Pflanzen hören, welche geopfert wurden, und auf den Denkmälern im Nillande nur von ſolchen leſen. Es waren meiſt Hausthiere, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Gänſe, Fiſche; aber Blumen, Früchte, Brote, Fleiſchſtücke, Wein, Milch, Salben, Schmuck und ſogar bloſe Bilder darzubringender Pflanzen, Thiere u. ſ. w. wurden weit öfter geopfert, als lebende Thiere. Der Hergang beim Opfer war wie bei anderen Völkern; ausgeſchloſſen davon waren an jedem Orte die dort verehrten, ſowie die unreinen Thiere; bei einem Stieropfer durfte das Thier nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem Apis haben, z. B. kein ſchwarzes oder weißes Haar, ſondern nur rotes, und beim Opfer wurde ihm der Kopf abgeſchnitten und dann verflucht, in dem Sinne, daß alles Aegypten bevorſtehende Unglück auf dieſen Kopf fallen ſolle. Auch wurden Libationen von Flüſſigkeiten dargebracht. Bei gottesdienſtlichen Räucherungen wurde ein aus Wein, Honig, Harz, Asfalt und vielerlei Pflanzen beſtehender Weihrauch (Kyfi) verwendet. Die Opfer u. a. Kulthandlungen waren von Gebeten und Geſängen an die Götter begleitet; auch ſcheute man ſich nicht, wenn Unheil die Menſchen traf, die Götter ſowol als die heiligen Thiere zu bedrohen, damit ſelbes aufhöre, und wenn dies nicht geſchah, die letzteren ſogar zu tödten (Plut. Iſ. u. Oſ. 73).

Auch in Aegypten waren Umzüge ein wichtiger Beſtandtheil des Kultes; ja ſie ſcheinen hier eigentlich ihre Heimat zu haben und wurden, im großartigſten Maßſtabe angeordnet, zu wahren Nationalwallfahrten nach gewiſſen heiligen Orten. Man trug dabei heilige Kiſten, goldene Thierbilder, bekleidete und geſchmückte Götterbilder und verſchiedene Symbole herum. Die berühmteſten Feſte, an deren Tagen dieſes ſtattfand, waren die der Bubaſtis in Bubaſtos, der Iſis in Buſiris, der Neith in Sais, des Ra in Heliopolis u. ſ. w.; ſie wurden aus ganz Aegypten beſucht, wol oft zu mehreren hunderttauſenden von Andächtigen, die da opferten, ſich aus frommen Gründen geiſelten (in Buſiris) oder prügelten (in Papremis), vor Allem aber viel aßen und tranken und ſich oft der größten Ausſchweifung und Zügelloſigkeit hingaben.

Beſonders glänzend war das Feſt der Neith, indem jeder Theilnehmende eine brennende Lampe trug, und zwar nicht nur in Sais, ſondern überall, wo Jemand war, der die Göttin ehren wollte, an demſelben Tage. Viele andere Feſte feierten die Lebensſchickſale und Leiden des Oſiris in dramatiſcher Form, wobei, in Anknüpfung an die Sage von der Zerſtückelung des Oſiris, der Phallos eine große Rolle ſpielte. So gab es beſondere Feſte der Geburt, des Todes, der Auffindung des Oſiris. Die fünf Schalttage des Jahres waren den nach der Sage an ihnen geborenen fünf Göttern des Oſiris-Mythos

weiht: Iſis, Oſiris, Nephthys, Typhon und Harueris. Endlich rden gefeiert, wol als urſprüngliche Naturfeſte, die Sommer- und interwende, Frühlings- und Herbſtgleiche, der Anfang der Nilüber- wemmung, der Anfang und Schluß des Jahres, die Zu- und Ab- hme des Mondes, die Feſte der zwölf Monatsgötter, Einweihung d Tod des Apis, die Erſcheinungen des Phönix u. ſ. w.

Der ägyptiſche Kult nahm mit Erhöhung des öffentlichen Wol- ndes auch an Glanz und Pracht ſtetig zu. Mit verſchwenderiſcher reigebigkeit wurden die Götterbilder bekleidet und geſchmückt. Es nn nicht unſere Aufgabe ſein, die unzähligen, koſtbar gearbeiteten pfer- und Umzugsgeräte zu beſchreiben, wie Altäre, Schalen, Becken, aſen, muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.

Außerhalb der Feſtzeiten wirkten die Prieſter, wie anderwärts ch, durch mancherlei Mittel auf die Sinne und die Einbildungs- aft ihrer Gläubigen. Dazu gehörten beſonders die Orakel, deren hons, Ra, Neith, Paſcht, Ammon u. a. Götter welche beſaßen. Das rühmteſte, auch außerhalb des Nillandes, war das des Ammon (bei n Griechen Jupiter Ammon) in der ammoniſchen Oaſe der libyſchen üſte. Nach Strabon geſchahen die Ausſprüche desſelben durch ichen, Nicken der Prieſter, Träume u. ſ. w. Von den Faraonen rden viele Befragungen der Orakel erzählt. Auch das Verhalten r heiligen Thiere galt als die Zukunft offenbarend, namentlich das s Apis. Die Aegypter glaubten ferner feſt an die Vorherbedeu- ng der Träume, namentlich wenn man ſich zu dieſem Zwecke in iligtümern ſchlafen legte oder Andere für ſich darin ſchlafen ließ. amentlich hoffte man von dieſen Verkündigungen Heilung in Krank- iten. Die Götter ſuchte man namentlich zu ſolchen Zwecken durch gelobung von Weihgeſchenken günſtig zu ſtimmen, beſtehend in elm Metall, Bildern der geheilten Körpertheile, z. B. aus Elfenbein er gebrannter Erde, Dankinſchriften für die Geneſung u. ſ. w.

Derjenige Kult aber, der die Aegypter am meiſten in Anſpruch hm, war derjenige, den ſie ihren Todten widmeten. Wie ſchon gedeutet, war es nicht Trübſinn, was ſie dazu bewog, nicht Sehn- cht nach dem Tode, ſondern vor Allem kluge Vorſorge für die Zu- nft, für das perſönliche Seelenheit, dabei aber auch Familiengeiſt, hobenes Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit, Ueberzeugung vom ert der Nation und aller ihrer Glieder.

Das Eigentümlichſte an der Art, wie die Aegypter ihre Todten handelten, war die Einbalſamirung. Die Zeit derſelben fiel mit rjenigen der Trauer zuſammen und dauerte 70 oder 72 Tage. ar der König geſtorben, ſo unterblieben während dieſer Zeit Opfer d Feſte und waren die Tempel geſchloſſen. Die Unterthanen zer- ſſen ihre Kleider, ſtreuten Aſche auf ihr Haupt, ſangen zweimal

täglich Trauerlieder auf den hohen Todten und enthielten sich des Fleisches, Weines, Bades, der Salbe und alles Aufwandes. Andere hervorragende Personen wurden betrauert, indem ihre Hausgenossen sich mit Schmuz beschmierten und sich, mit halb entblößtem Leibe, öffentlich schlugen (s. oben S. 326) Bei dem Tode naher Verwandten bewarf man sich Kopf und Gesicht mit Erde, zerkratzte sich Gesicht und Brust, zog ein langes bis auf die Füße reichendes Gewand an und rannte wehklagend durch die Straße. Auch enthielt man sich einige Zeit des Schmuckes und der Haarpflege. Aehnliches geschah bei dem Tode verehrter Thiere.

Für das Einbalsamiren, welches eine besondere Klasse der Priesterkaste besorgte, gab es drei Arten, welche sich nach dem Wolstande der Familie richteten und demgemäß eine Abstufung der Preise bildeten. Die vornehmste Art bestand darin, daß man das Gehirn mit einem Haken durch die Nase herauszog und die Hirnschale mit Gewürzen füllte. Dann wurden die Eingeweide durch eine Oeffnung herausgenommen, welche der heilige Schreiber bezeichnet hatte. Den Ausschneider (Parachisten) verfolgten die Hinterlassenen mit Drohungen und Steinwürfen als Urheber einer ruchlosen Handlung. Die Bauchhöhle wurde mit Dattelwein ausgespült und mit Gewürzen gefüllt. Endlich nähte man die Oeffnung wieder zu, legte den Leichnam bis Schluß der Trauerzeit in eine Salpeterauflösung, umwickelte ihn mit Byssosbinden und überstrich ihn mit Gummi. Die zweite Art beschränkte sich auf Einspritzen von Cedernöl, welches die Weichtheile auflöste, die dritte aber blos auf Einlegen in Salpeter. Die Kosten betrugen: ein Talent (4500 Mark), zwanzig Minen (1500 Mark) und eine kleinere, nicht genannte Summe.*) Ganz Arme wurden einfach in Lumpen oder Matten von Schilf und Palmblättern eingewickelt, auf Kohlen gelagert und mit Sand bedeckt. Die Mumien wurden je nach dem Range mit mehr oder weniger feinen baumwollenen Binden umwickelt, welche zuletzt den ganzen Körper mit Einschluß des Kopfes bedeckten. Bei Reichen krönten Perlenstickereien das Werk der Pietät. Ueber die Einwickelung aber wurde eine Maske aus Kattun oder Gyps gelegt, welche über dem Gesichte ein Osiris- oder Isis-Antlitz (je nachdem es ein Mann oder eine Frau war), über dem Körper aber Hieroglyphen gemalt trug. Das Ganze kam in einen hölzernen Sarg, der am obern Ende wieder ein Gesicht, am untern ein Fußgestell hatte, und im Uebrigen meist mit Hieroglyphen, die Lebensgeschichte des Todten enthaltend, bemalt war. Den Mumien wurden indessen noch verschiedene Gegenstände in den Sarg mitgegeben, wie Götterbilder, Waffen, Instrumente, Putz- und Nippsachen,

*) Herod. II. 86—88. Diod. I. 91.

vorzüglich aber beſchriebene Papyrosrollen verſchiedenen, meiſt religiöſen, aber auch wiſſenſchaftlichen oder dichteriſchen Inhalts und ohne Bezug auf den Todten, deſſen Name erſt nachträglich in die ſchon geſchriebene Stücke eingetragen wurde. Der Sarg kam endlich im Grabe häufig noch in einen ſteinernen Kaſten von Kiſten-, Koffer-, Wannen-, Bett-, Tiſch- oder anderer Form, auf welchem wieder Hieroglyphen eingehauen waren. Es gab übrigens auch ſteinerne Särge ſtatt der hölzernen. Bevor jedoch die Mumien in das Grab kamen, wurden ſie mit dem Sarge eine Zeit lang, wenigſtens ein Jahr, im Hauſe aufbewahrt, wo ſie an die Wand gelehnt daſtanden und die Hinterlaſſenen ihnen göttliche Ehren erwieſen, ihnen Zwiebeln, das Sinnbild des Weinens opferten und ſie mit Salben und Wolgerüchen übergoſſen. Es geſchah dies beſonders, wenn die Betreffenden kein Erbbegräbniß beſaßen oder im Todtengerichte nicht ſchuldlos befunden waren oder Schulden hinterlaſſen oder die Mumie des Vaters verſetzt und nicht eingelöſt hatten.

Die Todten wurden, wenn dies an der Zeit und erlaubt war, in Grabkammern beſtattet, die in Felſen ausgehauen waren. Eine Ausnahme machten blos wenige Könige, deren Reſte in den merkwürdigſten und berühmteſten Bauwerken Aegyptens, in den Pyramiden zu ruhen kamen. Die Felſengräber bildeten eigentliche Todtenſtädte, deren es beſondere für die Prieſter, die Könige und Perſonen anderer Stände gab. Die wolerhaltenen Gräber dieſer Art, zu großem Theile aufgefunden, haben unſchätzbare Beiträge zur Kenntniß des alten Aegypten geliefert und die darin angebrachten Hieroglyphen-Inſchriften geben über das Leben und den Charakter der Todten merkwürdige Aufſchlüſſe. Ueber das Nähere der Einrichtung der Gräber und Grabſtätten des Nillandes werden wir bei Beſprechung der Kunſtleiſtungen desſelben handeln.

War der Tag zur Beiſetzung herangekommen, ſo verſammelten ſich die 42 Todtenrichter am Nil oder am Möris-See, — je nach der Richtung der betreffenden Grabſtätten, — wohin auch der Leichenzug ſich begab. Darin ſchritten, Alle blos mit einem leinenen Schurz bekleidet, Tempeldiener mit den zum Todtenopfer gehörigen Gegenſtänden, Paſtophoren mit Behältniſſen für Götterbilder, Diener des Todten mit ſeinen Lieblingsgegenſtänden, dann Klageweiber in langen weißen Gewändern, die Prieſter, mit dem Oberprieſter im Leopardenfell an der Spitze, darauf der Sarkophag in einem bunt bemalten Holzkaſten, mit Blumen geſchmückt, auf einer Art von Schiffchen oder Schlitten, von Rindern oder Männern oder beiden gezogen, dahinter die klagenden Verwandten und Freunde. Hatte die Witwe noch ein kleines Kind, ſo trug ſie es hinter dem Sarge her.

Nach Ankunft des Zuges an dem betreffenden Waſſer konnte

Jeder unter den Anwesenden den Verstorbenen bei dem Todtengericht anklagen. Dieser Sitte waren auch die Könige unterworfen, und fanden die Todtenrichter eine Schuld an dem Verstorbenen, so wurde ihm die Bestattung versagt. Ein falscher Ankläger fiel in schwere Strafe. War hingegen kein Kläger da oder wurde der Todte freigesprochen, so legte man die Trauerzeichen ab, hielt Lobreden auf den Gereinigten, bei denen er, nach hergebrachten Formeln, selbst redend erschien und sich gegen alle Beschuldigungen von Lastern und Unthaten rechtfertigte, deren Begriff im Ganzen der nämliche war, wie im hebräischen Dekalog und in den übrigen Moralgesetzbüchern des Altertums. Es hieß darin z. B.: ich habe Niemanden getödtet, ich habe mich vor Ausschweifungen gehütet, ich habe nicht falsches Zeugniß abgelegt, ich habe kein Maß und Gewicht gefälscht u. s. w.*) und nun führte man die Leiche über das Wasser, wobei sich die Menge der begleitenden, bunt bemalten und bewimpelten Schiffe nach dem Wolstande richtete. Jenseits ging der Zug in gleicher Ordnung wie vorher zum Felsengrabe, vor dessen Eingang das Todtenopfer dargebracht wurde und die Klageweiber Trauerlieder sangen. Darauf fand die Beisetzung in die Gruft statt, vor oder in welcher Stelen (Denksteine), Gefäße mit den bei der Einbalsamirung entfernten inneren Theilen und alle dem Todten mitgegebenen Gegenstände verschiedenster Art, wie auch Opfergeräte aufgestellt wurden. Die Grabkammern waren so wirkliche Museen der gesammten ägyptischen Kultur, und es ist, als ob die alten Aegypter gefühlt, geahnt und gewollt hätten, daß ihr Leben und Treiben einst der Gegenstand eifrigster Forschung der Nachwelt werden würde. Wir haben aber oben ihre wahren Beweggründe mitgetheilt. Denn mit der Bestattung war nach dem Glauben der Aegypter die Sache nicht zu Ende. Eine der wichtigsten Ueberzeugungen dieses Volkes war diejenige vom Fortleben der Menschenseele nach dem Tode. In die jenseitige Welt trat der Todte ein, sobald er einbalsamirt war und fuhr in einem Kahne nach seinem Bestimmungsorte, für welche Fahrt man dem Todten stets ein Goldblättchen in den Mund legte. Es war eine Unterwelt, wohin der Verstorbene kam, Amenthes (von den Kopten Amenti, wol von ement, Westen, d. h. Untergang) genannt, dunkel und unter der Erde gedacht, an deren Eingang ein „Höllenhund" wachte. Für die Fürsten dieses Todtenreiches hielten die Aegypter ihren Osiris (als untergegangene Sonne) und ihre Isis. Osiris war aber zugleich der Vorsitzende des Todtengerichtes, dem der Verstorbene auch hier, wie auf der Erde, unterworfen wurde. Die Wache haltende kopflose Göttin der Gerechtigkeit öfnete dem Ankömmling die Gerichtshalle und legte

*) Porphyrius de abstinentia IV. 10. Maspero hist. anc. p. 44 f.

fürbitte für ihn ein. Auch hier waren 42 Richter, wie auf der Erde, über für eine besondere Sünde, deren Verzeichniß jedoch reich an Wiederholungen ist, — vor welchen Allen sich der Todte zu rechtfertigen hatte, und zwar mit denselben Formeln wie vor dem irdischen Gerichte, nur daß sie hier dem Leichnam auf Papyros-Stücken mitgegeben wurden. Bestand er gut, so erhielt er den Beinamen Osiris zu seinen eigenen Namen, d. h. er wurde mit Osiris vereinigt; denn er war ja selbst eine untergegangene Sonne! Er kam nun in das Land der Seligen, ein idealisirtes Abbild Aegyptens, mit einem All und mit dem ganzen ägyptischen Leben, nur in verschönerter, verklärlichter Weise. Das Land der Seligen, im Westen gelegen, hatte verschiedene Abtheilungen, welchen Götter vorgesetzt waren, unter denen Sonne und Mond die Hauptrolle spielten. Nach vielen Tausenden von Jahren aber kehrten die Seligen wieder zur Erde zurück, und so setzte sich ein ewiger Kreislauf der Dinge fort. — Die aber, welche im unterirdischen Todtengerichte schlecht bestanden, wurden zur Seelenwanderung verurtheilt und wanderten durch alle Arten der Thiere des Wassers, des Landes und der Luft, um nach dreitausend Jahren in den alten Leib zurückzukehren, welche Zahl wahrscheinlich eine astronomische Bedeutung hatte. In diesen Kreislauftheorien begegnete sich der ägyptische mit dem indischen Geiste, welcher letztere sie jedoch viel später faßte und doch nicht aus dem Nillande gelernt haben konnte, so daß sich hier merkwürdige allgemein menschliche Ideen in verschiedenen Weltgegenden wiederholen.

Dritter Abschnitt.

Das Reich der Faraonen.

A. Die Entwickelung des ägyptischen Staates.

Das hohe Alter der ägyptischen Kultur, wie es uns nach den vorhandenen Zeugnissen vorliegt, hat von jeher das Staunen der Welt hervorgerufen. Wir können uns diesen Umstand nur so erklären, daß schon in sehr früher Zeit, früher als in irgend ein anderes zur höhern Kultur geeignetes Land, ein Volk von vorher schon (auf der Wanderung vom Indos her) veredelter Rasse in das Nilthal gelangte und hier sowol durch seine Anlagen, als durch die ausgezeichnete Lage und das vortreffliche Klima des Landes die Bedingungen erlangte, in seinen Leistungen zu hoher Vollkommenheit emporzusteigen.

Es ist vielfach zu behaupten versucht worden, daß die herrsche
Rasse Aegyptens und damit die ägyptische Kultur von Aethiopien a
und zwar aus dem Priesterstaate Meroe (hierogl. Merua oder Ber
nach Aegypten getommen sei. Meroe galt den Alten als eine Ins
ist aber vielmehr ein Zwischenstromland (Mesopotamien) zwischen
Astaboras (jetzt Atbara oder Takazze) und Astasapes (Nil). Hero
der älteste Schriftsteller, welcher Meroe's erwähnt (II. 29) sagt nic
davon, daß die Aegypter von hier ausgewandert; vielmehr leitet
(ebd. 30) die Kultur Meroe's von ausgewanderten ägyptischen Kr
gern her, die, von Psammetich vernachlässigt, dort Dienste genomm
und die Aethioper entwildert hätten, und verlegt den Ursitz der ägy
tischen Kultur (II. 15) nach Theben. Der späte Diodor ist der Er
welcher die ägyptische Kultur aus Aethiopien herleitet (III. 3—
wofür er indessen keine andere Quelle anzuführen weiß, aus die A
sagen (Großsprechereien) der Aethioper. — Interessant ist dabei,
er selbst damit wenig übereinstimmend, erzählt, Meroe wäre
Kambyses (also erst nach dem Untergange der Selbständigkeit Aeg
tens) gegründet und nach seiner Mutter benannt worden (I. 3
während wieder Diodor selbst (III. 3) und vor ihm Herodot (
17 ff.) die Erfolglosigkeit der Angriffe des Kambyses auf Aethiop
berichten. Es sieht also mit dem Alter von Meroe und der äth
pischen Kultur sehr jung und mit der Zuverlässigkeit der Gesch
Meroe's sehr mißlich aus, und für eine Ableitung der ägyptisch
Kultur aus Aethiopien sprechen nicht die mindesten Nachweise.
äthiopischen Denkmäler erscheinen vielmehr als eine Nachbildung der ägy
tischen und reichen nicht über die Zeit des Tahraka (Tarkos, dritten äth
pischen Königs der 25. ägypt. Dynastie) hinaus.*) Die äthiopis
Kultur ist in Allem ein Ableger der ägyptischen; Tracht, Bauart
Geräte zeugen in Allem von Nachahmung der späteren Stile
untern Nillandes, und auch die Kunst zeigt in Aethiopien durch
nichts Ursprüngliches, sondern lediglich ägyptischen Abklatsch, der
die Eroberung Aethiopiens von ägyptischer Seite seinen Anfang
nommen, seine Blüte aber erst erreicht hat, als umgekehrt Aethio
Aegypten erobert, die dortige Kultur vollends sich angeeignet
ihrem Lande Brosamen davon mitgetheilt hatten. Wären die Aegyp
aus Aethiopien eingewandert, so wären sie, wenigstens die herrsch
den Klassen, nicht so hellfarbig geblieben, wie sie auf den Den
mälern erscheinen, sondern mit dunkler Farbe angekommen und
hätten nicht gleich den wärmebedürftigen Nordvölkern die Sonne
höchste Gottheit verehrt, sondern sie gleich den von Hitze geplag
Südvölkern als feindliches Element gefürchtet. Diese Annahme fä

*) Weiß, Kostümkunde I. S. 124 ff.

der schon dadurch dahin, daß die Aegypter zu dem sog. hamitischen Völker- und Sprachstamme gehören, dessen Verbreitungsbezirk die Länder am Eufrat und Tigris und Syrien umfaßte, und welcher in seinen Sprachen uralte, wenn auch früh schon aufgelöste Verwandtschaft mit dem semitischen Stamme verrät, dessen Vorläufer er in allen jenen Gegenden ist.*) Die Aegypter können daher in ihr späteres Kulturland nur aus den Gegenden nördlich von Arabien eingewandert sein, wo die Semiten sie verdrängt hatten.

Ist nun aber die ägyptische Kultur nicht von Süden her gekommen, so kann sie auch nicht von Norden, vom Delta des Nil ausgegangen sein, indem dies lange Zeit großentheils überschwemmt und überfalls lange Zeit sumpfig war, daher erst in verhältnißmäßig später Zeit kulturfähig geworden sein kann.**) Zudem schreiten die ägyptischen Dynastien so vorwärts, daß die ältesten Mittel-, die späteren Ober- und erst die jüngsten Unter-Aegypten angehören. Daraus geht hervor, daß die wahre Heimat der ägyptischen Kultur die Gegend zwischen Memfis und Theben, also Mittel-Aegypten sein muß, von wo dieselbe einerseits den Nil hinab bis zu seiner Mündung, andererseits aber denselben hinauf nach der Thebais und Aethiopien wanderte. Was aber die Richtung der Reise betrifft, welche die Vorfahren der Aegypter aus Westasien nach dem Nil unternommen, so ging dieselbe entweder über die Landenge und dann, das Delta, als noch wüstlich, rechts liegen lassend und günstige Plätze zur Niederlassung suchend, den Nil hinauf, oder, was noch wahrscheinlicher, vom Araba-Thale längs der Ostküste der Sinai-Halbinsel bis zu deren Südspitze, von da über das schmale Rote Meer nach den nächsten Landungsplätzen der Ostküste Aegyptens hinüber und von hier auf dem kürzesten Wege zum Nilthale.

Ueber die Geschichte des ägyptischen Reiches nun, seit dessen Gründung durch die siegreichen hamitischen Einwanderer, fehlt es uns nicht an Quellen überhaupt, sondern nur an zuverlässigen. Sie sind von mancherlei Art. Zuerst nennen wir die Grabmäler und Sarkophage ägyptischer Könige und Großen mit deren Namen, Lebenszeit und Thaten in Hieroglyphen-Inschriften und bildlichen Darstellungen. Dazu kommen Verzeichnisse von Königen an Tempelmauern, wo die Namen der Könige hieroglyphisch in ovalen Einfassungen (Königsringen) neben und fortlaufende Reihen solcher bilden. Dahin gehört z. B. die Tafel von Abydos im britischen Museum. Denksteine in Form von Obelisken und Stelen enthalten Erlasse der Priester mit Bezug auf Thaten und Verdienste der Könige. Die Pyramiden der

*) Müller, Ethnographie. S. 444 f.
**) Ebers, Aegypten I. S. 41, 53, 181.

Umgegend von Memfis enthalten Grabkammern mit den Sarkopha
ihrer Erbauer, woran Inſchriften deren Geſchichte erzählen.
Katakomben der in die Felſen gehauenen Königsgräber von The
thun dasſelbe. Auch die Tempel enthalten in den Inſchriften u
Wände neben den überwiegenden religiöſen Aeußerungen auch
ſchichtliche Angaben.

Der bedeutendſte eigentliche Geſchichtſchreiber des Nillandes
bekanntlich Manetho (auch Manethón, Manéthon, Manethós, Ma
thos u. ſ. w.) aus Sebennytos, Prieſter in Heliopolis, welcher f
lich erſt unter den Ptolemäern lebte und eine Geſchichte des äg
tiſchen Reiches ſeit deſſen Gründung ſchrieb, doch mit Benutzung
alten Tempelarchive. Bruchſtücke des ägyptiſchen Originals ſei
Werkes fand Seyffarth in einem Turiner Papyros. Auch ani
Papyros-Urkunden mit wichtigen geſchichtlichen Darſtellungen ſind
funden worden.

Alte geſchichtliche Werke über das alte Aegypten von Ausländ
ſind: die beiden erſten nach Moſe benannten Bücher der Bibel, d
deren richtige Auffaſſung, wie über ihr Alter die Anſichten frei
ſehr verſchieden ſind. Unter den griechiſchen Schriftſtellern ſind Ken
Aegyptens aus eigener Anſchauung, wenn auch erſt in ſpäter Z
Herodot und Diodor; doch iſt ihre Darſtellung unvollſtändig u
ihre Auffaſſung zu einſeitig griechiſch und es haben ſich ihnen geg
über die ägyptiſchen Prieſter offenbar Aufſchneidereien erlaubt. Zwiſc
ihnen ſteht der Geograph Eratoſthenes, welcher in Alexandria le
und gleichzeitig mit Manetho die ägyptiſche Geſchichte erforſchte. A
der griechiſch gebildete Jude Joſefos brachte umfangreiche Aus
aus dem Werke des ägyptiſchen Sonnenprieſters. Spätere griechi
Chroniſten, welche nach Manetho arbeiteten, ihn aber vielfach u
änderten und entſtellten, ſind Jul. Afrikanus (3. Jahrh.) u
Euſebios, Biſchof von Cäſarea in Paläſtina (4. Jahrh.). S
byzantiniſche Schriftſteller Georgios, genannt Synkellos, im
Jahrh., ſtellte endlich alle ihm zugänglichen Quellen über ägypti
Geſchichte zuſammen.

Alle geſchichtlichen Berichte über die Entwickelung des ägyptiſch
Reiches ſtellen als Erſten an die Spitze der Könige oder Faraon
desſelben den Menes (Mena) aus This in Oberägypten. Es
ohne Zweifel der gleiche Name wie der indiſche Manu, der phrygi
Manes, der kretiſche Minos, der deutſche Mannus, der hebräi
„Menſch“ (Adam), d. h. der Vertreter des Menſchengeſchlech
hier wenn auch nicht deſſen erſte Perſönlichkeit, doch deſſen erſ
König. Ob nun dieſes Zuſammentreffen bezüglich Aegyptens nur e
zufälliges, oder ob dieſer Fürſt den Namen Menes vielleicht erſt n
der Zeit erhalten, laſſen wir dahin geſtellt; den Liſten auf de

gyptischen Denkmälern zufolge, welche übrigens jetzt auch Könige
or ihm zeigen, kann an seiner Existenz nicht gezweifelt werden.
ach den verschiedenen Berechnungen schwankt seine Regierungszeit
ch nicht weniger als vier Jahrtausende, nämlich vom 7. bis zum
. vor. Chr. Es wird von ihm erzählt, er habe Memfis gegründet,
rher aber dem Nil eine neue Richtung gegeben, welche ihn zwang,
tten im Thale zu laufen. Es ist diese That gleichbedeutend mit
m Hervortreten der ägyptischen Kultur aus dem Nilthale in das
ffene Delta; es ist die Eroberung der vorher sumpfigen Niederung
r den Anbau des Landes und die höhere Civilisation.

Nach Manetho regierten in Aegypten von Menes an bis zum
lligen Ende der Selbständigkeit Aegyptens, d. h. bis zur zweiten
oberung durch die Perser (unter Artaxerxes Ochos) dreißig Dyna-
ien mit 375 Königen.*) Es ist eine noch unentschiedene Streitfrage,
b diese Dynastien, wenn sie überhaupt geschichtlich, — aufeinander
olgt oder theilweise neben einander in verschiedenen Landestheilen
errscht. Für die Aufeinanderfolge spricht, daß keiner der alten
chriftsteller ein Wort von Gleichzeitigkeit äußert, vielmehr Alle
e Aufeinanderfolge als selbstverständlich anzusehen scheinen. Da-
gen sprechen für die theilweise Gleichzeitigkeit folgende Gründe:
das Beispiel anderer Völker, welche ebenfalls keine Gesammtreiche
beten, sondern aus mehreren kleineren Staaten bestanden (doch ist
Aegypten zur Blütezeit des Reiches das Bestehen einer einzigen
gierung, welche weder Indien noch Griechenland jemals hatten,
länglich erwiesen, und so auch in Assyrien und Babylon); 2) die
nennung der Dynastien nach Städten, in welchen selbe allerdings
nso gut ihren einheimischen Sitz, als blos ihre Herkunft gehabt
ben können; 3) die zeitweise Eroberung von Theilen Aegyptens
ch fremde Völker, wie Aethioper im Süden, Hykfos im Norden,
lche als Dynastien gezählt sind, während es doch zur gleichen Zeit
heimische ägyptische Herrscher in nicht unterworfenen Gegenden gab
on denen aber nicht erwiesen ist, ob sie ebenfalls gezählt sind);
) die Königstafel von Karnak, welche zwei Reihen von Königsringen
ben einander zeigt, die sich zuletzt vereinigen; 5) die Dualform des
ebräischen Namens von Aegypten — Mizraim — und des syrischen
Rezrēn, sowie die Doppelkronen mancher Faraonen auf den
nkmälern, was auf zwei Staaten: Ober- und Unterägypten zu
uten scheint. Doch ist in dieser Hinsicht noch kein förmlicher Beweis
leistet und trotz aller anscheinend noch so sicheren Berechnungen, mit
lchen ein Chronolog den andern zu überbieten sucht, befinden wir

*) J. A. Henne (Vater des Verf.), Manethos, die Origines uns. Gesch.
. Chronologie, Gotha 1865. S. 7 ff.

uns bezüglich der altägyptiſchen Zeitrechnung und Dynaſtienfolge wie vor im Dunkeln und werden vielleicht nie daraus an's klare hervorgehen.

Von dem Sohn und Nachfolger des Menes, Athotes, wird hauptet, daß er der Erfinder der Aſtronomie und Aſtrologie, berühmter Arzt und anatomiſcher Schriftſteller geweſen, was offe auf einer Verwechſelung oder Vermengung mit dem namensähnl Gotte Thoth beruht. Es wird ihm ferner die Verlegung der Ref nach Memfis, der Schöpfung ſeines Vaters, zugeſchrieben.

Nach dieſen beiden erſten Faraonen ſind von Bedeutung wieder die Könige der vierten Dynaſtie, und zwar als die Erl der großen Pyramiden bei Memfis, der berühmteſten Denkm Aegyptens. Mit Ausnahme des Erſten, Soris, iſt Jeder der Ur einer der drei größten Bauwerke dieſer Art, und zwar der Größe Die größte Pyramide rührt von Cheops, die zweite von Chefren dritte von Mykerinos her (Manetho nennt die erſten beiden S den dritten Mencheres, Diodor den Erſten Chemmis). Die ägypti Denkmäler ſagen: Chufu, Se-en-Chufu (Sohn des Chufu) oder Ch und Menkera.*)

Zwiſchen der 6. und 11. Dynaſtie wiſſen wir von den S halen des Landes nichts. Auch hat dieſe Zeit keine Denkmale hi laſſen und iſt überhaupt ein Rätſel. Die elfte Dynaſtie war erſte, welche in Theben herrſchte; weit bedeutender aber wurd zwölfte, deren Könige alle abwechſelnd Amenemha und Uſort hießen. Sie führten Krieg gegen die Neger im Süden, faßten in Aethiopien, wie auch auf der Sinai-Halbinſel, bauten Kanäle errichteten großartige Bauwerke (wie z. B. das Labyrinth und Gruft des Chnumhotep). Die wichtigſte nächſte Thatſache aber iſ Sturz des ältern ägyptiſchen Reiches durch einen Eroberungszug tiſcher Nomaden (Phöniker oder Araber), welche Manetho die Hy (Hik-Schus, d. h. Hirtenkönige) nennt. Dieſelben, auf den ä Denkmalen Schaſu (Räuber) genannt, wohnten theilweiſe ſchon v im Nil-Delta. Nach Manetho zerſtörten ſie die Städte und Te Aegyptens (was aber übertrieben iſt, da viele bedeutende Bau älterer Zeit auch nach ihnen noch vorhanden waren), beherrſchten Land über ein halbes Jahrtauſend lang und gaben ihm nach Eus die 17., nach Afrikanus aber die 15. Dynaſtie, während die 16. 17. von anderen Nomaden geliefert ſein ſollten. Außer Ma

*) Der Name Chufu ſteht hieratiſch geſchrieben an der Mauer eine innern Gemächer der größten Pyramide und in Inſchriften der dieſelbe gebenden Gräber, der Name Chafra auf einem Denkſteine vor dem gr Sfinx bei der zweiten Pyramide, und der Name Menkera auf dem Sa phag von blauem Baſalt in der Grabkammer der dritten Pyramide.

eiß kein Schriftſteller, ſondern nur ein hieratiſcher Papyros im bri-iſchen Muſeum*) von dieſen Eroberern, und dieſe Epiſode der ägyp-iſchen Geſchichte iſt daher ſehr dunkel. Wahrſcheinlich iſt indeſſen, aß die Hykſos die ägyptiſche Kultur im Ganzen beſtehen ließen und ch, als die weniger Gebildeten, ihr ſogar unterwarfen, daß ſie aber i unmittelbarer Weiſe nur Unterägypten als Beſitztum erhielten. im obern Lande hielten ſich laut jenem Papyros einheimiſche Fürſten, ie freilich den Hykſos tributpflichtig waren, bis Einer von ihnen, askenen Taâa, ſich, der Fremdherrſchaft müde, als König erklärte, ne neue Dynaſtie gründete und den Kampf gegen die Unterdrücker öffnete. Nach mehr als hundertjährigem hartem Kampfe gelang es nem ſeiner Nachfolger, Ahmes, ſie aus dem Lande vollſtändig zu rtreiben, worauf ſie nach Manetho ihre Wohnſitze in Judäa auf-ſchlagen und Jeruſalem gegründet hätten.

Es iſt hieraus von Joſefos und von Neueren geſchloſſen worden, aß die Hykſos eines mit den Hebräern wären. In der Geſchichte er Letzteren wäre es aber nicht verſchwiegen worden, wenn ihre Vor-hren einſt ſo lange Zeit die Herren Aegyptens geweſen wären.)och könnten die ſpäter aus Aegypten ausziehenden Hebräer einer üher von den Hykſos zurückgelaſſenen Schaar entſtammen. Bald ch der Hykſos Vertreibung erhob ſich das Nilland zur höchſten lüte, welche es je erreicht erreicht hat. Es war dies die Zeit der 3. und 19. Dynaſtie, deren erſtere mit dem genannten Ahmes lmoſis) begann. Einer ſeiner Nachfolger, faſt ein Jahrhundert äter, Tutmoſis III (Taudmeſu) eroberte Syrien, ohne es zu be-upten (doch ſollen ſich ſeine Züge bis Aſſyrien ausgedehnt haben), id darauf einen Theil von Arabien und das untere Nubien. Die achfolger eroberten Syrien und Theile von Meſopotamien mehrmals ieder, aber nicht auf die Dauer, und breiteten ihre Herrſchaft in ethiopien aus. Theben wurde unter dieſer Dynaſtie vergrößert und rſchönert und zu einer Prachtſtadt erhoben, wovon jetzt noch ſtau-nswerte Trümmer zeugen. Die bedeutendſten Obelisken, welche die egenwart bewundert, entſtanden damals, ſo auch der Tempel des a zu Heliopolis, die Heiligtümer von Hermonthis, Dendera, Ombos, ttopolis, Elefantine u. ſ. w. Amenofis III (Amenhetep) ſchuf e herrlichen Tempel des Ammon in Theben und ſeine eigenen zwei oloſſalbilder vor dem Tempel des Sarapis daſelbſt, welche die Griechen emnonsſäulen nannten und in ihrer dichteriſchen Fantaſie (weil ihr emnon ein Sohn der Eos war) bei Sonnenaufgang tönen ließen, as indeſſen Neuere durch Abſpringen kleiner Stückchen in Folge der Wärme erklären. Aber er befleckte ſeinen Ruf durch unmenſchliche

*) Brugſch, Geogr. d. alt. Aeg. Berlin 1857. S. 51.

Grausamkeit auf Kriegszügen gegen die Negervölker im Süden. Sein Nachfolger, der Letzte der 18. Dynastie, Amenofis IV, angeblich ein Eunuch, versuchte, wie erzählt, den ägyptischen Götterdienst mit aus schließlicher Sonnenverehrung zu vertauschen und gründete eine neue der Sonne geweihte Hauptstadt. Die späteren Faraonen vernichteten aber sein Werk und verfluchten seinen Namen.

Die größten Herrscher zählte aber Aegypten in der 19. Dynastie Seti oder Sethosis, Sohn Ramses I, wird von Manchen für Der gehalten, welchen die Griechen Sesostris nannten. Die ungeheuern Kriegszüge, welche die Griechen, veranlaßt durch Großsprechereien ägyptischer Priester über ihre großen Könige, dem „Sesostris" zuschreiben (nach Thrake und durch Asien vom Don bis über den Ganges), sind jetzt als Mythen erwiesen. Die Züge Sethosis, des größten Eroberers unter den Faraonen, beschränken sich nach den ägyptischen Denkmälern auf die an Aegypten grenzenden Theile von Aethiopien, Arabien, Mesopotamien und Syrien (ein Felsenbild zwischen Sardes und Smyrna, das Herodot erwähnt und dem Sesostris zuschreibt, hat sich nicht als ägyptisch erwiesen).*) Bleibende Eroberungen scheinen die Züge Seti's so wenig bewirkt zu haben wie die der früheren Faraonen nach dem Norden. In Syrien gegen die Kheta (Chetiten) und weiter in Aethiopien bis tief in die Negerländer kriegte und siegte sein Sohn Ramses II (Rameſſu), unter dem die ägyptische Dichtung blühte und der ebenfalls für den griechischen Sesostris gehalten wurde. Letzterer ist überhaupt ein so unsicheres Nebelbild, daß Manetho ihn sogar in die zwölfte Dynastie zurückversetzte. Es scheint daher eine unkritische Zusammenfassung mehrerer kriegerischer Faraonen zu sein. So sind wir glücklich von der Ungeheuerlichkeit eines ägyptischen Weltreiches anderthalb Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung befreit. Dagegen erscheinen Sethosis I und Ramses II als die ersten Unternehmer eines Kanals vom Mittel- zum Roten Meere, der aber nicht gelang. Von Menefta, dem Sohne Ramses II berichtet Manetho (nach Josefos) jene sonderbare ägyptische Darstellung des Auszuges der Hebräer aus Aegypten, auf die wir bei der Geschichte der Letzteren zurückkommen werden. Wir wollen hier nur sagen, daß die in dieser Anekdote erzählte dreizehnjährige Unterjochung Aegyptens durch die Hebräer uns eine abgekürzte Wiederholung der Eroberung des Landes durch die Hykſos zu sein scheint und seine Veranlassung in der Empörung eines Stammes haben könnte, den die Hykſos zurückgelassen und der dann vertrieben wurde und sich zum hebräischen Volke entwickelte. Andere Geschichtschreiber

*) Ebers, Aegypten I. S. 176 Anmerk.

verlegen dieſen Auszug der Hebräer unter andere Faraonen.*) Die ägyptiſchen Denkmäler aus der Zeit Menefta's wiſſen von dieſer Geſchichte nichts, während ſie ihn dagegen über Stämme Libyens ſiegen laſſen. Ein dritter Ramſes war endlich der Letzte jener wenig erfolgreichen Eroberer, welche das Nilland geboren und welche in Künſten des Friedens mehr leiſteten als im Kriege. Noch elf Ramſes folgten, die zwanzigſte Dynaſtie bildend, weichlich und ſchwelgeriſch, wenn nicht der geizige Rampſinit Herodots hierher gehört, der eine Ausnahme bilden würde. Von Aſien beſaßen ſie nichts mehr; aber Nubien behaupteten ſie noch.

Nach ihnen begann der Verfall Aegyptens. Er zeigt ſich zuerſt in einem zwiſchen den zwei oberſten Klaſſen der Bevölkerung, den Prieſtern und den Kriegern ausbrechenden Zwiſte. Ein Oberprieſter Ammons in Theben, Herhor, hatte ſich unter dem Rameſſiden zu großem Einfluß erhoben und ſeine Nachfolger erhielten ſich denſelben. Wahrſcheinlich war es dieſe drohende Prieſterherrſchaft, welche nach dem Ende der Rameſſiden zu einer Erhebung des untern oder nördlichen Landes Anlaß bot. Der Sitz des Reiches wurde damit für die ganze übrige Zeit der Selbſtändigkeit des Nillandes in das Delta verlegt, deſſen Städte ſich um die Herrſchaft ſtritten; denn es folgten ſich lauter kurzlebige Dynaſtien, jede nach einer andern Stadt benannt, und zwar zuerſt die 21. in Tanis. Sie ſcheint gleichzeitig mit den Königen des ungetheilten Reiches der Hebräer regirt zu haben. Die 22. Dynaſtie, in Bubaſtos, beginnt mit Seſonchis, dem Siſak der Bibel, welcher 949 v. Chr. mit Juda kämpfte; ihr folgen kleinere, die 23. der Taniten und die 24. aus Sais, die blos aus Bokchoris beſtand. Auf dieſen folgte die zweite Eroberung Aegyptens durch Fremde. Wie einſt die Hykſos aus Norden, ſo drangen nun die Aethiopen aus Süden ein. Ihr Reich zu Napata, ganz nach ägyptiſchem Muſter eingerichtet, war ſeit dem Ende der Rameſſiden von Aegyptens Herrſchaft frei geworden, wahrſcheinlich mit Hilfe jener herrſchſüchtigen Ammonsprieſter von Theben. Unter ihrem Könige Sabakon gelangten ſie im J. 730 vor Chr. als Eroberer

*) Man wollte eine Erwähnung dieſes Ereigniſſes in dem großen Papyros Harris finden; indeſſen läßt ſich nicht beſtimmt behaupten, daß die von Eiſenlohr überſetzte Stelle auf den Exodos Bezug nimmt. Jedenfalls ſpricht ſie von großen Unruhen in Aegypten, an deren Spitze ein Syrer Aarſu trat. Die Stelle „ſie machten die Götter den Menſchen gleich" gibt in wörtl. Ueberſetzung einen andern Sinn, als den von Eiſenlohr gegebenen. Es heißt:

áu à áru na néter' ma qétnú na red'

Es waren das thuend die Götter gleichwie die Menſchen.

Die Ereigniſſe, die hier erwähnt werden, fallen wenig nach der Zeit, die Lepſius für den Exodos anſetzte. (Nach einer Mittheilung von Prof. Ebers.)

nach Aegypten und gründeten die 25. Dynastie. Zwar ließ Sabakon barbarisch genug, den Bokchoris lebend verbrennen; aber die Aethiopen änderten nichts im Zustande und in den Einrichtungen des Landes; denn in Aethiopien hatten sie ja der ägyptischen Kultur ebenfalls gehuldigt. Nur drei äthiopische Könige herrschten übrigens in Aegypten, Sabakon, Sewech und Tarkos (Tirhaka), und zwar die beiden letzten nicht über das ganze Land, das schon 714 dem ersten Zusammenstoße zwischen den zwei mächtigsten Reiche des Morgenländischen Altertums erlag. Der Assyrer Sargon trieb die Aethiopen nach Oberägypten und setzte im Delta wieder einheimische Faraonen ein, die jedoch nicht als Dynastie zählen. Einer seiner Nachfolger, Asarhaddon vollendete sein Werk und säuberte 672 das Nilland ganz von den Aethiopen, deren neuer Einfall 664 dem Assurbanipal erlag. Um diese neue Fremdherrschaft verdecken, haben ägyptische Priester die Fabel ersonnen, daß nach der Vertreibung der Aethiopen Aegypten fünfzehn Jahre lang von zwölf kleinen Fürsten beherrscht worden, mit welchen die 26. Saitische Dynastie begann, die aber zuletzt von Einem ihrer Zahl Psammetich besiegt wurden. In Wirklichkeit war durch die Assyrer der Saïte Necho als Statthalter emporgekommen; aber sein Sohn Psammetich (Psemetek) befreite 655 Aegypten von assyrischer Herrschaft mit Hilfe griechischer und lydischer Truppen und machte sich zum Könige des Nillandes. Er stellte die ägyptische Kultur in Allem wieder her, that aber darin einen wichtigen Schritt, daß er die Häfen und den Handel des Landes den Fremden, namentlich den Griechen öffnete. Eine griechische Stadt Naukratis entstand im Delta, ein phönikisches Quartier in Memfis. Eifersüchtig über die Begünstigung der fremden Krieger, verließen die ägyptischen solchen das Land und zogen nach Aethiopien, wo sie gute Aufnahme fanden. Psammetich's Sohn Necho ist bedeutend durch die Wiederaufnahme des Kanals zwischen dem Nil und dem Roten Meere; auch ließ er durch Phöniker Afrika in der Richtung von Osten nach Westen umschiffen, was innerhalb dreier Jahre geschah, und die kühnen Seefahrer kamen glücklich durch die Straße von Gibraltar wieder zurück. Necho's Enkel Hofra unterstützte Juda gegen Babylon; aber der Feldzug endete unglücklich. Der Farao selbst fiel 570 vor Chr. auf einem Zuge gegen Kyrene durch eine Soldatenempörung, welche den Amasis an die Spitze stellte, und wurde vom Volke erwürgt. Amasis öffnete Aegypten noch mehr dem Auslande als Psammetich und begünstigte die griechische Kultur und sogar Religion in hohem Maße, doch ohne die ägyptische hintanzusetzen, der er vielmehr eine Menge Heiligtümer schuf. Eine neue Glanzzeit schien über dem Nillande aufzugehen; allein sein Sohn Psammenit oder Psammetich II erlag 525 vor Chr. den Persern unter Kambyses, welche als 27. Dynastie gelten. Seit Artaxerxes I

hoben sich zwar noch drei Dynastien Unter-Aegyptens gegen die emdherrschaft, die jedoch unter Artaxerxes III Ochos aufs Neue d für immer siegte, — freilich nur um unter Alexander dem roßen einer neuen Platz zu machen, welche in den Ptolemäern dem nde wieder eigene Könige gab, die aber nicht mehr der ägyptischen, ndern völlig der griechischen Kultur angehörten.

B. Das Kastenwesen und die Staatsverfassung.

Herrschende und unterworfene Völker in demselben Staate waren Altertum stets die Ursache der Kasteneinrichtung; denn den ersteren g daran, ihre Macht und Oberherrschaft aufrecht zu erhalten und zu diesem Zwecke vor jeder Vermischung mit den Unterworfenen gfältig zu bewahren. So finden wir die Verhältnisse in Indien oben S. 255 ff.) Etwas anders verhielt es sich in Aegypten. er finden wir von einer unterworfenen, alteinheimischen, negerischen bevölkerung keine deutlichen Spuren. Nur die dunklere Farbe der beitenden Klassen, im Gegensatze zu der hellern der Vornehmen, d die Unwahrscheinlichkeit, daß die einwandernden Hamiten das nd menschenleer gefunden, läßt annehmen, daß mit solchen schwar- Ureinwohnern die arbeitenden Klassen der Aegypter sich vermischt ben mögen, während die Vornehmen sich rein erhielten.*) Die che ist aber nicht sicher, und ebenso wenig ist es der Ursprung und Vertheilung der ägyptischen sog. Kasten, die vielmehr Stände d Berufsarten gewesen zu sein scheinen. Uebereinstimmend wer- n als Abtheilungen der Vornehmen die Priester und die Krieger nannt. Weit weniger einig ist man bezüglich der Klassen des ge- inen Volkes. Herodot zählt (II. 164) sieben „Geschlechter" (γένεα): ieſter, Krieger, Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dol- tscher und Steuermänner. Da nun bekannt ist, daß die Schweine- ten die verachtetste Klasse in Aegypten waren, als Hüter eines reinen Thieres, so ist klar, daß die angegebene Rangordnung nicht richtige sein kann. Damit stimmt auch, daß die Dolmetscher gar ne Kaste sein konnten, indem sie erst unter Psammetich, also kurz r dem Ende der Unabhängigkeit des Landes, eingeführt wurden erod. II. 154). Diodor weiß von fünf Klassen: Priester, Krieger, rten, Ackerbauer und Handwerker. Es geht daraus hervor, daß die ntheilung der arbeitenden Klassen keine strenge war (wie denn auch trabon blos drei Kasten kennt: Priester, Krieger und Ackerbauer), ndern mehr eine solche in Berufsarten darstellte. Daß die Hirten

*) Vergl. Ebers, Aegypten I. S. 42.

je nach ihren Thieren besondere Klassen bildeten, scheint unwahrscheinlich, und da Herodot die Ackerbauer und Handwerker (und Künstler), Diodor aber die Schiffer (Steuermänner) wegläßt, so gab es eigentlich vier Klassen oder Kasten des gemeinen Volkes: Handwerker oder Gewerbsleute (wol mit Inbegriff der Kaufleute und Künstler), Schiffer, Ackerbauer und Hirten. Ein Jeder mußte der Kaste oder Berufsart des Vaters folgen und es war kein Uebertritt von der einen zur andern gestattet (Diod. I. 74). Heiraten zwischen verschiedenen Kasten waren aber nicht ausgeschlossen, so daß es in Aegypten keine Mischkasten gab wie in Indien, wo sie zur Brandmarkung für das Brechen des Kastengesetzes dienten. Auch waren alle Kasten gleich vor dem Gesetze, nur mit der Ausnahme, daß blos die herrschenden Kasten, Priester und Krieger, Aemter bekleiden und Grundbesitz haben konnten, während die Schweinehirten von guter Gesellschaft und vom Betreten der Tempel ausgeschlossen waren. Das Kastenwesen des Nillandes war daher sehr wesentlich verschieden von demjenigen am Ganges, bedeutend weniger streng und nicht durch ein religiöses Gesetzbuch geheiligt. Neben dem Kastenwesen gab es noch Sklaverei. Die derselben unterworfenen Personen waren: Kriegsgefangene, gekaufte Sklaven und bestrafte Verbrecher. In der gesellschaftlichen Stellung waren sie durch die Gesetze eben so geschützt wie die Freien; aber sie wurden zu strengen Arbeiten angehalten; sie mußten Ziegel verfertigen, öffentliche Gebäude errichten und unterlagen harter Aufsicht und körperlichen Strafen von Seite der Aufseher. Doch traf dies Schicksal auch andere Volksklassen, und es wurde überhaupt zum Vortheile des Ganzen mit dem Leben und Wolbefinden der Unterthanen sehr rücksichtlos umgesprungen. Man verwendete z. B. zweitausend Menschen drei Jahre lang, um ein Gebäude aus einem Stein von Elefantine nach Sais zu bringen; hundertzwanzigtausend Personen fielen dem Kanal nach dem Roten Meere zum Opfer und die dreifache Zahl arbeitete zwanzig Jahre lang an einer Pyramide!*) Zeitweilig von den Faraonen unterworfene Völker außerhalb Aegyptens traten in keine nähere Beziehung zu den Einheimischen; sie hatten blos dem König ihren Tribut zu entrichten.

Die Verfassung Aegyptens war unumschränkt monarchisch und in männlicher Linie erblich. Ausnahmsweise (nach Diodor fünfmal) kamen Frauen zur Herrschaft, wahrscheinlich wenn von der herrschenden Familie kein Mann mehr vorhanden war. War eine Dynastie ausgestorben oder gestürzt, so trat die Wahl eines Königs ein. Meistens gehörten die Könige der Kriegerkaste an, manchmal aber auch dem Priestertum. Im erstern Falle wurde der Monarch unter die

*) Herod. II. 175; Diod. I. 63; Wilkinson I. p. 70.

Priester aufgenommen und in deren Mysterien eingeweiht. Die Könige waren zugleich Gesetzgeber, Regenten, Landes-Oberpriester und Oberfeldherren. Dagegen waren sie vom Richteramte ausgeschlossen und dies einem besondern obersten Gerichtshofe übertragen.

Der Titel des Königs war Peräa (hebr. Farao), d. h. das Großhaus oder die hohe Pforte (griech. οἶκος μέγας).*) Der König wurde nach seinem Regirungsantritte feierlich gekrönt, und zwar in Theben als König von Ober- und in Memfis als Solcher von Unter-Aegypten. Jene hohe Würde hatte zum Abzeichen eine hohe weiße, diese eine niedere rote Art von Krone (Pschent). Weitere Abzeichen der Königswürde waren der Krummstab (Hirtenstab), die Peitsche und die Schlachtsichel, — dann der dem König nachgetragene sonnenschirmartige Fächer. Die Könige wurden als Söhne und Nachfolger der Götter geachtet und verehrt, ja geradezu vergöttert. Auf Tempelbildern erscheinen sie, von Göttinnen (Isis und A.) gesäugt, von Göttern mit ihren Insignien beschenkt oder geliebkost. Es wurden ihnen Tempel und Kapellen geweiht, ihre Bilder unter den Götterbildern in Umzügen umhergetragen und göttlich verehrt und ihnen Feste gefeiert. Ihre Geburtstage waren allgemeine Freuden-, ihre Todestage allgemeine Trauerfeste. Die Könige waren unfehlbar und ihre Verfügungen wurden von den Priestern ihren Ratgebern zur Last gelegt. Von den Priestern waren sie vollkommen unabhängig und dieselben ihre gehorsamen Diener — anders demnach als in Meroe, wo die Priester angeblich dem König befehlen konnten, sich zu tödten, bis Ergamenes zur Zeit Ptolemäos II dieser Zwangsherrschaft durch Niedermetzelung der Priester ein Ende machte (Diod. III. 6). Doch minderte diese Unabhängigkeit des Farao es nicht, daß er einer von den Priestern ausgedachten strengen Etikette unterworfen war und sich ihr ohne Widerstreben fügte. Jede Stunde des Tages und der Nacht hatte ihre unabänderliche Bestimmung. Nach dem Aufstehen Morgens erhielt der Farao die eingelaufenen Briefe, Botschaften, Bittschriften u. s. w.; dann folgten Waschungen, Bekleidung und Schmückung, Opfer mit Vorlesung heiliger Schriften, Regirungsgeschäfte u. s. w. Essen, Trinken, Schlaf, sogar der eheliche Umgang, Alles hatte seine bestimmte Zeit. Zum Unterhalte des Königs und seines Hauses war der Ertrag eines Drittels des gesammten Grund und Bodens bestimmt, wozu aber noch unzählige andere Einkünfte kamen, so ein Theil der Abgaben, der Zölle, die Kriegsbeute, der Tribut unterworfener Völker, der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke u. s. w. So war es nicht zu verwundern, wie die Faraonen ihre staunenswerten Bauwerke errichten konnten. Zudem machten

*) Nach den Denkmälern und Horapollon.

sie sich noch durch großartige Geschenke an Tempel u. a. gemeinsame Anstalten volkstümlich und beliebt.

Die Beamten des Königs wurden wahrscheinlich mit Ausnahme der das Kriegswesen besorgenden aus der Priesterkaste genommen. Wir wissen von einem Stundenansager (Horoskopen), der dem Könige täglich den Anbruch des Tages verkündete, von einem obersten Minister, von Geheimräten, von einem Statthalter (Regenten) während der Abwesenheit des Königs im Kriege, welcher meist ein Bruder desselben war, vom Haushofmeister des Palastes, von Büchereiverwaltern, vom Geheimschreiber des Königs, vom Obersten der Leibwache, vom Obersten der königl. Flotte u. s. w. Tiefer stehen die Kanzleibeamten und Schreiber, die Aufseher der Gefängnisse, der Strafarbeiten und der königl. Domänen, die Gefängnißwärter, die Scharfrichter u. s. w.

Für die Verwaltung war Aegypten, angeblich seit Sesostris, in Wahrheit aber seit viel älterer Zeit in 36 Gaue oder Bezirke eingetheilt, welche die Griechen Nomen nannten, und von welchen zehn auf das Delta, zehn auf die Thebais und sechszehn auf das zwischenliegende Land kamen.*) Nach den ägyptischen Denkmälern dagegen betrug die Zahl der Nomen etwas mehr, am meisten nach der Liste von Edfu (die freilich erst in die Zeit der Ptolemäer fällt), nämlich 44, und zwar je zur Hälfte in Ober- und Unterägypten. Die Nomen waren nach ihren Hauptstädten benannt und zerfielen wieder in Ortsgemeinden oder Ortskreise (Toparchien). An der Spitze eines jeden Nomos stand eine bestimmte Schutzgottheit, als Regirungsbeamter aber ein Nomarch (ägypt. Hik oder Mer-nut-tsat) aus einer der beiden herrschenden Kasten. Er hatte zu wachen über die Erhaltung der Dämme, der Kanäle, der Nilmesser (zur Kontrolirung der Ueberschwemmung), der Straßen, der öffentlichen Gebäude u. a. Bauwerke, über die Auferlegung und den Einzug der Steuern und über die Handhabung der öffentlichen Ordnung. Jeder Landeseinwohner mußte sich jährlich bei dem Nomarchen melden und sich über seinen Beruf und sein Einkommen ausweisen; auch hatte Jeder alle Geburts- und Sterbefälle in seiner Familie anzuzeigen, so daß Aegypten wirklich der älteste Polizeistaat genannt werden kann. Zur Erfüllung dieser großen Aufgabe hatte der Nomarch viele Beamte und Schreiber und eine Abtheilung Soldaten zu seiner Verfügung.

Der bereits erwähnte Gerichtshof bestand aus dreißig der Priesterkaste angehörenden Mitgliedern, von welchen je zehn in den Tempeln von Theben, Memfis und Heliopolis dienten. Sie bezogen einen festen Gehalt, den höchsten jedoch der Vorsitzende, welcher den Titel „Oberrichter" führte und von der Gesammtheit der Behörde

*) Diod. I. 54. Strab. XVII. Brugsch, Geogr. d. alten Aeg. S. 93 ff.

ewählt und dann aus seiner Stadt ersetzt wurde. Sein Abzeichen ar eine goldene Kette um den Hals an der ein Bild von kostbaren teinen hing, das man die „Wahrheit" nannte. Abgebildet wurden ie Richter ohne Hände, weil sie für Geschenke unzugänglich sein, der berrichter mit niedergeschlagenen Augen, weil er ohne Ansehen der erson urteilen sollte. Vor den Richtern lagen in der Sitzung die esetzbücher, und die Verhandlungen begannen, sobald der Vorsitzende in Kleinod anlegte. Das Verfahren war durchaus schriftlich. Jede artei hatte eine Schrift einzureichen, und zwar der Beklagte, nachem diejenige des Klägers ihm mitgetheilt worden. Dann waren eplik und Duplik gestattet. Hatten die Richter alle vier Schriften i Händen, so begann die Verhandlung in Anwesenheit der Parteien. ar das Urtel gefällt, so legte der Vorsitzende das Zeichen der ahrheit auf diejenige der Streitschriften, deren Verfasser Recht erielt (Diod. I. 75). Es scheint bei diesen Verhandlungen kein Unterhied zwischen bürgerlichem und Strafverfahren gemacht worden zu in; der Ankläger wurde dem Kläger, der Angeklagte dem Beklagten leich gehalten. Auch das ägyptische Gesetzbuch, welches aus acht ollen bestand, enthielt Civil- und Strafgesetze durch- und untereinnder. Es wurde den Göttern, namentlich dem Thoth zugeschrieben, nd Osiris galt als Erhalter desselben. Doch wußte man auch die riester und Faraonen zu nennen, von welchen die einzelnen Theile es Werkes herrührten.

Die Strafen, welche die ägyptischen Gesetze aufstellten, waren:

1. Die Todesstrafe durch Hängen oder Enthaupten, bei Meind und Mord, Tödtung eines heiligen Thieres, falsche Angaben bei er Obrigkeit, — mit vorangehenden Martern bei Elternmord.

2. Verstümmelungen, z. B. Ausschneiden der Zunge bei andesverrat durch Ueberlaufen zum Feinde, Abhauen der Hände bei älschung, Entmannung bei Ehebruch oder Notzucht, Abschneiden der ase bei ehebrecherischen Frauen.

3. Leibesstrafen: Geiselung, Stockprügel, Bastonade, bei ichtanzeige eines mitangesehenen Verbrechens, Verführung von Weiern u. s. w.

4. Strafarbeit bei öffentlichen Bauten und in Goldbergwerken, nbekannt für welches Verbrechen, aber auch bei Kriegsgefangenen ngewendet.

5. Ehrlosigkeit (Atimie), z. B. für Desertion und Ungehorsam.

6. Verweigerung eines feierlichen Begräbnisses, wie bereits (oben 5. 329) erwähnt.

Gefängniß- und Vermögensstrafen kannten also die Aegypter icht. Unbekannt ist die Strafe des Diebstahls. Einige alte Schriftellter meinten, derselbe wäre gar nicht bestraft worden, wozu wol

die eigentümliche Einrichtung Anlaß bot, daß ein Vorsteher der Diebe geduldet wurde, bei welchem man gestohlene Gegenstände gegen Erlegung eines Viertheils des Wertes zurückerhalten konnte (Diod. I. 80). Wer einen Andern fälschlich eines Verbrechens anklagte, erlitt die auf dasselbe gesetzte Strafe. Wucher war streng verpönt: das ausgeliehene Kapital durfte nicht durch Zinsen auf das Doppelte gebracht werden. Der Gläubiger durfte nur auf das Vermögen des Schuldners greifen, seiner Person aber nichts anhaben. Im Uebrigen gab es besondere Gesetze und Verordnungen über Maße und Gewichte, über den Zinsfuß, über Verträge, Erbschaften, Pacht und Miete, über die Verhältnisse der Familienglieder unter sich, über Fest- und Leichengebräuche, Zeitrechnung, Landbau, Kleidung, Speisen, Reinlichkeit u. s. w.

Während die Verwaltung Aegyptens im Frieden vorzugsweise der Priesterkaste oblag, war die Vertheidigung des Landes gegen außen Aufgabe der Kriegerkaste. Dieselben bildeten in gewöhnlichen Zeiten allein das Heer; im Kriege jedoch wurden auch Leute anderer Kasten angeworben (die Priester wol ausgenommen). Nach Herodot bildete die Kriegerkaste zwei große Abtheilungen, die der Kalasirier und der Hermotybier, welche Namen nicht erklärt sind. Vielleicht unterschieden sie sich etwa wie Linie und Reserve oder Landwehr, oder als Kriegs- und Festungstruppen. Die Hermotybier zählten zu Herodots Zeit 160,000, die Kalasirier aber 250,000 Mann. Jede Abtheilung hatte ihre Garnisonen in bestimmten Nomen. Aus jeder wurden tausend Mann zur Leibwache des Königs ausgehoben. Jeder Krieger erhielt zwölf Aruren Landes (jede zu 10,000 Quadratellen) steuerfrei zu seiner Benutzung.

Die Waffengattungen des ägyptischen Heeres waren: Fußvolk und Streitwagen. Reiterei gab es nicht, wenigstens unter den Aegyptern; denn die Denkmäler kennen keine. Wenn Diodor (I. 54) dem Heere des „Sesostris“ außer 600,000 Mann Fußvolk und 27,000 Streitwagen auch noch 24,000 Reiter gibt, so waren damit wol berittene Hilfsvölker aus anderen Ländern gemeint. Das Fußvolk zerfiel wieder in Bogenschützen, Lanzen- und Speerträger, Schleuderer und Keulenträger. Außer der Waffe, nach welchen diese Abtheilungen benannt sind, trugen die zwei ersteren oft noch außerdem Streitäxte und Einzelne Schwerter, Dolche und Schlachtmesser. Die Bogen waren 4 bis 5 Fuß lang, die Pfeile befiedert und mit steinernen oder bronzenen Spitzen versehen, die Köcher bemalt und verziert, z. B. mit Löwenköpfen. Die Speere wurden auch als Wurfspieße gebraucht. Die Keulen hatten oft die Gestalt von Stäben und waren mit Metall beschlagen; außerdem gab es Keulenmesser, eine furchtbare Waffe. Sehr verschiedenartig waren die Gestalten der Streitäxte. Das Schwert

war selten mehr als $2^1/_2$ Fuß lang. Als Schutzwaffen dienten dem schweren Fußvolk und den Wagenstreitern Schilde aus Holz oder Rohrgeflecht, mit Leder bekleidet, mit Metall beschlagen und mit einer Handhabe versehen. In älterer Zeit waren die Schilde $2^1/_2$ Fuß lang, in späterer erhielten sie beinahe die Länge des Mannes. Panzer der Brust und Rücken und zwar bunte Schuppenpanzer, kamen erst nach den Hyksos auf, Arm- und Beinschienen im Kriege gar nie, nur bei Fechterspielen. Gewöhnlich stritten die Truppen baarfuß, selten mit Sandalen. Der Kopf wurde durch eine lederne Kappe bedeckt, die sich nur bei Vornehmen und in späterer Zeit in der Form einem Helme näherte und woran die Offiziere eine Feder trugen. Die Kleidung der Krieger war einfach, beim leichten Fußvolk blos ein Schurz; vollständiger war jene der Anführer. Die Feldzeichen richteten sich nach den Nomen, aus denen die Krieger waren; jeder Nomos hatte ein hieroglyphisches Zeichen, z. B. ein Thier, ein Schiff, eine Pflanze, das auf einer langen Stange getragen wurde und reich verziert war. Auch Kriegsmusik hatten die Aegypter, meist Trompeten und Trommeln, welche letzteren gewöhnlich mit den Händen bearbeitet wurden. Das Fußvolk scheint wol disciplinirt gewesen zu sein und im gleichen Schritt und Tritt treffliche Uebung besessen zu haben. Am sorgfältigsten und reichsten waren die Wagenstreiter ausgerüstet. Die Wagen hatten zwei Räder und zwei Pferde, und waren, wie die des Alterthums überhaupt, vorn mit einer runden Brustwehr versehen und hinten offen, daher zum Stehen eingerichtet. Die Pferde waren durch ein Joch verbunden, von dem eine Deichsel bis zur Axe hinlief. Jeder Wagen trug zwei Mann, einen Wagenlenker und einen Streiter. Letzterer führte meist Bogen oder Lanze; im Wagen war daher ein Köcher oder Waffenbehälter angebracht. Prachtvoll gebaut und verziert waren die Streitwagen der Faraonen. Zur Ausrüstung des Heeres gehörten endlich noch die Belagerungswerkzeuge, sowol zum Angriffe der Mauern, als zum Schutze der Belagerer, wie Leitern, Schutzdächer (testudines) u. s. w.

Der König war in der Regel selbst Oberfeldherr und befand sich stets mitten im Streite. Bisweilen ließ er sich durch seinen Sohn vertreten. Oft war er von einem gezähmten Löwen begleitet. Zur Vornahme eines Kriegszuges mußten günstige Vorzeichen da sein, d. h. das die Priester dafür ausgaben. Erst wenn ein Kriegszug beschlossen war, wurden die nicht im Dienste befindlichen Krieger einberufen, Weitere angeworben, das Heer gezählt, bewaffnet (und zwar jede Rotte gleichmäßig), dann Opfer vorgenommen, und endlich fand der Ausmarsch statt. Die Kriegführung war wild, rauh und grausam; besonders richteten die Streitwagen arge Verwüstungen unter dem Feinde an. Scheute sich doch der König selbst nicht, Kriegs-

gefangene eigenhändig niederzumachen! Rücksichtlos und unmenschlich wurden die Besatzungen eroberter Städte behandelt. Den gefallenen Feinden wurden die Hände abgehauen und deren Zahl genau aufgeschrieben, auch die Triumfe der Könige nach dieser Zahl bemessen. Von „Sesostris" erzählen die Griechen, daß er bei allen überwundenen Völkern Denksteine errichtet und auf denselben, je nachdem sich das Volk tapfer oder feig benommen, ein männliches oder weibliches Zeichen angebracht habe. Nach siegreicher Rückkehr fand ein Triumfzug und feierlicher Empfang von Seite des Volkes statt. Die Gefangenen sowol als erbeutete Thiere wurden dabei aufgeführt und man sah lange Züge an Leinen geführter Giraffen, angeketteter großer Affen, gezähmter Panther und Unzen, sowie gefesselter Halbwilder, die in Thierfelle gekleidet oder tötowirt aufmarschirten. Man verwendete die Gefangenen als Arbeiter an Bauten und in Bergwerken. Den besiegten Völkern wurde Tribut auferlegt, der in ihren Produkten, solchen der Natur und solchen der Kunst bestand. Aber so oft die Aegypter ferne waren, empörten sie sich und Jene mußten den Krieg von neuem anfangen oder auf die Eroberung verzichten, so daß ihre Herrschaft außerhalb ihres eigenen Landes nirgends, ausgenommen in Nubien, festen Fuß faßte.

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst der Aegypter.

A. Sprache, Schrift und Schrifttum.

Die Aegypter sprachen eine ältere Form der zum hamitischen Stamme gehörenden, aber mit den semitischen Sprachen in manchen Beziehungen verwandten koptischen Sprache. Sie waren ein äußerst schreibseliges Volk, welches weder im öffentlichen noch im Privatleben etwas that, ohne alles Vorfallende gewissenhaft aufzuschreiben. Sie leiteten den Ursprung der Schreibekunst von ihrem Gotte Thoth her, dem Geheimschreiber des Osiris und seines Todtengerichtes, Erfinder aller Künste und Wissenschaften, wie auch der Götterverehrung und Opfer, und Verfasser der 42 heiligen Bücher Aegyptens, der in verschiedenen Tempeln in allen Gegenden des Reiches verehrt wurde (oben S. 314).

Die ägyptische Schrift, d. h. überhaupt alle auf Denkmälern

es Altertums in Aegypten befindliche Schrift zerfällt in folgende attungen:

a) die Hieroglyphen, d. h. heilige Einschnitte (nämlich ein-schnittene Zeichen), in lauter Abbildungen von Gegenständen be-hend, vorzugsweise auf Wänden und Denksteinen, weniger in apyrosbüchern angewendet, und zwar seit den ältesten Zeiten des gyptischen Reiches in wesentlich unveränderter Form bis zur Aus-reitung des Christentums; ihre über tausend Bilder sind: Himmels-rper, Naturereignisse (z. B. Regen), landschaftliche Gegenstände (Berg, ald, Wasser u. s. w.), menschliche Figuren und Körpertheile, Thiere ler Art, Bäume u. a. Pflanzen, Früchte, Gebäude, Schiffe, Gerät-haften, Werkzeuge, Waffen, mathematische und frei erfundene Figu-n u. s. w.;

b) die hieratische Schrift, d. h. die Schnell- und Kursivschrift er Priester, besonders in Büchern angewendet, von jüngerm Alter, ber gleichem Andauern wie die Hieroglyphen; bestehend aus einer erkürzung der hieroglyphischen Zeichen;

c) die demotische oder Volksschrift, zu weltlichen Büchern und rkunden und zu Briefen angewendet, bestehend in noch weitergehen-er Verkürzung der Zeichen nach Form und Zahl derselben; scheint n achten Jahrhundert vor Chr. in Gebrauch gekommen zu sein und ing mit obigen zwei Schriftarten unter;

d) die koptische Schrift, d. h. die Schrift der von den alten egyptern stammenden Christen (die aber Beschneidung üben), an-ewendet zu geistlichen und weltlichen Schriften seit Anfang des ritten bis in das siebente Jahrh. nach Chr., bestehend aus den riechischen Buchstaben nebst sechs demotischen Zeichen für Laute, die em Griechischen fremd sind. Es sind darin die Bibel und verschie-ene theologische, philosophische, geschichtliche und medicinische Werke eschrieben.

Die Hieroglyphen wurden in ältester Zeit gleich der chinesischen chrift von oben nach unten und die einzelnen Kolumnen von rechts ach links geschrieben, später einfach von rechts nach links, ausnahms-eise auch von links nach rechts und dann die Bilder mit ihrer orderseite nach links gekehrt. So wurde z. B., wenn zu beiden eiten einer Thüre Hieroglyphen standen, jede Seite gegen die Thüre n gelesen, so auf beiden Seiten eines Sarges gegen dessen Mitte n. Die hieratische und die demotische Schrift gingen stets von rechts ach links, die koptische aber gleich der griechischen umgekehrt.

In der ältesten Zeit sind die Hieroglyphen, wie überhaupt noch ärlich, da z. B. die älteren Särge der Inschriften entbehren, auch ch und plump; später werden sie zierlicher und anschaulicher. An emselben Orte gleichen sie sich so, daß sie mittels Schablonen

gezeichnet, beziehungsweise gemalt sein müssen. Wo die Hieroglyphen gemalt sind, da haben sie meist bestimmte, von denen der Natur verschiedene Farben; z. B. Vögel wurden an manchen Orten stets blau, Berge rot, hölzerne Gegenstände gelb, Pflanzen grün gemalt. Vögel wurden aber auch oft bunt dargestellt und sehr oft gar keine Regel beobachtet.

Der Schrift gingen bei den Aegyptern die Bilder ohne Worte voran, welche eigentlich bereits eine Art Bilderschrift waren, indem sie Gedanken ausdrückten (die Hieroglyphen aber Worte). Der älteste Ort ihres Anbringens waren die Tempelmauern. Zur Erläuterung wurden später den Abbildungen die „heiligen Zeichen" beigefügt und aller freie Raum mit diesen ausgefüllt. Zuerst wurden die Hieroglyphen erhaben aus dem Stein herausgearbeitet, später in denselben eingehauen oder mittels Schablonen in den noch frischen Mörtel der Wände eingedrückt, noch später in Umrissen blos gezeichnet; Farbengebung fand sowol bei den eingegrabenen als bei den umrissenen Zeichen statt. Oft wurde in einer spätern Zeit wieder zerstört, was man früher an die Wände geschrieben und Neues an dessen Stelle gesetzt. Die Zeit hat jedoch nicht selten das Neue abgebröckelt und das Alte wieder zum Vorschein kommen lassen. So wurden die Wände meist vollständig mit Reliefs, Zeichnungen und Malereien überdeckt, und zwar sowol in Tempeln, als in Palästen, ferner die Obelisken und Stelen, Felsen, Grotten und Särge. Im Holz der letzteren wurden die Zeichen geschnitzt, vertieft oder gemalt. Endlich wurden sogar Statuetten, Ziegelsteine, Möbel und Geräte aller Art mit Zeichen bedeckt, sogar Edelsteine, Glaskugeln, Sigelringe aus Stein oder Metall und Stempel aus Holz zum Abdrücken.

Außer dem Holz und Stein wurden zum Schreiben benutzt: Thierfelle, Leder, Baumwoll- und Leinenzeuge, und zwar mittels färbender Stoffe, bisweilen auch Palmblätter mittels Einritzens. Der am häufigsten angewandte Beschreibstoff wurde jedoch die Schilfstaude Papyros, von welcher unser Wort Papier den Namen hat, welche aber jetzt in Aegypten nicht mehr, sondern nur noch am weißen Nil vorkommt; die Erfindung dieser Anwendung soll in Memfis stattgefunden haben; die älteste Papyrosschrift, die man kennt, stammt aus dem dritten Jahrtausend vor Chr. Das Verfahren bei Bereitung des Papyros war ein sehr ausgebildetes und sorgfältiges. Die gefertigten Blätter waren von verschiedener Größe, meist aber durch Anleimen in die Länge gezogen, bis über hundert Fuß lang (der Papyros Harris 144 Fuß) und wurden gerollt. Ein einzelnes Stück hieß Charta, daher unser „Karte". Die Farbe des ägyptischen Papiers ist braun bis gelb, nie weiß, die Beschaffenheit faserig, nicht glatt, aber dauerhaft und der Fäulniß nicht ausgesetzt. Man schrieb auf Papyros

meist mit schwarzer Flüssigkeit, die aus Kohle und Gummi fest hergestellt und beim Gebrauche in Wasser aufgelöst wurde: man gewann solche auch aus der Papyrosstaude selbst; rote und gelbe Tinte bereitete man aus Bleioxyd und Ocker. Auch zu Schreibwerkzeugen nahm man die kleinen Stäbe der Papyrosstaude und trug damit die Farbe auf; sie waren bald geschnitten wie Federn, bald pinselartig zugespitzt. Beim Schreiben breitete man das Papier auf eine hölzerne Tafel, die man anf die Knie legte. Das erste Wort jedes Abschnittes malte man rot. Zur Aufbewahrung des Schreibmaterials dienten hölzerne Paletten mit Vertiefungen für Wasser und Tusche und für die Stifte; für Tinte hatte man auch Gefäße aus Marmor oder Alabaster. Die Schreiber trugen ihr Schreibzeug am Gürtel. Der Gebrauch des Papyros hatte den Ursprung eines besondern Standes der Schreiber, das Aufkommen der Bücher und die Einführung der abgekürzten hieratischen Schrift im Gefolge. Es kamen mit selber auch Trennungszeichen der Wörter und Sätze auf, die man vorher nicht angewendet hatte.

Das älteste von Aegyptern Geschriebene, auf Tempelwänden, enthielt Gebete und Preis der Götter, so daß also die älteste ägyptische Literatur mit der ältesten indischen im Rig Veda verwandten Inhalt hat, dann auch Angelegenheiten der heiligen Gebäude. Die Pfleger und lange Zeit einzige Kenner der Schreibekunst waren die Priester. Die Tempel waren die Quelle und die Aufbewahrungsorte des Schrifttums. Heilige Bücher, welche man dem Thoth zuschrieb, muß es schon sehr früh gegeben haben (oben S. 325); denn die Priester mußten sie auswendig lernen, also wurde damals noch sehr wenig geschrieben. Diese Bücher des Thoth enthielten in nichts weniger als systematischer Anordnung die ganze Wissenschaft der Priester; sie handelten von Theologie, Moral, Astronomie, von den Hieroglyphen, von der Landeskunde Aegyptens, von Maßen und Gewichten, Tempelangelegenheiten, Liturgie, Disziplin, von den Gesetzen des Landes u. s. w. Diese Bücher entstanden nach und nach und zerfielen in mehrere Abtheilungen, von denen jede einer bestimmten Rangstufe des Priestertums anvertraut war. Die sechs letzten und jüngsten Bücher galten für weniger heilig als die 36 älteren, angeblich von Thoth geoffenbarten; sie wurden nicht auswendig gelernt und handelten von der Heilkunde. Die zahlreichen Erklärungsschriften, welche die Priester nach und nach an die Thoth-Bücher knüpften, erstiegen mit der Zeit die erstaunliche Zahl von 36.525, welche die Griechen die „hermetischen Bücher" nannten, weil ihnen Thoth als ihr Hermes galt. Die Methode der Thoth-Bücher war nicht wissenschaftlich, sondern allegorisirend und mystisch. Alles, auch die trockensten Dinge, wurde in Beziehung zur Religion gebracht. Als Priester, welche hierauf theosophische Systeme bauten, werden

Bitys, Prophet des Ammon in Sais, und der Tempelschreiber Epēis genannt; ihre Zeit ist nicht zu ergründen. Im Ganzen hat man eine so staunenerregende Menge ägyptischer Literatur aus dem Strome der Zeiten gerettet, daß ihre Werke, wenn nicht so viele Wandinschriften und Papyros-Urkunden das Nämliche enthielten und wenn sie sämmtlich entziffert würden, über tausend Bände füllen müßten. Die Bethätigung der Priester in den einzelnen Wissenschaften werden wir weiter unten erwähnen. Was ihre Leistungen im Gebiete der schönen Literatur betrifft, so sind erst in neuester Zeit Papyros-Schriften übersetzt worden, welche solche enthalten. Wir nennen davon z. B. den Roman der zwei Brüder, eigentlich ein Märchen, welches an die Mythen des Atys, des Adonis und des Osiris erinnert,*) und des Schreibers Pentaour poetische Schilderung eines Sieges Ramses II über die Chetiten (oben S. 338) und Lobpreisung desselben**). Das ägyptische Volk lebte und dachte jedoch zu sehr nach hergebrachten Schablonen, es stand zu sehr unter weltlicher und geistlicher Vormundschaft, und den Einzigen, welche schreiben konnten, den Priestern, war eine zu eng begrenzte Sphäre ihres Handelns zugemessen, als daß ein freier dichterischer Schwung der Fantasie in jenem Lande denkbar gewesen wäre. Nur in religiösen Hymnen und damit verwandten Gedichten treten uns, soweit zuverlässige Uebertragungen vorliegen, manche erhabene Auffassungen und dichterische Bilder entgegen. Doch leiden sie auch an starkem Pomp und Schwulst, den schon die Inschriften an den Tempeln zu Ehren der Könige mit ihrer Kriecherei vor der göttlichen Majestät an den Tag legen. Diese dem Inhalte nach für uns im Ganzen ungenießbaren religiösen Hymnen wurden nebst Gebeten dem ersten Buche des Thoth entnommen und es finden sich Theile desselben auf den Papyrosstücken, die den Todten in den Sarg mitgegeben wurden, damit sie dieselben den Göttern sammt ihrer „Rechtfertigung" (oben S. 329) entgegen brächten. Bei Reichen und Vornehmen wurden solche Hymnen und Gebete auf den Sarg selbst, namentlich in dessen Inneres gemalt und auf Stelen u. a. Denkmälern eingehauen. Einer jener Papyrosstreifen, 57 Fuß lang, in Turin befindlich, soll das gesammte erste Thoth-Buch, von Lepsius nach der Art der Verwendung das Todtenbuch genannt, enthalten. Unterschieden sind die erwähnten Hymnen und Gebete unter sich dadurch, daß erstere durchaus poetischer Natur sind, in Strophen von gleicher Länge zerfallen und daher wol zum Singen bestimmt waren, was bei den Gebeten nicht der Fall ist. Einen bedeutenden Theil des Todtenbuches bildet die Darstellung des

*) Lenormant, die Anfänge der Cultur I. S. 249 ff.
**) Maspero hist. anc. p. 220 ff. Lenormant a. a. O. S. 195 ff.

jenseitigen Todtengerichtes (oben S. 330). Das Todtenbuch enthält ferner astronomische, beziehungsweise astrologische und naturgeschichtliche Ausführungen, wie auch solche über Gewerbe und Handwerke, über die Obrigkeit, über religiöse Gegenstände und Ceremonien u. s. w., Alles in dichterisch-religiösem Gewande.*)

Zahlreich sind in der altägyptischen Literatur die Leichenstein- und Sarginschriften, welche, sowol bei Menschen, als bei heiligen Thieren beinahe stereotyp gewöhnlich etwa so anfangen: Er ist hinübergegangen zur Wiedervereinigung mit dem Sonnengotte, dem König beider Welten, dem Schöpfer, dem Herrn der Welt (Osiris) u. s. w. Der Gebrauch der Hieroglyphen blieb auf die Aegypter beschränkt. Im Auslande wurden sie nur da zu Inschriften benutzt, wo die Faraonen Siege erfochten und die Völker unterworfen hatten, und dies war, wie wir gesehen, auf die Dauer nur in Aethiopien und zeitweise auch in Libyen und im angrenzenden Arabien und Syrien der Fall, in Asien am längsten auf der Sinai-Halbinsel. Eigentlich ägyptisirt und daher auch reich an Hieroglyphen-Denkmälern wurde im Auslande nur Nubien, und zwar bis nach Axum unter dem 14. Grad nördlicher Breite.

Mit der Zeit war die ägyptische Kultur in Stillstand und Verkümpfung geraten und brachte, ohne neue Blüten zu treiben, etwa vom Ende der Ramessiden bis zur Mitte des 7. Jahrh. vor Chr. darin zu. Erst im letztgenannten Zeitpunkte verstand es Psammetich, durch kluge Benutzung griechischen Einflusses, dem ägyptischen Geiste neuen Schwung zu verleihen. Sein Sohn Necho und der spätere Amasis, dieser beinahe ganz Grieche nach Geist und Neigung, arbeiteten in seinem Sinne weiter. Diese Verlebendigung des Handels und Verkehrs und die vermehrte Theilnahme des nicht bevorrechteten Volkes am geistigen Leben veranlaßten in der Zeit der 26. Dynastie die Entstehung der demotischen Schrift für alle nicht priesterlichen und religiösen Angelegenheiten. Nur allmälig ging dieselbe aus der hieratischen Schreibweise hervor, gewann erst nach dem gänzlichen Untergang von Aegyptens Unabhängigkeit eine völlig eigentümliche Form, nahm dann aber immer mehr überhand, ja sie drang sogar in das Gebiet der Priesterherrschaft ein, indem sie religiöse, magische und astronomische Schriften in Beschlag nahm. Schon weil die Hieroglyphen und das Hieratische zur veränderten Sprache nicht mehr paßten, ging ihr Reich nach und nach zu Ende. So sehr die Ptolemäer auch das Aegyptertum gewähren ließen, so nahm doch unter ihnen und unter der römischen Herrschaft die griechische Bildung rastlos zu. Das Griechische war Staatssprache, Alexandria ein Hauptsitz griechischer

*) Vergl. über die ägypt. Dichtkunst Carriere, die Kunst, I. S. 228 ff.

Wiſſenſchaft. Es kam die Sitte auf, Inſchriften neben einander ägyptiſch und griechiſch abzufaſſen. Die beiden Elemente kämpften auf Tod und Leben. Ja, es hatten bereits die Prieſter ſelbſt begonnen, griechiſch zu ſchreiben; ſie verloren nach und nach die Kenntniß der Hieroglyphen, die man nicht mehr ſchrieb, — endlich hielt man ſie nur noch für reine Bilderſchrift ohne Buchſtaben- oder Silbenwert, was auch die Griechen und Römer glaubten; die Myſterien und die Prieſterkaſte löſten ſich auf. Unter den Römern wurde beinahe nichts mehr ägyptiſch geſchrieben (wenn überhaupt, faſt nur mehr demotiſch), und als das Chriſtentum eindrang, Ende des dritten Jahrhunderts, hörte das Schreiben mit ägyptiſcher Schrift auf und wurde vergeſſen; es gab nur noch koptiſch und griechiſch. Im 2. und 3. Jahrhundert haben ſich Ammianus Marcellinus und Flavius Clemens aus Alexandria mit den Hieroglyphen beſchäftigt, aber nur noch mit mangelhaftem Verſtändniß; Jener ſah darin theils Sinnbilder für Gegenſtände, theils Bilder, welche die Anfangsbuchſtaben ihrer Namen bedeuten, Dieſer „Namen und Wörter". Etwas ſpäter ſchrieb der Aegypter Horapollon aus Nilopolis ein Buch über die Hieroglyphen, welches Philippos griechiſch überſetzte; er erklärte dieſelben aber auf ganz willkürliche Weiſe, ohne eine Ahnung von ihrer wahren Bedeutung zu haben, und behauptete den größten Unſinn. Kosmas der Indienfahrer, ein Aegypter des 5. Jahrhunderts, nannte die Hieroglyphen „Wahrzeichen von Buchſtaben". Seitdem war die Kenntniß der ägyptiſchen Schrift, namentlich durch die mohammedaniſche Herrſchaft in Aegypten, welche alle Abbildungen verpönte, vollſtändig verloren gegangen, und blieb es bis auf die neueſte Zeit. Im ſiebenzehnten Jahrhundert war zwar der Jeſuit Athanaſius Kircher der Erſte ſeit dem Altertum, welcher ſich dieſem Gegenſtande zuwandte; aber er bemühte ſich umſonſt die Hieroglyphen zu entziffern, denen er willkürliche und ganz falſche Deutungen gab. Ende des 18. Jahrhunderts ſchrieb Zoëga über die Obelisken und ahnte dabei wenigſtens, daß die in Ringen eingeſchloſſenen Zeichen Eigennamen darſtellen. Im Uebrigen glaubte er noch, jedes Zeichen der heiligen Schrift Aegyptens drücke ein Wort aus. Den erſten Anſtoß zu klaren Ideen in der Sache gab 1799 bei Anlaß des franzöſiſchen Zuges nach Aegypten die Auffindung des Steindenkmals von Roſette mit untereinander ſtehender hieroglyphiſcher, demotiſcher und griechiſcher Faſſung derſelben Inſchrift, aus der Zeit der Ptolemäer (um 200 vor Chr.). Sylveſtre de Sacy war der Erſte, welcher eine Entzifferung dieſes wichtigen Denkmals verſuchte; ihm folgte Ackerblad (Beide 1802) mit ſchon beſſerm Erfolge. Die Unterſuchung war natürlich zuerſt auf die Eigennamen beſchränkt. Der Begründer der eigentlichen Entzifferung der Hieroglyphen wurde 1819 Thomas Young.

Er hielt die ägyptische Sprache für eines mit der koptischen und die Hieroglyphen für eine Ideenschrift, mit Ausnahme der Eigennamen, die er als phonetisch erklärte. Im J. 1821 trat François Champollion der Jüngere mit einem Buche über die hieratische Schrift auf, worin er die Hieroglyphen für eine symbolische Schriftart erklärte. Später führte er aus: die Eigennamen seien phonetisch, alle übrigen Zeichen ideographisch oder symbolisch; die Lautzeichen drücken den Laut aus, mit welchem der Name des Bildes beginne und die kurzen Vokale werden meist weggelassen. Daraufhin machte wenigstens die Entzifferung der Eigennamen Fortschritte. Die nach Champollion's Tode († 1832) 1836 herausgegebenen Werke: Grammatik und Wörterbuch der ägyptischen Hieroglyphen, unterscheiden: a) figurative Zeichen, welche ausdrücken, was sie darstellen, z. B. Sonne, Mond; b) symbolische oder tropische, um abstrakte Begriffe zu bezeichnen, z. B. Schreibzeug für Schrift; c) phonetische, welche Laute und Buchstaben vertreten; d) zusammengesetzte aus vorigen drei Gattungen; e) determinative, welche hinter phonetisch geschriebenen Wörtern die Gattung anzeigen, zu welcher selbe gehören. Nach Champollion traten mehrere strebsame Forscher mit von ihm abweichenden eigenen Systemen der Hieroglyphenerklärung auf, wie z. B. Klaproth, Sickler und Seyffarth, von deren Ansichten namentlich die des Letztern, daß die Hieroglyphen Silben darstellen, und zwar von den Mitlauten gebildete, die der Name des Zeichens enthalte, mit viel Geschick verfochten wurde.*)

Nach den Systeme der jetzt sämmtliche Aegyptologen umfassenden, auf Champollion sich stützenden Schule stellen sich die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die ägyptische Sprache und Schrift folgendermaßen dar:**) Die alt-ägyptische Sprache ist im Koptischen nicht stark umgewandelt, kaum wie das Latinische im Italienischen. Die Hieroglyphen zerfallen in dreierlei Zeichen: Laut-, Silben- und Determinativzeichen.

Buchstabenzeichen werden jetzt für 25 Laute angenommen, worunter wir als Beispiele nennen: einen Adler für a, eine Eule für u, einen Löwen oder einen Mund für l oder r, welche schwanken, einen Ibis oder ein Menschenbein für b u. s. w. Bezüglich der Annahme Champollions, daß jedes Lautzeichen den Laut darstelle, mit welchem der Name des dargestellten Gegenstandes beginne, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen, welchen Namen das Vorbild jedes Lautzeichens ursprünglich trug.

*) Uhlem. I. S. 173 ff. Wuttke, Geschichte der Schrift I. S. 491 ff.
**) Ebers, Aegypten u. die Bücher Mose's. 1. Bd. Leipzig 1868. S. 3 ff. Derf., über das hieroglyph. Schriftsystem, Vortrag, Berlin 1871. (Virchow und Holtzendorf, Vorträge VI. 131.) Maspero, hist. anc. p. 458 ff.

Silbenzeichen, aus je zwei selten drei Lauten bestehend, z. B. aa, ab, ap, am, an, ar, as, ad, at, — uah, uts, — ma, mu, mn, mr, ms, mt u. s. w. werden über hundert Silben gezählt, und zwar für eine jede derselben 1 bis 7 Zeichen zur Auswahl. Da jedoch oft verschiedene Silben dieselben Zeichen haben, so werden sie durch Beifügung von Buchstabenzeichen unterschieden.

Da nun die Hieroglyphenschrift über tausend Bilder zählt, so kann sie nicht blos aus Silben- und Lautzeichen bestehen. Namentlich aber ist es notwendig, die vielen Synonymen und Homonymen des Aegyptischen zu unterscheiden. In dieser Sprache bedeutet z. B. ♀ ānχ: leben, schwören, Ohr, Spiegel und Ziege. Der Deutlichkeit wegen wurde daher oft hinter dem Namen eines Gegenstandes sein Bild oder das seiner Gattung (Determinativzeichen) gesetzt, so z. B. hinter mshu, Krokodil, das Bild dieses Thieres, hinter aš, Ceder, ein Baum, hinter den Namen eines vierfüßigen Thieres das Fell eines solchen, hinter die Bezeichnung eines Mannes oder einer Frau, das Bild solcher , , u s. w. Auch Zeitwörter wurden so näher bestimmt, z. B. setzte man hinter etbu, tödten, noch einen Arm und ein Messer. Hinter Alles, was mit der Mittheilung von Gedanken zusammenhing (Schreiben, Zeichnen, Sagen u. s. w.) kam das Bild eines Schreibzeugs oder einer Buchrolle, hinter alles, was den Mund angeht, wie: essen, trinken, sprechen, schreien, oder nur damit zusammenhängt, wie: urteilen, nachdenken, wissen, kennen, eine auf den Mund deutende Figur: . Bei häufig vorkommenden Worten blieb die lautliche Schreibung weg und wurde blos das bestimmende Zeichen gesetzt, z. B. für die Sonne das noch jetzt im Kalender gebräuchliche Zeichen ☉, für ein Haus ein Hausplan, für Wasser drei Wellenlinien u. s. w. Andere Determinativen verdeutlichten den Klang oder die Aussprache oder die Unterscheidung von Homonymen u. s. w. Ja es wurde darnach gestrebt, so manigfaltige Zeichen wie möglich zu verwenden, um mit Gelehrsamkeit zu prunken. Manche Zeichen waren blos symbolisch, z. B. für „Nacht" ein an einer Decke hangender Stern , für das Alter ein auf den Stab gestützter Mann u. s. w. So stand es den Schreibern frei, dasselbe Wort auf verschiedene Weise zu schreiben, in Buchstaben- oder in Silber- oder in Determinativzeichen oder auch in verschiedenen dieser Gattungen. Zwischen Silben- und Determinativzeichen, von denen die ersteren oft den Wert der letzteren erhalten, ist übrigens nicht genau zu unterscheiden. Zahlzeichen gab es nur für die Decimalzahlen, für 1 = |, 10 = ∩, 100 = , 1000 = und 10,000 = ; die dazwischen stehenden

wurden durch Wiederholung ausgedrückt. Ebenso die grammatischen Zahlen: der Dual durch Verdoppelung, der Plural durch Verdreifachung des Wortzeichens, bez. der Wortzeichengruppe. Die Eigenschaftswörter wurden oft durch Gegenstände ausgedrückt, welche die betr. Eigenschaften haben, Zeitwörter durch einen Menschen, der das Betreffende thut, beide aber auch phonetisch. Seit dem Funde des 1866 durch Lepsius zu Tanis entdeckten Dekretes von Kanopus, einer weit umfangreichern und besser erhaltenen zweisprachigen Inschrift als die Tafel von Rosette, hat sich, wie Ebers versichert, herausgestellt, daß sich die Aegyptologen überall auf dem richtigen Wege befinden. Unter den jetzigen Aegyptologen haben sich durch Forschungen namentlich hervorgethan: die Deutschen Lepsius, Brugsch, Dümichen, Ebers, Lauth, Eisenlohr, Stern, der Niederländer Pleyte, der Norweger Lieblein, der Engländer Goodwin und die Franzosen E. de Rougé, de Saulcy, Mariette, Chabas, J. de Rougé, Lefébure, Maspero u. A.

B. Erziehung und Wissenschaft.

Das weibliche Geschlecht erhielt im alten Aegypten keine besondere geistige Ausbildung; die Töchter blieben bis zu ihrer Verehelichung bei den Eltern und halfen im Hauswesen. Die Söhne wurden, sobald sie herangewachsen waren, zum Geschäft und Berufe des Vaters angehalten und darin unterrichtet. Wie weit bei ihnen im Allgemeinen die geistige Erziehung ging, ist nicht hinlänglich bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß in den letzten Zeiten der Selbständigkeit Aegyptens die Kenntniß des Lesens, Schreibens (wol in der demotischen Schrift) und Rechnens ziemlich allgemein war. Sicher ist indessen, daß die Söhne der herrschenden Kasten eine höhere Bildung erhielten. Sie wurden in Schulen von Priestern unterrichtet und erlernten hier die beiden Schriftarten (sagt Diodor I. 81, doch wol eher alle drei), sowie Arithmetik und Geometrie, erstere zu wirtschaftlichen Zwecken und als Grundlage der Astronomie, letztere hauptsächlich zum Zwecke der Landvermessung in Folge der durch die Nilüberschwemmung verursachten Bodenveränderungen. Nachher wurden die jungen Krieger im Waffendienst, sowie in der Gymnastik (Ringen, Stockfechten, Scheibenschießen, Schifferstechen) geübt, die jungen Priester aber in die ausschließlich ihrer Kaste zugänglichen Wissenschaften eingeweiht. Zur Erziehung gehörte gewiß auch, wenigstens für die der Hieroglyphen kundigen, die Betrachtung und Einprägung der an den Tempeln, Obelisken, Denksteinen, Grabstätten u. s. w. angebrachten Skulpturen, Zeichnungen und Malereien, aus denen die strebenden Köpfe die Geschichte und Zustände des Vaterlandes kennen lernten. Ein noch

bedeutenderes Hilfsmittel geiſtiger Ausbildung waren aber die Archive der Tempel und beſonders die Bibliotheken, deren die Faraonen mehrere errichten ließen, beſonders die in Theben unter Einem der Rameſſiden (von Diodor Oſymandyas genannt, I. 49) mit der Ueberſchrift ψυχῆς ἰατρεῖον (Heilanſtalt der Seele). Es waren dafür beſondere Beamte angeſtellt, von deren welchen auch noch Papyrosrollen herrühren. Jamblichos ſpricht von 20,000, Manetho von 36,525 hermetiſchen Schriften der Aegypter (was aſtronomiſche Zahlen ſind); die Alexandriniſche Bücherſammlung unter Ptolemaios Philadelphos, alſo bald nach dem Untergange der Selbſtändigkeit Aegyptens, zählte 400,000 Rollen!

Unter den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und Meinungen der Aegypter müſſen wir die philoſophiſchen aus den theologiſchen, die wir bereits kennen, mühſam herausſchälen. Was die Pſychologie betrifft, ſo glaubten die Aegypter, daß der Menſch aus dem Körper und dem Verſtande (khu) beſtehe; durch jenen hänge er an der Erde und begehe das Böſe, durch dieſen an Gott und dem Guten. Der reine Verſtand jedoch iſt von ſolch himmliſchem Feuer, daß er den Körper verzehren würde und ſich daher mit einer andern weniger edeln, aber immer noch göttlichen Subſtanz umgibt, der Seele (ba). Auch dieſe iſt aber zu erhaben, um ſich unmittelbar mit dem Stoffe zu berühren, und bedient ſich zu ihrer Wirkſamkeit des Geiſtes oder Hauches (niwu), der nun erſt den Körper (khat) ſelbſt erfüllt. Dem Menſchen allein gehört der Verſtand an; Seele und Geiſt haben auch die Thiere. Der Verſtand iſt, was die Tugend erzeugt, er iſt das Unſterbliche, geht beim Tode in die Unterwelt und iſt im Falle der Verurteilung der ſog. Seelenwanderung unterworfen, im andern Falle verſchmilzt er mit Oſiris.*) Moraliſche Lebensregeln enthält ein kleines Buch von Ptahhotep, einem Prinzen der fünften Dynaſtie.**)

Von allen Wiſſenſchaften, welche die alten Aegypter pflegten, iſt aber die bedeutendſte, d. h. die, in welcher ſie das meiſte leiſteten, die Aſtronomie, welche freilich noch ſo ſehr mit Aſtrologie vermiſcht war, daß ſich beide im Lande des Nil nicht trennen laſſen. Ein Werk der ägyptiſchen Geſtirnkunde, welches noch jetzt fortlebt und ewig fortleben muß, iſt die Entdeckung des Sonnenjahres. Die Aegypter brachten ſchon in urälteſten Zeiten das Jahr von 360 (d. h. zwölfmal dreißig) auf 365 Tage, indem ſie den zwölf Monaten noch fünf Schalttage anhängten. Ihre Monate, von denen der erſte normaler Weiſe am 29. Aug. (Ende der Ueberſchwemmung) anfing und der letzte am 23. Aug. endete, hießen: Thoth, Paopi, Athor,

*) Maspero, hist. anc. p. 39 ff.
**) Maspero hist. anc. p. 85 f.

Choeak, Tobi, Mechir, Famenot, Farmuthi, Pachon, Paoni, Epep und Meſori. Die fünf Schalttage (24. bis 28. Aug.) waren dem Oſiris, Harueris, Typhon, der Iſis und Nephthys gewidmet. Jeder Monat hatte ſeinen Gott, z. B. Thoth den Thoth, Paoſi den Ptah, Athor die Hathor u. ſ. w. Sie waren in drei Jahreszeiten gruppirt, deren jede vier Monate umfaßte, nämlich nach obiger Reihenfolge, die der Fruchtreife, der Fruchternte und der Ueberſchwemmung. Jeder Monat zerfiel in drei Wochen oder Dekaden zu zehn Tagen (es war daher vollkommen die ägyptiſche Zeitrechnung, welche in der franzöſiſchen Revolution angenommen wurde, nur daß das Jahr hier um einen Monat ſpäter anfing). In jüngerer Zeit und ſpeziell zu aſtrologiſchen Zwecken war auch eine ſiebentägige Woche im Gebrauche, die ſich nach den Mondphaſen richtete, und deren Tage den ſieben Planetengöttern gewidmet waren; dieſelbe wurde ſpäter zur wirklichen Woche, deren Tage noch jetzt die alten Planetennamen tragen.*) Der Tag zerfiel in 24 Stunden und begann mit Sonnenaufgang. Jede Stunde war einem Planetengotte geweiht.

In den älteren Zeiten war in Aegypten das bürgerliche Jahr inſofern nicht in Uebereinſtimmung mit dem aſtronomiſchen, als die beinahe ſechs Stunden, welche letzteres über die 365 Tage hinaus zählt, nicht in kürzeren Zwiſchenräumen durch einen Schalttag eingebracht wurden, ſondern erſt nach vier mal 365 Jahren, alſo erſt wenn die überſchüſſigen Stunden zu einem vollen Jahre angewachſen waren, ein ganzes Jahr als Schaltjahr eintrat, voraus eine regelmäßige Periode von 1461 ägyptiſchen (d. h. 1460 wahren Sonnen-) Jahren entſtand, in deren Verlauf natürlich der Jahresanfang nach und nach durch alle Monate rückwärts wanderte und mit den wirklichen Jahreszeiten in völligen Widerſpruch geraten mußte. Man nannte dies die Sothisperiode, nach Sothis (Sopt) dem ägyptiſchen Namen des Sirius (daher auch Hundsſternperiode), weil ſie ſtets mit dem Frühaufgange dieſes Sternes am erſten Tage des erſten Monats Thoth begann. Ihr Anfang fiel z. B. in die Jahre 2782, 1322 vor und 139 nach Chr. Wann dieſe Art der Zeiteintheilung aufhörte, was nur durch einen alle vier Jahre eingeſchalteten Tag geſchehen konnte, iſt ungewiß. Da aber zu der Zeit, da die Griechen Aegypten kennen lernten (Herod. II. 4; Diod. I. 50; Strab. XVII. p. 561) in Aegypten die Jahreszeiten mit beſtimmten Monaten zuſammenfielen und Cäſar nach Makrobios (Saturn. I. 18) die Einrichtung der Schalttage in Aegypten gelernt hatte, ſo fand die Einführung der Schaltperiode wahrſcheinlich am Anfang jener Sothisperiode

*) Uhlemann, Grundzüge der Aſtronomie und Aſtrologie der Alten, beſ. der Aegypter. Leipzig 1857. S. 39.

ſtatt, in welcher die Griechen das Nilland „entdeckten", alſo im Jahre 1322 v. Chr.*) Andere Perioden, nach welchen die Aegypter die Zeit berechneten, waren: die Apisperiode von 25 Jahren, d. h. das Leben eines Apis, daher rührend, daß der Mond nach dieſer Zeit an demſelben Jahrestage wieder dieſelbe Geſtalt hat, die Setperiode von 30 Jahren, nach welcher Sonne und Mond am 1. Thoth in Konjunktion ſtehen, die Phönixperiode von 652 Jahren, zwiſchen zwei Durchgängen des Merkur durch die Sonne kurz nach der Frühlingsnachtgleiche, und die große Umwälzungsperiode von 36,525 Jahren, d. h. die vollſtändige Umwälzung des Himmels, nach deren Verlauf der in 100 Jahren um etwa einen Grad fortrückende Nachtgleichenpunkt wieder zu derſelben Stelle am Himmel zurückkehren muß.

Der Urſprung der ägyptiſchen Aſtronomie wird in fabelhafte, uralte Zeiten hinauf verlegt und gleich den übrigen Wiſſenſchaften dem Thoth zugeſchrieben. Da die Aſtronomie ſich mit den (ſ. oben S. 318) göttlich verehrten Geſtirnen beſchäftigte, ſo war ſie eine heilige Lehre und die vornehmſte der Wiſſenſchaften. Allerdings diente ſie größtentheils aſtrologiſchen Zwecken, indem die Erforſchung des Standes der Geſtirne in der Geburtsſtunde zur Beurtheilung des künftigen Schickſals eines Menſchen ungemein gebräuchlich und beliebt war. Es befanden ſich zu dieſer Verrichtung bei beinahe allen Tempeln beſondere Prieſter, die Horoſkopen, welche bei feierlichen Umzügen aſtronomiſche Inſtrumente und aſtrologiſche Zeichen trugen und die vier aſtrologiſchen Thoth-Bücher ſtets genau mußten herſagen können. Auf den Denkmälern bemerkten ſie auch den Stand der Geſtirne bei geſchichtlichen Ereigniſſen, was zur Aufhellung der ägyptiſchen Geſchichte ſehr viel beitragen müßte, wenn ſich die Aſtronomen mit den Geſchichtforſchern zu dieſem Zwecke verbinden würden.

Die Aegypter kannten wie alle alten Völker fünf unſerer Planeten: Merkur (äg. Thoth), Venus (Iſis, Hathor, Sate oder Nebti), Mars (Harmechis), Jupiter (Hor) und Saturn (Har-ka-her), wozu ſie indeſſen noch die Sonne (Ra) und den Mond (Joh) rechneten. Letztere beide hießen die Fürſten der Planeten. Nach der Umlaufszeit wurden (was bezüglich der Schnelligkeit vollkommen richtig iſt, nur daß jetzt die Erde an Stelle der Sonne gekommen) der Mond vor Merkur und die Sonne zwiſchen Venus und Mars geſetzt. Dargeſtellt wurden die Planeten durch die Bilder der Götter, nach denen ſie genannt oder vielmehr welche eben ſie ſelbſt waren. Zur Beobachtung der Planeten theilten die Aegypter den Himmel in zwei Halbkugeln, die obere und die untere, beide durch den Aequator geſchieden, aber auch in drei Trienten nach den Jahreszeiten, von denen jeder

*) Wilkinson new ser. I. p. 15 ff. 372 ff.

vier Thierkreiszeichen enthielt. Die Aegypter kannten den Thierkreis seit unbekannt wie langer Zeit und nannten dessen zwölf Abtheilungen Häuser. Jedem Hause des Himmels stand ein Gott vor, welcher Hausbesitzer genannt wurde. Was die Zeichen oder Bilder der zwölf Thierkreistheile betrifft, so findet man einzelne der jetzt gebräuchlichen schon in sehr alter Zeit auf ägyptischen Denkmälern, so z. B. den Stier, Löwen, Skorpion, die Fische, den Steinbock; statt des Wassermanns findet sich die im Wasser wachsende Lotosblüte und das Zeichen dieses Bildes (♒) ist den Hieroglyphen entnommen. Die Gesammtheit unserer jetzigen zwölf Bilder ist nur auf Denkmälern sehr später Zeit (erst unter den Römern) zu sehen. Auf älteren Darstellungen des Thierkreises sieht man statt des Thierzeichen die Bilder der zwölf Götter, welche den Häusern des Himmels vorstanden. Unter denselben kommen manche Planetengötter abermals vor. Jedes Haus des Himmels wurde in drei Dekane oder Dekurien von je zehn Graden des Himmelskreises eingetheilt (und darnach die Monate in Dekaden). Die Dekane wurden nach einzelnen Theilen der betreffenden Thierkreisbilder oder nach naheliegenden Sternbildern benannt. Jeder Dekan hatte wieder zwei Hälften, und auf der hierdurch entstehenden Zahl 72 beruht wol die Zahl der Genossen des Typhon in der Osiris-Mythe. In der Mondbahn wurden 28 Stationen, nach den Tagen derselben, angenommen und jedem der sieben Planeten ihrer vier in bestimmter Reihenfolge untergeordnet. Darnach wurde die ägyptische Elle (welche fünf Kanten hatte) in 28 Zolle eingetheilt und mit den betreffenden Götterbildern verziert.*) Da die Aegypter die ältesten Astronomen waren, so muß auch die Eintheilung der älteren Sternbilder überhaupt auf sie zurückgeführt werden. Hätten selbe nicht alle andern civilisirten Völker von ihnen, so hätte ein jedes sie anders eingetheilt; es stimmten aber alle im Wesentlichen hierin überein. Unter jene alten Sternbilder rechnet Ptolemaios die zwölf des Thierkreises, 21 nördliche und 15 südliche, zusammen also 48, welche Zahl wol nicht zufällig das Vierfache der Monatszahl beträgt. Nachgewiesen ist, daß die Aegypter mehrere dieser Sternbilder, wie z. B. den Orion (Sahu), der dem Osiris, den großen Hund (Sirius), welcher der Isis heilig war, den großen Bären u. s. w. kannten; aber der gesammte Umfang ihrer Kenntniß ist unbestimmt. Obschon ohne alle Mittel der Verstärkung des Augenlichtes, haben die altägyptischen Priester in der Betrachtung des gestirnten Himmels jedenfalls Bedeutendes geleistet.

An die Astronomie knüpft sich, wie erwähnt, die Astrologie, für uns jetzt (d. h. seit etwa hundert Jahren erst) allerdings ein

*) Uhlemann, Astron. S. 28 f.

überwundener Aberglaube, bei den Aegyptern aber eine vollberechtigte Wissenschaft, und zwar um so mehr, als sie sich mit dem Einflusse der Gestirne, der Götter Aegyptens auf die Menschen beschäftigte. Dieser ehrwürdige Ursprung der Astrologie ist es denn auch, welcher, verbunden mit dem Reize, den sie auf den Menschen ausübt, ihr die große Verbreitung von Aegypten über die ganze civilisirte Welt und das Ansehen, in welchem sie bis vor kurzer Zeit stand, verschaffte.*)

Von der Zahlenkunde und Erdmessung (Arithmetik und Geometrie) haben wir bereits (oben Seite 357), erwähnt, daß sie bei den Aegyptern von großer Wichtigkeit namentlich bei der Erziehung waren; die übrigen Völker haben auch diese Wissenschaften in der Hauptsache von den Bewohnern des Nillandes gelernt. In der Erdkunde beschränkten sich die Kenntnisse der Aegypter vor Psammetich im Wesentlichen auf ihr Land und dessen nächste Umgebungen. Sie kannten die vier Welt- und vier Zwischengegenden. Den Osten nannten sie „rechts" (abet) und den Westen „links" (amenti, Name der Unterwelt). Den Norden stellte symbolisch eine Seepflanze (mehit), den Süden eine Landpflanze (res) dar. Die Zwischengegenden wurden wie bei uns aus den Namen der Hauptgegenden zusammengesetzt.**) Die Weltgegenden hatten auch ihre Götter. In der Ethnographie unterschieden die Aegypter vier Rassen: Retu, die Menschen im engern Sinn, d. h. sie selbst, Nahsi, die Neger, Aâmu, die asiatischen Nachbarvölker (Semiten) und endlich die blassen Nordvölker (Europäer).***) Von einzelnen Theilen Aegyptens gab es schon sehr frühe, man glaubt schon unter Ramses II, Karten und Pläne, die auf Papyrosstücken zum Theil erhalten sind. Auf denselben sind Berge und Bäume auf beiden Seiten eines Flusses oder Weges so abgebildet, daß ihre Gipfel auf der dem Beschauer zugewandten Seite nach unten schauen. Wir wissen auch von naturwissenschaftlichen Bestrebungen, z. B. von Untersuchungen über die Ursachen der Nilüberschwemmung, chemischen Versuchen, vorzüglich zum Nutzen der Heilkunde, aber auch des Aberglaubens (Alchemie hat ihren Namen vom Lande, oben S. 294).

Einen großen Namen hatten die Aegypter in der Heilkunde. Zur Grundlage derselben, zur Leichenzergliederung, wurden sie schon durch das Einbalsamiren geführt und der zweite König Athotes sollte schon über selbe geschrieben haben. Die Kenntniß der Krankheiten und ihre Heilung wurde auf Isis zurückgeführt. Wir erwähnten

*) S. Kulturgeschichte der neuern Zeit I. (der Allg. Kulturgesch. IV.) S. 351 ff.

**) Brugsch, Geogr. des alten Aeg. S. 31 ff.

***) Maspero, hist. anc. p. 36.

bereits (S. 351) die sechs heilkundlichen unter den Thoth-Büchern. Einen hieratischen Papyros medicinischen Inhalts aus der Zeit der Rameſſiden, in Theben gefunden, hat Ebers erklärt. Die Aerzte, ine Abtheilung der Prieſter, wurden vom Staate beſoldet und durfen von den Behandelten nichts verlangen. Es gab beſondere Aerzte ür die Krankheiten der einzelnen Körpertheile. Sie durften durchaus ur den heiligen Büchern, nicht aber ihrer eigenen Anſicht folgen, und onnten, wenn ſie dawider handelten, mit dem Tode beſtraft werden. Gegen herrſchende Krankheiten ergriffen die Behörden Vorſichtsmaßegeln und befahlen je nach Umſtänden Waſchen und Baden, Salben, Beſchneidung, Enthaltſamkeit u. ſ. w. Arzneimittel wurden ſehr häufig nd in großen Mengen verabreicht und eingenommen, und es gab eſondere Apotheker, wie auch tragbare Apotheken für die beſuchenden lerzte. Doch fehlten daneben nicht abergläubiſche und Wunderkuren ller Art, womit ſich die Aerzte abgaben, wenn ihr Latein zu Ende ar, oder welchen ſich die Kranken und ihre Angehörigen in die Arme warfen, und wobei ſog. Sympathie, ſowie die Aſtrologie ihre Rolle ſpielten. Es werden übrigens von den Aerzten allerlei lächerliche und einfältige Anſichten über die Einrichtung des menſchlichen Körpers erzählt.

C. Die Künſte.

Die ägyptiſche Kunſt huldigt nicht dem Geiſt des Schönen, ſondern beſtimmten Zwecken, die im Volksleben begründet ſind; dieſen gibt ſie ſich aber mit ſolchem heiligem Ernſt und Eifer und mit ſo vollſtändigem Aufwande aller verfügbaren Kräfte hin, daß ihre Werke, wenn auch noch ſo entfernt vom künſtleriſchen Ideal der europäiſchen Völker, doch durch ihre Erhabenheit und ihren Reichtum an Formen die Bewunderung der Nachwelt hervorrufen.

Am nächſten kommt das künſtleriſche Streben des Nillandes unſeren Begriffen von Schönheit in der **Baukunſt**, welche zugleich gewiſſermaßen die Univerſalkunſt Aegyptens iſt, indem ſie in ihren Werken, beſonders in den ſpäteren, auch jene der übrigen Künſte vereinigt.

Alle größeren Bauwerke der Aegypter wurden aus Stein errichtet, welcher in den Steinbrüchen des obern Landes ausgehauen und in großen Blöcken auf Schleifen von Rindern an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht wurde. Die Mauern wurden in erſtaunlicher Stärke aufgeführt, ebenſo die Säulen. Das wahrſcheinlich älteſte Bauwerk Aegyptens iſt der ſog. Sfinxtempel bei den Pyramiden (doch älter als dieſe), aus maſſiven Steinplatten nach Art der Dolmen

aufgeführt und ohne Hieroglyphen, — einzig in ſeiner Art. — In die Blütezeit des Landes führen uns aber die prachtvollen Tempel und Königspaläſte, die unter ſich nicht zu unterſcheiden ſind.*) Wahrſcheinlich wohnten die Faraonen als göttlich verehrte Perſönlichkeiten eben in den Tempeln. Ein Gebäude, welches als ausſchließlich zur Königswohnung dienend erbaut wurde, der ſog. Palaſt oder Pavillon Ramſes' III zu Medinet-Habu, ſcheint bei aller Pracht der Ausſtattung nur das Nebengebäude ſeines prachtvollen dortigen Tempelpalaſtes geweſen zu ſein. Er iſt bedeutend kleiner als ein ſolcher, obſchon ſonſt ähnlich eingerichtet. Der Pylon iſt ohne Thurm, aber mit Fenſtern, die auf mehrere Stockwerke deuten. Auf der Wandfläche iſt der Farao abgebildet, wie er Feinde beſiegt. Die inneren Räume enthalten Bilder aus dem Leben des Königs. Von den Zimmern gehen balkonartige Ausbaue nach dem Hofe hinaus.

Von den Tempel-Paläſten haben wir bereits (oben S. 321) ein flüchtiges allgemeines Bild gegeben und gehen nunmehr auf das Einzelne ein.

Die für den ägyptiſchen Prachtbau ſo charakteriſtiſchen Pylonen beſtanden je aus zwei einander vollkommen ähnlichen Flügeln, mit einer dazwiſchen liegenden, oft vorgeſchobenen Eingangsthüre. Sie waren unten breiter, oben in beiden Dimenſionen ſchmaler, aber nicht ſo hoch, wie am Fuße breit. Das flache Dach war mit einem Geſimſe gekrönt, das aus einer Reihe dicht neben einander geſtellter Palmblätter oder auch aus anderen ſymboliſchen Verzierungen beſtand. Innen im Pylon führte eine Treppe zum Dach und befanden ſich mehrere Gemächer mit kleinen viereckigen Lichtöffnungen, die auch dazu dienten, die bewimpelten Maſten vor den Pylonen zu befeſtigen. Oben an den Thüren der Pylonen und der Tempel ſelbſt war ſtets dasſelbe Bild angebracht: eine Sonnenſcheibe von zwei langen Vogelflügeln und zwei Uräos-Schlangen umgeben. Die Thüre ſelbſt bildeten hölzerne oder bei großen Tempeln bronzene Flügel auf metallenen Angeln mit manigfachen Verzierungen aus Gold, Bronze, Eiſen u. ſ. w. Die ſchrägen Wände der Pylonen waren mit Bildern und Hieroglyphen reich verſehen.

Die Vorhallen und Höfe lagen meiſt unter freiem Himmel und waren von Säulen- und Pfeilergängen umgeben, die aber von Steinplatten bedacht und deren Wände mit Malereien und Bildnereien bedeckt waren. Die ägyptiſchen Pfeiler und Säulen, in älteſter Form in den Grabgewölben, in vollendetſter aber in den Tempelpaläſten angebracht, hatten einen glatten oder kannelirten Schaft und ein reich geſchmücktes Kapitäl, welches die Formen der Lotos-

*) Weiß, Koſtümkunde I. S. 70.

ıer Papyros-Pflanze oder der Palme, oder auch den Kopf der öttin Hathor auf vier Seiten trug. In demſelben Raume gab es t Säulen mit verſchiedenartigen Knäufen, doch in ſymmetriſcher tellung.

Das hinter den Höfen gelegene Allerheiligſte nahm den kleinſten aum ein; denn die einzelnen Theile des Tempels verjüngten ſich ach dem Allerheiligſten zu perſpektiviſch, ſo daß es ſchien, als ob eſes in den vorhergehenden und dieſer in den vorderſten Theil hinngeſchoben werden konnte. Das flach bedachte Allerheiligſte hatte gen Außen keine Oeffnungen, war aber mit Bild und Schrift gehmückt; in ſeinem Innern enthielten Wandniſchen die darin aufeſtellten Götterbilder. Die großartigſten Tempelpaläſte beſaß Theben, ie die Ruinen von Karnak, Luksor und Medinet Habu noch jetzt beugen. Der große Tempel zu Karnak, aus der Zeit der 18. Dynaſtie, atte 2500 franz. Toiſen (etwa $5^1/_2$ Kilometer, alſo über eine Stunde m Gehen) im Umfang und in ſeiner Mitte eine mächtige Halle mit 34 Säulen; derjenige zu Luksor, von Amenhetep III und Ramſes II richtet (oben S. 337 f.), war wol ebenſo groß, und nahezu ſo der empel, den Letzterer am Fuße der libyiſchen Bergkette dem Ammonla weihte, wovon noch Abbildungen und Hieroglyphen zeugen (das amesſeon, beſchrieben von Diodor I. 47—49), mit einem Säulenale, deſſen Decke einen blauen Himmel mit goldenen Sternen darellte. Die ſechszig Säulen, in zehn Reihen, hatten 35 Fuß Höhe nd 6 Fuß Dicke! Die verſchiedenen Tempel Thebens waren unter ch in großartiger Weiſe durch Gangreihen von Sfingen verbunden,) daß die Königsſtadt über anderthalb Jahrtauſende vor Chriſtus, ls Griechenland noch in völlig barbariſchem Zuſtande war und in ſitteleuropa wol blos Höhlenbewohner lebten, einen Anblick geboten aben muß, gegen welchen unſere modernen Hauptſtädte ärmlich geannt werden könnten.

Die kleineren Tempel Aegyptens entbehrten der Pylonen und Vorhöfe, waren aber reich an Pfeilern und Säulen.

Außer den Tempelpaläſten verwendete die ägyptiſche Baukunſt en meiſten Fleiß und Eifer auf die Grabſtätten der Könige. Die erühmteſten derſelben und zugleich die einzigen über die Erde bendlichen ſolchen ſind die als eines der bekannteſten Wahrzeichen des ilillandes geltenden Pyramiden.*) Als die älteſte gilt die mit

*) Ebers hält das Wort Pyramide für griechiſch. Ein Pyramidenörmiger Weizenhaufen hieß πυραμίς von πυρός der Weizen; aber in em Londoner mathematiſchen Papyros heißt eine Seite der Figur △ Por m us, und von dieſer Seite oder Fläche könnte der Körper ſeinen Namen mpfangen haben.

Treppen versehene bei Sakkarah, unter der zweiten Dynastie als Grabmal für die Apisstiere erbaut. Die größten sind die drei riesigen der vierten Dynastie, beim alten Memfis (jetzt Dschiseh), westwärts dieser alten Königsstadt; sie erheben sich zwischen sieben kleineren, auf einer in die 60 bis 70 Pyramiden zählende Felsplatte, die etwa hundert Fuß über der Nilthalsohle liegt, also vor den Ueberschwemmungen gesichert ist. Die mächtigen viereckigen, nach oben sich verjüngenden Bauwerke entstanden nach und nach über den Königsgräbern durch fortwährende Hinzufügung von Steinen. Der Kern ist von Ziegeln, die Bekleidung von Felsblöcken; die größeren Pyramiden aber sind ganz aus Quadern stufenförmig aufgemauert und die Stufen (an der größten einst 260, jetzt noch 208), waren ehedem ganz mit geschliffenen Granitplatten ausgekleidet, so daß die Außenseite, auf welcher hieroglyphische Inschriften angebracht waren, ganz glatt erschien. Alle Pyramiden sind mit den vier Seiten genau nach den vier Weltgegenden gewendet. Im Innern, zu welchem in Mitte der Nordseite ein von Außen schwer auffindbarer, weil ehedem zugemauerter Eingang führt, leiten schmale und niedrige Gänge zu den theils über, theils unter der Grundfläche liegenden Grabkammern der Könige, deren die größte Pyramide drei übereinander zählt, alle lotrecht unter dem Gipfel des Bauwerkes. Die größte Pyramide, die des Chufu (oben S. 336) hatte 480, jetzt noch 450, die zweite, des Chafra, 457, jetzt noch 447, die dritte, des Menkera, 218 Fuß Höhe. Das Altertum, welches die Pyramiden noch in voller Pracht vor sich sah, verfluchte ihre Urheber als Volksunterdrücker und knüpfte an ihren Namen die graueuhaftesten Märchen; die Gegenwart, welche diesen Stolz des Landes nur noch mit abgebrochenen Spitzen und zerbröckelter Umkleidung kennt, dankt der vierten Dynastie für diese Denkmale und möchte sie nur lieber unversehrt besitzen. Auf der Ostseite einer Pyramide befand sich stets ein kleiner Vortempel, der manchmal durch eine Halle mit ihr in Verbindung stand.

Die Gräber der berühmtesten Faraonen, derjenigen der 18. bis 20. Dynastie, befanden sich unter der Erdoberfläche; sie sind in Felsen eingehauen und zeugen also im Grunde mehr von Hau- als von Baukunst. Diese Gräber bilden nebst denen der vornehmen ägyptischen Familien wahre Todtenstädte in den das Nilthal begrenzenden Gebirgsketten. Diejenige Todtenstadt, in welcher die genannten Herrscherhäuser ruhen, befindet sich in der Gegend von Theben, westlich vom Nil, eine halbe Stunde von Kurnah, in dem engen und öden Felsenthal Biban el moluk (arab. die Pforten der Könige). Die Könige ruhen im äußersten Westen der Nekropole, in mehreren Stockwerken der Felsen mit unzähligen Kammern. Vor jeder Grabstätte öffnet sich eine Art von Hofraum, in welchen die Eingangspforte

mündet, meiſt verziert mit einer den Kopf des Gottes Ammon einſchließenden Sonnenſcheibe und dem heiligen Käfer. Dieſelbe führt in einen ſchachtartigen, ſich mäßig ſenkenden Gang, von welchem Seitengänge, bald ab-, bald aufwärts, nach Gemächern, Sälen und Kammern leiten, der Hauptgang aber zuletzt in den gewölbeartig ausgemeißelten und von Pfeilern geſtützten Hauptſaal mit dem ſteinernen Sarkophag. Die Wände aller dieſer Grabräume ſind mit Bildern aus dem Leben der Beſtatteten, Hieroglyphen und aſtronomiſchen Darſtellungen übermalt, im königlichen Grabgemache auf goldgelbem Grunde; namentlich betreffen die Bilder die Aufnahme des Königs im Jenſeits. Der Theil der thebiſchen Todtenſtadt, welcher die Gräber der Königinnen umfaßt, arab. Biban el ſultanât, iſt ähnlich eingerichtet, nur von geringerm Umfange, und in den bildlichen Darſtellungen ſpielt Iſis die Hauptrolle.

Für königliche Beamte liegt eine Todtenſtadt bei den Pyramiden von Memfis, aus der Zeit der Pyramidenbauer ſtammend. Die dortigen Gräber nehmen verſchiedene Geſtalt an: ſenkrechte Schachte, in den kreideweichen Felſen gehauen (Hypogäen), Aushöhlungen in demſelben (Katakomben) und grottenartige kleinere Vertiefungen (Syringen), alle mit reicher bildlicher und ſchriftlicher Verzierung der einzelnen Räume, welche den Todten und ſeine Familie in allen Lebensverhältniſſen darſtellen. Weit prächtiger jedoch ſind die Grabſtätten hervorragender Perſonen in der Todtenſtadt zu Theben, welche zum Theil den königlichen Gräbern an Ausſtattung nicht nachſtehen. Den Eingang zu jeder Grabſtätte verſchloß eine maſſive Thüre, zu welcher blos der Grabbeſitzer und der Grabhüter das eröffnende Sigel beſaßen.

Die merkwürdigſten Grabgrüfte Aegyptens ſind aber diejenigen zu Beni Haſſan, beſonders die Gruft des Chnumhetep, welcher unter der zwölften Dynaſtie Nomarch von Hermopolis (Aſchmunein) war und den man daſelbſt abgebildet ſieht, wie er von ſemitiſchen Grenzvölkern Geſchenke empfängt. Im Uebrigen enthalten die Grüfte von Beni Haſſan Darſtellungen aus dem Leben der Aegypter aller Stände und Beſchäftigungen, beſonders aus der Landwirtſchaft und Viehzucht, aber auch aus allen Handwerken und Gewerben, aus dem Familienleben, der Kriegführung, Jagd, Fiſcherei, den verſchiedenen Spielen und Vergnügungen u. ſ. w.

Eines der berühmteſten Gebäude des alten Aegyptens war das Labyrinth in der Nähe des Möris-Sees bei Krokodilopolis. Es ſtand im Altertum in gefeiertem Rufe und Herodot fand dieſen noch zu gering gegen die wirkliche Größe des Werkes. Es galt als ein unergründliches Gewirre von Gemächern und ſein Name wurde daher ſprichwörtlich in Griechenland. Herodot (II. 148) erwähnt fünfzehnhundert Gemächer über und ebenſoviel unter der Erde. Letztere wurden

ihm nicht gezeigt, weil sie die Särge der Könige und der heiligen Krokodile enthielten. Was er aber sah, überstieg an Pracht alles andere in der bekannten Welt. Auch Diodor, Strabon und Plinius sind voll von dem Ruhm und Preis dieses Gebäudes; aber Ersterer (I. 61, 66, 89) gibt ihm drei verschiedene Ursprünge, ohne den Widerspruch zu erklären. Nach dem genannten römischen Schriftsteller (Naturgesch. 36, 19) enthielt es fünfundzwanzig Gebäude mit den Namen von ebensoviel Nomen Aegyptens und Tempel aller ägyptischen Götter. Nach Inschriften der Trümmer wurde es wahrscheinlich von Amenemha III aus der zwölften Dynastie errichtet. Es ist der, den die Griechen Möris nannten. Den vorliegenden Nachrichten zufolge war das Labyrinth zugleich ein ägyptisches Pantheon, eine Vereinigung von Heiligtümern aller Landesgötter und zugleich ein Grabmal für die Faraonen der zwölften Dynastie. Die vorhandenen Trümmer sind von Granit und weißem Kalkstein und schließen einen Platz von 600 Fuß Länge und 500 Fuß Breite ein, während die Gebäude auf drei Seiten desselben 300 Fuß mächtig sind, den einstigen Bestand vieler Kammern sowol über als unter der Erde, von verschiedener Größe verraten, und auf der vierten Seite eine von Strabon und Plinius erwähnte Pyramide auf Seitenlinien von 300 Fuß, das Grab des Erbauers dieser versunkenen Herrlichkeit zeigen. Welche Schätze sind hier, da die Räume alle mit Bild und Schrift überdeckt waren, der Kulturgeschichte verloren gegangen!

Hierher gehört, des Zusammenhangs wegen, die Erwähnung des vielgenannten Möris-Sees, welchen Amenemha III (Möris), der Schöpfer des Labyrinthes, in dessen Nähe ausgraben und aus dem Nil durch einen Kanal mit Wasser füllen ließ, um die Ueberschwemmung für das übrige Aegypten zu mäßigen und zugleich die Gegend umher fruchtbar zu machen, was auch in hohem Maße gelang. (Die Gegend, jetzt Fayum, ist noch gegenwärtig das Paradies Aegyptens.)*) Die Alten gaben den Umfang des Sees auf 3600 Stadien (zu 185 Meter, also 666 Kilometer) an, Herodot (II. 149) meint: soviel wie die Küste Aegyptens (natürlich am Mittelmeer blos) betrage. Nach ihm standen mitten im See zwei Pyramiden, jede fünfzig Klafter über das Wasser ragend und ebenso tief darin verborgen; auf der Spitze jeder stand ein steinernes Königsbild; nach Diod. (I. 52) waren es die Statuen des Königs und seiner Gattin, welche Letztere der Ertrag der Fischerei aus dem See (es gab 22 Arten von Fischen darin) als

*) Der Name des Sees wird so abgeleitet: Der Farao erhielt nach seinem Hauptwerke (kopt.: φιομ ντε μηρε oder μηρι, See der Ueberschwemmungen) den Namen Suben en Meri, König der Ueberschwemmung, woraus die Griechen Möris machten. Ebers, Aegypten. I. S. 192.

Nadelgelt erhielt, das täglich ein Silbertalent (4500 Mark) betrug. Jetzt ist der ursprüngliche künstliche Seebehälter, dessen noch erkennbare Dämme ihm nur den dritten Theil der von den Alten angegebenen Größe zuweisen, längst durch Erhöhung des Grundes vom angeschwemmten Nilschlamme zerstört und vom ausgeflossenen Wasser der gegenwärtig natürliche See Birket el Kerun entstanden.

Die Baukunst war die wichtigste Kunst in Aegypten. Alle übrigen Künste dienten eigentlich nur zu *ihrer* Vervollkommnung, zur Verherrlichung *ihrer* Werke. So namentlich die *Bildhauerkunst*. Ihre Werke waren Anhänge und Beigaben zu den Tempeln und Tempelpaläſten. Beinahe nur vor den Thoren solcher standen die *Kolossalbilder* der Könige. Sie waren steif, ausdruckslos und alle nach demselben Muster bearbeitet. Alle waren sitzend dargestellt, die Hände auf die Knie gelegt oder in anderer steifer Haltung, regungslos, in ruhiger Würde und Majestät. Der Kopf war kugelrund, die Augen platt und schräg gezogen, die Ohren groß. Die Statuen sind meist aus *einem* Stücke Stein gearbeitet und meist 30 bis 60 Fuß hoch. Bildliche Darstellungen des ägyptischen Altertums zeigen ihre Verfertigung sowol als ihre Fortschaffung an den Ort der Bestimmung. Voran schritten Krieger zur Bedeckung; lange Reihen von Männern zogen die auf einer Schleife befestigte Bildsäule an vier dicken Stricken. Vor den Zehen des Bildes stand ein Mann, welcher aus einem Gefäße eine Flüssigkeit ausgoß, wol um die Bahn geschmeidiger zu machen, und auf den Knien des Bildes ein Anderer, welcher in die Hände klatschte, wahrscheinlich um den Takt zum Marsche der Ziehenden anzugeben.*) Stehende Bildsäulen, weniger hoch, dienten zum Schmucke der Tempelpfeiler. Die Bildsäulen wurden bemalt, die granitenen jedoch nur theilweise.

Die in langen Reihen (oben S. 321) die Zugänge zu den Tempeln schmückenden *Sfingen* waren kolossale Bilder aus einem Stein, Basalt, Perphyr, Syenit u. s. w., von symbolischer Bedeutung, wol mit Bezug auf die Astronomie. Der liegende Leib war meist der eines Löwen, der Kopf aber der eines Widders, eines Falken (Sperbers) oder eines Menschen, und zwar in der Regel eines Mannes mit Kinnbart), eines Königs oder des Osiris. Weiblich ist selten die Sfinx, wol erst in griechischer Zeit, deren Auffassung, der Oedipus-Mythe gemäß, in der modernen Kunst die herrschende geworden ist. Der größte Sfinx in Aegypten befindet sich östlich von der zweiten Pyramide von Memfis, aus dem Felsen gehauen, 190 Fuß lang, den Gott Harmachu (Horos im Glanz, d. h. die aufgehende Sonne) darstellend, — zwischen seinen Tatzen steht ein Denkstein mit dem Namen

*) Wilkinson III. p. 328, 336.

Chafra's (s. oben S. 336) und neben ihm sind die Reste eines Tempels mit sieben Statuen gefunden, deren Inschriften wieder auf Chafra weisen. Demselben Todtenfelde entstammen Bildsäulen, welche, obschon aus den ältesten Zeiten des Reiches herrührend, doch an Kunst alles Spätere übertreffen. Ihre Entdeckung ist dem französischen Forscher Mariette zu verdanken. Dazu gehört z. B. die Statue eines niedergebeugten Schreibers im Pariser Louvre, zum Staunen naturgetreu und vollendet, an die griechische Kunst erinnernd, aber durchaus realistisch. Dasselbe ist der Fall mit den Statuen hervorragender Personen unter der 5. und 6. Dynastie; noch ausgezeichneter aber sind die aus Holz geschnitzten Statuen eines Beamten, Raemke mit Namen, und seiner Frau. Die Augenlider sind aus Bronze eingesetzt, die Augäpfel aus Quarz, die Augensterne aus Kristall, die Pupillen durch Metallnägel gebildet. Der Gesichtsausdruck ist wunderbar sprechend. Eine spätere Blütezeit ägyptischer Bildnerei unter der 26. Dynastie (Psammetich) liefert zwar auch hübsche Werke, die aber nicht mehr treue Anlehnung an die Natur verraten, von denen indessen die viel Eleganz verratende Statue der Schwester des Sabako zu nennen ist.

Die Obelisken, die dritte Hauptgattung ägyptischer Plastik, vierseitige fein polirte Säulen, nach oben hin verjüngt und in einer Pyramidenspitze auslaufend, aus einem Stein, meist Granit, 50 bis 108 Fuß hoch, auf allen Seiten mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, — sind Denkmale merkwürdiger Begebenheiten. Ohne eigentliche Kunst sind die kleineren Denk- und Grabsteine, die Stelen, bearbeitet. Kunstvoller dagegen, als jene Kolossalwerke sind die Reliefarbeiten an Tempelwänden und Sarkophagen, auch auf solchen von Holz, welche bildliche Darstellungen, oft mit sorgfältigster Ausarbeitung der Figuren bis in die kleinsten Einzelheiten enthalten. Auch an den Tronen, Sänften und Wagen der Faraonen war solches Schnitzwerk in hoher Vollendung angebracht, oft zugleich mit Schmelzmalerei, stets in symbolischen Darstellungen aus der Götterwelt.

Zur Skulptur in kleinerm Maßstabe gehören die Skarabäen, Käferbilder aus Gold, Silber, Blei, Stein, gebrannter Erde u. s. w., welche als Verzierungen an Ringen, Halsketten und an Schmuck angebracht wurden und welche man den nach der kostbarern Weise Einbalsamirten auf den Leib legte und mitgab. Auf größeren Stücken waren Gebete u. a. Inschriften angebracht. Auch sonst trifft man auf den ägyptischen Denkmälern viel Skarabäen, manchmal mit Köpfen von Sperbern, Widdern, Kühen oder Menschen, besonders als Götterzymbole, namentlich der Sonnengötter und des Ptah (oben S. 313).*)

*) Wilkinson new ser. II. p. 256 ff.

Die Malerei der Aegypter ſchmückte Tempelwände und Grabkammern mit großen Gemälden, Särge, Säulen, Papyrosblätter u. ſ. w. mit kleineren Darſtellungen. Die Farben waren ſo trefflich bereitet, daß ſie noch jetzt wol erhalten ſind; ſie wurden aus Pflanzen- und Metallſtoffen, mit Leim vermiſcht, gefertigt und ſehr dick aufgetragen, aber ohne alle Schattirung. Von Perſpektive war keine Rede und von allen Gegenſtänden nur die dem Beſchauer zugekehrte Seite dargeſtellt. Ein zwiſchen Bäumen ſchwebendes Viereck mit Wellenlinien ſollte z. B. einen von Bäumen umgebenen Teich vorſtellen. Bäume erſcheinen im Verhältniß zu den Menſchen viel zu klein und Blumen wie ſymmetriſches Schmuckwerk. Thiere ſind ziemlich getreu gezeichnet und bei Heerden ſteht über einer mäßigen Anzahl der betreffenden Stücke in Ziffern die Zahl, welche damit gemeint iſt. Höherſtehende Perſonen, namentlich die Könige, wurden weit größer abgebildet als andere Menſchen. Die Perſonen wurden ſo dargeſtellt, daß der Kopf und die Extremitäten, Arme und Beine, im Profil, die Bruſt dagegen und die Schultern in der Regel wie von vorne geſehen erſchienen. Auch die Augen wurden trotz des Geſichtsprofils in der ganzen mandelförmigen Länge wiedergegeben. Sind mehrere Menſchen oder Thiere von der gleichen Klaſſe oder Gattung dargeſtellt, ſo gehen oder ſtehen ſie in feſtgegliederten Reihen, ſo daß hinter jeden Einzelnen nur die vorderen Umriſſe des nächſten zu erblicken ſind, und alle machen genau die nämlichen Bewegungen, z. B. marſchirende Soldaten, in derſelben Uebereinſtimmung aber auch um Gnade flehenden Gefangene, pflügende Ochſen u. ſ. w. Menſchen und dieſe umgebende Gegenſtände ſind in ganz falſchen Größenverhältniſſen gezeichnet, ſogar Thüren, durch welche Jemand oder Etwas paſſiren muß, ſo klein, daß dies unmöglich erſcheint. Dagegen ſind Völker-Phyſiognomien, z. B. gefangener oder das Land beſuchender Semiten- oder Negerſtämme ſo gut ausgedrückt, daß man ſie noch jetzt auf den erſten Blick erkennt und unterſcheidet. Meiſt ſind die Gemälde oder Bilder durch beigefügte Hieroglyphen erklärt und in ſolchen die Rede der Abgebildeten ausgedrückt, oft aber enthalten dieſe Schriftzeichen nur die Namen der dargeſtellten Perſonen. Die Gegenſtände ſolcher Bildwerke ſind Darſtellungen des Lebens der Aegypter in allen Lagen, in Krieg und Frieden, auf dem Felde und im Hauſe, unter Hoch und Niedrig, im Leben und im Tode; kurz, ſie vertreten die geſammte phyſiſche und geiſtige Kultur des Landes. Meiſtens ſind es ernſte Gegenſtände, doch fehlt auch die Laune nicht. Man hat früher die Aegypter allgemein für ein trübſinniges, beinahe nur an den Tod und die ewige Ruhe denkendes Volk gehalten; denn noch ſehr wenig bekannt war bis vor Kurzem der Humor in der ägyptiſchen Kunſt. Derſelbe macht ſich in den verſchiedenſten Darſtellungen,

ſogar der ernſteſten Art, z. B. bei ſolchen von Leichenbeſtatt
in der keckſten und frivolſten Art geltend, z. B. es fallen M
um und auf die ſie fortſchaffenden Trauernden, oder ein Opf
auf dem Todtenſchiffe ſtürzt auf die Leidtragenden. Noch meh
tollt der Humor, wo er ungeſtört iſt. Zwei Papyrosblätter, da
in Turin, das andere im britiſchen Muſeum, liefern davon me
dige Beiſpiele.*) Sie enthalten ſatiriſche Thierbilder, von n
die Annahme nahe liegt, daß ſie Illuſtrationen zu Fabeln ſein mi
Manche davon ſind ſogar auffallende Parodien zu ägyptiſche
mälden, welche Menſchen in ähnlichen Verrichtungen darſtelle
hier die Thiere gezeichnet ſind. So z. B. auf dem Turiner Pa
ein Quartett, in welchem ein Eſel die Harfe, ein Löwe die Lyr
Krokodil die Laute und eine geſchworene Katze die Flöte ſpielt,
vier ſelben Inſtrumente anderswo auf einem Bilde von Me
geſpielt werden. Der Papyros des brit. Muſeums zeigt einen
mit der Krone des Landes auf den Tron, einen Löwen und
Eſel, mit einander Schach oder Dame ſpielend, wie auf großen A
gemälden der König mit ſeinen Verwandten oder Beamten,
Wolf als Ziegenhirten, einen Panther als Gänſehirten u. ſ. w.
Turiner Papyros zeichnet die Vertheidigung einer Feſtung
Katzen gegen angreifende Mäuſe in ähnlichen Stellungen wi
vorhandenen Kriegsgemälden, getäuſchte Gänſe in der Geſellſchaf
Katzen, Mäuſe als gutherzige Erzieher von jungen Katzen, einen
eſel in Prieſterkleidung als Richter u. ſ. w. Auffallend häufi
ſcheint ein aus Katze und Haſe gemiſchtes Thier mit vier Ohren,
kürzeren und zwei längeren. Ein anderer Papyros im Be
Muſeum zeigt außer einigen den genannten ähnlichen Darſtell
auch eine Art verkehrter Welt, wobei z. B. ein Nilpferd ſic
einem Baume ſchaukelt und ein Rabe auf einer Leiter zu ihn
aufſteigt.**)

Mit dieſem heitern Blicke in die vermeintliche Grabesſeh
und Jenſeits-Schwärmerei der Aegypter verlaſſen wir das mer
dige Land des Nil.

---

*) Lepſius, Denkmäler, Pl. 23. — Altägyptiſcher Humor im Feui
Frankf. Zeitg., Juli 1875, von E. Biller.

**) Abeken, das ägypt. Muſeum, S. 43. Uhl. IV. S. 293.

Fünftes Buch.

Die Völker Syriens.

Erſter Abſchnitt.

and und Volk am Morgenſaume des Mittelmeers.

A. Vom Tauros bis zum Sinai.

Unter den Ländern und Völkern Aſiens, welche den Europäern
t alter Zeit bekannt ſind, ſtehen hinſichtlich ihrer Geſchichte und
ultur zum Nillande in den nächſten Beziehungen diejenigen, welche
: Oſtküſte des Mittelmeeres und das zunächſt an ſelbe grenzende
nterland einnehmen. Die Gegend, welche dieſe in der Erdbeſchreibung
d Geſchichte des Altertums unter verſchiedenen Namen bekannten
nder und Völker umfaßt, bildet nach allen Grundſätzen der natür-
hen Länderkunde ein einziges Land, ein oro- und hydrographiſches
anzes, wie auch die dasſelbe bewohnenden Völker einem einzigen
tamm angehörten. Dieſes Land wollen wir nach dem größten ſeiner
ſchichtlichen Beſtandtheile Syrien nennen, worunter daher, des
ſammenhangs wegen, auch Phönikien, Paläſtina und das peträiſche
rabien mit inbegriffen ſind.

Syrien in dieſem Umfange bildet ein Hochland, das von Norden
ch Süden, parallel mit der Mittelmeerküſte, durch eine Spalte in
nen weſtlichen und einen öſtlichen Theil geſchieden iſt. Der weſtliche
heil, deſſen Abhang gegen Weſten in ein ſchmales Küſtentiefland
llt, beſteht von Norden nach Süden aus folgenden Höhenzügen:
m Amanos (jetzt Akma Dagh), der im Nordoſten mit dem Tauros
ſammenhängt, größtentheils aber durch das Thal des Pyramos von
m getrennt iſt, dem kaſiotiſchen Gebirge (jetzt Dſchebel Anſarijeh),
m Libanon, dem Hochlande von Paläſtina, welches wieder folgende

hervorragende Höhengruppen enthält: Gebirge Nafthali, Tabor, Hermon, Gebirge Gilboa, Karmel, Gebirge Efraim, Gebirge Juda, — und endlich dem Sinai-Gebirge in der gleichnamigen dreieckförmigen Halbinsel zwischen den beiden nördlichen Armen des Roten Meeres. Der östliche Höhenzug oder Hochlandstheil, den Westrand der syrisch-arabischen Wüste bildend, enthält gegenüber dem Amanos und dem kasiotischen Gebirge namenlose oder unbedeutende Wüstenhöhen und Wüstenplatten, gegenüber dem Libanon den Antilibanon mit dem Hermon (jetzt Dschebel-es-Scheik, dem höchsten Gipfel ganz Syriens), — gegenüber dem Hochlande von Palästina das Hochland von Hauran und gegenüber dem Sinai-Gebirge bedeutungslose Höhen des eigentlichen Arabien.

Zwischen diesen beiden Hochlandstheilen nun erstreckt sich die erwähnte Spalte. Längs dem Amanos ein unbedeutendes Thal, steht sie bei Antiochia mit dem Meere durch den Unterlauf des Orontes (Asi) in Verbindung, welcher hier die Höhenreihe des Westens durchbricht, um seine Mündung zu finden. Darauf folgt die Spalte dem Laufe des Orontes bis auf die Hochebene von Kölesyrien (jetzt el Bekaa), und darauf, nachdem sie bei Baalbek, etwa 4000 Fuß über Meer, ihren Höhepunkt erreicht hat, dem in entgegengesetzter Richtung laufenden Leontes (Litani), bis sich derselbe westwärts zum Meere wendet, und nunmehr dem Jordan durch den See Merom zum See Genesaret, wo sie unter die Höhe des Mittelmeerspiegels hinabzusinken beginnt. Nachdem sie den Jordan bis zu seiner Mündung in das Todte Meer verfolgt, erreicht sie mit 1230 Fuß unter Meeresfläche ihre tiefste Stelle (jetzt: el Ghor), um dann jenseits dem die Breite der Vertiefung zwischen beiden Berghöhen ganz ausfüllenden Todten Meere wieder aufzusteigen und im Wadi el Araba (arabischen Thale) nach dem östlichen Busen des roten Meeres, dem von Akaba, zu gelangen, in welchem sie ihr Ende findet. Oestlich vom östlichen Hochlandstheile endlich breitet sich, von Norden nach Süden an Breite zunehmend, die syrisch-arabische Wüste bis zum Eufrat aus. Sie ist kulturlos bis auf zwei Oasen, eine in der Mitte der Wüste: Palmyra (Tadmor) und eine nahe dem Antilibanon, wo der Barada von dessen Ostabhang nach dem Bahr el Merdsch strömt und dort versiegt, — das Paradies von Damask. Eine nördlichere Oase, mitten zwischen Orontes und Eufrat, Beröa, (Haleb, Aleppo) hat für das Altertum keine Bedeutung.

So enthält dieses Land zwischen Meer und Wüste folgende natürliche und demnach auch für die Kultur maßgebende Abtheilungen:

a. Das Küstenland, als auf das Meer und mithin auf die Schifffahrt angewiesen, — geschichtlich **Phönikien.**

b. Das innere Land, von bergiger Bodenbildung mit Flüssen, also auf Jagd oder Viehzucht angewiesen; nach der Lage zerfällt

das innere Land wieder durch seine den gegenseitigen Verkehr hemmende höchste Erhebung: Kölesyrien mit Libanon und Antilibanon, in zwei geschichtliche Gruppen: das nördliche **Syrien** und das südliche **Palästina** (früher **Kanaan**) nebst dem peträischen Arabien, welches letztere stets in die Geschichte von Palästina und Aegypten und nicht in diejenige von Arabien verflochten war.

Diese Manigfaltigkeit an Bestandtheilen ist um so merkwürdiger, als das Land Syrien im weitesten Sinne kein großes ist, sondern nur etwa Italien mit Ausnahme der Inseln gleich kommt; man kann jedoch die Insel Kypros mitrechnen, welche in natürlicher und geschichtlicher Beziehung zu Syrien gehört und in der Größe etwa der Hälfte von Sicilien entspricht. Wol sind die Wassersysteme nicht bedeutend: der größte Fluß, der Orontes, etwa 64 Meilen lang, ist ungefähr dem Inn oder Main gleich und übertrifft weit den berühmtesten, den Jordan, welcher mit 40 Meilen Länge der Ems oder dem Lech entspricht; die übrigen Flüsse mit Inbegriff des Leontes sind noch weit unbedeutender. Dafür aber ist das Wassersystem des Jordan eines der merkwürdigsten der Welt. Das Todte Meer, in dem es endigt, ist der tiefste See und zugleich die tiefste Stelle der Erdoberfläche und gewissermaßen ein Kaspisee im Kleinen. Es übertrifft zwar (mit 23 Quadratmeilen) nicht viel den Bodensee und hilft mit seiner ganzen Länge dem Jordan noch nicht auf die Länge des Orontes; aber es zeichnet sich durch seine merkwürdigen Eigenschaften aus. Wahrscheinlich füllt es einen ehemaligen vulkanischen Krater. Das Wasser ist so salzig, daß darin kein lebendes Wesen fortkommt (daher der Name) und ruht auf Asfaltlagern, von denen Stücke losgerissen umher schwimmen. Dieser Stoff bildete im Altertum einen wichtigen Handelsgegenstand, besonders nach Aegypten, wo man ihn zur Einbalsamirung, zum Sigeln und zu Heilzwecken verwendete. Die Tiefe des Sees soll bis zu 2000 Fuß betragen, der Grund wäre also mehr als 3000 Fuß tiefer als die Meeresfläche; der südlichste Theil, durch eine weit vorragende Halbinsel vom übrigen getrennt, bildet einen seichten Salzsumpf. Hier am Süd- wie am Nordende des Sees und auch im Jordanthal wachsen Palmen (Nußdattelpalmen), die einzigen in Syrien, und wurde im Altertum der Balsambaum gezogen, dessen Oel ein Monopol der Könige von Juda war, besonders in den Gärten zu Jericho und Engeddi. Vom Todten Meer klimmen steile und schwierige Pässe auf das Hochland von Palästina. Nach Süden geht es im Thal Arabiens bis zu einer Höhe von 930 Fuß und dann wieder abwärts zum Roten Meere. Von Norden her strömt der Jordan, der unter dem Namen Hasbeia im Antilibanon entspringt, vom See Merom (Schilfmeer, jetzt El Huleh) an seinen berühmten Namen führt, und schon im See Kinneret, Genesaret oder

von Tiberias 600 Fuß unter dem Meeresspiegel, also die Hälfte der Einsenkung des Todten Meeres erreicht. Das zwischen beiden Seeen liegende Jordanthal war ehemals fruchtbar und blühend; jetzt ist es verödet und reich an Trümmern früherer Größe.

Außer dem Wassersystem des Jordan sind die für die Kultur Syriens wichtigsten Landestheile das Hochland von Palästina, das Gebirgssystem des Sinai, dasjenige des Libanon und Antilibanon und der Küstenstreif am Mittelmeer (Phönikien).

Eine Granit-Gebirgsgruppe erfüllt die südliche Spitze der Sinai-Halbinsel, von wasser- und pflanzenarmen Wadis durchfurcht und reich an schroffen, imposanten Gipfeln; von diesen steht weiter westlich der Dschebel Serbâl, welcher nach neuesten Forschungen derselbe ist, den das Alte Testament bald Sinai, bald Choreb nennt, der Sinai der mosaischen Gesetzgebung*), weiter östlich aber der Dschebel Musa, welchen die Mönche der dortigen Klöster für den Sinai halten, der Dschebel Katerin u. a. Diese Spitzen haben Höhen von sechs- bis neuntausend Fuß, (das Katharinenkloster 5020, Dschebel Musa 7359, Dschebel Katerin 8526 engl. Fuß).

Das Hochland von Palästina, zwischen der breiten Küstenebene und dem Jordanthal, erreicht das Meer nur im äußersten Nordwesten mit dem Gebirge und Vorgebirge Karmel, nordöstlich von welchem die Ebene Esdrelon (Jesreel) vom Meere her eindringt und dem Bache Kison nach sich bis zu einem niedrigen, in das Jordanthal führenden Einschnitte des Gebirgslandes erstreckt. Höhen dieses Hochlandes sind im Norden der Ebal und Garizim (beide etwa 2500 Fuß hoch) bei Sichem, im mittlern Theile aber der Oelberg mit dem Thale des Kidron östlich bei Jerusalem (2600 Fuß hoch); des Hochlandes höchste Spitze ist der Gipfel mit der Moschee Nebi-Schamwil (Grab Samuels), 2 Stunden von der Stadt (3000 Fuß hoch). Das Hochland ist im Ganzen steinig und unfruchtbar. Im Nordosten sind ihm vorgelagert das Gebirge Gilboa (1200), der Hermon (1747) und der Tabor (1700 Fuß hoch).

Westlich schließt sich an das Hochland von Palästina der südliche Theil der heißen, feuchten und fruchtbaren, aber ungesunden Küstenebene von Syrien, von deren nördlichem Theile durch den Karmel geschieden. Derselbe zerfällt in die Ebene Sefela oder das Filisterland (Filistäa, daher Palästina) an der Grenze Aegyptens mit dem ehemaligen Hafen Askalon und dem noch bestehenden von Joppe (Jaffa), und in die nördlichere Ebene Saron bis zum Karmel. Nördlich von letzterm dehnt sich am Meere das eigentliche Phönikien aus, der Sitz einer im Altertum einzig dastehenden Seetüchtigkeit, ein

*) Ebers, durch Gosen zum Sinai, Leipz. 1872, S. 380 f.

Küstenstrich von 2 bis 3 Meilen Breite und etwa 30 Meilen Länge, vom Karmel nordwärts bis zum tiefsten Meereseinschnitte Syriens Mündung des Nahr-el-Kibir) und der Insel Arados, mit zahlreichen Küstenflüssen und von großer Fruchtbarkeit, mit den berühmten Häfen von Süd nach Nord): Akka, Tyros, Sidon, Berytos, Byblos, Tripolis und Arados nebst Antarados an der Küste. Jetzt ist nur noch Berytos (Beirut) bedeutend; die übrigen, unter denen Tyros und Sidon weit voranstanden, sind verschlammt.

Oestlich an Phönikien schließt sich der mittelste Gebirgsknoten Syriens, dessen höchste Anschwellung, das System des Libanon und Antilibanon mit dem Hochthale von Kölesyrien. Der Libanon steigt an Litani steil empor und endet im Norden am Kebir oder Kibir mit schroffem Abfall. Die höchsten Spitzen, die aber die Schneelinie nicht erreichen, sind der Dschebel Sannin, etwa in der Mitte (gegen 9000 Fuß hoch), und der angeblich noch höhere Dschebel Makmel mit gepriesener Aussicht. Letzterer besitzt an seinen Abhängen liebliche Thäle Terrassen mit Weinpflanzungen, Pinien, Feigen und Maulbeerbäumen, Wäldern von Platanen, Cypressen und Nußbäumen, namentlich aber die Ueberbleibsel des vielgenannten Zedernwaldes, noch etwa drei- bis vierhundert Stämme, bis zu 45 Fuß Umfang und 90 Fuß Höhe. Die östliche Kette dieses Centralhochlandes dagegen glänzt in ihrem höchsten Gipfel Hermon (Dschebel-es-Scheik, 9 bis 10,000 Fuß hoch) von ewigem Schnee. Erst weiter nördlich beginnt der eigentliche Antilibanon (jetzt Dschebel-e-Scherki) und endet, nordostwärts gegend, gegen die Wüste hin. Die höheren Theile der beiden Kämme beherbergen neben schwarzen Ziegen auch Schakale, Bären und Löwen.

Wenig Bedeutendes bietet das eigentliche Syrien, das am Nordende des Libanon und seines Gegenbildes mit dem See von Höms beginnt, der den Ober- und Mittellauf des Orontes scheidet; es stand im eigentlichen Altertum in der Kultur weit hinter Palästina und Phönikien zurück und erhob sich zu eigener Macht erst in der makedonisch-hellenistischen Zeit, die uns hier nicht mehr berührt.

B. Die West-Semiten.

Die Länder Syriens im geschilderten Umfange waren, gleich den im nächsten Buche zu behandelnden Gebieten des Eufrat und Tigris und gleich der Halbinsel Arabien im Altertum theils von sogenannten Hamiten, theils von sogenannten Semiten bewohnt. Von den letzteren, welche nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller*) vom

*) Herod. I. 1. VII. 9. — 1. Mos. 11, 28. 31. Creuzer Symb. u. Myth. I. S. 12 f. Heeren Ideen I. 2. Abth., S. 6.

erythräiſchen Meere (wie in älterer Zeit der perſiſche Meerbuſen, erſt ſpäter das jetzige Rote Meer hieß), d. h. aus Indien längs demſelben herkamen, müſſen die ihnen vorangegangenen Hamiten größtentheils zur Auswanderung nach Afrika, namentlich Aegypten (ſ. oben S. 333) gezwungen worden ſein. Beide Stämme haben ihre Namen von angenommenen Stammvätern, Ham und Sem, welche nebſt Jafet, dem bibliſchen Stammvater der Indogermanen, von der Ueberlieferung Söhne Noahs, des Wiederherſtellers der Menſchheit nach der Flut, genannt werden. Die hebräiſche Sage ahnte mit dieſem Stammbaum die Theilung der mittelländiſchen Raſſe in drei Hauptſtämme. Dieſelben ſtehen jedoch nicht auf gleichem Fuße einander gegenüber. Während nämlich die Indogermanen ſowol von Semiten als von Hamiten ſcharf geſchieden ſind, gehen die Kenner der Sprachen beider letzteren Stämme darin einig, daß dieſelben gemeinſame Sprachkeime, alſo wol auch gemeinſame Urſitze hatten.*) In der erwähnten Genealogie der Hebräer ſind auch wirklich die Jafetiten von den beiden übrigen Stämmen genau geſchieden, letztere aber, die Semiten und Hamiten, in der Weiſe vermengt, daß Völker, welche ihrer Sprache nach als Semiten ausgewieſen ſind, zu den Nachkommen Hams gerechnet werden und umgekehrt, ja ſogar dieſelbe Volk bald hamitiſch, bald ſemitiſch erſcheint. Hinſichtlich der Grenzen zwiſchen Hamiten und Semiten liegt daher noch Vieles im Dunkeln. Unzweifelhaft ſteht nur feſt, daß die Bewohner der ſyriſchen Länder in hiſtoriſcher Zeit insgeſammt entſchiedene und zwar ziemlich rein gehaltene Semiten waren. Dieſe, die Weſt-Semiten, zerfielen in drei einander äußerſt nahe ſtehende Völker und Sprachſtämme, nämlich die Aramäer in Syrien und Weſt-Meſopotamien, die Kanaanäer (wozu die Phöniker) ehemals in ganz Kanaan, ſeit der Einwanderung der Hebräer aber nur noch an der Mittelmeerküſte, und die Hebräer in Paläſtina. Ihre Sprachen ſtanden wieder denjenigen der mit Hamiten u. a. Völkerſtämmen ſtark vermiſchten Oſt-Semiten, oder der Aſſyrer und Babylonier ſehr nahe, unterſchieden ſich aber von ihnen ſcharf in der Schrift, indem ſie nicht durch die Keilſchrift, ſondern durch alfabetiſche Zeichen, von der rechten zur linken geſchrieben, dargeſtellt wurden, welche höchſt wahrſcheinlich aus der hieratiſchen Schrift Aegyptens herſtammen. Dieſen Oſt- und Weſt- oder zuſammen Nordſemiten ſtanden die Südſemiten gegenüber, welche ihren Stamm am reinſten erhalten hatten; es ſind dies die Araber, von denen auch die Aethiopier ſtammen, die einzigen Semiten, welche ſich ihre Heimat bewahrt, ja ſogar die früheren Sitze aller anderen Semiten nicht nur, ſondern ſeit Mohammed ſelbſt des größten Theils der Hamiten eingenommen haben. Im

*) Peſchel, Völkerkunde. S. 531.

Altertum ist jedoch ihre Bedeutung gering und wir werden uns erst in der Periode des Mittelalters, aber dann in eingehender Weise, mit ihnen beschäftigen.

Die West-Semiten, nämlich die Syrer oder Aramäer, die Kanaaniten nebst den Phönikern und die Hebräer hatten die körperlichen Merkmale aller Semiten.*) Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich in verschiedenen Abstufungen, das Haar schwarz, kraus und gelockt, der Bart stark und lang, die Gesichtszüge scharf, die Nase hoch und mehr oder weniger gebogen, die Lippen schmal; die Schädel gehörten zu den niedrigen Breitköpfen.

Das allgemein getragene Kleid der Hebräer bestand für beide Geschlechter in einer Art langen Hemdes mit kurzen Aermeln und einem mantelartigen Umwurfe. Die Frauen aller Stände fertigten die Kleidung selbst für die ganze Familie. Den Stoff bildete für die Armen gröbere Wolle von Schaf, Ziege oder Kamel und ungesponnener Flachs, für die Reicheren feinere Wolle, Baumwolle und Leinwand. Letztere erlaubten sich zudem möglichst den Luxus purpurner Gewänder, wie sie solche bei Nachbarvölkern kennen lernten; auch übten sie es, unter dem wollenen Unterkleide ein linnenes Hemd zu tragen. Die Unterkleider wurden unter den Hüften mit einem Gürtel befestigt, der bei den Reichen mit Gold durchwirkt, mit Edelsteinen besetzt oder zur Schärpe vergrößert, und worin Dolch und Messer, bei den Schriftgelehrten aber das Schreibzeug getragen wurde; auch diente er als Tasche. So unterlagen auch die Obergewänder oder Umwürfe dem steigenden Aufwande. Es kamen mit der Zeit auch Oberröcke (Schulterkleider, Mäntel) mit oder ohne Aermel auf. Als ein Zeichen der Frömmigkeit galt die Verzierung des Obergewandes mit vier purpurnen Zipfeln an den Ecken. Als Kopfbedeckung dienten Lappe oder turbanartige Binden, während das gemeine Volk sich mit einer Schnur um das Haar oder höchstens einem grobwollenen Tuche über den Kopf begnügte. An den Füßen trugen die Vornehmen Sandalen oder Schuhe, die Armen grobe Fell- oder Holzschuhe, oder auch gar nichts.

Für das weibliche Geschlecht wurde die Bekleidung durch einen Halbschleier vermehrt, der die Augen freiließ, den aber nur die Ehefrauen trugen; die Fußbekleidung war kostbarer als bei den Männern, bunt und verziert, die Gewänder länger, mit Schleppen versehen, und mit der Zeit nahm die Kleidung überhaupt an Stücken wie an Verzierung derselben zu, wozu Gürtel, Spangen, Schärpen, Ketten, Behänge, Armbänder, Ringe an Fingern und Ohren, eine Art Ring vor der Stirne zur Befestigung des Schleiers u. s. w. gehörten. Den

*) Saalschütz, Archäologie der Hebräer, 2 Theile, Königsberg 1855 u. 56.

Kopf bedeckten außer dem Schleier Netzhauben oder Binden, wie auch Gold, Perlen, Edelsteine u. s. w. in die Haare geflochten wurden. Auch schminkten sich die Frauen und bedienten sich der Riechfläschchen. Auf das Haar wurde bei beiden Geschlechtern viele Sorgfalt verwendet; die Frauen kräuselten und flochten es und tränkten es mit wolriechenden Flüssigkeiten. Sogar Männer, d. h. Stutzer, ließen es kräuseln. Den Bart und das Haar wachsen zu lassen und ersteren zu salben, war sogar Vorschrift, — Haar und Bart zu scheeren eine unauslöschliche Schmach. Nur bei der Trauer um Verstorbene raufte man Haar und Bart aus oder ließ sie wenigstens verwildern, wie man auch die Haut aufriß und die Kleider zerriß, Asche und Staub auf das Haupt streute, allen Schmuck und die Fußbekleidung ablegte und ein dunkles härenes Sackgewand anzog. Aehnlich mußten des Ehebruchs angeklagte Weiber erscheinen. Dagegen waren bei Abschluß einer Ehe Braut und Bräutigam im höchsten Grade geschmückt. Die Braut wusch sich vorher und salbte sich mit wolriechenden Stoffen, ordnete und schmückte ihre Haare, legte die schönsten Kleider an, zierte sich mit dem Brautschleier u. s. w. Auch der angehende Ehemann kleidete sich köstlich und erschien mit einem Kranz oder einer Blätterkrone auf dem Haupte.

Als ursprünglich nomadisches und in Fehden lebendes Volk wohnten die Hebräer in den ersten Zeiten ihres Volkstums in Zelten oder Binsen- und Schilfhütten oder gar in Klüften, Höhlen und Bergfesten, d. h. Verschanzungen auf Bergen, um sich hier gegen die Ueberfälle und Verheerungen ihrer Feinde zu sichern und von hier aus auch selbst solche vorzubereiten und auszuführen. In solchen einfachen Wohnungen blieben aber die Armen und die Landleute auch später, als es schon Städte in Israel gab, in welchen sich die Reichen und Vornehmen mit Entfaltung von Aufwand niederließen.

Von den Städten und größeren Orten der Hebräer sind der Erwähnung folgende wert: Die Hauptstadt Jerusalem, ursprünglich Salem, Hauptort der Jebusiter, am Kidronbach, 12 Meilen vom Mittelmeer, 8 vom Jordan, mehr als 2300 Fuß über ersterm, umgeben von den Thälern Josafat und Hinnom und selbst über Hügel und Schluchten ausgebreitet, welch' ersterer vier waren: Zion, Moria, Akra und Bezetha, mit Davids Burg auf Zion und Salomo's Tempel auf Morijah (eine fünfte oder eigentlich dritte Höhe war Ofel; Akra und Bezetha wurden erst unter syrischer Herrschaft bebaut). Anderthalbe Meile südlicher stand Bethlehem, der Stammort Davids und noch südlicher Hebron; nördlicher dagegen Sichem zwischen den Bergen Ebal und Garizim, — alle diese im Hochlande von Palästina. Im Jordanthal, nahe der Mündung in's Todte Meer lag Jericho, im Nordosten des Karmel, nahe dem Tabor Nazaret, am See Genesaret

Kapernaum und Betſaida, in Hauran, jenſeits des Jordan: Geraſa, Boſtra, Pella u. a., im Gebiete der Filiſter: Askalon und Jaffa am Meere, Gaza im Innern. Nordwärts im Küſtenlande der Phöniker ſtanden die fünf Bundesſtädte: Tyros, zuerſt als Alt-Tyros auf dem Feſtlande, nahe der Leontes-Mündung, ſpäter auf einer Inſel, des Landes Prachtſtadt, Sidon, der Hauptſitz der phönikiſchen Induſtrie, Berytos, Byblos und Arados mit Antarados, die Tyros, Sidon und Arados gemeinſame Pflanzſtadt Tripolis und das ſüdlichſte und jüngſte Akka. In Köleſyrien, an der höchſten Stelle der Spalte, zwiſchen Libanon und Antilibanon: Baalbek mit ſeinen Sonnentempeln (Heliopolis). Auf Oaſen der Wüſte, zu Syrien gerechnet: Damask und Tadmor (Palmyra). Im eigentlichen Syrien: Emeſa (Höms) auch eine Sonnenſtadt, Apamea, Chelbon (Beröa, Haleb, Aleppo) u. a. neuere, die nicht mehr in die hier zu behandelnde Zeit gehören.

Die Städte der Hebräer waren theils ſchon ſolche der Kanaaniten geweſen, theils denen der letzteren nachgebildet. Die gewöhnlicheren Häuſer in denſelben waren, wie im Morgenlande allgemein und ſelbſt jetzt noch, nach unſerm Begriffe Ruinen ähnlich, mit offenen Höfen, flachen Dächern, auf welche Freitreppen führten, wenigen, engen und unregelmäßig vertheilten Fenſtern oder vielmehr Luftlöchern, — ſchwalbenneſtartig an einer Anhöhe an- und übereinandergeklebt, mit ſchmalen, winkligen Gaſſen. Den Bauſtoff bildeten meiſt Lehmziegel. Der Hof war der gewöhnliche Aufenthaltsort, oft mit Bäumen, Brunnen oder Ziſternen verſehen. Auch auf dem Dache, welches ein Geländer umgab oder umgeben ſollte, hielt man ſich häufig auf. Bisweilen errichtete man noch Gemächer dort; in heidniſcher Zeit wurden Altäre auf dem Dache aufgeſtellt und darauf geopfert.

Die größeren Stadthäuſer, nach phönikiſchem Muſter gebaut, hatten einen Mittelhof und einen Vorhof, oft mit Säulenhallen. Die Thüren waren von Holz, ſo auch ihre Angeln; den Verſchluß bildeten meiſt hölzerne Riegel, ſeltener Schlöſſer. Die Fenſter ſchützten Gitter und Vorhänge. Innen wurden die Gemächer übertüncht, bei Reichen gemalt, mit Teppichen, Holzgetäfel, Marmorplatten u. ſ. w. bekleidet, der Fußboden mit Gips oder Backſteinpflaſter belegt. Zu koſtbareren Bauten wurde auch Elfenbein vielfach angewandt; doch iſt es nicht ganz ſicher wie.

Außer den Städten und Dörfern gab es in wenig bewohnten Gegenden, namentlich der Wüſte, Karawanſerais; aus einer der bedeutendſten dieſer Art, welche Salomo gründete, entſtand die ſpätere Großſtadt Tadmor (Palmyra), deren Glanz jedoch erſt in die römiſche Zeit fällt. Sowol bei dieſen Anſtalten, als auch ſonſt waren ausgemauerte Brunnen oder vielmehr Ziſternen in den ſyriſchen Landen

ſehr häufig, weil bei dem Mangel trinkbarer Quellen zum Leben notwendig. — Sehr im Schwange war die Anlage von Gärten mit Zierpflanzen, meiſt mit Obſt- und Weinbau verbunden.

Die Hebräer waren urſprünglich bekanntlich ein nomadiſches Hirtenvolk. Ackerbau und Induſtrie waren ihnen fremd. Erſterer kam nach ihrer Niederlaſſung in Paläſtina auf und blieb lange auf ziemlich niederer Stufe. Vorbild war natürlich der ägyptiſche Ackerbau, den die Hebräer am untern Nil kennen und üben gelernt hatten, wenn auch letzteres nur in beſchränktem Maße. Nach der Beſitznahme Kanaans beſaß in der Regel jede Familie ihr Grundſtück, deſſen Grenzen genau bezeichnet waren. Die Grundſtücke wurden in Joche eingetheilt, d. h. in Stücke, welche ein Joch Ochſen an einem Tage pflügen konnte und nach dem Maße der erforderlichen Ausſaat abgeſchätzt. In bergigen Gegenden wurden an den Abhängen der Gebirge Terraſſen angelegt und bebaut. Die Bewäſſerung blieb dem Regen und Thau überlaſſen. Waſſerleitungen waren wahrſcheinlich ſelten. Das angebaute Getreide beſtand meiſt in Weizen und Gerſte, wozu noch Mohnhirſe, Linſen, Bohnen, Gurken, Flachs, Baumwolle ꝛc. kamen. Der Pflug beſtand in einem eiſernen Pflugmeſſer an einem hölzernen Geſtell und wurde von zwei Rindern gezogen, deren Nacken durch ein Joch verbunden war, ähnlich wie in Aegypten (oben S. 308 f.) Geſetzlich verpönt war das Zuſammenjochen verſchiedener Thiergattungen. Es wurde im Jahre bis zu vier Malen gepflügt und hintenher geeggt. Geſäet wurde zweimal, für die Winter- und die Sommerfrucht. Kein Feld durfte mit zweierlei Samen befruchtet werden. In der Küſtenebene reifte die Frucht um eine, im Gebirge aber um zwei bis vier Wochen ſpäter als im tiefern fruchtbarern Jordanthal. Das Getreide wurde mit der Sichel geſchnitten, wie in Aegypten. Die Ernte dauerte ſieben Wochen lang mit Inbegriff des auf dem Felde ſelbſt in einer dazu eingerichteten runden Tenne durch darüber getriebene Rinder beſorgten Dreſchens. Ihr Schluß war mit feſtlichem Jubel verbunden. Die Spreu wurde mit den Stoppeln verbrannt oder vom Winde fortgeführt. Das Korn verwahrte man in ſorgſam verdeckten Gruben oder in Höhlen. Der Ackerbau vervollkommnete ſich mit der Zeit in Paläſtina ſo ſehr, daß dieſes kleine Land die Kornkammer für Phönikien und vielleicht auch für das eigentliche Syrien wurde. Neben dem Ackerbau wurde das Land zu Wein-, Oel-, Obſt- und Gartenbau benutzt. In den Gärten wurden Küchengewächſe, Fruchtbäume, Palmen, Blumen u. ſ. w. gepflanzt und bei Reichen und Vornehmen viele Sorgfalt auf Ausſchmückung derſelben verwendet. Auch in Paläſtina wurde indeſſen von den Hebräern neben dem Ackerbau noch ſtark Viehzucht betrieben; die Heerden beſtanden vorzugsweiſe aus Rindvieh, dann aber auch aus Schafen, Ziegen, Kamelen; als Laſt- und Reit-

thier wurde der Esel gezogen, als Hüter der Heerden der Hund; Pferde wurden erst spät und nur ausnahmsweise gehalten. Keine Thiere durften verschnitten werden.

In der Gewerbetüchtigkeit wurden die Hebräer die Schüler der Phöniker. Diese waren schon früh Meister der Industrie. In Sidon und dem nahen Sarepta wurde aus dem Dünensand Glas verfertigt und bedeutend vervollkommnet. In Phönikien wurde die Purpurfärberei mittels des Saftes der Purpurschnecken erfunden und durch kein Volk übertroffen. Die gewonnenen Farben reichten vom hellsten Rot bis zum Schwarz und dienten zur Färbung von Wollen- und Linnengeweben. Die blutrote und die violette Farbe waren die geschätztesten; die berühmtesten Fabriken besaß Tyros. Die Schnecken wurden, da die einheimischen nicht genügten, besonders an den kleinasiatischen und griechischen Inseln gesammelt, ja bis nach Nordafrika und Spanien hin danach gesucht. Von Phönikien aus wurde der Purpur als Auszeichnung der Großen, besonders der Könige, sowie zum Schmucke der Tempel und Paläste, durch alle Länder des Altertums verbreitet. Die Phöniker übten ferner die Weberei in Wolle, Leinwand und Seide, die Buntwirkerei, die Bereitung wolriechender Stoffe, Salben u. s. w. in ausgezeichneter Weise. Meister waren sie ferner im Bergbau. Sie gruben Edelsteine, Eisen, Kupfer, Gold, Silber, zu Hause sowol, als auf den Inseln des Mittelmeeres und in Spanien, und schmelzten und verarbeiteten die Metalle. Der Tyrier Hiram war ein ausgezeichneter Erzgießer. Auch schliffen und faßten sie die Edelsteine, bearbeiteten den Bernstein, fertigten Schnitzwerk aus Elfenbein, Holz, Alabaster u. s. w. Sie waren die Baukünstler der syrischen Länder, besonders der Hebräer, deren Tempel und Paläste sie schufen. Besonders aber waren sie die Schöpfer der Schifffahrt, in welchem Zweige ihrer Kultur wir sie besonders kennen lernen werden.

Mit Handel scheinen sich die Hebräer, die sich jetzt in Betreibung desselben so sehr vervollkommnet, in ihrer alten Zeit wenig beschäftigt und den Phönikern selben überlassen zu haben. Auch die geschickteren Gewerbeleute und Handwerker der Hebräer waren ohne Zweifel eingewanderte und niedergelassene Phöniker. Daher mußten auch die Geräte der Hebräer Nachbildungen der phönikischen solchen sein. Von Metall wurden verschiedene Werkzeuge in Palästina entweder durch Phöniker bearbeitet oder blos aus Phönikien eingeführt. An Holz war im Lande selbst Mangel; das welches man zu Geräten bearbeitete, war aus Phönikien und sogar aus Indien (Ofir-Fahrten), dorther Zedern-, von hier Sandelholz. Die Gerber arbeiteten nach ägyptischer Art und waren des übeln Geruchs ihrer Beschäftigung wegen aus den Städten verwiesen. Auch die Töpfer und Thon-

bildner wählten Aegypten's Erzeugnisse zum Muster. Ihre Gefäße wurden glasirt und im Ofen gebrannt und hatten in ihrer Form nichts Ausgezeichnetes. Zur Weiterschaffung von Flüssigkeiten wurden lederne Schläuche verwendet. Als Tafelgeschirr genügten Schüsseln und Platten, aus denen man die Speisen mit der Hand zum Munde führte. Bei Gastmählern, wie sie Familienereignisse mit sich brachten, vertheilte der Wirt die Speisen in gleichen Antheilen unter die Gäste. Der Wein wurde aus großen Schalen oder aus Bechern von Horn, Metall und Glas getrunken und die Theilnehmer an einem Male salbten sich vorher mit Oel. Aus Sidon kamen kostbare Gefäße, oft aus Gold, zum Mischen des Weines mit Wasser. Bei Tisch saß man in älterer Zeit auf Stühlen; erst später lag man auf Polstern, die auch als Betten dienten. Die Tische waren demgemäß niedrig und meist rund. Die Zimmergeräte waren aus Holz (bei Vornehmen aus Zedernholz), mit Metallzieraten besetzt und mit Polstern oder Teppichen überzogen. In den Häusern besaß man auch Handmühlen und Mörser zur Bereitung von Mehl, Lampen, Körbe, Küchengeräte verschiedener Art ꝛc. Zum Reisen wurden schon früh Wagen gebraucht.

Das Klima Syriens im Altertum war gesund und daher auch der Gesundheitszustand der Bewohner im Allgemeinen günstig. Dafür spricht die Absonderung der Aussätzigen und Ausschlägigen, welche stets beobachtet wurde und die Sorgfalt, mit welcher die nationale religiöse Gesetzgebung der Hebräer über der Gesundheit wachte, wozu namentlich die Speiseverbote und die Pflicht der Beschneidung gehörten, wenn auch beide von religiösem Ursprunge sind.

Die Wahl der Nahrungsmittel hing bei den Hebräern großentheils von der Gesetzgebung ab, wobei die Vorurteile der Aegypter in Bezug auf reine und unreine Thiere bedeutend mitwirkten. Im Ganzen waren Brot und Milch die Hauptnahrung, wozu das Fleisch der reinen Thiere kam, namentlich der Schafe und Lämmer. Es wurde auch Korn am Feuer geröstet, ebenso Hülsenfrüchte. Honig war ein Lieblingsgericht, Fische sehr beliebt. Verpönt war außer den an sich unreinen Thieren (Raub- und Feldvögel, kriechende Thiere, vor allen das Schwein, und die übrigen nicht wiederkäuenden Säugethiere) der Genuß von Blut oder von bluthaltigem Fleisch, der durch das sog. Schächten ferngehalten wird, sowie der säugenden Jungen. Als Getränke waren im Gebrauche Wein und Obstwein. Die Weinkultur muß sich hohen Alters erfreuen, da ihre Erfindung dem Patriarchen Noah zugeschrieben wird. Bei Malzeiten aß man mit den Händen aus gemeinsamer Schüssel. Vor und nach der Malzeit und sogar zwischen den einzelnen Gerichten wurden die Hände gewaschen. Auch wurde vor- und nachher gebetet. Gastfreundschaft wurde in bedeutendem Maße geübt.

Die Todten wurden in der Zeit der Selbständigkeit des hebräischen Volkes oft verbrannt, doch wie es scheint unvollständig; denn die „Gebeine", (nicht blos die Asche) erhielten eine Grabstätte. Dies wird z. B. erzählt von Saul (1. Sam. 31, 12), von Assa (2. Chron. 16, 14) und von Zedekia mit Bezug auf alle seine Vorgänger im Königtum (Jerem. 34, 5). Ein Verbrennen der Leichen von Unterthanen wird nicht ausdrücklich gemeldet.

Die Gräber, in welchen die Reste der Todten verwahrt wurden, befanden sich außerhalb der bewohnten Orte in Höhlen oder künstlichen Grotten der Gebirge in Form ausgehauener Todtenkammern mit regelmäßig gemeiselten Thoren und Treppen. Die Gebeine wurden in Särgen oder auf Bahren dahin gebracht, und man gab ihnen je nach ihrem Stande Waffen oder Kostbarkeiten mit.

Die Bevölkerung Palästina's im Altertum betrug nach zwei einander nahekommenden Zählungen, welche (2. Mos. 12, 37 und 4. Mos. 1, 46) in die Zeit der Wüstenwanderung verlegt wurden, 625,000 „waffenfähige Männer", was auf eine Gesammtzahl von drei bis vier Millionen schließen ließe, die in der Sinai-Wüste unmöglich Raum finden konnte, sich also auf die Zeit nach der Einwanderung in Kanaan beziehen müßte. Nach 2. Sam. 24, 9 ff. nahm David eine Zählung vor, nach welcher Israel 800,000, Juda 500,000 waffenfähige Männer gezählt hätte. Ohne Zweifel sind aber diese Zahlen durch einen spätern Irrtum auf die Truppenmannschaft bezogen worden und zeigen in Wahrheit die Gesammtbevölkerung an, welche allerdings zur Zeit der Richter 625,000 und zur Zeit Davids 1,300,000 betragen haben mag, welche letztere Zahl für ein Gebiet von 450 Quadratmeilen (etwa die preußische Provinz Sachsen) eine sehr starke genannt werden muß und schon deshalb schlechterdings nicht die Zahl der Truppenmacht sein kann.

Nicht weniger dicht muß, in Folge so nahe beisammen liegender bedeutender Handelsstädte, die Bevölkerung Phönikiens gewesen sein. Jetzt zählen alle syrischen Länder zusammen nicht viel über 2 Mill. Köpfe!

Was den Charakter der Westsemiten betrifft, so war derselbe nicht auf das Spielen einer bedeutenden Rolle in der Weltgeschichte angelegt. Er hatte etwas kleinliches und enggenähtes, erhob sich nicht zu hohen Plänen und Gedanken in politischer und socialer Beziehung, und es fehlte ihm an Thatkraft und umfassendem Blicke. Der Horizont der Hebräer ging beinahe ganz im Stammesinteresse und darnach in der Religion und Dichtkunst, derjenige der Phöniker im Gemeindeleben und darnach in Handel und Schifffahrt auf. Die Folge war, daß die syrischen Länder in kleine unter sich selten einige Staaten zersplittert blieben und zuletzt der Spielball mächtiger Nachbarn

und die Beute derselben wurden. Die hebräische Kultur hatte mit Ausnahme der Dichtkunst nichts Ureigentümliches, sondern war theils der ägyptischen, theils der babylonischen entsprossen und dies läßt sich großentheils auch von der phönikischen Kultur sagen, in welcher jedoch die republikanischen und föderativen Ideen ihre Wurzeln zu haben scheinen. Doch ist anzuerkennen, daß die Westsemiten in den genannten Kulturzweigen, in denen sie thätig waren, großen Pflichteifer und bedeutende Anlagen an den Tag legten. Zu einem höhern, humanen und idealen Standpunkt hat sich bekanntlich die hebräische Poesie in manchen ihrer Werke zu erheben verstanden.

Zweiter Abschnitt.

Verfassung und Glaube der Hebräer.

A. Geschichtliche Entwickelung.*)

Die ältesten Ueberlieferungen der Hebräer liebten es, die Gesammtheit sowol, als die einzelnen Stämme ihrer Vorfahren unter der Gestalt einzelner Personen, Patriarchen genannt, auftreten zu lassen, denen sie daher auch, weil sie eben ganze Völker und Stämme bedeuteten, Lebensdauern von Jahrhunderten zuschrieben, welche dann natürlich abnahmen und sich wirklicher Lebensdauer der Menschen näherten, je mehr sich der Unterschied zwischen ihrer Zeit und der geschichtlichen verringerte.**) Nach diesen Ueberlieferungen wanderten die Vorfahren der Hebräer (personifizirt als Thara und als dessen Sohn Abram, d. h. hoher Vater, später Abraham, d. h. Vater der Menge) unter Zurücklassung ihrer Verwandten, aus Ur in Chaldäa***) erst nach Haran in Mesopotamien und dann von da nach Kanaan, wo sich nach und nach durch Nebenzweige die Ammoniten und Moabiten, die Ismaeliten (Araber) und Midianiten und zuletzt die Edomiten (Nachkommen Esau's) von ihnen absonderten, bis nur das Volk Israels übrig blieb, personifizirt durch Jakob oder Israel, den Vater von zwölf Söhnen, einer symbolischen Zahl, von denen zwölf Stämme der Israeliten abgeleitet werden. Hierdurch und durch die anziehenden

*) Graetz, Geschichte der Juden. I. Bd. (Leipz. 1874).
**) Vergl. Ebers, Aegypten I. S. 253.
***) Also aus der Nähe des erythräischen Meeres, s. oben S. 377 f.

ıyllen, durch welche dieſe Perſonifikationen von Völkern und Stämmen ter ſich verbunden werden (freilich vermengt mit Scenen des Zwiſtes, r Hinterliſt (Jakob gegen Eſau, Laban gegen Jakob u. ſ. w.) und s Eigennutzes, liegt klar vor, daß die Hebräer die Wanderungen r ſemitiſchen Völker, ihre nomadiſche Vergangenheit und ihre Ver= ındtſchaft unter ſich wol kannten. Die Semiten waren demnach us Indien her, alſo wol am Südrande Erâns hin) erſt nach Chaldäa kommen, hatten hier die meſopotamiſchen Semiten zurückgelaſſen, ren dann weſtwärts gezogen und hatten ſich in der Gegend von naan in die Araber, Hebräer und mehrere kleinere Völker ohne ebeutung geſpalten. Die Ueberlieferung läßt nun weiter, nachdem on Abraham einen Zug nach Aegypten unternommen hatte, aber eder nach Kanaan zurückgekehrt war, den Jakob mit ſeinen Söhnen, chdem dieſe ihren Bruder Joſef an Ismaeliten (oder Midianiten) rkauft, ebenfalls nach dem Nillande auswandern, wo ſie den Todt= glaubten als mächtigen Miniſter des Farao finden, der ſie bei ſich fnimmt, — eine der lieblichſten Erzählungen des hebräiſchen Schrift= ms. — Mit Joſefs Tod ſchweigt aber die Geſchichte und nimmt n Faden erſt wieder auf, als einige hundert Jahre ſpäter die Nach= mmen der zwölf Brüder zu einem beiſpiellos zahlreichen Volke ge= orden ſind, das aber von den Aegyptern auf empörende Weiſe terdrückt und mißhandelt wird. Aus der ſchönen Dichtung in die ichterne Wahrheit überſetzt, können dieſe wiederholten Einwanderungen r Hebräer in Aegypten nur daraufhin deuten, daß dieſes Volk zu nen ſemitiſchen Stämmen gehörte, welche den ägyptiſchen Denk= tlern zufolge theils ſchon in den älteſten Zeiten, vorzüglich aus önikien her, ſich im Delta angeſiedelt haben, theils aus Arabien r wiederholt im Nillande erſchienen und wiederholt aus demſelben eder entfernt worden ſind. Mit Hilfe dieſer ſemitiſchen Stämme ng aber auch jene Eroberung Aegyptens von Seite eingedrungener emiten (wol Araber) vor ſich, welche als die der Hykſos bekannt .*) Man hat ſich viel über das Verhältniß zwiſchen Hebräern und kſos geſtritten, aber bisher ohne Ergebniß.**) Dieſes Verhältniß gt, wie die Herkunft der Hykſos ſelbſt (oben S. 336) noch ſehr Dunkeln und wird wol niemals in befriedigender Weiſe aufgehellt erden. Zwar konnte Joſef, wenn er eine hiſtoriſche Perſon war, ur unter einem Hykſos-König Miniſter werden, da die Aegypter s auf Pſammetich alles Fremde ſtreng ferne hielten. Identiſch aber ıb die Hebräer und die Hykſos jedenfalls nicht, ſonſt hätten, wie

*) Vergl. Ebers, Aegypten I. S. 183 ff.
**) Uhlemann, Israeliten und Hykſos in Aegypten, Leipz. 1856. — bers, Aegypten I. S. 219 ff.

wir oben bemerkt, die Geschichtschreiber der ersteren nicht zu erwähnen vergessen, daß ihre Ahnen einst die Herren Aegyptens gewesen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß diejenigen Leute, welche als Israeliten aus Aegypten fortzogen, dort aus eingewanderten Semiten verschiedener Stämme (vergl. 2. Mos. 12, 38) sich zusammengefunden haben, und zwar aus Anlaß der Bedrückung, welche sie nach Vertreibung der Hykfos, ihrer Verwandten, zu erdulden hatten; sie sind demnach wol zurückgelassene Reste der Hykfos und ihrer Stammesgenossen, deren Nachkommen man im nördlichen Theile des Landes noch lange Zeit duldete;*) aber irgend welche Umstände, vielleicht wirklich ihre starke Vermehrung, oder Verdacht eines Einverständnisses mit Landesfeinden, oder Abweichung von der Landesreligion, mögen dazu beigetragen haben, daß die eingeborenen Aegypter die Bewohner von Ramses oder Gosen (wie der Bezirk der Hebräer genannt wird) schlecht zu behandeln begannen, — und so wurden Letztere durch ihre gemeinsame Auswanderung oder Flucht aus Aegypten zu einem Volke. Daß sie sich gerade nach Kanaan wandten, scheint anzudeuten, daß die Nachkommen solcher Stämme, welche schon früher dort Sitze gehabt, sie aber als Nomaden verlassen hatten, unter ihnen das Uebergewicht besaßen.

Die Hebräer führten ihre Befreiung vom ägyptischen Drucke und ihren Auszug aus diesem Lande während der Regirung des Farao Menefta (um 1320 vor Chr.) und unter der Anführung des Mose aus, wobei es indessen als eine Unmöglichkeit erscheint, daß sie in der von der Bibel berichteten Stärke von 600,000 Waffenfähigen, also mindestens 3 Millionen Seelen ausgezogen, in welchem Falle die wüste und unwirtliche Sinai-Halbinsel, nach welcher sie sich zuerst wandten, eines der stärkst bevölkerten Länder der Erde gewesen wäre. Anders als von den hebräischen Schriften wird der Auszug berichtet vom Aegypter Manetho, der die Juden von den vertriebenen Hykfos abstammen läßt, den Auszug der Juden aber ägyptischen Aussätzigen nebst Nachkommen der Hykfos, die ihnen zu Hilfe geeilt wären, zuschreibt, er nennt Mose einen ägyptischen Priester aus Heliopolis, Namens Osarsif, und erzählt, daß unter seiner Anführung Jene den Farao Menefta geschlagen, Aegypten verheert und erobert, kurz, dasselbe gethan hätten, was er selbst von den Hykfos erzählt hat, wie er auch sowol diesen als jenen den nämlichen Sammelplatz, die Stadt Abaris (Avaris) im Nomos Sais gibt; dagegen läßt er die Leute des Osarsif nach dreizehn Jahren wieder vertrieben werden.**) Diese offenbare Vermengung der Hykfos und Hebräer wurde dem Manetho

*) Ebers, Aegypten I. S. 224 ff.
**) Duncker, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl. I. S. 93. 120. 333.

von verſchiedenen ſpäten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern in bunter Manigfaltigkeit nacherzählt und brachte die wunderlichſten Anſichten hervor. Manetho's Auffaſſung hatte indeſſen, von der gerügten Verquickung abgeſehen, das Wahre, daß die hebräiſche Kultur nach einer Seite aus der ägyptiſchen hervorgegangen, und Moſe erſcheint als die dieſes Hervorgehen vermittelnde Perſönlichkeit. Im Uebrigen ſind freilich alle ſeine Lebensumſtände, von ſeiner Ausſetzung als Kind durch die vielen Wunder ſeines Lebens bis zu ſeinem geheimnißvollen Tode ebenſo mythiſch, wie diejenigen der meiſten Religionsſtifter. Nehmen wir nun das Wahrſcheinlichſte aus der hebräiſchen und aus der ägyptiſchen Erzählung zuſammen, ſo erſcheint uns Moſe, wenn auch nicht als ein eigentlich ägyptiſcher Prieſter, doch als ein Eingeweihter der ägyptiſchen Tempelmyſterien. Der von ihm verkündete Monotheismus war, wie wir geſehen haben (oben S. 324), bereits eine geheime Lehre der Prieſter des Nillandes, welche unter dem „Ureinen" alle Göttlichkeit zuſammenfaßte. Wir erblicken Moſe's geiſtige Größe in dem Gedanken, dieſe reinere und höhere Gottesvorſtellung zum Eigentum eines ganzen Volkes zu machen. Die nächſten Folgen dieſes Unternehmens rechtfertigten jedoch vollſtändig die ägyptiſchen Prieſter, welche die Volksmenge nicht für fähig hielten, jenen Gedanken zu erfaſſen und zu dem ihrigen zu machen. Die Hebräer verſtanden ihren Religionsſtifter nicht und es dauerte noch manches Jahrhundert und erforderte manchen ſchweren Kampf, bis ihre ſpäten Nachkommen ihn endlich in ihrer Geſammtheit begriffen. Die große Mehrheit des Volkes hing nicht nur an den Fleiſchtöpfen, ſondern auch an den Göttern Aegyptens und machte ſich in der Wüſte, dem Moſe zum Trotz, ein Bild des abweſenden Apis, — ein Dienſt, der noch in ſpäter Zeit nachwirkte. Aber auch nach deſſen Unterdrückung ſcheint der Gedanke des Moſe noch lange nicht durchgedrungen zu ſein. Aus der Erzählung vom Aufenthalt in der Wüſte geht deutlich hervor, daß ſelbſt die Anhänger des Moſe ſich keinen Begriff von einem geiſtigen Gotte des Himmels und der Erde zu bilden im Stande waren, ſondern noch, wenn auch nicht an den ägyptiſchen doch an ihren alten ſemitiſchen Stammesgöttern hingen. Den Gott, von welchem Moſe das reine und erhabene Geſetz der „Zehn Worte" ableitete, ſtellten ſie ſich, was vielleicht noch eine Nachwirkung vom Reformverſuche Amenhetep IV. ſein mochte (oben S. 338), als entſprechend dem ſemitiſchen El und daher als einen Sonnengott vor und machten das Feuer zu ſeinem Sinnbilde. Der Gott Israels mußte dem Moſe im feurigen Buſch erſchienen ſein, vor den Hebräern in einer Feuerſäule herziehen, auf den Sinai mit Feuer herab fahren und ſein Rauch aufgehen wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg bebte (2. Moſ. 19, 18). Der Sinai war eben die Kultſtätte

des so vorgestellten Gottes. Es ist indessen auch möglich, daß Mose dem Volke absichtlich einen vorwiegend sinnlichen Eindruck von Gott beibrachte, damit es ihn besser bewahre. Uebrigens war Mose selbst nicht frei von Aberglauben, was seine Theilnahme an der Schlangenzauberei der Aegypter zeigt, wie er auch in der Wüste als Mittel gegen Schlangenbisse ein ehernes Schlangenbild aufstellte, das bis auf König Hiskia im Tempel zu Jerusalem verehrt wurde (4. Mose 21, 9; 2. Kön. 18, 4). Wie unvollkommen in der ältesten Zeit überhaupt noch die herrschende Gottesidee war, zeigt die blutdurstige Vorstellung, die sich die Hebräer von ihrem Gotte machten, indem sie ihm die Vernichtung ihrer Feinde mit Feuer und Schwert zuschrieben. Ja, diese Vorstellungen waren so unvollkommen, daß der Proset Amos (5, 25, 26) mit bitterer Ironie die Verehrung Jahve's in der Wüste geradezu läugnete. In die Zeit des Aufenthaltes in dieser Wüste ist daher jedenfalls mit Unrecht die ganze spätere Entwickelung des hebräischen Volkes in religiöser Beziehung verlegt worden. Außer den „zehn Geboten", welche ein altertümliches Gepräge tragen und zu den einfachsten und ältesten Moralvorschriften aller Kulturvölker passen, sind gewiß nur sehr wenige Theile des spätern israelitischen Gesetzes in der Wüste entstanden. Auch zu der Herstellung der prächtigen Stiftshütte war dieselbe keine passende Oertlichkeit und die Kunst der Hebräer nicht ausreichend (oben S. 383).

Nach längerm Aufenthalte auf der Sinai-Halbinsel (40 Jahre sind eine runde Zahl) drangen die Hebräer im „Lande ihrer Väter", in Kanaan ein und eroberten es unter Anführung des Josua, der da er Sonne und Mond gebietet, auch mit mythischen Zügen ausgestattet ist, wie Mose. Die Kanaaniten, die bisherigen Bewohner des Landes, besaßen schon eine ziemliche Kultur, wie aus den Denkmälern der sie besiegenden Faraonen Sethos I. und Ramses II. hervorgeht; ihr Land zerfiel in eine Menge selbständiger Fürstentümer, unter denen wir die der Chethiten, Jebusiten, Amoriten, Gergesiten, Cheviten, Fereſiten u. a. kennen; sie huldigten den syrisch-babylonischen Gottheiten, dem Baal, dem Moloch und den Astarte. Dem Stamme nach waren sie entschieden Semiten, wurden aber von den Hebräern aus Haß zu Hamiten gemacht, und im weitern Sinne gehörten auch die Phöniker zu ihnen. Eine eigene Volksgenossenschaft waren dagegen die Filister an der Mittelmeerküste; sie bildeten einen Bund von fünf Städten mit eigenen Fürsten (Gaza, Askalon, Asdod, Gath und Ekron) und waren Verehrer des Gottes Dagon. Zur Zeit des Einfalles der Israeliten waren die Amoriten (wie früher, zur Zeit der Rameſſiden die inzwischen von ihnen unterworfenen Chethiten) der mächtigste Stamm der Kanaaniten. Fürchterlich wurde von den Eroberern im Namen ihres nicht begriffenen Gottes unter den bisherigen

Bewohnern des „gelobten Landes" gehauſt, wenn auch die Berichte übertrieben erſcheinen und manche nach der Erzählung durchaus vernichtete Stämme nachher wieder auftauchen. Es blieben demnach Kanaaniten genug am Leben, mit denen ſich auch die Hebräer wider den Befehl ihres Gottes vermiſchten; ja einige Stämme der Urbewohner blieben noch zwiſchen den neuen Landesherren beinahe unabhängig beſtehen, und Letztere hatten nicht nur das Meer blos an einer hafenloſen Küſte erreicht, während es ſüdwärts den Filiſtern und nordwärts den Phönikern blieb, ſondern es fehlte ihnen auch durchweg an feſten und natürlichen Grenzen und an innerer Einheit. Jeder Stamm hauſte für ſich, und innerhalb der Stämme verhielten ſich wieder die Geſchlechter ziemlich unabhängig, und die Häupter der angeſehenen Familien bildeten eine Art von Ariſtokratie. Nicht ſelten entzweiten ſich die Stämme unter einander; ſo bekriegte Abimelech die Stadt Sichem und zerſtörte ſie; ſo gab es einen Bürgerkrieg zwiſchen den Gileaditen öſtlich vom Jordan unter Jeftha und dem Stamme Efraim, von welchem 42,000 Mann niedergemacht wurden; ferner wird von einem furchtbaren Kampf erzählt, in welchem bei Gibea der Stamm Benjamin größtentheils vernichtet wurde. Auch in religiöſer Beziehung waren die Hebräer nicht einig, ſondern zerfielen in Anhänger der verſchiedenen ſemitiſchen Götzenkulte, ſo daß die Verehrung Jahve's blos geduldet war; ja dieſe beſtand ſelbſt in Götzendienſten.*) Denn es wird von dem Buche der Richter ganz wie etwas ſelbſtverſtändliches erzählt, daß Micha (Richter 17, 4. 5) und Gideon (ebd. 8, 27) Götzenbilder von Adonai machten und es finden ſich ſogar Spuren heiliger Proſtitution nach babyloniſchem Muſter bei der Bundeslade (1. Sam. 2, 22). Meiſt aber huldigten die Hebräer den Götzen der Kanaaniten, dienten ohne alles Bedenken dem Baal, dem Moloch und der Aſtarte, und benannten ſich mit Vorliebe nach dieſen Götzen, z. B. Jeru-Baal, Meri-Baal, Iſch-Baal oder Iſch-Boſchet. Selbſt in der Bundeshauptſtadt des Stammes Efraim, in Sichem, ſtand ein Baalstempel, in welchem ſogar die Bundeskaſſe verwahrt wurde. Von einer Verehrung eines einzigen geiſtigen Gottes, wie ihn Moſe gelehrt hatte, findet ſich keine Spur, ebenſowenig von Beobachtung moſaiſcher Geſetze. Bei dieſem Mangel an Einheit wurden die Hebräer öfter von den umliegenden Völkern, Ammoniten, Moabiten, Hazoriten, Midianiten ꝛc. geſchlagen und völlig unterworfen. Sie befreiten ſich aber ſtets wieder und dann übte der ſiegreiche Anführer eine Art von Oberleitung aus, doch ohne jemals alle Stämme zu vereinigen, und wurde als Richter bezeichnet. Einſt bekleidete eine Frau, Debora, dieſes Amt. Eine größere Macht erlangte nach dem Siege über die Midianiten Gideon

*) Graetz, Geſch. d. Juden I, S. 102.

in Efraim. Sein Sohn Abimelech ließ 70 seiner Verwandten ermorden und warf sich zum König auf, fand aber bald den Untergang in einer Empörung, die gegen ihn ausbrach. Im Ostjordanlande übte eine Zeit lang Jeftha, der Sieger über die Ammoniten, das Richteramt aus. Mit mehr Erfolg als jene kleinen Völker griffen später die Filister das Volk Israel an und in diesem Kampfe tritt unter letzterm ein dem griechischen Herakles, beziehungsweise dem phönikischen Melkart ähnlicher Heros, Simson, mit vorwiegend mythischen Zügen auf. Später war das Richteramt mit dem des Oberpriesters bei der Bundeslade verbunden; dies war der Fall mit Eli und nach ihm mit Samuel. Unter ihm unterwarfen die Filister das ganze Westjordanland und die Ammoniten drohten dem Reste mit dem nämlichen Schicksale. In dieser Not stand ein tapferer Mann, Saul auf und schlug die Ammoniten. Da erhoben ihn die Hebräer gegen Samuels Willen in Gilgal zum König (1055 vor Chr.); aber seine ganze Regirungszeit war durch den Kampf gegen die Filister u. a. Völker in Anspruch genommen. Seit Errichtung des Königtums war die erforderliche Einheit der Hebräer errungen. Die Dienste fremder Götter hörten auf und nur noch Jahve wurde verehrt, womit der Grund zum spätern reinern Monotheismus gelegt wurde. Die damit verbundene Stärkung der Staatsgewalt war aber der Priesterschaft nicht willkommen, und deren Vertreter Samuel, dem der „Bann" (cherem) gegen die Feinde nie grausam genug ausgeübt wurde, (1. Sam. 15, 14 ff.) lebte mit dem ihm gegenüber allzu selbständigen und beim Volke beliebten Saul in stetem Hader. Um einen seinem Stande günstigern König an der Spitze Israel's zu sehen, zog er den Feldhauptmann David, Sauls Schwiegersohn und Günstling, in sein Interesse und verschwor sich mit ihm gegen den König; dies wurde aber entdeckt und David mußte vor Sauls Zorn zu den Landesfeinden, den Filistern fliehen. Mit ihrer Hilfe und derjenigen zusammengeraffter Leute begann er den Aufstand gegen den König und einen Guerillakrieg. Das Ziel war Erhebung des Stammes Juda, dem David angehörte, über die anderen Stämme und Wiederherstellung der Priesterherrschaft. Davids erster Versuch scheiterte; er mußte nochmals zu den Filistern fliehen und kämpfte gegen sein Vaterland, mußte aber davon ablassen, da ihm die Filister nicht trauten. Im Kampfe gegen letztere fiel Saul als ein Held. Jenseit des Jordan wurde sein Sohn Isboset als König anerkannt und machte auch diesseit Fortschritte; aber in Juda wurde David gesalbt, freilich als Vasall der Filister; doch gelangte er nach langem Streit durch Abners Verrat und Isbosets Ermordung zur allgemeinen Herrschaft. Samuel war todt und hatte den Sieg seiner Sache nicht mehr gesehen. David nutzte denselben jetzt zu seinen eigenen Gunsten aus, freilich nicht

ohne seiner Regirung einen theokratischen Anstrich zu geben. Er gewann Jerusalem, machte es zu seiner Hauptstadt, schlug die Filister gänzlich, demütigte auch die anderen Nachbaren unter unmenschlichen Grausamkeiten,*) und stellte sein Volk an die Spitze der Völker Süd-Syriens, doch ohne letztere seinem Reiche einzuverleiben, gewann aber Damask. Auf Zion erstand ihm ein prachtvoller Palast und er bildete sich ein tüchtiges stehendes Heer sammt einer Leibwache aus Fremden (Kreti und Pleti, d. h. Kreter und Filister). Er organisirte die Verfassung der Stämme, schuf ein festgegliedertes Priestertum, ließ die Bundeslade nach Zion bringen und ihr eine prächtige neue Stiftshütte bauen und bildete den Gottesdienst, namentlich durch Begründung der Psalmendichtung und des Gesanges aus. In geistlicher und weltlicher Beziehung aber behielt er sich das letzte Wort vor und regirte völlig unumschränkt. Ein zahlreiches Harem vergrößerte sich fort und fort, sogar oft durch verwerfliche Mittel (Batseba). Große Gefahr drohte ihm der Aufstand seines Sohnes Absalom und weitere solche; sie wurden aber niedergeschlagen.

Als David starb, folgte der Batseba, Sohn Salomo. Unter ihm trat die größte Blüte des hebräischen Reiches ein. Das verlorene Damask ersetzte er durch Tadmor, vergrößerte das Heer, sicherte die Grenzen und ging mit den benachbarten Königen, sogar mit dem Farao Aegyptens, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen ein. Sein größtes Werk ist aber der Bau des großen Tempels auf Moria für den Landesgott. Ein neuer Palast für ihn folgte. Phöniker errichteten diese Prachtwerke, und fuhren für den König nach Ofir (oben S. 271), woher ihm Gold zufloß. Der ausgedehnteste Luxus entfaltete sich an seinem Hofe. Auch Gelehrsamkeit und Dichtkunst blühten an demselben und Salomo's Weisheit wurde sprichwörtlich. Aber hart bedrückten Steuern uad Frondienste das Volk, und König Hiram von Tyros, der für seine Leistungen zu den Bauten Jerusalems aus dem geleerten Staatsschatze nicht völlig bezahlt wurde, erhielt zwanzig arme Gemeinden an der Grenze als Ersatz.

Salomo's Weisheit erlitt jedoch in seinem Alter einen argen Stoß. Seine Weiber, angeblich tausend an der Zahl, erlangten von dem schwachen Greise, daß er ihnen nicht nur gestattete, ihre Götzen weiter zu verehren, sondern auch denselben Tempel u. a. Heiligtümer errichten ließ (1. Kön. 11, 4—9, 33). Ja die Bibel erzählt sogar, daß er

*) Wir führen als Beispiel an, daß David bei Einnahme von Rabbat Ammon nach 2. Sam. 12, 26—31 die Einwohner herausführen, durch Sägen, eiserne Dreschschlitten und Schneidemühlen zermalmen und in glühenden Oefen verbrennen ließ (Ewald, Gesch. Isr. III. S. 217), wogegen Graetz (Gesch. d. Juden I. S. 255) übersetzt: er habe sie verurteilt, Steine zu glätten, mit eisernen Walzen zu dreschen, mit Aexten Holz zu fällen und Ziegelsteine zu fertigen!

selbst den „fremden" Göttern räucherte. Es ist aber nicht glaubwürdig, daß Salomo selbst von seinem Gotte abgefallen (das durfte er seinem Volke, seinem Tempel und seiner eigenen Vergangenheit nicht zu Leide thun), sondern eher, daß die strengen Juden ihm dies nur nachsagten, weil sie seine Duldsamkeit gegen seine Weiber verabscheuten. Nach Salomo's Tode folgte sein Sohn Rehabeam; aber bald fielen seiner Härte wegen die meisten Stämme von ihm ab und gründeten unter Jerobeam (Jarobam) das Reich Israel im Gegensatze zum Reiche Juda, das im Wesentlichen nur den Stamm dieses Namens und die Stadt Jerusalem behielt. Und was that nun Jerobeam, um die Unabhängigkeit von Jerusalem auch in religiöser Beziehung zu beurkunden? Er errichtete an der Süd- und an der Nordgrenze seines Reiches, in Bethel und in Dan, zwei goldene Stierbilder und sprach zum Volke: „Es ist euch zuviel hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe da sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegypten geführt haben" (1. Kön. 12, 28. 29.) Und sofort that das Volk wie er wollte! Jerobeam hatte demnach blos zum Zwecke, dem Volke den Weg nach Jerusalem zu ersparen oder zu verwehren. — Wie kam er nun dazu, diesen Zweck durch Stierbilder erreichen zu wollen? Die Sache ist rätselhaft, indem wir kein unmittelbares Zeugniß dafür haben, daß zwischen der Wüstenzeit und Jerobeam der Stierdienst in Israel oder Juda geübt worden. Da aber damals Niemand in den Stierbildern etwas Auffallendes sah, sondern blos in der Emanzipation vom Jerusalemer Tempel, so ist klar, daß von dem Aufenthalte in Aegypten her nicht nur in der Wüste, sondern auch nachher in Kanaan der Stierdienst, beziehungsweise die Verehrung Jahve's unter einem Stierbilde tief im Volke Israel eingewurzelt, von den Anhängern edlerer und reinerer Gottesverehrung nicht auszurotten und etwas ganz Selbstverständliches geworden war.*)

Es war im Jahre 953 vor Chr., als das hebräische Reich getheilt wurde und schon 949 fiel der Farao Sisak von Aegypten, mit Israel verbündet, in Juda ein, nahm Jerusalem und plünderte den Tempel. Dafür brach Benhadad von Damask, im Bunde mit Juda in Israel ein, und so dauerte lange der Kampf zwischen den feindlichen Bruderstaaten fort. In Juda blieb bis zu seinem Untergange stets die Familie Davids an der Regirung, während sich in Israel mehrere Dynastien, meist durch Mord, ablösten; Juda's Hauptstadt blieb Jerusalem; in Israel war es erst Sichem, dann Thirza, dann Schomrom (Samaria). In beiden Staaten aber wechselten stetsfort Anhänger Jahve's mit Dienern fremder Götter in der Königswürde ab.

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel, 3. Aufl., S. 299 f. Fürst bibl. Lit. II. S. 262.

Die hervorragendsten Letzterer waren Ahab von Israel und seine Gattin Jesebel, eine Tyrierin; denn Beide gaben durch den Baalsdienst, den sie in ausgedehntem Maße einführten, den Anstoß zur Blüte und Macht des Profetentums, durch welches später der Monotheismus Mose's seine höhere und reinere Gestalt erhielt. Es mußte so arg getrieben werden, wie Ahab und Jesebel und ihre Nachkommen es thaten, um durch Unersättlichkeit im Hinopfern von Menschen das Volk und dessen besseres Bewußtsein zu empören, — und war es auch zunächst nur der Dienst des noch immer nicht verstandenen und unter unwürdigen Bildern verehrten Volksgottes Jahve, welcher gegenüber den fremden Götzen an Macht gewann, so mußte doch eine erhabenere Gottesidee, welcher damit Bahn gebrochen wurde, notwendig mit der Zeit zum Siege gelangen, wenn hochbegabte, feuereifrige Männer sich ihr ganz hingaben. Unter Ahab trat der erste der Profeten, Elias (Elija) auf, zwar ohne noch gegen die Stierbilder zu eifern; sein Kampf galt nur dem Baal und seiner fremden Götzenbrut. Er handelte noch gleich einem Heidenpriester, als er den eigentümlichen Opferzweikampf mit den Baalspfaffen am Karmel unternahm und die besiegten Gegner eigenhändig abschlachtete, und man glaubt den Profeten eines Feuergottes zu sehen, wenn er die Flammen vom Himmel herab beschwört und in einem feurigen Wagen hinauf fährt. Gleiches gilt von seinem Nachfolger im Profetentum, Elisa (Elischa). Er war es, der den blutigen Fanatiker Jehu, dieses Vorbild der englischen Puritaner aufrief und durch ihn Ahab's Geschlecht und die noch übrigen Baalspriester ausrotten ließ. In Juda verhinderte seinen Sieg nur die Königin-Mutter Athalja, Ahabs Tochter, und mordete aus Herrschsucht ihre eigenen Sprößlinge. Ein Jahve-Priester, Jojada, ließ sie niedermachen und ihren Enkel Joas auf den Tron setzen, der sich nur mit Mühe von der Unterwerfung durch Damask loskaufen konnte. Letzteres unterlag aber bald dem aufblühenden Assyrien. Nun schienen Israel und Juda wieder aufleben zu können, und beide erreichten in gegenseitigem Frieden und unter Herrschaft der Jahve-Verehrung eine Nachblüte in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts vor Chr. Aber das in so viele kleine Staaten zerrissene Syrien hatte stets das Damokles-Schwert des mächtigen Assyrien über seinem Haupte. Und gerade jetzt wurde die Kluft tiefer zwischen dem wachsenden Jehovismus in Juda und Israel, den die Profeten fortwährend schürten, und dem Baal- und Molochdienst im nördlichen Syrien. Gerade jetzt bereitete sich in den Profeten die fortschreitende Reinigung der religiösen Anschauungen vom Bilderdienst und damit auch vom religiösen Partikularismus vor. Je mehr sich im Geiste der Profeten Jahve als nationaler Gott von den fremden Göttern unterschied und sich über sie erhob, desto mehr mußten für Erstern alle

Sinnbilder schwinden und überflüssig erscheinen, und indem dies geschah, verloren sich für ihn auch die nationalen und politischen Eigentümlichkeiten und mußte er am Ende als ein Gott aller Welt, nicht blos Israels, wenn auch diesem besonders gewogen, — als ein die Welt schaffender und beherrschender allmächtiger Geist dastehen, wie ihn die ägyptischen Priester und nach ihrer Lehre Mose gedacht, der kein Bild von sich duldete. Die Propheten wirkten eifrig und rastlos in diesem Sinne, verkündeten dem Volke, wenn es ihre Stimme nicht höre, die Strafgerichte des Herrn, und riefen es mit Donnerworten auf, Ihm allein zu dienen, der sein Volk stets beschützt und wunderbar geführt habe. Die Stierbilder wurden nun kräftig verpönt, So wirkten Joel, Amos (800), Hosea (775 vor Chr.) u. A. Unterdessen wurde aber das eigentliche Syrien theils von den Assyrern unterworfen, theils, nebst Phönikien, ihnen tributpflichtig, und dieses Schicksal erreichte auch das Reich Israel 739 vor Chr. Um so mehr erhob nun in Juda der Prophet Jesaia seine Stimme, während dort König Ahas seinen Sohn dem Moloch opferte, um das Verhängniß abzuwenden. Endlich aber unterwarf er sich, von Israel und Syrien bedrängt, dem Assyrer Tiglat Pilesar II. und dieser schützte ihn, führte einen großen Theil der Syrer und Israeliten in die Gefangenschaft und unterwarf Damask völlig. Im Tempel zu Jerusalem aber ließ der knechtische Ahas Neuerungen nach assyrischem Muster einführen, zur großen Entrüstung des Jesaias. Als Israel sich aber der Oberherrschaft Assyriens zu entziehen suchte, 726 vor Chr., da bekriegte Salmanasar IV. Samaria und führte den König Hosea in die Gefangenschaft ab; sein Nachfolger Sargon ließ auch die übrigen Israeliten abführen und verpflanzte Babylonier nach Israel. So gingen die „zehn Stämme" unter und keine Spur ist von ihnen mehr aufgefunden worden.

Juda blieb dabei ruhig, aber nicht lange. Am Ende des achten Jahrhunderts vor Chr. erhob sich König Hiskia, welcher seines Vaters Ahas Standpunkt nicht theilte, sondern vielmehr den dem Jahve gewidmeten Dienst der Höhen und Säulen und die Schlange aus der Wüste abschaffte (2. Kön. 18, 4. 22); er verbund sich mit Filistern und Phönikern, trotz des Jesaias Abmahnung, gegen die Assyrer, erlag aber dem König Sanherib, büßte viel Land und Leute ein, und nur die Hilfe Aegyptens verhinderte den völligen Untergang Juda's, das nun beinahe nichts mehr besaß als die Stadt Jerusalem. Hiskia's Sohn Manasse (Menascheh) ein Baalsdiener, versuchte ebenfalls eine Erhebung, wurde aber in Ketten nach Babylon geführt.

Die Gegner der Propheten waren noch stark und hielten noch fest an den fremden Götzen. Da kam den Jehovisten, als Manasse's Enkel Josia, ein achtjähriges Kind, 640 vor Chr. König wurde, ein merk-

diges Ereigniß zu Hilfe und gereichte zur Befestigung ihrer Lehre.
der König mehrjährig geworden, verkündete der Hoheprieſter
kia, das Haupt der Jehoviſten, 622 vor Chr., wie das zweite
h der Könige im 22. Kap. erzählt, im Tempel das Geſetzbuch des
kes Israel gefunden zu haben. Es wurde dem König gebracht
ihm vorgeleſen und war ihm ſo neu wie überraſchend und er-
ſend. Eine Profetin Chulda erklärte dies Buch als Gottes Wort
hrſcheinlich das erſte direkte Zeugniß für die Inſpiration der Bibel).
ı las es dem ganzen Volke vor, dem es ebenfalls neu war. Es
das Deuteronomion, das ſog. fünfte Buch des Moſe geweſen
; denn dasſelbe iſt rein monotheiſtiſch, was die älteren Bücher der
ıift nur in beſchränktem Maße ſind, und betont bei allem Feſt-
:n an der jüdiſchen Ritualiſtik doch die reine Geiſtigkeit Gottes,
Verbannung aller Abgötterei und eine höher ſtehende Tugend-
:. Das war die Geburtsſtunde des neuern, des entſchieden
otheiſtiſchen Judentums und damit auch die Vorbereitung und
öglichung des Chriſtentums. Alle Abzeichen und Spuren des
endienſtes wurden jetzt zerſtört. Auch die ſog. Höhen, d. h. Stätten
alten Bergkultes, den man in älterer Zeit und noch bis dahin
oe geweiht, und Jahve's Stierbild zu Bethel wurden vernichtet
die widerſpenſtigen Prieſter der aufgehobenen Riten getödtet.
alles dies geſchehen, feierte man ein Paſſah der Juden wie es
dahin nie der Fall geweſen (2. Kön. 23. 22). Joſia fiel 609
Chr. im Kampfe gegen den in Syrien eindringenden Aegypter
ıo, Pſammetichs Sohn, welcher Joſia's Sohn Jojakim zum König
Juda einſetzte. Unter ihm trat der letzte Profet im Judenlande,
emia auf und predigte ſcharf und rückſichtlos gegen die ver-
enen Sitten des Hofes und Volkes. Inzwiſchen war Aſſyrien
llen und auch Necho, der Eroberer Syriens, wurde von den friſch
:rebenden Neubabyloniern geſchlagen. Nebukadnezar der Ge-
:ige verfolgte die fliehenden Aegypter nach Syrien und wurde
:rn nach dem feſten Beſitze dieſes Landes. Es unterlag ihm auch
. 600 vor Chr. unterwarf ſich Jojakim, und als Juda ſich
:rdings erhob, wurde Jeruſalem, unter König Jechonja von Nebu-
:ezar eingeſchloſſen, eingenommen und der letzte König der Juden
vor Chr. mit ſeinem ganzen Heer und vielem Volk nach Babylon
:führt. Noch einmal indeſſen verſuchten die Juden, welche Jeremias
onſt zur Unterwerfung ermahnte, unter Zedekia eine Erhebung;
befreite ſie unter Hoſea Aegyptens Heer von der chaldäiſchen
ıgerung und Jeremias wurde als Verräter eingekerkert. Aber die
ylonier erſchienen von neuem und eroberten die Stadt endlich 586.
Reſt der Stadtbewohner und alle Wolhabenden mußten nach
ylon wandern, Tempel und Stadt wurden zerſtört. Jeremias,

von den Siegern befreit, zog nach Aegypten und ſtarb dort. Durch die letzten Ereigniſſe in hohem Maße ergriffen, hatten nun die Juden in der Gefangenſchaft Anlaß, ihren gereinigten Glauben auszubilden und zu ſtärken, und ihre gehobene und veredelte Gottesidee, deren Profet Ezechiel die Verbannung theilte, bewahrte ſie vor dem Schickſal der zum Theile noch als Götzendiener verbannten Israeliten und bereitete ihnen die Rückkehr in die Heimat vor. Während ſich aber der Monotheismus unter ihnen befeſtigte und die Reſte des Dienſtes fremder Götter ſchwanden, griff auch eine nationale Selbſtüberhebung immer mehr unter ihnen Platz; ſie begannen ſich von allem Fremden abzuſondern und ſich für beſſer als alle anderen Nationen, für das auserwählte Volk Gottes und alle anderen Völker für unrein zu halten. Endlich, 536 vor Chr., nach fünfzigjähriger Verbannung, erlaubte der Perſerkönig Kyros, jetzt Herr von Babylon, den Juden die Rückkehr in ihr Vaterland. Es machten davon 42,360 Perſonen Gebrauch, zogen unter Scrubabel, Jojakim's Urenkel, nach Paläſtina und begannen den Wiederaufbau des Tempels zu Jeruſalem, der lange unterbrochen wurde, weil ihn die von der Mitwirkung ausgeſchloſſenen Samarier hintertrieben. Erſt 516 wurde er vollendet. 458 führte der Schriftgelehrte Esra wieder 1600 Mann hin; 444 und 414 begab ſich Nehemia, Mundſchenk des Artaxerxes nach Judäa, um deſſen Verhältniſſe zu ordnen. Die Hohenprieſter am neuen Tempel errangen immer mehr Macht, bis beim Sturze des perſiſchen Reichs ſie beinahe unabhängig waren. Die ſpäteren Schickſale der Juden aber erfordern unſere Kenntniß der griechiſchen Kultur und noch ſpätere diejenige des Chriſtentums.

B. Religion und Prieſterthum.

Es ſind vom Anfange der hebräiſchen Geſchichte, d. h. von der Zeit der Wüſtenwanderung an, unter dieſem Volke zwei religiöſe Parteien zu bemerken, von denen die eine der Aufnahme fremder Götter und Götterbilder, ägyptiſcher, phöniſiſcher, ammonitiſcher, moabitiſcher u. ſ. w. geneigt war, die andere aber auf der alleinigen Verehrung des Gottes Israel beſtand. Nur während der Zeit des ungetrennten Königreiches (Saul, David, Salomo) herrſchte die Jahve-Partei allein in Israel, — vorher und nachher, bis zur Abführung nach Babylon, lebte ſie in beſtändigem Kampfe mit der fremdländiſchen, namentlich der phöniſiſchen Religion. Aber auch während der alleinigen Herrſchaft Jahve's hat fortdauernder phöniſiſcher Einfluß in Israel ſtattgefunden, — ſonſt hätten nicht fremde, phöniſiſche Bauleute den Tempel in Jeruſalem bauen dürfen oder auch wollen. Dieſer Einfluß hat übrigens ſeinen ſehr alten und berechtigten Grund in der urſprüng-

innigen Verwandtſchaft der Religionen aller ſemitiſchen Völker. t dies um ſo unbeſtreitbarer, als alle hebräiſchen Gottesnamen en Phönikern ebenfalls gefunden werden. Der älteſte hebräiſche llen Semiten gemeinſame Gottesname El oder Il, in verſchie- Formen und Zuſammenſetzungen von den Hebräern auch für e Götter gebraucht, iſt nahe verwandt mit dem babyloniſchen tgotte Bel und dem phönikiſchen Baal. Ja Jehova wurde häufig Baal genannt (Hoſea 2, 16). El erſcheint meiſt mit Zuſatze, wie El ſchaddai, der mächtige El, Isra-El, der ıde, kräftige El, was zum Volksnamen und ſo auch zum Bei- ı eines Stammvaters geworden. Melchiſedeks Gott (1. Moſ. 14, ıeißt Eljon, d. h. der Höchſte. Die fremden Götter wurden den Hebräern Elilim genannt (3. Moſ. 19, 4; 26, 1.) Bei Karthagern hießen die Götter Elonim, die Göttinnen Elonot. eß aram. Elah, aſſyr. Ilu, arab. Ilah, phönik. und hebr. Eloh, ıh, eigentlich Gottheit, in der Mehrzahl aber Elohim, wie man den hebräiſchen Gott meiſtens, und zwar bald mit Einzahl, mit Mehrzahl des Zeitwortes, als auch fremde Götter, ſowie :götter, dann auch Engel und ſogar obrigkeitliche Perſonen nannte.*) Phöniker aber nannten Eloim die Söhne und Genoſſen ihres s El (Ilos), des griechiſchen Kronos. Der Hebräergott wurde : auch Melech, König genannt. Es iſt dies wieder derſelbe : mit dem Malchan, Milkom oder Molech der Ammoniten und Moloch der Kanaaniten und Phöniker. Seit Salomo hatte Ammonitengott, ſowie der moabitiſche Kamos oder Ari-El en" bei Jeruſalem; der kanaanitiſche Moloch aber, der bei den dieneriſchen Juden völlig mit dem als Feuergott gedachten Jahve molz, hatte im Thale Ben Hinnom bei der Hauptſtadt ein Bild, em in ſcheußlicher Weiſe Kinder, ſogar der Könige ſelbſt, von Eltern geopfert wurden. Weiter hieß der Hebräergott Adon, in der Mehrzahl Adonai, „die Herren". Auch ein phöniſiſcher hieß Adon, in helleniſcher Form Adonis, eine von den Geſtalten Baal, alſo ein Sonnengott. Der ſpäteſte und jetzt bekannteſte : des Hebräergottes aber war יהוה, buchſtäblich Jhyh. Den ätern der Hebräer war dieſer Name unbekannt (2. Moſ. 6, 3) derſelbe durfte nicht ausgeſprochen werden, ſondern wo er vorkam, an „Adonai", woher auch die gebräuchlich gewordene Vokaliſation ova" genommen iſt, während die Sprachkundigen „Jahve" leſen. Wort ſoll (2. Moſ. 3, 14) von הוה, ſein herkommen, alſo der ıde, der Ewige bedeuten. Es heißt nach jener Stelle: Ich werde

*) Näheres mit Nachweiſen aus der Bibel ſ. R. von der Alm, theolog. , I. S. 521 ff. Fürſt, Geſch. der bibl. Lit. I. S. 52 f.

sein, der ich sein werde. In ägyptischen Schriften heißt ein Gott: Anuk pu ánuk, „ich bin, der ich bin.“*) Diodor (I. 94) gibt dem Namen des jüdischen Gottes die Form Jao. Diesen selben Namen Jao gibt nach Makrobios ein Orakel des Apollon zu Klaros in Jonien dem höchsten Gotte und Makrobios (Saturn. I. 18) legt ihn als eine Zusammenfassung des Helios und Dionysos aus. Lydos sagt, die Chaldäer nennen den Dionysos Jao, d. h. nach der Sprache der Phöniker Gott des (geistigen) Lichtes, oder auch Sabaot d. h. den Siebenstraligen, weil er, wie Kedrenos sagt, über den 7 Planeten steht und der Weltschöpfer (Demiurgos) ist.**) Die Hebräer nennen ihren Gott mit Vorliebe auch Herr der Heerschaaren (Zebaot). In Plutarchs Gastmahl (IV. 6) wird als Einleitung einer Vergleichung zwischen den Dionysosfeiern und dem jüdischen Laubhüttenfeste gefragt, ob Dionysos den geheimen Namen der Hebräer beizuzählen sei. Darauf wird geantwortet: ja, aber die Beweise dafür werden nur den Eingeweihten der eleusinischen Mysterien bekannt; in diesen Mysterien aber hieß Dionysos Jakchos. Auch Tacitus (hist. V. 5) erwähnt, man stelle den Hebräergott mit Dionysos zusammen, bestreitet aber die Richtigkeit hiervon; denn des Bakchos Gebräuche seien heiter und froh, die des Judengottes aber „widersinnig“ und „finster.“ Es ist weiter bekannt, daß auch der ägyptische Osiris von den Griechen mit Dionysos zusammengestellt und ihm die nämlichen Züge wie diesem zugeschrieben wurden, und wie Osiris als Apis, so wurde ja auch Jahve in Palästina unter dem Bilde eines Stiers verehrt. Von Dionysos werden auch ähnliche Züge erzählt, wie von Mose, dem Profeten Jahve's (die Zertheilung des Wassers und das Schlagen desselben aus dem Felsen) und endlich spielt in der Geschichte des Dionysos wie des Osiris eine geheimnißvolle Lade, beziehungsweise der Sarg, welcher die zerstückten Glieder des Gottes enthält, wie denn auch die hebräische „Bundeslade“***) oft so behandelt wird, als wäre sie das Behältniß eines Gottwesens. Diese Zusammenstellungen könnten noch weiter geführt werden; aber ihr Zweck ist erfüllt, wenn daraus hervorgeht, daß der hebräische Gott nach Begriff und Namen vielfach mit ausgesprochen polytheistischen Vorstellungen vermengt worden, denen die Hebräer früher ergeben waren (s. Jos. 24, 2, 14), deren voller Inhalt aber später unterdrückt oder in Vergessenheit geraten ist. Hierher gehören denn auch die Götzenbilder der Hebräer, welche bis in die Königszeit, also wol auch bis zur Wegführung nach Babel, nicht etwa als fremde Einwirkung, sondern in

*) Ebers, durch Gosen z. Sinai. S. 528, Note 65.
**) Vgl. Movers, die Phönizier I. S. 539 ff.
***) Ewald, Altertümer des Volkes Israel, S. 296 ff.

tional-hebräischem Sinne verehrt wurden.*) Diese Hausgötter, erafim, von deren Verwendung selbst David nicht frei war (1. Sam.), 13), bestanden aus verschiedenen Theilen. Der Kern, aus Stein er Holz, stellte ein menschenähnliches Bild dar; dies erhielt einen berzug aus Gold oder Silber; auch der Götze selbst konnte aus letall gegossen sein. Darüber kam ein Ekod, ein Prachtschmuck wie n die Hohepriester trugen, eine Maske über das Gesicht und wahrscheinlich auch prächtige Kleider. Man benutzte diese Bilder, um nkel bei ihnen einzuholen, über deren Hergang man indessen nicht ht im Klaren ist. Es fehlt übrigens auch nicht an spezielleren Anben in Bezug auf Gottheiten, die noch neben Jehova verehrt rden. Derselbe wird oft ein „Herr" oder „König aller Götter" nannt (5. Mos. 10, 17; Psalm 136, 2. 3). Bei dem Stierbilde, lches dem Jehova zu Bethel gewidmet war, stand auch ein Bild r phönikischen Aschera, die also hier hebräische Göttin war; dem als onnengott gedachten Jahve war demnach vom Volke eine Mondttin beigesellt (2. Kön. 23, 15, vergl. 5. Mos. 16, 21, wo solche ufstellung verboten wird). Die Bibel zeigt auch Spuren von riesterinnen im nationalen Kult (2. Mos. 38, 8 ff., 1. Sam. 2, 22), elche auf weibliche Gottheiten hinzuweisen scheinen. Ja sogar zur bestritten monotheistischen Zeit wird in den sog. Sprüchen Salomo's ott eine Art Gattin, die Chochmah (Weisheit) gegeben, und in noch äterer Zeit faselten die Kabbalisten und Talmudisten von der Theilung hova's in ein männliches und weibliches Prinzip. Der fortdauernden chlangenverehrung von der Wüstenwanderung an bis auf Hiskia . Kön. 18, 4) haben wir bereits (S. 390) gedacht. Es scheinen so, wie auch aus den ebenfalls bereits erwähnten Molochsopfern rvorgeht, vielfache Verquickungen und Vermengungen zwischen den alten der beiden Parteien Israels, der monotheistisch-nationalen und r heidnisch-fremdländischen, stattgefunden zu haben. Was die allälig gereinigte ünd gehobene, endlich ausschließlich monotheistische ottesvorstellung der Hebräer seit der Profetenzeit Juda's trifft, so ist dieselbe hinlänglich bekannt, da sie auch jene der Mohammedaner und der christlichen Theisten ist.

Der volkstümliche Gottesdienst der alten Hebräer fand in den ltesten Zeiten auf Bergen statt. Es hängt dies mit der Steinverehrung sämmtlicher semitischen Völker zusammen, wie ja von Jakob (1. Mos. 28, 18 f., 35, 14 f.) Beispiele erzählt werden **) Als lteste Kultstätte des El oder Adonai erscheint uns der Sinai. Nach er Einwanderung in Palästina traten dortige Berge an seine Stelle,

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel. S. 296 ff.
**) Ewald a. a. O. S. 158 f., 300 f.

opfer befreit, ſowie die Beſchneidung, welche dem Gotte zur Entſchädigung für den Verzicht auf Menſchenopfer geboten worden wäre (2. Moſ. 4, 24).*) Aufgeklärte jüdiſche Theologen erläutern dagegen die Löſung der Erſtgeburt dahin, daß urſprünglich jeder Erſtgeborene zum Dienſte Jahve's, d. h. zum Prieſtertum beſtimmt geweſen, aber durch deſſen Uebertragung an den Stamm Levi davon befreit worden. Hinſichtlich der Beſchneidung gibt es für die Annahme, als wäre ſie aus ſanitariſchen Gründen eingeführt worden, auch nicht den mindeſten Nachweis. Sie hatte vielmehr eine religiöſe Bedeutung, wie ihre Einführung (1. Moſ. 17, 12—14) deutlich ſagt, und diente als Kennzeichen des Volkes Israel. Aber auch die Phöniker, Edomiten, Ammoniten und Moabiten übten ſie, ſowie auch arabiſche Stämme.

Statt der Menſchenopfer kennt die moſaiſche Religion in älterer roher Zeit ſonſtige Tödtungen aus religiöſen Gründen. Saul wollte ſeinen Sohn Jonathan opfern (1. Sam. 14, 43—45); aber das Volk gab es nicht zu. Samuel zerhieb in Gilgal den Amalekitenkönig Agag „vor dem Herrn" (1. Sam. 15, 33). Joſua hing den König ovn Ai an einen Baum; als aber die Sonne untergegangen war, ließ er den Leichnam abnehmen und einen Steinhaufen darüber werfen (Joſ. 8, 29). Vor Allem waren ſolche Tödtungen üblich an den Unglücklichen, welchen es begegnete, daß ſie die Bundeslade anrührten. Denn was kann es anders heißen, daß Uſa, welcher die Lade halten wollte, damit ſie nicht ſtürze (2. Sam. 6, 7), durch Gottes Zorn ſtarb, als eben, daß er Gottes Zorn geopfert wurde? Ja es wurden ſogar Leute getödtet, welche die fatale Lade nur *geſehen* hatten, angeblich über 50,000 Menſchen in Beth-Semes (1. Sam. 6, 19). Eine ſolche Greuelthat ſtellte auch David an, indem er (2. Sam. 21, 6 ff.) lange nach Sauls Tod ſieben Nachkommen desſelben den Gibeoniten überließ, um ſie aus Rache „dem Jehova aufzuhängen", und die Exekution fand zur Feier des Paſſahfeſtes mittels der Kreuzigung ſtatt.**) So befiehlt auch dem Moſe Jehova: Nimm alle Oberſten des Volkes und hänge ſie dem Herrn an die Sonne (4. Moſ. 25, 4). Noch furchtbarer aber war der *Maſſenmord* des *Cherem*. Dieſe entſetzliche Einrichtung, durch das ſog. moſaiſche Geſetz geheiligt (3. Moſ. 27, 28. 29) fand Anwendung, indem die Hebräer ein feindliches Volk, eine Stadt ꝛc. dem Jahve zum Cherem (Opfer, eig. Schwur, Gelübde, von Luther „Bann" genannt) gelobten, um ihn für den Sieg zu gewinnen. Je nach der Ausdehnung des Cherem wurden, nach errungenem Siege alle Einwohner des „gebannten" Bezirkes niedergemacht, oft ſammt dem Vieh und allem Lebenden, oder blos die Männer getödtet, die

*) *Duncker*, Geſch. des Altert. II. S. 142. I. S. 305.
**) *Ewald*, Geſch. Israels III. S. 185 f.

Weiber aber und das Vieh behalten; die leblosen Gegenstände wurden verbrannt; wurden sie aber durch Wasser und Feuer gereinigt, so behielt man auch sie. Solche Massenmorde erzählen die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes von der Zeit des Mose und Josua an fortdauernd und beinahe ununterbrochen bis auf David (4. Mos. 21, 1—3; 31, 17. 18; 5. Mos. 2, 33—36. 1. Sam. 15, 14 ff.).

Unter den Festen der Hebräer, deren weniger wichtige Gebräuche und Ritualvorschriften wir übergehen, ist das regelmäßigste der Sabbat, der siebente oder Ruhetag jeder Woche. Hinlänglich bekannt sind die strengen, seine Heiligung betreffenden Vorschriften der Hebräer.

Das bedeutendste der beweglichen Feste ist das Passah-Fest, die Zeit, nach welcher sich dasselbe richtet, die Frühlings-Nachtgleiche, zeigt auch seinen Ursprung an; es ist ein Frühlingsfest, welchem mit der Zeit die jeweilen herrschenden religiösen Anschauungen eingeimpft worden sind. Dieses Fest wurde bei den morgenländischen Völkern mit Opferung der Erstlinge von Pflanzen, Thier und Menschen gefeiert. Dies war gewiß auch bei den ältesten Hebräern der Fall, doch unter Herrschaft des „Gesetzes" mit Ausschluß der Menschenopfer, an deren Stelle das Passahlamm dargebracht wurde. Noch jetzt müssen am jüdischen Passah, zur Erinnerung an ihre „Lösung" die Erstgeborenen fasten.*) Das Schlachten des Passah-Lammes und Besprengen der Lade mit seinem Blute war die Hauptsache bei dem siebentägigen Feste. Am fünfzigsten Tage nach dem Passah wurde das Pfingstfest oder Fest der sieben Wochen gefeiert, ursprünglich ein Erntefest; es dauerte nur einen Tag, sah aber große Brandopfer. Ein weiteres Fest, das der Versöhnung, folgte im Oktober und brachte Fasten mit sich; fünf Tage später begann das Laubhüttenfest (Sukkot) und dauerte sieben Tage; es hatte die größten Opfer unter allen Festen und ist das eigentliche Herbstfest, an welchem Laubhütten gebaut wurden, um darin die Herbstfrüchte zu genießen. Plutarch stellt dies Fest mit der Dionysosfeier zusammen.

Das Priestertum scheint seit der von Mose herrührenden Gesetzgebung im Ganzen auf eine Familie beschränkt gewesen zu sein, welche man den Stamm Levi nannte.**) Innerhalb derselben nahmen wieder Jene, welche als Nachkommen Ahron's, des Bruders Mose's galten, eine bevorzugte Stellung ein und waren die einzigen wirklichen Priester. Die übrigen Leviten, d. h. angeblich von anderen Nachkommen Levi's stammende Personen, bildeten eine untergeordnete Priesterkaste, waren eigentlich blos Tempeldiener, durften das Heiligtum

*) 2. Mos. 12, 3. 29. Alm, Theolog. Briefe I. S. 579 f. Duncker, Gesch. d. Altert. I. S. 305.

**) Stähelin, Versuch einer Gesch. der Verhältnisse des Stammes Levi. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. IX. S. 704 ff.

nicht berühren und wurden von den Priestern beinahe wie Sklaven behandelt. Die Leviten hatten kein Grundeigentum, sondern bezogen vom Volke, sofern dieses nicht in Götzendienst versunken oder sonst den gemeinsamen Einrichtungen entfremdet war, einen Zehnten, von welchem sie wieder den Ahroniten den Zehnten abtrugen, ferner erhielten sie in der Blütezeit des Reiches die Erstlinge von Frucht, Vieh, Brot u. s. w. (das Maß ist nicht bekannt), einen Antheil an der Kriegsbeute (eines von fünfhundert) und an Opfern, sowie außerordentliche Geschenke der Frommen. David theilte die Priester und Sänger in 24 Klassen. Manche von ihnen bekleideten auch weltliche, sogar kriegerische Aemter. Nehemia zählt unterhalb der Leviten noch drei Klassen von Tempeldienern: Thorwärter, Sänger und Nethinim („eigene Leute"). Im Reiche Israel gab es keine Leviten, sondern nur in Juda.

Die Kleidung der hebräischen Priester bestand in einer hosenartigen Hülle, einem hemdartigen, bis auf die Füße reichenden Byssos-Gewand, einem bunt gewirkten Hüftgürtel und einer „blumenkelchförmigen" Kopfbedeckung (wahrscheinlich nach Art der christlichen Bischofsmützen), die aber in älterer Zeit mehr turbanartig gewesen zu sein scheint. Das Allerheiligste durfte nur barfuß betreten werden. Der Hohepriester trug außer obigem noch ein dunkelblaues Oberkleid, mit Glöckchen behangen, darüber eine Art kurzen Mantel (dem kathol. Meßgewand ähnlich), das Efod, und auf der Brust des letztern das Choschen, den eigentlichen Amtsschmuck, eine Art viereckigen hohlen Schildes mit zwölf Feldern, deren jedes ein Edelstein von verschiedener Gattung ausfüllte und den Namen eines Stammes trug. Worin die darin befindlichen Urim und Thummim bestanden, ist nicht bestimmt ausgemacht; gewiß ist nur, daß sie als Orakel dienten.*) Die Kopfbedeckung des Hohepriesters trug vorn auf einer Goldplatte den Namen Gottes und soll der dreifachen Papstkrone ähnlich gewesen sein. Die Priester durften keinen körperlichen Fehler an sich haben und waren ähnlichen Vorschriften der Reinhaltung unterworfen wie die ägyptischen.

Eine andere der Religion dienende Klasse bei den Hebräern waren die Profeten. Dieselben entwickelten sich nach und nach wahrscheinlich aus den Wahrsagern und Geisterbeschwörern der ältesten Zeit, mit welchen Saul aufräumte, daher wol sein Besuch bei der sog. Hexe von Endor eine Erfindung seiner Feinde ist. Freilich kommen in späterer Zeit, da der Aberglaube stets unsterblich ist, neue Spuren desselben vor. David ließ sich von einem Jahvebilde (1. Sam. 23, 6. 9) wahrsagen und Salomo glaubte an Traumdeutungen (1. Kön. 3, 5 ff.) Ziemlich allgemein war das Befragen

*) Graetz, Gesch. der Juden I. S. 105. 124. 159.

der Terafim oder Hausgötter (Sachar. 10, 2). Auch die vorhin erwähnten Urim und Thummim dienten zum Wahrſagen (3. Moſ. 8, 8). An dieſe Befragungen der Zukunft nun ſchließen ſich die Profeten an, die unter verſchiedenen Benennungen (Schamanen, Zauberer, Magier u. ſ. w.) bei ſehr vielen Völkern vorkommen. Namentlich waren Profeten bei den Phönikern, dieſen Stammverwandten der Hebräer, ſehr im Schwange. Iſebel, eine Königstochter dieſes Volkes nahm 450 Profeten des Baal und 400 ſolche der Aſtarte mit an den Hof von Israel. Auch die übrigen ſtammverwandten Nachbarn der Hebräer, Ammoniten, Moabiten, Edomiten, Filiſter, hatten Profeten, Wahrſager, Traumdeuter und Zauberer, (Jerem. 27, 9), welche auch von den Hebräern befragt wurden (2. Kön. 1, 2). Das Sprechen der Profeten erfolgte in einem ekſtatiſchen Zuſtande und erwies ſich als anſteckend, ſo z. B. bei Saul (1. Sam. 10, 5; 19, 20—24), wovon bis in die neueſte Zeit Beiſpiele vorgekommen ſind. Die jüdiſchen u. a. Profeten wurden daher auch als „Raſende" bezeichnet und dazu paßte, daß ſie in den älteren Zeiten nackt gingen oder wenigſtens in dieſer Eigenſchaft profezeiten. Dieſer Zuſtand wurde vornehmlich durch Saitenſpiel, Pauken u. a. Muſik herbeigeführt (1. Sam. 10, 5). Mit ſolcher Muſik hielten die Profeten ſchon in der Richterzeit öffentliche Umzüge, was, mit den bakchiſchen Thiaſen verglichen, Anlaß zur Zuſammenſtellung des Jehova und Dionyſos gegeben haben mag. Neben den Profeten traten auch ſehr oft Profetinnen auf, wie wir an Mirjam, Moſe's Schweſter, Debora, Chulda u. a. ſehen. Seit Samuel gab es in Israel Profetenſchulen an ſämmtlichen bedeutenderen Kultorten, die in die hunderte von Schülern zählten. Die Richtung der Profeten von hebräiſcher Nationalität ſcheint in der Regel die der Verehrung Jahve's geweſen zu ſein, in deſſen Namen ſie ſprachen und mit dem ſie in beſtändiger Verbindung zu ſtehen behaupteten. Anfangs war ihr Gott auch der des Volkes. Die Profetenſchulen in Israel gingen mit Auflöſung dieſes Reiches durch die Aſſyrer ein und von ihren Schülern iſt nicht das mindeſte ſchriftlich erhalten. Die Profeten Juda's erklärten alle früheren und alle von ihnen abweichenden Profeten für falſche; die Schriften des Jeremia und Ezechiel ſind voll von derartigen Stellen. Dieſe reformatoriſchen Profeten eiferten ferner gegen jedes Bündniß mit heidniſchen Ländern zur Rettung des Staates und Jeremias wirkte ſogar für Unterwerfung unter Babylon, ſo daß dieſe Profeten an dem politiſchen Untergang ihres Volkes weſentlich mitarbeiteten. Eine dritte, aber weniger bedeutende Klaſſe religiöſer Perſonen erſcheint in den Naſirs (Naſiräern), welche ein Gelübde der Entſagung ablegten, meiſt der Enthaltung von gewiſſen Annehmlichkeiten, z. B. Speiſen, Getränken u. ſ. w. Sie durften auch das Haar nicht ſcheren.

C. Familie und Staat.

Die Grundlage der Sittlichkeit und Geſelligkeit eines Volkes iſt in der Stellung des weiblichen Geſchlechtes zu ſuchen. Bei den Hebräern war, wie ſo vieles Andere, auch das eine Einwirkung der ägyptiſchen Kultur, daß ſich die Frauen großer Achtung und Unabhängigkeit erfreuten. Ja ſie ſtanden noch höher als diejenigen am Nil; ſie nahmen an der geiſtigen Bildung theil, waren Profetinnen, Dichterinnen, Vorſteherinnen (wie Debora) und übten als Königinnen (Batſeba) großen Einfluß aus. Sie durften ſich frei auch außerhalb des Hauſes bewegen, ohne daß man hierin Mißachtung des Anſtandes ſah; ſo empfingen ſie auch in Chören die Sieger und beſangen ſie und nahmen theil an Umzügen.

Die Ehe beruhte denn auch auf Gleichberechtigung von Mann und Frau, wie in Aegypten. Dies geht ſchon daraus hervor, daß die Worte Mann und Frau (Männin) dem nämlichen Wortſtamme angehörten, ſo auch Sohn und Tochter, Bruder und Schweſter. Der Vater war allerdings das Oberhaupt der Familie, aber nicht deren Tyrann, und in Ermangelung von Schulen in der alten und eines geordneten Kultes in der älteſten Zeit, auch der Lehrer und Erzieher der Kinder und der Prieſter des Hauſes. Daher wurde auch das Verhältniß zwiſchen Gott und ſeinem Volke in der monotheiſtiſchen Zeit mit dem ehelichen Bunde verglichen (Jeſ. 54, 6—8), was wol zu der Anſicht Veranlaſſung gab, als ob das ſog. Hohe Lied eine allegoriſche Bedeutung hätte. Die Einheit von Mann und Weib iſt übrigens in der Schöpfungsſage durch die Erſchaffung der Frau aus einem Theile des Mannes ſymboliſch ausgedrückt und die Kinder waren daher verpflichtet, Vater und Mutter gleich zu ehren.

Der Verheiratung ging eine Werbung des Mannes, mit Geſchenken verbunden, voran, worauf im Falle der Einwilligung von Seite der Eltern die Verlobung ſtattfand. In älteſten Zeiten genügte zur Schließung der Ehe der Segen der Eltern, worauf ein Feſt oder Gaſtmal folgen konnte, aber nicht mußte. Dann wurde ein Ehevertrag geſchloſſen; von einer prieſterlichen Einſegnung aber war keine Rede. Der Ehebruch wurde mit dem Tode beſtraft und Verdacht desſelben in älterer Zeit mit einer Art Gottesgericht erledigt, welches in dem „Eiferopfer" beſtand, deſſen Hergang das fünfte Kapitel des vierten Buches Moſe beſchreibt. Die Scheidung fand ſtatt, indem der Mann der Frau einen Scheidebrief ſchrieb und ſie aus dem Hauſe ſchickte; doch durfte dies nur unter gewiſſen Vorausſetzungen geſchehen und kam ſelten vor. Die Geſchiedenen konnten ſich wieder verehelichen. Wenn ein Mann ohne Söhne ſtarb, ſo ſollte, wie in Aegypten, ſein

unverehelichter Bruder (Levir genannt) die Witwe heiraten, was aber unterlassen werden konnte; doch mußte sich dann der Weigernde einer beschimpfenden Ceremonie unterziehen (5. Mos. 25, 7—10). Verboten war die Ehe unter Verwandten bis in den dritten Grad, sowie diejenige mit den Kanaaniten (5. Mos. 7, 1 ff.), was aber wahrscheinlich nicht streng beobachtet wurde. In den älteren Zeiten war bei den Hebräern, d. h. bei den Reichen, Vielweiberei häufig, namentlich bei den Königen. Letztere und schon vor ihnen die Häuptlinge hatten neben den Frauen noch Kebsweiber, welche sogar von den Frauen in's Haus gebracht wurden, wenn diese keine Kinder hatten. Ja mit losen Mägden zeugte oft der Mann Kinder, ohne daß dies Anstoß erregte. Doch empfahl und begünstigte das Gesetz die Ehe mit einer Frau und auch viele Vornehme begnügten sich mit einer solchen.

Bezüglich der Kinder fand nur bei den Knaben (8 Tage nach der Geburt) eine feierliche Handlung statt, nämlich die Beschneidung; auch diese war ägyptischen Ursprungs, (s. oben S. 307) und fand auch, wie dort, mit steinernen Messern statt. Eine weitere Feier folgte bei der Entwöhnung der Kinder. Vom Nil stammte auch die große Ehrerbietung, welche die Kinder den Eltern zu zollen hatten. Hinwieder war es Pflicht der Eltern, die Kinder gut zu erziehen. Die Familienpflichten umfaßten aber die ganze Verwandtschaft, und auch Verwandte weiterer Grade nannten sich Brüder. War Jemand aus Armut gezwungen, von seinem Grundbesitz zu verkaufen, so hatten die Verwandten nach dem Grade die Pflicht, ihn zu „lösen." Das Eigentum einer Familie wurde als unveräußerlich betrachtet. Geschah dennoch eine Veräußerung, so fiel das Gut nach fünfzig Jahren (der Jobelperiode) wieder an die Familie des ursprünglichen Besitzers zurück, konnte aber auch früher eingelöst werden. Der Verkauf betraf somit eigentlich blos die Ernte. Bei der Erbfolge hatte unter den allein berücksichtigten rechtmäßigen Kindern der älteste Sohn einen Vorzug. Töchter waren früher ausgeschlossen, später aber erbberechtigt, wenn keine Söhne da waren und sie mit Männern aus des Vaters Stamm verehelicht waren. Hinterblieben Söhne, so waren sowol die Witwe, als die Töchter vom Erbe ausgeschlossen; aber die Söhne hatten die Pflicht, für dieselben zu sorgen.

Die Dienstboten im Hause wurden aus gefangenen und gekauften Fremden genommen, wurden jedoch nicht eigentlich als Sklaven behandelt; sie genossen gesetzlichen Schutz und nahmen theil an der Sabbatsruhe. Schwere Mißhandlung von Seite des Herrn hatte die Freiheit des Knechtes zur Folge. Wer länger Knecht bleiben wollte, als er mußte, dem wurde an einem Thürpfosten ein Pfriemen durch den Ohrlappen gestoßen, und er mußte lebenslänglich Knecht bleiben.

Die Vereinigung mehrerer Familien zu Stadt- und Dorf-

gemeinden, welche letzteren den ersteren untergeordnet waren, hatten beinahe vollkommen unabhängige Stellung, namentlich vor Einführung des Königtums, und faßten in Volksversammlungen (woran natürlich die Fremden nicht theilnahmen) Beschlüsse. Sie hatten das Recht, Steuern zu erheben und die Pflicht, die Armen zu unterstützen. Letztere bestanden meist aus mangelhaft versorgten Leviten, Witwen, Waisen, Fremden u. s. w. Durch sehr humane Bestimmungen waren die Schuldner gegenüber den Gläubigern geschützt. Fremde konnten das israelitische Bürgerrecht erlangen (ausgeschlossen davon waren die Ammoniten und Moabiten). Nur wenn sie auch die hebräischen Feste mitmachen und (dies wol nur in älterer Zeit) Israelitinnen heiraten wollten, mußten sie sich auch der Beschneidung und dem Ritualgesetz unterwerfen. Doch durften sie jedenfalls weder Blut genießen, noch fremden Göttern opfern, wofür sie gesteinigt wurden (5. Mos. 17, 2—5), soweit fremder Götzendienst nicht allgemein eingedrungen war. Diese theilweise Nachsicht gegen die Fremdlinge erfolgte naturgemäß aus dem Umstande, daß die Hebräer seit ihrer Einwanderung in Kanaan unter und neben den Kanaaniten lebten, welche sie nicht ganz ausrotten konnten, obschon dazu der Wille nicht fehlte, aber doch zu Halbhörigen machten, soweit sie konnten. Eigentliche Ausländer, d. h. Eingewanderte konnten zwar keinen Grundbesitz erwerben, wurden aber gleich den Landeskindern behandelt, wie denn überhaupt, gleichwie in Aegypten, vor dem Gesetze kein Standesunterschied galt. Daher kamen denn später sogar in das angeblich mosaische Gesetz äußerst humane Vorschriften über das Verhalten gegen die Fremden, die man lieben sollte wie sich selbst (3. Mos. 19, 33. 34).

Größere Einheiten als Familien und Gemeinden waren die Stämme der Hebräer. Die Eintheilung dieses Volkes in zwölf Stämme ist jedenfalls einer heiligen Zahl zulieb gemacht. In Wirklichkeit sind die Nachrichten über die zwölf Stämme sehr unsicher und ungleichartig. Die meisten dieser Stämme kommen in der Geschichte beinahe gar nie vor, andere wieder bald vereinigt, bald getrennt (Josef in Efraim und Manasse, Manasse in einen östlichen und westlichen, Dan in einen nördlichen und südlichen Theil). Eine bedeutende Rolle spielte ausschließlich Juda (auch das „Haus Jakob" genannt), Efraim (das „Haus Josef") und Benjamin.*) Der erste stellt das spätere Reich Juda, der zweite das Reich Israel dar und der dritte das zwischen beiden streitige Gebiet.**) Durch die ganze hebräische Geschichte zieht sich diese Eintheilung. Zur Zeit der Richter war der Stamm Juda von den beiden anderen Stämmen getrennt; erst unter

*) Graetz, Gesch. d. Juden I. S. 11 f.
**) Alm, theolog. Briefe I. S. 293 ff.

Samuel schloß er sich ihnen an; in den ersten Jahren Davids bildete er wieder einen besondern Staat und nach Salomos Tode wieder bis zum Ende der hebräischen Selbständigkeit. Die übrigen Stämme haben als eigentliche Volks- und Landesabtheilungen niemals Bedeutung gehabt. Salomo theilte das Land in zwölf Bezirke mit Amtleuten an der Spitze, ohne auf die 12 Stämme Rücksicht zu nehmen; doch zerfiel nach seinem Tode das Land und damit auch wol dessen Eintheilung. Was aber die genannten drei Hauptstämme betrifft, so hatten sie ihren Ursprung wahrscheinlich in den drei berühmtesten Kultstätten, Benjamin in Bethel, Efraim in Sichem, Juda in Hebron.

Die drei genannten Stämme, neben welchen es noch kleinere solche gegeben haben mag, bildeten in der Zeit vor Errichtung des Königtums (oben S. 391) einen sehr losen Volksverband ohne gemeinsame Anstalten. Nur im Kriege trat oft ein Anführer an die Spitze einzelner oder mehrerer Stämme. Solche scheinen als „Richter" auch nach dem Siege politische oder gerichtliche Befugnisse ausgeübt zu haben, deren Umfang nicht genau bekannt ist, aber wahrscheinlich nicht bedeutend war, da sie nur richteten, wenn die streitenden Parteien sich an sie wendeten und sich ihrem Urtel freiwillig unterwarfen. In früherer Zeit (später aber nicht mehr) trat auch ein Rat der Aeltesten, welchem manchmal die Zahl 70 gegeben ist, in Thätigkeit; aber man weiß über die Natur derselben nichts näheres. Die Verfassung vor Errichtung des Königtums war also eigentlich Anarchie*), welche man euphemistisch Theokratie genannt hat, eine Staatsform, die natürlich nicht vorhanden war, da die Hebräer weder eine gemeinsame priesterliche Behörde, noch ein gemeinsames Heiligtum hatten und das einzig Gemeinsame, die sog. Bundeslade, doch keine Einheit bewirken konnte. Zudem waren stets bedeutende Theile des Volkes unter die Herrschaft der umliegenden Feinde gebeugt.

Den Uebergang von der Anarchie zur Monarchie bildet eine Art von Priesterherrschaft unter Eli und Samuel. Unbekannt ist die Veranlassung und nähere Einrichtung dieser Staatsform. Jedenfalls war ihr Ansehen sehr schwach und ihre Macht ganz unbedeutend, so daß damals das Hauptheiligtum in Schilo von den siegreichen Filistern zerstört werden konnte. Samuel wirkte blos durch sein Profetentum, und es gelang ihm, durch dieses eine Art von Einheit der Stämme, sowol in politischer, als religiöser Beziehung (doch lange nicht des gesammten hebräischen Gebietes) herzustellen, durch welche die Errichtung eines Königtums, freilich wider seinen Willen, vorbereitet und als Gebot der Not herbeigeführt wurde.

Ueber das Königtum der Hebräer sagt ein wahrscheinlich im

*) Fürst, bibl. Lit. II. S. 19. 23.

Anfange der Königszeit, alſo wol unter Saul verfaßter Theil des ſog. moſaiſchen Geſetzes (5. Moſ. 17, 14 ff.); der König ſoll von Gott bezeichnet und kein Fremder ſein, er ſoll nicht viele Roſſe halten und das Volk nicht wieder nach Aegypten führen; er ſoll nicht viele Weiber nehmen (was David und Salomo allerdings nicht beobachteten) und nicht viel Silber und Gold ſammeln (d. h. wol ſelbes den Unterthanen nicht widerrechtlich entziehen); er ſoll ſein Herz nicht erheben über ſeine Brüder und nicht weichen vom Gebot. Wol erſt weit ſpäter, unter Joſia, als das Geſetz „aufgefunden" war, kam dazu: er ſoll das „zweite Geſetz" (Deuteronomion) von den Prieſtern und Leviten in ein Buch ſchreiben laſſen. Ein Geſetzbuch des Königreichs wurde nach Sauls Wahl durch Samuel abgefaßt und aufgeſchrieben (1. Sam. 10, 25). Der Antritt der Königswürde erfolgte durch die Salbung, wurde aber erſt rechtskräftig durch die Anerkennung des Königs von Seite der Volksälteſten, d. h. der Aelteſten oder Vorſteher der einzelnen Stämme. Ueber das Einzelne der Verwaltung des Königreichs iſt wenig bekannt.

Der erſte König Saul lebte und trug ſich noch ſehr einfach. Königlicher Pomp wurde von David nach tyriſchem Muſter eingeführt; er trug ein mit Edelſteinen beſetztes Purpurkleid, ein goldenes Skepter und eine koſtbare Krone. Unter Salomo erſtieg der Prunk die höchſte Stufe, namentlich bei dem großen Heere ſeiner Weiber. Er ließ einen luxuriöſen Tron von Gold und Elfenbein, mit ſechs Stufen und mit Löwen (wol goldenen) zu beiden Seiten fertigen. Die Pracht Salomos wurde ſprichwörtlich. Sein Hof zeichnete ſich zudem durch Freigebigkeit und Gaſtlichkeit aus. Er verbrauchte täglich dreißig Maß Semmel- und ſechszig anderes Mehl, zehn gemäſtete und zwanzig auf der Weide gefütterte Rinder, hundert Schafe, außerdem Hirſche, Rehe, Gazellen u. a. Thiere (1. Kön. 4, 22. 23). Freilich geriet der König darob in Schulden (oben S. 393). Zahlreiche Beamte und Höflinge bildeten ſeit David und Salomo die Umgebung des Königs, welche prächtige Kleider, Schmuck und Waffen trugen und vom König koſtbare Geſchenke erhielten. Aehnliches war der Fall bei den höheren Staatsbeamten.

Die Rechtspflege ſtand in unterſter Inſtanz den Ortsrichtern zu, was die Aelteſten jeder Stadt waren. Eine höhere Inſtanz beſtand bei dem Prieſtertum der Hauptſtadt und hatte mehrere Mitglieder. Die Richter durften keine Geſchenke annehmen. Die Verhandlungen vor Gericht waren öffentlich und mündlich und das Verfahren ſummariſch. Auch der Urtelsvollzug erfolgte ſofort. Beweismittel vor Gericht waren blos Zeugniß und Eid. Mit dem Tode beſtraft wurden Gotteslästerung, Bilder- und Götzendienſt und Menſchenopfer (wenn ſolche nicht eben herrſchend waren), Zauberei und Wahrſagerei,

falſches Profezeien, Entheiligung des Sabbat, Mord, Menſchenraub, Ehebruch, (nämlich blos der zum Nachtheil des Mannes verübte), Blutſchande und Sodomie, Fluchen und Schlagen der Eltern, falſches Zeugniß und Meineid, wenn ſie einem Schuldloſen das Leben koſteten ꝛc. Die Blutrache für Mord und Todſchlag war erlaubt, ja ſogar durch das Geſetz zur Pflicht gemacht. Für unabſichtliche Mörder gab es daher Aſylſtädte, in welchen ſie der Blutrache entgehen konnten, 6 an der Zahl, 3 dies- und 3 jenſeit des Jordan. Eigentümlich iſt, daß ein Stier, der Jemanden getödtet, geſteinigt wurde, ja ſogar deſſen Beſitzer, wenn er gewußt, daß das Thier ſtößig war. Arten der Todesſtrafe waren Feuertod, Steinigung, Enthauptung, Kreuzigung (wenn nämlich das „Aufhängen vor der Sonne oder vor dem Herrn", 4. Moſ. 25, 4; Joſ. 8, 29; 2. Sam. 21, 6 ff. ſo zu verſtehen iſt). Andere Strafen waren: körperliche Züchtigung und Geldbußen (letztere für Diebſtahl). Der Dieb mußte das Geſtohlene vier- bis fünffach erſetzen; konnte er nicht, ſo wurde er des Beſtohlenen Knecht. Gefängniſſe ſcheinen nicht üblich geweſen zu ſein. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung gab es Polizeibeamte in den Städten.

Bei Abſchluß von Rechtsverhältniſſen waren allerlei ſymboliſche Handlungen gebräuchlich. Beim Eid oder Schwur legte man die Hand unter die Hüften deſſen, dem gegenüber man eine Verpflichtung einging. Zum Zeugniß eines Grenzvertrags errichtete man einen Steinhaufen auf der Grenze. Bürgſchaften wurden durch Handſchlag bekräftigt. Bei Verzichtleiſtung auf ein Recht zu Gunſten eines andern zog man einen Schuh aus und reichte ihn demſelben hin. Ein Kauf wurde durch Abwägen des Preiſes und Ausfertigung der Urkunde in zwei Exemplaren abgeſchloſſen. Statiſtiſche Aufnahmen wurden aus Aberglauben für unheilvoll angeſehen, namentlich die Volkszählungen (2. Sam. 24, 9 ff.; 1. Chron. 21, 1 ff). Sie ſind daher auch, wo dennoch vorgenommen, wahrſcheinlich unzuverläſſig. Gelt war bei den Hebräern, welche früher, wie die Aegypter, nur Tauſchhandel kannten, erſt in ſpäterer, nicht näher bekannter Zeit vorhanden, und auch da nur in walzenförmigen Silberſtückchen. Salomo führte Münzen ein, welche gewogen wurden, aber noch nicht geprägt waren. Die gangbarſte Münze war der Silberſchekel, welcher einen Wert von etwa $2^1/_2$ Mark hatte. Handelsſtraßen gingen ſeit Salomo mehrere durch Paläſtina, und damals entſtand als bedeutender Marktort Tadmor in der Wüſte. Auch legte Salomo Vorratsſtädte zur Aufbewahrung von Getreide für theure Zeiten an.

Gegen fremde Völker waren die alten Hebräer keineswegs, wie oft geglaubt wird, abgeſchloſſen, namentlich ſeit ihrer Niederlaſſung in Kanaan; ſie nahmen vielmehr nur zu vieles von ihnen an, wie namentlich ihre Götzendienſte, aber auch viel Nützliches und Schönes,

z. B. die phönikische Kunst- und Gewerbethätigkeit. Eine strengere Abschließung, wie sie die Profeten namentlich predigten, fand erst nach Einführung des gereinigten Monotheismus statt. Kriege wurden unter den Richtern und unter Saul und David gegen die Kanaaniten, Filister, Amalekiten, Moabiten und Ammoniten beinahe beständig geführt, doch erst unter den Königen vom ganzen Volke gemeinsam, — zur Zeit des getheilten Reiches gegen Assyrer, Syrer, Aegypter u. s. w. und gegen einander selbst. — Als waffenfähig galt jeder Mann vom zwanzigsten Jahre an. Die sechshunderttausend Mann, welche der Exodos oder gar die durchschnittlich anderthalb Millionen, welche die Bücher Samuels und der Chronik (oben S. 385) den Hebräern zuschreiben, haben wir bereits gewürdigt. In Wahrheit stellte Saul (1. Sam. 13, 1), gegen die Filister nur dreitausend Mann auf, und warb zudem noch jeden großen und starken Mann an. David hatte eine engere Leibwache aus seinen alten Kampfgenossen (Gibborim) und eine weitere aus fremden Söldlingen (Kreti und Pleti) und vermehrte zugleich das Heer (nach 1. Chron. 28, 1 ff.) auf 288,000 Mann (zwölf Divisionen zu 24,000 Mann), von denen jede einen Monat im Dienste war, was entweder übertrieben oder worunter Alles inbegriffen ist, was wir jetzt Reserve und Landwehr nennen, — wozu dann unter Salomo noch Reiterei von 12,000 Mann, sowie 1400 Wagen mit 40,000 Pferden kamen. Die Wagen waren wol den ägyptischen ähnlich.

Die Waffen waren dieselben wie bei den übrigen alten Völkern: Schild, Helm, Panzer; Schwert, Speer, Bogen und Pfeile, auch Schleudern. Feldzeichen, wol nach Art der ägyptischen, bezeichneten die Schaaren der Stämme. Samgars „Ochsenstecken" (Richt. 3, 31), und Simsons „Eselskinnbacken" (Richt. 18, 15) waren vielleicht Bilder dieser Thiere auf Stangen, mit welchen ihre Truppen gegen die Filister auszogen. Waren ja Ochse und Esel Thiere von religiöser Bedeutung, und zwar war jener mit seinen zwei Bildern in Bethel und Dan dem Stamme Israel, dieser dem Stamme Juda heilig, deren Feldzeichen sie also auch gewesen sein können.*) Als Mittel

*) Alm, theol. Briefe I. S. 578. II. S. 599. Diese Bilder kamen jedenfalls aus Aegypten, wo der Stier dem Osiris und der Esel dem Typhon geweiht war. Eine ägyptische Sage ließ den Letztern nach seiner Ueberwindung auf einem Esel nach Palästina fliehen und dort den Hierosolymos und Judäos (Stamm Juda) zeugen. Nach Diodor (34, fragm. 2) fand Antiochos Epiphanes im Tempel zu Jerusalem das steinerne Bild eines Mannes mit langem Barte, auf einem Esel reitend, welches man für das des Mose hielt. Nach Tacitus (hist. 5, 2—5) hätten die Juden, nachdem in der Wüste wilde Esel ihnen Wasser gezeigt, dieses Thier im Innern des Tempels aufgestellt. Das rabbinische Buch Jalkut chadasch gibt dem Messias der Israeliten (Sohn Josefs) das Bild des Ochsen und dem der Juden (Sohn Davids) das des Esels, daher

der Zusammenberufung und Aufmunterung des Heeres dienten Hörner, Trompeten und Posaunen. Getheilt wurde das Heer in Abtheilungen von tausend, hundert, fünfzig und zehn Mann. Die Kriegführung war bis auf David regel- und ordnungslos, auf bloses Ueberraschen und Ueberfallen der Feinde bedacht; erst der genannte König führte eine eigentliche Kriegskunst ein, die er wol als Flüchtling bei den vorher seinem Volke überlegenen Filistern gelernt hatte. Die Kriegführung war grausam, namentlich unter David, so auch die Disciplin im Heere. Der Festungskrieg und Festungsbau unterschied sich nicht von denjenigen anderer Völker des Altertums.

Dritter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst der Hebräer.

A. Sprache, Schrift und Literatur.

Die hebräische Sprache gehört wie bereits erwähnt zu den nordsemitischen und zwar zu der westlichen Gruppe derselben und ist mit der phönikisch-karthagischen so nahe verwandt, daß beide nur als Dialekte einer Sprache erscheinen. Die althebräische Sprache, in welcher die hebräische Literatur abgefaßt ist, wurde mit dem Ende der hebräischen Selbständigkeit, zur Zeit der babylonischen Wegführung, bereits zur todten und an ihre Stelle trat als Volkssprache eine aus dem Hebräischen, dem sog. Chaldäischen und dem Syrischen gemischte Mundart, wie auch seit jener Zeit die chaldäische Schrift d. h. die unrichtig so benannte alfabetische Schrift der Westaramäer, auch Quadratschrift geheißen, an die Stelle der althebräischen trat und für die Literatur der letztern Anwendung fand. Die Schrift der Hebräer war in der älteren Zeit, etwa bis zum babylonischen Exil, dieselbe wie die der alten Phöniker u. a. umliegenden semitischen Völker; sie ist das älteste Alfabet, von dem wir wissen. Ihre älteste Gestalt findet sich in der 1855 entdeckten Inschrift auf dem Sarge des Königs Aschmanozar

---

auch diese beiden Thiere an Jesu Krippe dargestellt werden. Thatsache ist, daß der Esel bei den Hebräern das Vorrecht genoß, gleich dem Menschen vom Opfer gelöst zu werden (2. Mos. 13, 13; 34, 20). Warum ein Thier des Typhon so sehr geehrt und ein anderes (das Schwein) so sehr verachtet wurde, ist unklar.

(Eſchmunazar) von Sidon, welche etwas über tauſend Jahre v. Chr. entſtanden ſein mag und in der erſt kürzlich aufgefundenen auf dem Denkſteine des Königs der Moabiter Meſcho (Meſa), welche in die Zeit um 900 v. Chr. verlegt wird. Ihr Urſprung iſt dunkel. Manche leiten ihre Zeichen von den hieratiſchen Aegyptens, Manche aus der Keilſchrift Aſſyriens und Babylons, Manche aus eigener Erfindung und willkürlicher Wahl der Zeichen her.*) Bewieſen iſt hierüber nichts; doch hat die Ableitung der phönikiſchen Schrift aus der ägyptiſchen Kurſivſchrift, mit welcher die meiſten Buchſtaben die auffallendſte Aehnlichkeit haben, den meiſten Anhang unter den neueſten Forſchern.**) Daß die alt-hebräiſch-phönikiſchen Zeichen, wenn auch keine Bilder mehr in ihnen zu erkennen ſind, nicht ebenſo gut von Bildern herſtammen können, wie die hieratiſchen und demotiſchen Zeichen Aegyptens, in welchen ebenſo wenig mehr Bilder erkannt werden, obſchon ſie erwieſener Maßen aus Bildern ſtammen, kann wol ſchwerlich mit Erfolg behauptet werden, während auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß die Namen welche die hebräiſchen (und nach ihnen die griechiſchen) Buchſtaben aus unbekannten Gründen tragen, für ihre Herkunft keine Anhaltspunkte bieten.

Aus dieſem Uralfabet (aus welchem die ſpäteren bei den Juden gebräuchlichen Quadratbuchſtaben verſchnörkelt und entſtellt ſind und deſſen Zeichen auch als Zahlzeichen dienten), ſtammen alle Alfabete des Weſtens, das griechiſche, latiniſche und ſlawiſche (kyrilliſche) ſowie die nordiſchen Runen, während die arabiſche, perſiſche und armeniſche Schrift von der aramäiſchen, die indiſchen Schriften von der äthiopiſchen, mithin alle Alfabete von ſemitiſchen Schriften abgeleitet werden. Die alten Hebräer und übrigen Semiten ſchrieben blos mit Mitlauten; die Selbſtlaute mußte man beim Leſen ſelbſt dazu ſetzen. Dies ging, ſo lange die Sprache eine lebende war; als ſie dies zu ſein aufhörte, erfanden die hebräiſchen Gelehrten kleinere Zeichen für die Selbſtlaute welche unter die Mitlaute geſetzt wurden.

Wann die Schreibkunſt bei den Hebräern aufgekommen, iſt ganz ungewiß. Geſchrieben wurde, wie es ſcheint, in älteſter Zeit Manches auf Stein, wenn die bezüglichen Nachrichten auf Thatſachen beruhen. In ſpäterer Zeit werden Rollen erwähnt, auf welchen die ſchriftlichen Arbeiten ſtanden; es iſt aber ungewiß, ob ſelbe aus Pergament oder Pflanzenſtoffen gefertigt waren. Geſchrieben wurde darauf mit einem zugeſpitzten Rohr, das in Farbe getaucht wurde. Briefe u. a. Schriftſtücke wurden mit Sigelringen geſiegelt.

---

*) Ebers, Aegypten I. S. 146 f. Duncker, Geſch. des Altert. 4. Aufl. I. S. 212 f. Wuttke, Geſch. der Schrift I. S. 715 ff., 722 ff.

**) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 188 ff.

Das hebräiſche Schrifttum*) unterſcheidet ſich von demjenigen ller anderen Völker dadurch, daß es ſammt und ſonders mit allen inen Beſtandtheilen in eine Sammlung gebracht worden iſt, welche n den Anhängern zweier Religionen, den Juden und den Chriſten, s ein einheitliches Werk und als göttliche Offenbarung aufgefaßt rd. Dieſes Schrifttum hat ſehr bedeutende Wandlungen durchge= acht; denn es werden in ſeinen Beſtandtheilen Bücher erwähnt, elche jetzt nicht mehr vorhanden ſind, und anderſeits verraten die= lben an vielen Stellen, wo Wiederholungen und ſpätere Einſchal= ngen nicht zu verkennen ſind, ihre allmälige Zuſammenſetzung aus erken verſchiedener Verfaſſer und verſchiedener Zeiten. Solche nicht ehr vorhandene Bücher, die aber jedenfalls zu großem Theile unter uem Titel überarbeitet und in andere Bücher aufgenommen wurden, id z. B. das Buch von den Streitern des Herrn (4 Moſ. 21, 14), s Buch der Frommen oder Redlichen (Joſ. 10, 13, 2 Sam. 1, 18), id viele andere.**) Da ſich nun die meiſten vorhandenen Bücher f ſolche ältere Schriften beziehen, ſo kann das Alter der erſteren in ſehr hohes ſein, ſondern es muß der Entſtehung der älteſten tzt vorhandenen Bibelbücher eine bedeutende Zeit der geiſtigen usbildung des Volkes Israel vorangegangen ſein. In der Wüſte n konnte eine ſolche nicht ſtattfinden und in den erſten Zeiten ch der Eroberung Kanaans wegen der beſtändigen Kriege eben ſo enig. Zudem erwähnen die hebräiſchen Schriften keiner Schulen er Lehrer des Leſens und Schreibens. Erſt unter Samuel tauchen e erſten Profetenſchulen auf, und in dieſen, alſo um 1150 v. Chr., ögen die erſten Aufſchriebe geiſtiger Arbeiten ſtattgefunden haben, imlich in ihrer ältern, nicht mehr vorhandenen Faſſung. Denn die rhandenen Bücher des ſog. Alten Bundes ſind ſämmtlich mit un= eſentlichen Verſchiedenheiten in der vollkommen ausgebildeten hebrä= hen Sprache abgefaßt. Eine Ausnahme bilden nur die jüngeren bſchnitte, indem ſeit der babyloniſchen Wegführung das Aramäiſche nwirkt und in einigen Büchern, wie Esra, Jeremia und Daniel die aldäiſche Sprache diejenige mehrerer Abſchnitte iſt. Die gegenwär= gen Schriftſtücke ſind daher nicht Erzeugniſſe einer ältern Zeit als r Blütezeit Israels und ihre Sammlung wurde wahrſcheinlich erſt n Esra, dem Führer der zweiten Kolonie zur Wiederherſtellung des diſchen Volkes, veranſtaltet und von Nehemia vervollſtändigt. Nach diſchen legendenhaften Ueberlieferungen (apokr. 4. Buch Esra, 14

*) De Wette, Lehrb. der hiſtor.=krit. Einleitung in die Bibel ꝛc., neu earb. v. Eberh. Schrader. 8. Aufl. Berlin 1869. Vgl. Jul. Fürſt, Geſch. er bibl. Literatur, 2 Bde. Leipz. 1867 u. 1870.

**) Alm, theol. Briefe I. S. 113.

u. 2 Makkab. 2, 13) hätte sogar Esra die ganze Bibel des alten Bundes, welche bei der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier verloren gegangen, aus dem Gedächtniß wiederhergestellt oder Nehemia sie gesammelt und bearbeitet. Sei dem, wie ihm wolle, — was vor der Abführung nach Babylon in Palästina geschrieben wurde, haben wir jedenfalls nicht mehr in der ersten Bearbeitung, ja nicht einmal in einer der ersten solchen, sondern in einem sehr schwachen Auszuge, der natürlich von Widersprüchen und Irrtümern nicht frei ist und nur mit größter Vorsicht als geschichtliche Quelle benutzt werden kann.

Die Untersuchung der ursprünglichen Zusammensetzung des biblischen Sammelwerkes nach den verschiedenen Bearbeitungen seiner Bücher ist nicht Sache der Kulturgeschichte, sondern der biblischen Kritik. Wir können hier nur nach dem Alter und der Aechtheit der einzelnen Bücher fragen, und auch dies mit Ausschluß aller Einzelheiten, welche zu weit führen würden und anderswo einläßlich behandelt sind.*) Was die Aechtheit der biblischen Schriften betrifft, so hängt dieselbe von ihrem Alter ab. Die geschichtlichen Bücher sind nicht nach ihrem Verfasser, sondern nach ihrem Hauptinhalte benannt. Die fünf ersten Bücher, bei den Juden Thora, d. h. das Gesetzbuch, bei den Griechen Pentateuch, haben erst in sehr später Zeit den Namen „Bücher Mose's" erhalten, weil Moses die Hauptperson in ihnen ist; nach diesen Hauptpersonen heißen auch die übrigen geschichtlichen Bücher: Buch Josua, der Richter, Bücher Samuels, der Könige u. s. w. Einen ganz allgemeinen Titel hat das levitische Tendenzwerk der „Chronik" (griech. Paraleipomenon). Nach dem Namen der Verfasser sind nur die profetischen Bücher benannt, mit Ausnahme derjenigen des Daniel und des Jonas, welche mehr Erlebnisse dieser Profeten als Profezeiungen enthalten. Von den übrigen Büchern, den poetischen, werden wir weiter unten handeln.

Das Alter der biblischen Bücher kann nach ihrem Inhalte, wenn auch nicht ganz genau, doch insofern berechnet werden, als aus gewissen Stellen gefolgert werden kann, daß die betreffenden Bücher jedenfalls nicht früher entstanden sind, als die in solchen Stellen erwähnten Umstände Platz griffen. Ist z. B. in einem biblischen Buche die Rede von israelitischen Königen, so kann es nicht vor der Zeit der Könige, ist darin die Rede von der Wegführung nach Babylon, so kann es nicht vor dieser entstanden sein, ausgenommen wo die Profeten dieses Ereigniß aus der vorgehenden Wegführung Israels

*) Wir verweisen auf die Werke von De Wette-Schrader u. Fürst, welche den aufgeklärten christlichen und den freisinnigern jüdischen Standpunkt vertreten.

nach Assyrien folgerten. Eine fernere Handhabe bietet die häufige Redensart „bis auf diesen Tag." Wird nämlich gesagt, daß etwas „bis auf diesen Tag" dauerte, so ist klar, daß das betreffende Buch geschrieben wurde, so lange der betreffende Umstand noch in Kraft war. Wird ein Ort nach der Himmelsgegend benannt, so kann auch auf die Gegend geschlossen werden, in welcher geschrieben wurde. Wird endlich in demselben Buche dasselbe Ereigniß zweimal erzählt, wie z. B. die Schöpfung (1 Mos. 1, 1 ff. und 2, 4 ff.) und die Bekanntschaft Sauls mit David (1 Sam. 16, 18—22 und 17, 31 bis 58), so liegt klar vor, daß dieses Buch nach und nach aus Arbeiten verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist. Die Sammlung der Bücher des Alten Testaments hat wahrscheinlich gegen Ende des ersten Jahrhunderts vor Chr. ihren Abschluß gefunden.*)

B. Wissenschaft.

Unsere Quelle bezüglich des Zustandes der Wissenschaften bei den Hebräern sind die erwähnten Bücher des Alten Bundes; denn eigentliche wissenschaftliche Werke, in welchen irgend ein Zweig des menschlichen Wissens erschöpfend oder auch nur übersichtlich dargestellt wäre, kennt die Literatur dieses Volkes nicht. Es handelt sich in derselben nur um die Verkündigung und Ausbreitung des Ruhmes der Hebräer und ihres Gottes. Alles andere sind Nebendinge und nur beiläufig erwähnt.

Der Hauptinhalt des hebräischen Schrifttums ist daher Theologie, ausgenommen nur einige poetische Stücke, in welche jedoch von späteren Auslegern ebenfalls theologischer Inhalt hinein gedichtet worden ist. Im Dienste der Theologie bewegt sich daher vor Allem die Philosophie, und zwar durchaus im Sinne des ausgebildeten Monotheismus, indem von den späteren Bearbeitern der biblischen Bücher in religiös-nationalem Eifer die Erinnerungen sowol an beschränkt nationale Auffassung Gottes, als an übrig gebliebene Spuren polytheistischer Einwirkungen auf die hebräische Religion möglichst vertilgt worden sind. Da es aber nicht gelang, dies überall streng durchzuführen, so kommen in den Büchern des Alten Bundes noch sehr verschiedene Auffassungen von Jahve-Adonai und Elohim neben einander vor. Der Gott der Paradiesessage ist durchaus sinnlich gedacht; er formt den Menschen aus Erdenstaub, bläst ihm Odem in die Nase, pflanzt einen Garten, setzt den Menschen darein, spricht mit ihm, verbietet ihm einen Baum, bringt ihm Thiere, versucht zuerst, ob sie

*) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 22 ff.

ihm die nötige Hilfe gewähren, und da dies nicht der Fall ist, nimmt er ihm eine Rippe heraus und schafft ihm aus dieser eine Gefährtin; er lustwandelt im Garten, da der Tag kühl geworden, sucht seine Ebenbilder nach Uebertretung des Verbotes, verhört sie, verdammt sie, macht ihnen Röcke aus Fellen, zieht sie ihnen an und vertreibt sie aus dem Paradiese, an dessen Pforte er einen Wächter mit „bloßem hauendem Schwerte" aufstellt. Nach dieser ältern Auffassung erscheint Gott nicht als allwissend; denn er sieht nicht voraus, daß ihm die geschaffenen Menschen ungehorsam sein werden, ebenso wenig wie später zur Zeit der Sintflut, wo es ihn reut, sie geschaffen zu haben und er kein anderes Mittel weiß, als sie zu vertilgen. Ebenso hat er „Söhne", welche die Töchter der Menschen verführen und die Menschheit verderben. Und wie eigentümlich erscheint Jahve auf dem Sinai, wo er dem Mose die kleinlichsten Angaben über Ausschmückung der Stiftshütte macht, ihm ein Recept zum Weihrauch gibt, und sich um eine Masse weiterer Kleinigkeiten kümmert, die eines Weltgottes sehr wenig würdig sind!

Welch' ein Abstand aber zwischen diesen unbeholfenen Erscheinungen und dem erhabenen Jehova der Psalmen und des Buches Hiob, sowie des Profeten Jesaias, dessen Herrlichkeit die Himmel erzählen, dessen Schemel die Erde ist, der von Ewigkeit zu Ewigkeit sieht und vor dem nichts wunderbar ist!

So sehr die Ewigkeit Gottes, so sehr wird in den hebräischen Schriften die Endlichkeit des Menschen betont, und zwar so sehr, daß ein Fortleben der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode nicht nur nirgends eigentlich gelehrt, sondern nicht einmal deutlich erwähnt wird. Das Judentum hat bis in sehr späte Zeiten, die uns hier nicht mehr beschäftigen können, keine wirkliche Unsterblichkeitslehre. Man sprach höchstens etwa davon, zu den Vätern oder zu seinem Volke versammelt zu werden, was auch verstanden werden kann: in ihren Gräbern. Der „Scheol", welcher vielfach erwähnt wird und mit Tiefe, Gruft, Höhle übersetzt werden kann (bei Luther „Hölle") ist in der älteren Zeit ohne alles Leben, ohne Farbe und Inhalt und daher vernünftiger Weise kaum anders auszulegen, denn als das Grab, wenn auch eine unklare Hoffnung der Erlösung aus demselben hier und da hervorschimmert (Psalm 49, 16). In späterer Zeit aber tauchen hier und da, doch unabhängig von der nationalen Religionslehre, dem „Gesetze", dichterische Vorstellungen von einer Unterwelt und von Strafen der Verdammten auf, aber in sehr unklaren und düsteren Bildern. (Jesaias 14, 9—11; Hiob 34, 20—28 u. s. w.) — Stets aber wurde zwischen Seele und Körper des Menschen genau unterschieden, und auf der seelischen Seite wieder zwischen Geist (ruach), der eigentlichen Seele, dem „Anhauch Gottes" (neschamah) und dem

innlichen Lebensprincip (nefesch). Der Tod wurde dann auch als „Aushauchen der Seele" vorgestellt, doch ohne daß man sich darum bekümmerte, wo diese hinkam. Hier und da glaubte man auch die Todten beschwören zu können. Ebenso wurde großes Gewicht auf die Träume und deren Erklärung gelegt und das Sprechen mit Gott oft in diese Zustände versetzt.

Die Willensfreiheit wird in der theologischen Philosophie der alten Hebräer ins Ungeheure gesteigert. Der Mensch ist nicht nur für Alles verantwortlich, was er aus scheinbar eigenem Antriebe thut, sondern sogar für das, wozu Gott selbst ihn antreibt, um ihn zu versuchen. Ja noch mehr; Gott wird sogar mit dem Prinzip des Bösen verwechselt und zusammengeworfen. Ohne Motiv reizt nämlich Jahve aus Zorn über Israel den König David (2 Sam. 24, 1) zu der „Sünde" einer Volkszählung und in der Parallelstelle dazu (1 Chron. 22, 1) thut genau dasselbe der Satan. Im Buche Hiob aber (1, 6—12; 2, 1—6) erscheint der Satan geradezu unter den „Kindern Gottes", verkehrt mit Gott, bewegt ihn, den Allmächtigen, dazu, daß er den Hiob „ohne Ursache" ins Verderben stürzt und läßt sich den Dulder noch vollends in seine Hand geben! Dieser Satan nun hat in den älteren Zeiten vor der Wegführung nach Babylon einen unklaren Vorgänger in dem Dämon Azazel. Am „Versöhnungsfeste" mußte nämlich der Hoheprieſter vor dem Heiligtum über zwei Ziegenböcke das Los werfen, von denen der eine dem Jahve, der andere dem Azazel bestimmt war, und übertrug auf letztern durch eine Ceremonie alle Sünden Israels (3 Mos. 16, 7 ff.), worauf derselbe in die Wüste hinaus geführt und (V. 27) verbrannt wurde.*) Man glaubt in dieser Vorstellung ein Ueberbleibsel des ägyptischen Typhon gefunden zu haben. Von einer Bewirkung oder Anstiftung des Bösen oder Uebels durch Azazel ist keine Rede. Der eigentliche Satan erscheint zuerst wie erwähnt im Buche Hiob, und zwar nicht als Widersacher, sondern als Sohn, Diener und Werkzeug Gottes, aber als Hervorbringer des Uebels und Unheils. Solche Werkzeuge werden unter dem Namen der „Verderber", noch öfter erwähnt; sie schlagen die Erstgeburt der Aegypter (2 Mos. 12, 23), suchen Israel mit Pestilenz heim (2 Sam. 24, 16), verwirren als „böse Geister" Saul (1 Sam. 16, 14; 18, 10; 19, 9) u. s. w. Als Widersacher Gottes und der Menschen erscheint der Satan erst bei dem Profeten Sacharja (3, 1. 2) und hier dürfte denn der persische Ahriman seine Einwirkung auf die hebräischen Vorstellungen nicht verleugnen können, die dann in den apokryphischen Büchern klarer hervortritt. Solche Einwirkung machte sich später auch in der Mythe vom Sündenfalle geltend.

*) Roskoff, Gesch. des Teufels. I. S. 177 ff.

Hier gipfelt die hebräiſche Ethik mit ihrer erwähnten rieſenhaften Willensfreiheit darin, daß die Wahl zwiſchen dem Guten und dem Böſen dem Menſchen anheimgegeben iſt, und zwar in ſo hohem Maße, daß Gott ſelbſt nicht einmal voraus ahnt, welche Wahl der Menſch treffen wird. Die Paradiesſage iſt bekanntlich in der perſiſchen und hebräiſchen Ueberlieferung höchſt ähnlich. Das Eigentümliche der hebräiſchen Mythe beſteht jedoch darin, daß nicht das böſe Prinzip aus Feindſchaft gegen das gute den Menſchen zum Schlimmen verführt; ja das böſe Prinzip iſt in der Geneſis gar nicht erwähnt, und die Willensfreiheit iſt um ſo großartiger. Fragt ſich nun aber, worin die der Willensfreiheiheit anheimgegebene Wahl beſteht, und prüft man die Sache genauer, ſo muß man ſtaunen, wie groß und erhaben die der Paradiesſage zu Grunde liegende Idee des hebräiſchen Verfaſſers derſelben und wie kleinlich ihr gegenüber die rabbiniſchen und chriſtlichen Ausleger und Erklärer erſcheinen. Es iſt nicht die landläufige filiſterhafte Wahl zwiſchen dem, was man in der Stadt und auf dem Dorfe „Tugend" und was man dort „Sünde" nennt, ſondern der große Gedanke iſt der, daß zwiſchen dem Wiſſen und dem Nichtwiſſen gewählt wird und daß der Menſch das Wiſſen wählt und damit auf das ſcheinbare gedankenloſe Glück des Nichtwiſſens verzichtet. Man hat in der Schlange den verkleideten Teufel finden wollen, der allerdings in der perſiſchen Sage der Verführer iſt, welche Auffaſſung dann im „Buche der Weisheit" in den jüdiſchen Glauben überging. In der Geneſis ſteht aber nichts hiervon; die Schlange handelt aus eigenem Antrieb als Schlange und verleitet das erſte Weib, von den Früchten zu eſſen, welche den Menſchen befähigen, zu ſein wie Gott und zu wiſſen, was gut und böſe iſt (1 Moſ. 3, 4. 5). Hätten die Menſchen, wie von dem Baume der Erkenntniß, auch von dem des Lebens gegeſſen, ſo wären ſie unſterblich geworden (ebendaſ. V. 23); daher die Meinung, daß durch den ſog. „Sündenfall" der Tod in die Welt gekommen, wovon im bibliſchen Berichte kein Wort ſteht, eine rein willkürliche iſt. Was war aber die Schlange, und warum wendete ſie ſich an das Weib? In dieſer Hinſicht hat ſchon der griechiſch gebildete Jude Philon das Richtige geahnt: die Schlange iſt der Geſchlechtstrieb, welcher durch die Reize des Weibes geweckt wird und den erſten Schritt zum Wiſſen über den Urſprung der Dinge bildet. Durch dieſen nach der natürlichen Beſchaffenheit der lebenden Weſen unvermeidlichen Schritt iſt allerdings die Sünde in die Welt gekommen, weil es ohne Fortpflanzung keine ſolche gegeben hätte, und der Menſch hat durch jenen Schritt allerdings das Paradies der Unſchuld, d. h. der Unwiſſenheit und Harmloſigkeit verloren. Dieſer Schritt trägt ferner allerdings die Schuld, daß das Weib mit Schmerzen gebären und der Mann im Schweiße des Angeſichtes arbeiten

muß, um die Geborenen zu erhalten, und dadurch wird er auch der Herr des Hauses. Das Bild der Schlange für den Trieb, dem das Leben entstammt, wurde aber gewählt, weil die Schlange eine alte Gottheit des Lebens war, und die Profezeiung, daß des Weibes Nachkommen der Schlange den Kopf zertreten werden, ist ein Tendenzhieb des jehovistischen Bearbeiters gegen den Schlangendienst, dem die Juden bekanntlich von der Wüstenwanderung an bis auf Hiskia huldigten.

Von der Theologie durch und durch beeinflußt war auch die Naturwissenschaft bei den Hebräern. Die Natur ist nach ihrer Ansicht von Gott aus eigenem Antrieb aus dem Chaos (Tohu wabohu), nicht aus Nichts geschaffen.*) Die Schöpfung dauert nach der ersten Erzählung (1 Mos. 1, 1) sechs Tage mittels einer bestimmten Reihenfolge; nach der zweiten (1 Mos. 2, 4 ff.) wird keine Zeitdauer und auch keine bestimmte Ordnung der Schöpfungsthaten angegeben. Unter den „Tagen" sind wirkliche Tage „aus Abend und Morgen" gemeint; darunter längere Perioden verstehen zu wollen, um der alten jüdischen Sage eine ganz unnötige Uebereinstimmung mit wissenschaftlichen Forschungen neuerer Zeit zu geben, ist ungerechtfertigt; der allmächtige Gott hätte ja die Welt in einem Augenblicke schaffen können! Daß die Schöpfung eine Woche dauert und Gott am siebenten Tage ruht, ist nichts anderes, als eine Aufforderung zur Sabbatfeier, die durch Gottes Beispiel unterstützt wird. — Die Erde wurde von den alten Hebräern als das Gegenstück des Himmels betrachtet und beide als „feste" Hälften der Welt angesehen. Anfangs war die Erde, die demnach wol als eine ungeheure Fläche vorgestellt wurde, ganz von Wasser überdeckt, welches sich später als Meer vom Lande schied. Alles übrige wird blos der Erde wegen geschaffen; die Gestirne: Sonne, Mond und Sterne sind blos da, um der Erde zu leuchten. Das allgemeine Lichtprinzip aber, unabhängig von den Gestirnen, ist aller Schöpfung vorangegangen. Richtig ahnten die Hebräer, daß die Pflanzenwelt älter sei als die Thierwelt; über letztere aber hatten sie sonderbare Ideen. Am fünften Tage der Schöpfung entstehen die Walfische, die sämmtlichen Wasserthiere und die Vögel, am sechsten aber die Würmer und die Landthiere. Sie unterschieden also die Thiere nicht nach ihrer Beschaffenheit, sondern lediglich nach ihrem Aufenthalte. Erstere wurde nicht näher untersucht; denn bei Anlaß der Ritualvorschriften (3 Mos. 11, 5. 6; 5 Mos. 14, 7) werden der Hase und das Kaninchen unter die Thiere gerechnet, welche wiederkäuen und die Klauen nicht spalten. Die Fledermaus wurde unter die Vögel

*) Der erste Vers der Genesis ist als Ueberschrift zu betrachten und der zweite bezeichnet den Urstoff der Schöpfung, die wüste und leere Erde.

gezählt (3 Mos. 11, 18; 5 Mos. 14, 16). Im Buche Jonas erscheint bekanntlich im Mittelmeer ein Fisch, welcher einen Menschen verschlingen und lebendig wieder von sich geben kann. Unter dem „Behemot" im Buche Hiob (40, 10) ist wahrscheinlich das Nilpferd und unter dem Leviatan (40, 20) vielleicht das Krokodil verstanden, während man hinsichtlich des Einhornes (39, 9 ff. nach der LXX.) nicht einig ist, welches Thier oder ob überhaupt ein wirkliches solches damit gemeint sei (Ewald nimmt das Reém für einen wilden Büffel). Die Flutsage zeigt, daß sich die Erinnerung an die letzte der großen Ueberschwemmungen der Urzeit erhalten hatte; aber es hatte sich der Irrtum eingeschlichen, daß sie durch Regen entstanden und allgemein gewesen, und eine moralisirende Theologie ließ sie überdies der Sünden wegen auftreten. Die Schöpfungs- und Flutsage hatten die Vorfahren der Hebräer aus Chaldäa mitgebracht, wie wir bei der Kulturgeschichte von Assyrien und Babylon zeigen werden.

Die geographischen und ethnographischen Kenntnisse der alten Hebräer erstreckten sich nur auf die Länder und Völker, welche mit ihnen im Verkehre standen. Daß sie in der Paradiessage den Eufrat und Tigris mit zwei unbekannten Strömen Pison und Gihon an einem Orte, Eden genannt, entstehen ließen, zeigt, daß ihnen die Quelle jener beiden bekannten Ströme dunkel war. Ueber die Entstehung der verschiedenen Völker hatten sie die Ansicht, daß diese sämmtlich von einzelnen Stammvätern, die wieder alle von dem Paare des Paradieses stammten, herzuleiten und benannt seien. Bekannt waren ihnen nur die an sie angrenzenden Völker der mittelländischen (früher kaukasischen) Rasse, welche sie richtig in die noch jetzt anerkannten Völkerstämme der Jafetiten (Indogermanen), Semiten und Hamiten theilten, doch nicht ohne dem ersten fabelhafte und unentzifferbare Völker unterzuordnen und die letzteren beiden untereinander zu mengen (oben S. 378)*). Die Verschiedenheit der Sprachen leiteten sie von einer Verwirrung ab, welche der Herr beim Thurmbau von Babel gesendet (1 Mos. 11, 1—9. Von Verwandtschaft der Sprachen scheinen sie somit keinen Begriff gehabt zu haben.

Am besten war den Hebräern natürlich Palästina bekannt, und zwar in der gründlichsten Weise, was sich kaum begreifen läßt ohne anzunehmen, daß sie Karten ihres Landes gefertigt haben. Von den vier Weltgegenden wurde der Ost vorne, der West hinten, der Süd rechts und der Nord links genannt.

Die Geschichte wurde durchweg mit der Sage vermischt wie bei allen alten Völkern. Die Hebräer schrieben nur ihre Geschichte und

*) Der Haß, welcher die Zutheilung der semitischen Kanaaniten an die Hamiten diktirte, spricht deutlich aus wiederholter Betonung (1 Mos. 9, 18.22).

diejenige ihrer Stammväter, in deren langen Lebensdauern man unnötiger Weise entweder kürzere Jahre (manchmal gar Monate!) oder Zeitdauern ganzer Geschlechter oder Perioden der Kulturentwickelung gesucht hat. Da aber von allen diesen Patriarchen das Alter, in welchem sie Kinder zeugten, angegeben ist, so steht fest, daß unter ihnen, wenn auch ursprünglich wol ganze Völker und Stämme, so doch in der vorliegenden Bearbeitung durchaus Individuen verstanden sind, und ihr hohes Alter entsprang lediglich dem Bestreben, dem hebräischen Volke ehrwürdige und gottbegnadete Stammväter zu geben und zugleich nachzuweisen, daß die Menschen in früheren besseren Zeiten länger gelebt hätten. Die Zahlen der Jahre sind meist heilige Zahlen oder Vervielfältigungen solcher. Von der Schöpfung bis zur Flut ist bekanntlich ein doppeltes Patriarchenregister mit den nämlichen Namen und wenig veränderter Reihenfolge aufgezählt (1 Mos. 4, 17 ff. und 5, 3 ff.) und die Zehnzahl der Patriarchen in dieser Zeit wiederholt sich von der Flut bis auf Abraham, worauf die Dreizahl nachfolgt. Große Mühe wurde überhaupt auf Geschlechtsregister verwendet, welche in den älteren Zeiten wol mündlich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt wurden. Die Erzähler waren auch bestrebt, den Anfang verschiedener Kulturthätigkeiten zu personifiziren, so des Hirtenlebens (Abel), des Ackerbaues (Kain), der Religion (Enos), der Viehzucht (Jabal), der Musik (Jubal), der Metallurgie (Tubalkain), der Jagd (Nimrod) u. s. w., was die Rabbinen noch bedeutend erweiterten. Weil die Hebräer ein Hirtenvolk waren, mußte der erste Hirte, Abel, der gute, der erste Ackerbauer, Kain, der böse der zwei ersten Brüder sein. Selbst wo der eine Bruder den andern förmlich betrog und überlistete, wird er offen bevorzugt, weil von ihm die Hebräer abstammen, und der Andere, Unschuldige, verworfen (Jakob und Esau). So ist die Geschichtschreibung der Bibel stetsfort höchst parteiisch zu Gunsten der Israeliten und verschmäht es sogar nicht, feindlichen Völkern, wie den Kanaaniten (1 Mos. 9, 18. 22), Ammoniten und Moabiten (1 Mos. 19, 37. 38) einen schimpflichen Ursprung anzudichten. Im Uebrigen ist die Sprache der Geschichtschreibung schlicht und einfach und selbst unmögliche Dinge sind mit einer oft bewunderungswürdigen Naivetät als wirkliche Thatsachen dargestellt. Die hebräische Geschichtschreibung hat eben eine stets vorwaltende und stark hervortretende religiöse Tendenz, welche, weil die gefeierte Religion die eines auserwählten Volkes ist, zugleich zur national-politischen wird. Es liegt ihr nur an der Verherrlichung des hebräischen Nationalgottes und damit auch seines Volkes. Darüber vergißt und vernachläßigt sie den pragmatischen Zusammenhang zwischen den Thatsachen und es kommt ihr nicht auf Begründung derselben an, so daß ihre ältesten Theile reine Dichtung sind und erst seit dem Auszuge

aus Aegypten die wahre Geschichte nach und nach ihr Recht geltend macht, bis sie endlich in der spätern Königszeit überwiegt und mit der babylonischen Verbannung völlig siegt.

Die Chronologie der biblischen Bücher ist in Ermangelung einer bestimmten Zeitrechnung und genauer Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Büchern höchst unsicher, liegt auch noch jetzt sehr im Argen. Eine Berechnung der Jahre nach der Schöpfung war den alten Hebräern fremd und ist erst bei den neueren Juden aufgekommen. Man rechnete meist nach wichtigen Ereignissen und nach den Regierungszeiten der Richter und der Könige. Die Jahre der Hebräer waren eigentlich Mondjahre mit zwölf beim Neumond beginnenden Monaten, wurden aber von Zeit zu Zeit durch Einschaltung von Schaltmonaten mit den Sonnenjahren in Einklang gebracht. Ueber das Nähere der Berechnung ist nichts bekannt. Die Monate wurden als erster, zweiter u. s. w. bezeichnet und erhielten erst später und wol von außen (Babylon) her Namen. Als Jahreszeiten wurden nur eine warme oder trockene und eine kalte oder nasse unterschieden, von denen jene mit der Saat-, diese mit der Erntezeit begann. Mit der erstern fing das neue Jahr an. Die Einrichtung der Woche von 7 Tagen ist bekannt. Dieselbe wurde als Grundlage der hebräischen Zeitrechnung auch auf größere Zeitabschnitte angewandt. So hatten die sieben ersten Monate des Jahres wegen der 7 Feste, die sie einschlossen, eine ganz besondere feierliche Bedeutung; so hieß das letzte von 7 Jahren ein Sabbat-Jahr, in welchem der Acker brach liegen mußte, und endlich folgte auf 7 Sabbat-Jahre das Jobeljahr (Halljahr), dessen wir bereits (S. 409) gedachten, und damit schloß ein halbes Jahrhundert. Der Tag wurde in Tageszeiten (Morgen, Mittag, Abend und jede wieder in zwei Hälften), die Nacht in Nachtwachen eingetheilt.*)

Die wissenschaftliche Literatur der Hebräer besteht wie angedeutet vorzugsweise in den sog. historischen Büchern des Alten Bundes.

1. Der Pentateuch oder die 5 Bücher Mose [1) die Abstammung der Hebräer, 2) der Auszug aus Aegypten und der Beginn der Gesetzgebung, 3) die religiöse Gesetzgebung, 4) der Zug durch die Wüste mit der Volkszählung und 5) die Wiederholung und Vervollständigung des Gesetzes und Mose's Tod]. Die Theile dieses Werkes zerfallen nach Sprache, Auffassung und Darstellungsweise in drei deutlich von einander unterscheidbare Bearbeitungen, eine annalistische, welche nach den vorhandenen volkstümlichen Ueberlieferungen

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel. 3. Aufl. Göttingen 1866. S. 441 ff.

nfach erzählt, eine theokratiſche, welche beſtimmte national-religiöſe endenzen verrät, und eine profetiſche, welche auf die Zukunft hin-eiſt. In den beiden erſten Bearbeitungen, welche unabhängig von ıander entſtanden, heißt Gott Elohim, in der dritten, welche die iden andern benutzt, Jahve. Im fünftem Buche kommt noch ein ɛrter Bearbeiter, der Deuteronomiker (Wiederholer und Zuſammenſſer der Geſetzgebung) hinzu, welcher ſeine Arbeit in die früheren ıſchaltete und zugleich dieſe endgiltig redigirte.*) Der annaliſtiſche ɛarbeiter ſchrieb wahrſcheinlich unter David im Lande Juda, der eokratiſche bald nach der Trennung des Reiches in Israel, der proıiſche unter Jerobeam II. (825—800 vor Chr.) ebenda, der Deutenomiker zur Zeit des Hilkia und Joſia (oben S. 397) in Juda.

2. Das Buch Joſua, eine ſich eng an das 5. Buch Moſe ɔließende Fortſetzung deſſelben (mit den 5 Büchern Moſe auch Hexauch genannt), erzählt die Eroberung Kanaans durch die Hebräer und ßt die nämlichen 4 Bearbeiter unterſcheiden wie das Deuteronomion, ɔne daß wir indeſſen annehmen möchten, daß dieſelben auch die nämchen Perſonen geweſen wären; vielmehr können wir uns darunter ur Perſönlichkeiten von entſprechender ſchriftſtelleriſcher Richtung den-n, ohne uns über ihr zeitgenöſſiſches Verhältniß ein Urteil zu gestatten.

3. Das Buch der Richter, die Geſchichte der Hebräer nach ɔſuas Tod bis auf Simſons Ende enthaltend, und zwei Geſchichten eifügend, deren Zeit nicht angegeben iſt (Geſchichte Micha's und Verichtung des Stammes Benjamin, Kap. 17—21), hat einen theokratihen, einen profetiſchen und einen deuteronomiſchen Bearbeiter zu ɛerfaſſern.

4. Die 2 Bücher Samuels, bei den Juden nur ein Buch, ıthalten die Geſchichte von Samuel bis auf Davids Tod und haben ieſelben Verfaſſer, wie das Buch der Richter.

5. Die 2 Bücher der Könige, bei den Juden ebenfalls nur nes, führen die Geſchichte bis zum Sturze des Reiches Juda fort; e bieten nur noch geringe Spuren von der Hand eines theokratiſchen nd mehrerer profetiſchen Erzähler und ſind größtentheils das Werk nes ſog. Deuteronomikers, und zwar vorzugsweiſe auf Grund ɛr verlorenen „Jahrbücher der Geſchichte Israels und Juda's.“ ollendet wurden die Bücher natürlich erſt während des babyloniſchen ɛils von einem das Werk abſchließenden letzten Verfaſſer.

Einen ganz anderen Charakter und andere Entſtehungsart als bige Bücher tragen die nach der babyloniſchen Verbannung entſtanenen Bücher:

*) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 270 ff.

6. die 2 Bücher der Chronik (griech. Paraleipomena), bei den Juden wieder nur ein Buch, enthalten die Abkunft Davids von Adam an und die Geschichte der Könige Judas von David an bis zum Ende der Verbannung in Babylon. Zu dem Werke sind die älteren historischen Bücher benützt und die Zeit der Bearbeitung fällt in das Zeitalter der Seleukiden. Die „Chronik" hat die Tendenz, die Behauptung vom levitischen Stamme der hebräischen Priester zu pflegen und zu verfechten und erlaubt sich zu diesem Zwecke starke Abweichungen von den älteren Büchern. Auch ist sie von heftigem Hasse gegen das Reich Israel erfüllt.

7. Die Bücher Esra und Nehemia, von den Juden zusammen als ein Buch betrachtet, erzählen die beiden Uebersiedelungen der Juden aus Babylon nach Palästina und sind von verschiedenen Verfassern geschrieben, zuletzt aber von dem Verfasser der „Chronik" in die jetzige Gestalt gebracht. Damit enden die geschichtlichen Bücher der Hebräer zur Zeit ächt hebräischer Kultur.

C. Dichtkunst.

In früherer Zeit wurde das hauptsächliche Verdienst der alten Hebräer in dem Monotheismus gesucht, den sie seit uralten Zeit einzig und allein unter allen Völkern bekannt haben sollten. Seitdem aber diese Annahme als Irrtum nachgewiesen ist und der wahre Monotheismus einerseits schon in Aegypten zu Hause war, anderseits aber in seiner gegenwärtigen Form erst in später Zeit, kurz vor dem Ende der Selbständigkeit Juda's im Schose einer Minderheit entsprossen ist, muß die bedeutendste und aufrichtig gestanden einzige fruchtbringende Kulturthat der Israeliten in ihrer Dichtkunst gesucht werden.*) In dieser sind die Hebräer, soweit dies jetzt noch beurteilt werden kann, originell und ihre dichterischen Werke in jeder Beziehung ein Erzeugniß ihres Landes und der Volksart und Religion desselben. Was letztern Punkt betrifft, so sind natürlich nur noch solche Dichtungen vorhanden, welche dem Monotheismus huldigen oder ihm wenigstens nicht widersprechen (abgesehen von einigen stehen gebliebenen verräterischen Stellen).

Unter den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst fehlt den Hebräern in Ermangelung einer nationalen Mythe das eigentliche Epos, während dagegen Schriftstücke vorhanden sind, welche gewissermaßen die prosaische Literatur mit der erzählenden Dichtung vermitteln und für jene Zeit etwa das sind, was unsere Romane und Novellen. Ja

*) Ewald, die Dichter des Alten Bundes. 4 Bde. Götting. 1854—67.

man könnte noch weiter gehen und beinahe die ganze Geneſis für eine
rt epiſcher Dichtung anſehen, ſo auch einen Theil des Exodos, etwa
is zum Beginne der Geſetzgebung des Sinai, endlich Theile der
Bücher Joſua und der Richter. Doch dies könnte leicht zu weit und
uf unſichere Wege führen. Vollſtändig fehlt der hebräiſchen Dicht-
unſt ferner das Drama; denn das Theater jeder Nation erwächſt
aturgemäß aus dem religiöſen Kult und dieſer war, wie wir ge-
hen, bei den Hebräern durch den Streit zwiſchen den nationalen und
remden Glaubensformen allzuſehr zerfahren und unter voller Herr-
haft des Monotheismus zu kahl und trocken, um eine nationale
Bühne zu erzeugen. Für den Mangel des Epos und Drama entſchädigt
ch indeſſen die hebräiſche Dichtung durch eine ihr allein zukommende
igene Dichtungsform, die profetiſche. Die bedeutendſte und am
ärkſten vertretene Gattung iſt aber die lyriſche und in dieſen
Beziehungen wetteifert mit ihr die didaktiſche Poeſie.

Die dichteriſche Sprache der Hebräer unterſcheidet ſich von der pro-
aiſchen durch kein Zeitmaß, ſondern durch andere Eigentümlichkeiten.
Es folgen gewöhnlich zwei Versglieder auf einander, von denen jedes
ieben bis acht Silben zählt und welche ſich ähnlich wie Hebung und
Senkung verhalten. Die Gedanken beider Versglieder verhalten ſich:

1) wiederhallend, indem ſich derſelbe Gedanke in beiden mit
ndern Worten wiederholt, wodurch er an Schwung und Wirkung in
ohem Maße gewinnt, z. B.

Höre, mein Sohn, deines Vaters Weiſung,
ſtoß deiner Mutter Lehre nicht zurück.

2) fortſetzend, indem ein längerer Gedanke an einer paſſen-
den Stelle einen Ruhepunkt erhält, z. B.

In ihre Garne mögen Frevler fallen,
bis ich zugleich entkomme.

3) antithetiſch, wenn beide Versglieder einander dem Sinne
nach entgegengeſetzt ſind, wobei es jedoch vorkommt, daß die Gegen-
ſätze in beide Versglieder vertheilt ſind oder auch, daß blos ein Theil
beider Glieder einen Gegenſatz enthält, z. B.

Leben des Leibes iſt ein weiches Herz,
doch Knochenfraß die Eiferſucht.

. . . . . .

Wohl klagen ſie, — doch ohne Retter
auf zu Jahve, doch er erhört ſie nicht.

. . . . . .

Hebe, Jahve, dich in deiner Kraft.
Singen wir und jubeln deiner Macht.

Es gibt aber auch Gruppen von drei Versgliedern, indem ent-
weder der nämliche Gedanke ein drittes Mal wiederholt oder der Ge-

genſatz (beziehungsweiſe die Fortſetzung) ausgedehnt oder ein Glied in zwei kleinere getheilt wird, z. B.

Dein Volk iſt eitel Mut an deinem Heerestage;
in heiligem Schmuck, aus des Morgens Buſen
haſt du den Thau deiner Jugend.
. . . . . .
So verfolge, hole meine Seele der Feind,
und trete hin zur Erde mein Leben
und meine Hoheit heft' er an den Staub.
. . . . . .
Vom Blut der Erſchlagenen, vom Fett der Helden
hat Jonathans Bogen ſich nicht zurückgewandt
und kehrte Sauls Schwert nicht heim umſonſt.

Ferner gibt es Gruppen von vier Gliedern, von denen aber je zwei dem Sinne nach nur eines ausmachen, z. B.

In dem Drangſal ruf' ich Jahve,
klage laut zu meinem Gott;
er aus ſeinem Palaſt hört mich rufen,
meine Klage dringt in ſeine Ohren.

Außerdem gibt es noch mehrere Arten der Verbindung von Versgliedern, welche durch dichteriſche Freiheiten noch weſentlich vermehrt werden können.

Die hebräiſche Dichtung kennt auch Strophen, welche aus mehreren Versgruppen beſtehen, aber weder in der Anzahl derſelben, noch im Bau übereinſtimmen, ſondern ſich blos nach den hauptſächlichen Wendungen des Gedankens richten. Hier hat freilich die Willkür weiten Spielraum.

Eine beſondere Erſcheinung im hebräiſchen Versbau ſind die alfabetiſchen Gedichte, in welchen jeder Vers mit einem Buchſtaben nach der Reihenfolge des Alfabetes anfängt, — harmloſe Spielereien.

Die hebräiſchen Dichtwerke wurden in der älteſten Zeit mündlich fortgepflanzt und bei wichtigen Anläßen (ſo z. B. das Lied „der Bogen", 2 Sam. 1, 18) der Jugend zum Auswendiglernen aufgegeben. Es gibt ohne Zweifel erhaltene Gedichte aus ſehr alter Zeit. Die älteſten und einfachſten gehören der lyriſchen Gattung an, welcher wir daher zuerſt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden. Voran iſt zu nennen der ſchöne Segensſpruch Iſaaks über Jakob (1 Moſ. 27, 28. 29). Ein längeres Gedicht iſt das Siegeslied des Moſe über den ertrunkenen Farao und ſein Heer (1 Moſ. 15), ausgezeichnet durch Schwung und Begeiſterung. Demſelben ſteht würdig zur Seite Debora's und Barak's wildgrauſames Triumflied über den durch Hinterliſt getödteten Siſſera. Ganz andern Charakters iſt Moſe's Schwanengeſang, eine bittere Strafrede an ſein ungehorſames Volk

(5 Moſ. 32, 1—43). Den Kreis dieſer älteſten lyriſchen Dichtungen ſchließt Davids Klage um Saul und Jonathan („der Bogen", 2 Sam. 1, 19—27).

Die größte Zahl der lyriſchen Gedichte Israels befindet ſich aber in der Sammlung der Tehillim, griech. Pſalmen. Dieſe ſind ſämmtlich religiöſen Inhalts und zu gottesdienſtlichen Gebräuchen geſammelt. Ihr Zweck iſt ohne Ausnahme, den Ruhm Jahve's zu verherrlichen, und über die Schönheit eines großen Theiles von ihnen hier Worte zu gebrauchen, hieße Waſſer ins Meer tragen. Die gegenwärtige Sammlung zählt bekanntlich 150 Pſalmen, welche erſt in ſpäterer Zeit eingetheilt und beziffert wurden und nach Ewald urſprünglich aus drei Sammlungen beſtehen (1—41, 42—89, 90—150) und drei chronologiſchen Perioden angehören, einzeln aber wieder in mehrere Sammlungen zerfallen, deren Erwähnung uns zu weit führen würde. Es haben ſich jedoch einzelne Pſalmen in Sammlungen verirrt, zu denen ſie früher nicht gehörten; ja es ſind viele doppelt vorhanden, z. B. 14 und 53, 40, 14 ff. und 70. Andere Pſalmen haben frühere benutzt. Wieder andere, die jetzt getrennt, gehörten einſt zuſammen, wie 10 zu 9, 43 zu 42. Die meiſten der zwei erſten Sammlungen und auch viele der dritten haben Ueberſchriften, manche auch Unterſchriften von Perſonen, welche als die Verfaſſer gelten ſollen. Nach Ewald ſtammt die erſte Sammlung großentheils aus Davids Zeit, die dritte aus der Zeit vor, in und nach der babyloniſchen Wegführung, die zweite aus der Zwiſchenperiode, die Ueber- und Unterſchriften aber erſt aus der Zeit nach der Rückkehr aus Babylon. Es iſt nun klar, daß, wenn auch die älteſten Pſalmen aus ſo früher Zeit ſtammen, ſie ſpäter im ſtreng monotheiſtiſchen Geiſte der Profeten umgearbeitet ſein müſſen, was jedoch mit ſo wenig Sorgfalt geſchah, daß ſelbſt in den ſpäteren Pſalmen noch polytheiſtiſche Stellen aus Verſehen ſtehen geblieben ſind (z. B. Pſ. 86, 8 und 97, 9). Dem König David ſelbſt ſchreiben Hitzig und Ewald übereinſtimmend blos die Pſalmen 3, 4, 7, 8, 11, 18 und 19 zu, wogegen ſich auch nichts einwenden läßt; ſelbe bieten zwar manch' Schönes und Erhabenes dar, verraten aber auch die Rachſucht (Pſ. 3, 8; 7, 15—17; 18, 38—41. 48. 49) und das böſe Gewiſſen (Pſ. 7, 4—6) des königlichen Sünders.*) Die übrigen Pſalmen, welche ſeinen Namen tragen, wurden ihm entweder zugeſchrieben, weil ſie aus ſeiner Zeit ſtammen oder weil man ſpäter die ganze Sammlung für

*) Pſ. 18, 8—16 enthält noch ein deutliches Zeugniß von dem Charakter, den das Volk in älterer Zeit ſeinem Gotte gab, der hier ähnlich einem völlig heidniſchen Feuer- und Gewittergott erſcheint. Dieſer Pſalm ſteht auch 2 Sam. 22.

eine davidiſche hielt, welche Meinung auch auf die erſten Chriſten überging. Es iſt indeſſen noch beizufügen, daß auch unter den nicht von David herrührenden Pſalmen ein großer Theil durch Gefühle des Haſſes und der Rache und durch Schilderung falſcher Zeugen, ungerechter Richter u. ſ. w. entſtellt iſt.

Eine andere lyriſche Sammlung, aber mehr elegiſchen Charakters, ſind die aus der Zeit der Zerſtörung Jeruſalems ſtammenden ergreifenden 5 Klagelieder des Profeten Jeremias, welche „die Leiden des Vaterlandes und der treuen Vaterlandsfreunde" ſchildern. Ihre Aechtheit wird jedoch bezweifelt.*)

Das einzige nicht religiöſe unter den erhaltenen Gedichten der alten Hebräer das lyriſch-idylliſche Schir haschirim (Lied der Lieder), das ſog. Hohe Lied (dem Salomo zugeſchrieben) iſt zugleich das merkwürdigſte und eigenartigſte Stück dieſer Literatur. Wol kein Dichtwerk iſt auf ſo verſchiedene Weiſe ausgelegt worden wie dieſes einzig und allein von der glühendſten und hingebendſten ſinnlichen Liebe eingegebene. Von den gezwungenen religiöſen und kirchlichen Auslegungen der Rabbiner und der orthodoxen Chriſten ſchweigen wir, da ſie nur vorgefaßten Meinungen entſpringen konnten. Aber auch Ewalds**) u. A. Erklärung des Gedichtes als ein Schau- oder Luſtſpiel (Singſpiel) muß dem Unbefangenen als willkürlich erſcheinen, da es keine Handlung enthält. Die Heldin Sulamit ſoll, ſo wird der etwas dunkle Inhalt ausgelegt, in Salomos Harem gebracht worden, da ſie ſich aber um ihren fernen Geliebten in Sehnſucht verzehrte, wieder entlaſſen und mit Dieſem vereinigt worden ſein, welcher Grundzug des Planes allerdings Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Eine ganz andere Auslegung verſuchte Sanders***), der in dem geliebten Hirten den verkleideten Salomo ſieht und durch dieſen Sulamit zur Königin erheben läßt. Das ſind Fantaſien. Nüchterner und kritiſcher Weiſe läßt ſich im Hohen Liede nichts finden als ein Kreis von Liebesgedichten, daher auch: Lied der Lieder, wahrſcheinlich von einem Verfaſſer zur Zeit des getheilten Reiches und zwar im Reiche Iſrael gedichtet, aber erſt nach der Rückkehr aus Babylon von Prieſtern geſammelt, für religiös gehalten und ohne Berückſichtigung, wol auch ohne Kenntniß der urſprünglichen Anordnung in ein fortlaufendes Stück zuſammengeworfen, ſo daß die Abgrenzung der einzelnen Lieder kaum mehr erkannt werden kann. Es ſcheinen auch mehrere Lücken, ſowie nicht dazu gehörige Theile (ſo beſonders die 7 letzten Verſe) darin angenommen werden zu müſſen.

---

*) De Wette-Schrader, Einleitung. I. S. 531.
**) Die Salomoniſchen Schriften. Göttgn. 1867. S. 333 ff.
***) Das Hohe Lied Salomonis, Leipz. 1866.

Unter die Reste erzählender Dichtung, welche in Prosa geschrieben und daher unserer Novellistik zu vergleichen sind, rechnen wir:

1. Das Buch Ruth, enthaltend die Heirat des Boas mit der Ruth und so die Voreltern Davids verherrlichend, eine liebliche idyllische Erzählung, (entstand wahrscheinlich in der ersten Zeit nach dem babylonischen Exil; der Verfasser ist unbekannt);

2. Das Buch des Profeten Jona, ein Fragment voll wunderbarer Ereignisse, eigentlich einem Märchen zu vergleichen;

3. Das Buch des Profeten Daniel, das jüngste der Bibel (um 165 vor Chr.) entstanden, die märchen- und romanhaft ausgeschmückte Geschichte eines sonst nirgends erwähnten Hebräers, Namens Daniel, der unter Nebukadnezar, dessen angeblichem Nachfolger Belsazar, dem Meder Dareios und Kyros in Babylon gelebt haben sollte (der von Ezechiel 14, 14 und 23, 3 erwähnte Daniel müßte viel früher gelebt haben). Ein Theil des Buches gehört der profetischen Poesie an.

4. Das Buch Esther, die romanhafte Geschichte der Jüdin Esther, zweiter Haupt-Gattin des persischen Königs Ahasveros (mit welchem Xerxes gemeint sein soll), wahrscheinlich nach der Zeit Alexanders des Großen verfaßt. Dieses Buch wirft ein recht häßliches Licht auf den Stammes- und Glaubenshaß damaliger Juden, denen nach denselben in Persien erlaubt worden wäre, alle ihre Feinde, 75,510 an der Zahl, umzubringen, was den Anlaß zum Purim-Feste gegeben hätte. Da nun dieser jedenfalls erdichtet ist, so erscheint die Mordlust der Verfasser um so widerwärtiger, und bezeichnend ist dabei für den Standpunkt des Buches (dessen Verfasser wahrscheinlich nach Alexander d. Gr. in Persien lebte) der Umstand, daß der Name Gottes nicht ein einziges Mal genannt wird.

Das erhabenste Werk der hebräischen Literatur, das mit so manchen schwachen sowol als unerquicklichen Theilen der übrigen Bücher zu versöhnen geeignet ist, kennen wir in erzählend-dialogischer, ja oft an das Dramatische grenzender Einkleidung und mit didaktischem Inhalt und Zweck unter dem Namen des Buches Hiob*). Abstoßend ist zwar immer noch der Anfang, der einem allgütigen und allweisen Gott anrichtet, einen unschuldigen Mann, nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Anstiften des Satans diesem und damit allem Unglück wehrlos zu überlassen, nur um ihn zu prüfen. Diese mangelhafte und widerspruchsvolle Begründung des Buches wird aber begreiflicher, wenn man den geprüften Hiob als eine Personifikation des heimgesuchten und verbannten hebräischen Volkes auffaßt, und sie wird zudem aufgewogen durch des Buches erhabene dichterische Sprache sowol, als durch die großartigen philo-

*) Ewald, das Buch Hiob (3. Theil der Dichter des Alten Bundes), Göttingen 1854. De Wette-Schrader, Einleitung, I. S. 543 ff.

ſophiſchen Anſchauungen, die ſich darin ausſprechen. Die längeren Reden ſind in hebräiſchen Verſen, die Erzählung in Proſa geſchrieben. Der Verfaſſer iſt unbekannt und ebenſo Zeit und Ort der Entſtehung des Buches. Sprache und Inhalt machen es am glaubwürdigſten, daß die Bearbeitung begann, als die Wegführung nach Babylon ſicher bevorſtand, und während der letztern vollendet wurde. Höchſt merkwürdig iſt der Standpunkt des Verfaſſers; derſelbe iſt ſtreng monotheiſtiſch, aber durchaus nicht jüdiſch; vom Geſetze des Moſe und ſeiner geſammten Ritualiſtik iſt nirgends mit einem Worte die Rede; die Verfaſſer müſſen einen allgemein menſchlichen Monotheismus, alſo eine Art Theismus geahnt haben. Die Denkart Hiobs iſt von hohem Intereſſe; er iſt durchaus nicht der Schwächling, mit dem ſo leicht umzuſpringen; er behauptet ſein Recht und ſeine Unſchuld gegenüber dem unverdienten Unheil und den ungerechtfertigten Reden ſeiner Freunde, die ihn für ſchuldig halten, und verzweifelt doch nicht an Gott, der ihm endlich in ſeiner Majeſtät „aus dem Wetter“ ſelbſt ſich offenbart. Nach Ewald ſind die matten, unklaren und weitſchweifigen Reden des Elihu (Kap. 32—37) und die Beſchreibung des Behemot und Leviatan (40 und 41) ſpäter eingeſchaltet.

Zwei Bücher rein didaktiſchen Inhaltes in poetiſcher Form ſind nach Salomo benannt, der als Israels didaktiſcher Dichter gelten mußte, wie David als hymniſcher. Das erſte, die Sprüche, auch Rätſel und Spruchreden enthaltend, iſt zu verſchiedenen Zeiten nach dem Tode jenes Königs von verſchiedenen Verfaſſern abgefaßt und um die Zeit der babyloniſchen Wegführung geſammelt. Das andere, Kohélet (nach gewöhnlicher Ueberſetzung: der Prediger) kann erſt nach Alexander dem Großen entſtanden ſein, da es Bekanntſchaft mit der griechiſchen Philoſophie vorausſetzt. Der Standpunkt der Sprüche iſt nüchterne Lebensweisheit ohne Färbung einer Schule, derjenige des Kohélet aber, der moſaiſchen Lehre ſehr wenig entſprechend, der entſchiedenſte Peſſimismus, deſſen Grundſatz lautet: Alles iſt eitel. Es iſt die Richtung der ſpätjüdiſchen Sekte der Sadduk̈er.

Was die Schriften der Profeten betrifft, deren wir bereits im Allgemeinen gedachten (oben S. 406 und 429), ſo zeichnen ſich durch ächte Poeſie und erhabene Sprache vor Allem diejenigen des Jeſaia aus, welche namentlich durch Schilderung des ausgelaſſenen und verſchwenderiſchen Lebens in Jeruſalem zu ſeiner Zeit merkwürdig ſind. Die Kapitel 40 bis 66 und auch Theile der übrigen ſind unächt. Die Bücher des Jeremias (Jirmija) und Ezechiel (Jeſcheskel) tragen den Stempel der troſtloſen Zeit des ſinkenden Reichs an ſich. Theilweiſe nach Form und Inhalt großartig ſind die (nach Abrechnung des ſchon erwähnten Jonas) elf ſog. „kleinen Profeten“. Dichteriſch hervorragend iſt beſonders das dritte Kapitel des Habakuk.

D. Andere Künste.

Die eigentlichen Künste, wenn die Dichtkunst zur Literatur erechnet wird, wurden bei den alten Hebräern weniger gepflegt. Die Tonkunst diente meist nur dem Kult, die Bildhauerei und Baukunst urden in Palästina wahrscheinlich nur von Phönikern geübt; von er Malerei wissen wir gar nichts.

Was wir von der hebräischen Tonkunst wissen, bezieht sich auf esang und auf musikalische Instrumente. Bei Festen waren schon der nomadischen Zeit Zithern und Pauken oder eher Tamburine duse) üblich. Unter den Königen werden der Triangel, die Flöte nd ganz besonders, namentlich bei David, die Laute oder Harfe erähnt. Frauen- und Männergesang war stets damit verbunden und ersterer namentlich im Kult seit David in großem Maßstabe eingechtet. Instrumente, deren man sich im Tempel Salomos bediente, aren Hörner oder Posaunen, Pfeifen und Flöten. Zur Angabe des aktes wurden metallene Klappern oder Castagnetten verwendet. Bei eerdigungen dienten Flöten zur Begleitung der Trauergesänge.

Auch der Tanz fand beim Gottesdienst Anwendung, wie wir us Davids Beispiel wissen, dessen Tanz, nach der Aeußerung seiner attin Michal zu schließen, sehr eigentümlich gewesen sein muß . Sam. 6, 14. 20). In Salomos Tempel scheint der Tanz nicht orgekommen zu sein. Bei weltlichen Anlässen feierten Frauen und ädchen Siegestänze mit Gesang, während des Auszuges aus Aegypten . Mos. 15, 20) und in der Zeit der Richter (21, 21) Tanzfeste ohne nwesenheit von Männern. Im Hohen Liede wird der „Tanz des oppelreigens" erwähnt.

Die Baukunst war in Palästina zwar nur von Phönikern aktisch betrieben; aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die r Ausführung zu Grunde gelegten Gedanken und Beweggründe tional-hebräisch waren, namentlich was die religiösen Bauten beifft, indem sich auch vor Einführung des Monotheismus der hebräische ult doch sehr scharf von den Diensten „fremder Götter" unterschied, ren Heiligtümer natürlich auch nach der Weise der Völker, denen e angehörten, errichtet waren. Aecht hebräisch war namentlich der empel zu Jerusalem. Das Vorbild desselben war die Stiftsütte der Wüstenzeit und diese war offenbar ein Nomadenzelt, nur urch ihre Größe vor anderen Zelten ausgezeichnet. Noch David richtete in Jerusalem für die Bundeslade ein Zelt oder eine Hütte . Sam. 6, 14). Von diesem Bau gilt ohne Zweifel die Beschreibung er Stiftshütte in den Büchern Mose's, da die Oertlichkeit der Wüste nd die damalige geringe Kultur der Hebräer die Kunst schlechterdings

ausschließen, welche auf denselben verwendet war. Diese Stiftshütte war aus senkrecht gestellten vergoldeten Akazienbrettern gebildet, welche auf silbernen Füßen standen und durch goldene Ringe und Riegel an einander befestigt waren. Darüber waren vier Teppiche gespannt, der nächste am Heiligtum aus gezwirntem Byssos, mit Cherubsbildern durchwirkt, der zweite aus Ziegenhaaren, der dritte aus rotem Leder, der vierte aus Fellen. Vorhänge aus Byssos, gleich dem erstgenannten Teppich gewirkt, trennten den Vorhof vom Heiligen und dieses vom Allerheiligsten. Letztere beide waren von der beschriebenen Wand umgeben und es maß das Heilige 10 Ellen breit und 20 lang, das Allerheiligste 10 breit und lang. Die hebräische Elle war nicht länger als $1^1/_2$ preuß. Fuß (etwa 0,4 Meter).*)

Den Plan zum Tempel, der die Stiftshütte ersetzen sollte, faßte David; Salomo arbeitete ihn aus. Das Holz (Zedern und Tannen) wurde bekanntlich auf dem Libanon gehauen, wo, wie es scheint, man auch die Steine brach und auch bearbeitete. Diese Baustoffe schaffte man vom Libanon an das Meer und dann auf großen Flössen an die hebräische Küste. Alles besorgten die Phöniker. Der Bau dauerte sieben Jahre. Der Tempel wurde 60 Ellen lang, 20 breit und 30 (über dem Allerheiligsten nur 20) hoch, übertraf also eine Kirche mittlerer Größe unserer Zeit nicht oder wenig. Das Heilige umfaßte von der Länge 40, das Allerheiligste 20 Ellen. Eine Vorhalle vor dem östlichen Hauptthore war 20 Ellen breit, 10 tief und nach einer nicht ganz sichern Angabe 120 hoch, also eine Art Thurm. Um den Tempel mit Ausnahme der Halle gingen drei Gänge, welche auf Absätzen ruhten, der unterste 5, der mittlere 6 und der oberste 7 Ellen breit, so daß also wol die Tempelmauer der Höhe nach an Dicke abnahm. Wozu sie dienten und wie sie eingerichtet waren, ist nicht bekannt. Die Fenster waren von schrägliegenden Brettern gemacht, also wol den jetzigen Jalousieläden ähnlich. Das Dach war von Zedernholz, das Ganze außen vergoldet. Inwendig waren die Mauern mit Zedernholz und vergoldetem Schnitzwerk überzogen, und mit zahlreichen Verzierungen geschmückt, welche Löwen, Rinder, Cherubim und Blumen vorstellten und aus Erz gegossen waren. Im Heiligen standen zehn Schaubrottische und zehn Leuchter aus Gold und Silber, und jeder Tisch trug 10 goldene mit Wein gefüllte Schalen außer den Broten. Mitten im Heiligen stand der Rauchaltar aus Zedernholz, mit Gold überzogen. Statt des Vorhanges der Stiftshütte war zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten eine Bretterwand aus Zedernholz mit einer Flügelthüre aus Oelbaumbohlen. Im Allerheiligsten schützten zwei aus Holz geschnitzte und vergoldete Cherubim

*) Saalschütz, Archäologie I. S. 312. II. S. 164 ff.

e Bundeslade. An der Vorhalle ſtanden die zwei rätſelhaften und elgenannten ehernen Säulen mit Blumenknäufen, 23 Ellen hoch, ren Zweck eben ſo dunkel iſt wie ihre Namen: Jakin und Boas.*) m Vorhofe endlich ſtanden der Brandopferaltar und das eherne eer (oben S. 402). Weit weniger prächtig war der zweite Tempel, ch dem Exil, weit prächtiger und größer aber der dritte, durch erodes erbaute. In beiden letztern gab es keine Bundeslade mehr.

Außer dem Tempel baute Salomo einen Palaſt für ſich, deſſen erſtellung 13 Jahre dauerte, einen ſolchen für ſeine Lieblingsgattin, e Tochter des Farao, und ein Land- oder Sommerhaus aus Zedern m Libanon. Letzteres war 100 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch id ruhte auf vier Reihen von Zedernſäulen an den Seiten und drei eihen von je 15 Säulen im Innern. Es hatte drei Stockwerke, ne Vorhalle und eine Tronhalle. Das Haus der Faraotochter war is koſtbaren Steinen errichtet und mit Zedernholz bekleidet.

Arbeiten nach Art der ägyptiſchen Felſengräber, aber weit weniger oßartig ſind die Grabmäler der Könige von Israel und Juda i Sichem und Jernſalem, aus Felſen herausgehauen, mit mächtigen rottenſälen und Niſchen für die Leichen, und durch bewegliche Felsüren, in Zapfen hangend, verſchließbar.

Was die Hebräer in der Skulptur hervorgebracht, erhellt aus n erwähnten plaſtiſchen Ausſchmückungen des Tempels. Beſonders iebt zur Verzierung war Blumen- und Palmblätterſchmuck, dann e Geſtalten von Löwen, Rindern und Cherubim. Wie letztere geildet waren, iſt unklar. Vielleicht waren es geflügelte Rinder- oder wengeſtalten, vielleicht mit Menſchengeſichtern wie in Aſſyrien.**) ir kennen nur einen Bau- und Bildkünſtler in Israel, das war iram, Sohn eines Tyriers und einer Jüdin aus dem Stamme ſthali, der Erbauer des Tempels und der Paläſte Salomos und rfertiger der Verzierungen dieſer Gebäude. Die reinen Hebräer ben in der Kunſt keinen Namen aufzuweiſen; ihre Fantaſie war im iche der Dichtkunſt abgeſchloſſen.

*) Vor dem Tempel zu Hierapolis in Syrien ſtanden zwei gewaltige ſäulen aufgerichtet. Lukian, Syr. Göttin 16.

**) Saalſchütz a. a. O. I. S. 319 f.

Vierter Abſchnitt.

Die Phöniker.

A. Die Religion.*)

Die Religion der Phöniker, welche mit derjenigen der übrigen Semiten eng verwandt iſt, war einſt die herrſchende in ganz Syrien im weiteſten Sinne und wurde in deſſen ſüdlichen Theilen, das Küſtenland ausgenommen, erſt ſeit dem Eindringen der Hebräer durch deren nationalen Gottesdienſt zeitweiſe verdrängt, doch nicht ohne denſelben auch ihrerſeits zu wiederholten Malen aus dem Felde zu ſchlagen. Da die mit den Phönikern zu einem Stamme gehörenden Kanaaniten mit den Hebräern in denſelben Gegenden untereinander gemengt wohnten, ſind jene religiöſen Wettkämpfe begreiflich genug, und ſie ſind es auch noch um deswillen, weil die Keime der hebräiſchen Religion im phönikiſchen Sonnen- und Feuerdienſte wurzelten (oben S. 389).

Wie die Aegypter und Hebräer, hatten auch die Phöniker ihre heiligen Schriften. Von denſelben iſt uns nur wenig Zuverläſſiges erhalten, in den von Philon Herennios aus Byblos Anfangs des zweiten Jahrhunderts nach Chr. aus den Schriften eines alten Phönikers Sanchuniathon**) gefertigten Ueberſetzungen oder Bearbeitungen. Wir wiſſen zwar nichts Beſtimmtes über die Zeit, das Leben und die ächten Schriften des Sanchuniathon; doch liegt auch kein hinreichender Grund vor, an ſeiner Exiſtenz zu zweifeln, ſo wenig wie an derjenigen des gleich ihm in die Zeit vor dem troiſchen Kriege verlegten Mochos, der auch mythologiſche Schriften verfaßt haben ſoll. Von Sanchuniathon und Mochos ſprechen übereinſtimmend außer dem genannten Philon auch Poſeidonios aus Apamea und Porphyrios, von Mochos auch Strabon; auch Euſebios von Kaiſareia erzählt, er habe die von Sanchuniathon beſchriebenen Religionsgebräuche noch in den phönikiſchen Städten geſehen. Dagegen iſt die Darſtellung der Theo- und Kosmogonie, die Philon von Byblos nach Sanchuniathon zu geben verſichert, auffallend ſtark mit ägyptiſchen und griechiſchen Elementen und Begriffen vermengt und macht zu wenig ſemitiſchen

*) Movers, Unterſuch. üb. d. Religion u. d. Gottheiten der Phönizier ꝛc. (A. u. d. T. Die Phönizier. 1. Bd.). Alm, theolog. Briefe I. S. 487 ff.

**) Ewald, üb. d. phönik. Anſichten v. d. Weltſchöpf. u. den geſchichtl. Werth Sanchuniathons, in d. Abhandl. d. Geſ. d. Wiſſ. zu Gött, V., hiſtor.-philol. Kl. S. 3 ff.

Eindruck, als daß sie für baare Münze genommen werden könnte. Auch gehört Philons Tendenz, die Götter als wirklich gelebt habende Menschen (Heroen) aufzufassen, erst der alexandrinischen Periode (Euemeros) an und nicht dem ältern naiven Zeitalter um 1000 vor Chr., wo zwar auch den Göttern ähnliche Helden auf die Welt gesetzt, die Götter selbst aber unangetastet gelassen wurden. Philon hat daher ohne Zweifel zu Sanchuniathons gewiß sehr anspruchlosen Mythen starke Zusätze nach dem Geschmacke der griechischen Philosophie seiner Zeit gemacht. Berücksichtigen wir denn also in den Berichten über phönikische Religion blos das unzweifelhaft Volkstümliche.

Die älteste und Hauptgottheit der Phöniker und Kanaaniten war, wie bei allen übrigen Semiten, El, das befruchtende Lebensprinzip, also ursprünglich gewiß der Himmels- oder was stets damit verbunden, der Sonnengott. Wie bei andern Völkern auch, so spaltete sich mit der Zeit dieser El, welcher auch, wie wir sahen, (oben S. 399) der älteste Gott der Hebräer war, in verschiedene Göttergestalten, worunter in der Folge Baal, was übrigens, wie der babylonische Bel, ein Name mit El ist, als spezifischer Sonnengott hervortrat. El scheint später, was natürlich erst bei ausgebildeten astronomischen Begriffen und Beobachtungen möglich war, vorzugsweise der Name des Planetengottes Saturn geworden zu sein. Es geschah dies offenbar erst, nachdem in Folge philosophischer Spekulation die Zahl sieben, als Kombination von vier (die vier Himmelsgegenden und die vier Elemente) und drei (die drei Raum-, die drei Zeit- und die drei Thatmomente)*), eine heilige Zahl geworden war und daher der siebente Planet, als der oberste, von der Erde aus gerechnet, und als Vorsteher des Ruhe- und Kulttages eine besondere Heiligkeit in Anspruch genommen hatte. Im Leben und Treiben der Phöniker und aller von ihnen beeinflußten Völker war dagegen der am allgemeinsten und feierlichsten verehrte Gott der Sonnengott Baal, welcher in einer Menge von Gestalten mit verschiedenen Beinameu vorkommt, wie Baal-Samin, Baal-Gad, Baal-Peor, Baal-Moloch, Baal-Semes, Baal-Zebub u. s. w., wornach auch zahlreiche Orte in Kanaan benannt wurden. Solche Ortsnamen erstrecken sich über ganz Syrien bis zur Sinai-Halbinsel, wo auch die arabischen Stämme der Midian und Amalek den Baal verehrten und ihm zu Ehren ihren heiligen Berg (einen der Sinai-Gipfel) Ser-Baal, d. h. Palmenwald des Baal nannten. Die Moabiten verehrten ihn auf dem Berge Peor, daher Baal-Peor, die wandernden Israeliten den Gott, der nach dem Glauben der Menge dem Baal entsprach, auf dem Sinai. Ueberall

*) Länge, Breite, Höhe (Tiefe), — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, — Anfang, Mitte, Ende.

waren ihm Berge heilig und nach ihm benannt. Sehr häufig sind aber auch Personennamen, die mit Baals Namen zusammengesetzt sind, wie Jerubbaal (Gideon), bei den Karthagern Hanni-Baal (Gnade des Baal), Hazru-Baal (Hilfe des Baal) u. s. w.

Eine der verschiedenen Gestalten des Baal oder eigentlich eher des alten El war der mit dessen späterer Erscheinung als Saturn eng verwandte Moloch, d. h. Herr, König. Wie Baal als das wolthätige, so erscheint Moloch als das verderbliche, furchtbare Element der Natur. Sein Bild ist der Stier, der bei den Aegyptern dasjenige der wolthätigen Naturmacht, der Sonne war. In Masse wurden ihm Menschen, namentlich aber die erstgeborenen Kinder geopfert, was seine ursprüngliche Einheit mit dem die Erstgeburt verlangenden Jahve beweist (oben S. 405). Auch in der phönikischen Kolonie Karthago rauchten diese entsetzlichen Opfer. Man glaubt, die Opfer seien dem ehernen und glühend gemachten Moloch auf die Arme gelegt oder in das feurige Innere seines Stierbildes geworfen worden, welchen Kult Phalaris von Agrigent den benachbarten Karthagern nachahmte. Eine weitere Gestaltung des Baal war der Stadtschutzgott von Tyros, Melkart, d. h. Stadtkönig, von den Griechen Melikertos genannt und mit ihrem Herakles zusammengestellt. In seinem Tempel sah Herodot (2, 44) zwei Säulen mit Gold und Smaragdschmuck und prächtig leuchtend. Nach der Vergleichung mit Herakles zu schließen, muß Melkart die kämpfende, leidende und siegende Sonne bedeutet haben. Wahrscheinlich haben seine zwei nicht zur Stütze des Gebäudes dienenden Säulen mit prächtiger Verzierung, welche (nach Josefos) König Hiram errichten ließ, dieselbe Bedeutung mit den von seinem Unterthan und Namensvetter errichteten vor dem Tempel zu Jerusalem. Es waren wol Sonnenbilder, etwa der auf- und untergehenden Sonne, oder stellten die beiden Säulen vor, welche der Sonnengott im Westen der Erde als Marksteine der bewohnten Welt aufgerichtet haben sollte.

Die sterbende Sonne endlich war bei den Syriern unter dem Namen Adonis oder Tammuz (Ezech. 8, 14) verehrt, besonders in Byblos, wo nach ihm ein Fluß benannt war. Der vom Eber getödtete Jüngling ist die im Herbst ihre Kraft verlierende Sonne und, wie überall in den Mythen der Völker, als Sonnengott auch der Geliebte der Mondgöttin. Mehr Ausschmückung erhielt sein Mythos in Griechenland.

Ein Wasser- oder Meergott der Phöniker war der besonders an der filistäischen Küste in Gaza und Askalon verehrte fischleibige Dagon.

Unter den Göttinnen der Syrer steht obenan die weibliche Ergänzung des Baal, die Baaltis, chaldäisch Bilit, Mylitta, hebräisch

Aſchera. Herodot lernte ſie in Askalon (I. 105) als Aphrodite Urania kennen. In Byblos und Kypros und nach dem Eindringen des phönikiſchen Kultes auch bei den Hebräern gaben ſich ihr zu Ehren die Jungfrauen preis wie die Babylonierinnen. In Kypros (beſ. zu Paphos) gingen ſie an den Meeresſtrand den ankommenden Seeleuten entgegen; in Byblos ſtanden ſie auf dem Markte zur Verfügung.*) Beſonders fruchtbare Pflanzen und Thiere waren ihr heilig, namentlich über die Taube; als ihre Sinnbilder galten häufig Bäume (daher Luther Aſchera ſtets mit „Hain" überſetzt). In Askalon lernte ſie Diodor (II. 4) als fiſchleibig unter dem Namen Derketo (in Hierapolis Atargatis) kennen. Es waren ihr auch ſonſt in Syrien die Fiſche geweiht. Dieſe Göttin vertrat daher wol, dem Himmelsgotte gegenüber, die fruchtbare Erde mit Inbegriff des nützliche Dinge erzeugenden Meeres. In letzterer Beziehung hing Derketo wol näher mit dem erwähnten Dagon zuſammen.

Ein Gegen- und Schattenbild zur wolthätigen Baaltis, wenn auch gewiß nur eine andere Geſtaltung derſelben war die furchterregende phönikiſche Mondgöttin (auch Göttin des Morgenſterns) Aſtarte, die Iſtar der Chaldäer.**) Sie ward in Sidon, Tyros, bei den Philiſtern und den abgefallenen Hebräern verehrt. Jeremias nennt ſie „Königin (Melechet) des Himmels." Als Ergänzung des düſtern ſtierhäuptigen Moloch trug ſie ein Kuhhaupt mit der Mondſichel. Während der Baaltis die Keuſchheit preisgegeben wurde, bewahrten ſie die Prieſterinnen der Aſtarte; ja ihre Prieſter und Verehrer gingen ſogar noch weiter und entmannten ſich häufig; jedenfalls mußten Erſtere ehelos bleiben. Oft geſchah dieſe Verſtümmelung unter der durch den Lärm des Aſtartefeſtes bewirkten Aufregung, nebſt anderen Selbſtpeinigungen, Geiſelungen und Verwundungen mit Schwertern und Lanzen. Dieſe Eunuchen trugen dann weibliche Kleidung und bemalten ſich, ließen ſich aber auch für ihre Leiden von den Gläubigen mit Speiſe und Gelt entſchädigen. Aſtarte ſtand in enger Verbindung mit Baal (wie natürlich die Sonne mit dem Mond) und heißt z. B. in phönikiſchen Inſchriften schem baal (Name Baals), p'ne baal (Angeſicht Baals). Es erinnert dies an die Vorſtellungen von Sonne und Mond als Geſichter. Wie dem Moloch wurden auch der Aſtarte Menſchen geopfert. Sie wird übrigens vielfach, namentlich im A. T., mit der Baaltis als Aſchera verwechſelt und vermengt, mit der ſie auch urſprünglich eines iſt. Demgemäß wurden auch, z. B. in Karthago, die Eigenſchaften beider Geſtalten auf eine Perſönlichkeit vereinigt. Als menſchgewordene Heroine hieß Aſtarte bei den Phönikern

*) Lukian, die ſyriſche Göttin 6. Juſtin 18, 5.
**) Lukian a. a. O. 4.

Dido oder Eliſſa, die in Karthago als düſtere Feuergöttin ein heiteres Spiegelbild in ihrer Schweſter Anna hatte; bei den Griechen iſt ſie die vom Stiere geraubte Europa. Die Reiſen der Dido und der Europa nach Weſten bedeuten zweifellos den Lauf des Mondes und wurden bei den Hellenen mit Bezug auf Jo, Helena u. ſ. w. noch mehr ausgemalt. Es gab übrigens bei den Phönikern auch androgyne Bilder, ſo z. B. Aſtarte und Melkart vereinigt, mit Bart.

Wie die genannten Götter Himmel und Erde, Sonne und Mond vorſtellen, ſo finden wir bei den Phönikern die Geſtirne, vorab die Planeten, in den Kabeiren (Kabirim), Kinder des Baal, wie in Aegypten (oben S. 313), bärtige, mißgeſtaltete, zwerghafte, arbeitende Gottheiten,*) wie die deutſchen Zwerge. Es waren ihrer ſieben untergeordnete und ein höherer, Esmun, d. h. der Achte, eine Zuſammenfaſſung jener, in Karthago als beſonderer Gott verehrt, von den Griechen mit Asklepios zuſammengeſtellt. Im Ganzen zählten die Syrer 22 Götter, welche ſie mit den 22 Buchſtaben ihres Alfabetes zuſammenſtellten. Damit ſtanden ſpätere gekünſtelte Theo- und Kosmogonien in Verbindung. Die ſyriſchen Götter wurden theils im Freien auf Bergen, theils in Tempeln verehrt, welche oft ſehr umfangreich waren. Von ihrer innern Einrichtung iſt indeſſen nicht viel bekannt und erhaltene Abbildungen laſſen wenig Kunſtaufwand dabei erſcheinen. In den Nuraghen, runden Thürmen auf Sardinien, werden Stätten des Baaldienſtes vermutet. Zahlreiche Statuetten und Geräte auf der Inſel Kypros legen von ägyptiſchen und aſſyriſchen Einflüſſen Zeugniß ab. Die Götterbilder waren roh und verzerrt, mit langgeſtreckten Köpfen, Hälſen und Leibern und verkrüppelten Gliedern, ſo lange nicht griechiſche Einwirkung ſtattfand.**)

Außer den erwähnten Menſchenopfern wurden ſelbſtverſtändlich noch zahlreichere Thieropfer gebracht, namentlich Stiere (Kühe nicht), Widder, Ziegenböcke, Tauben, Hühner, Gänſe (auch dieſe Vögel nur männlichen Geſchlechts), ſowie Erſtlinge der Feldfrucht und Opferkühen. Die Eintheilung der Opfer war dieſelbe wie bei den Hebräern (oben S. 403).

---

*) Gerhard, die Kunſt der Phöniker, in den Abhandl. der Akad. in Berlin, vom J. 1846, Tafel 4. 5.

**) Gerhard, die Kunſt der Phöniker, Abhandl. der Akad. d. Wiſſenſch. zu Berlin aus d. J. 1846, phil. u. hiſtor. Abh. S. 583 ff. — Die Sammlung Cesnola, beſchrieben v. Joh. Doell. Mém. de l'acad. impér. des sciences de St. Petersb., 7 ser., tome 19 No. 4. 1873.

B. Geſchichte und Verfaſſung.

Phönikien, in herrlicher Lage und glücklichem Klima zwiſchen dem Meere und dem Libanon, vorzüglich bewäſſert und äußerſt fruchtbar,*) war in hohem Maße geeignet, ſeine Bewohner zu einem ſeefahrenden, gewerbſamen und handeltreibenden Volke heranzuziehen. Die Phöniker, welche auf demſelben Wege wie die Hebräer (oben S. 377 und 386) vom erythräiſchen (jetzt perſiſchen) Meere einwanderten, waren zuerſt Nomaden wie die übrigen Syrer. Aber die vielen trefflichen Häfen des ſchmalen Küſtenlandes mit vorliegenden Inſeln, das Erz und Eiſen und das Bauholz der Wälder in den nahen Bergen, die Purpurſchnecken der Küſte, von deren Erzeugniß das Land ſeinen griechiſchen Namen erhielt, müſſen die Bewohner ſchon in den erſten Zeiten des dritten Jahrtauſends vor Chr. auf ihren wahren Beruf aufmerkſam gemacht haben; — im dreizehnten und zwölften Jahrhundert vor Chr. war bereits das Mittelmeer mit ihren Kolonien überſäet.

Die älteſte Geſchichte der phönikiſchen Städte iſt dunkel. Ohne Zweifel waren ſie indeſſen von den Eroberungen der ägyptiſchen Faraonen der 18. und 19. Dynaſtie betroffen und daher zeitweiſe unter ägyptiſcher Herrſchaft, welcher ſie auch ihre Kultur großentheils zu verdanken ſcheinen. Jedenfalls hat die phönikiſche Chronologie ihre Quelle in der ägyptiſchen; gleich dieſer rechnete jene, nach Afrikanus, gegen 30,000 Jahre ſeit der Weltſchöpfung. Seitdem indeſſen der erſte Stral geſchichtlichen Lichtes die phönikiſchen Städte trifft, finden wir ſie jede für ſich, wenigſtens in der Regel, unabhängig unter eigenen Königen. Dieſe Städte ſcheinen aus eben ſo vielen beſonderen Stämmen hervorgegangen zu ſein. In den älteſten Zeiten war wahrſcheinlich Sidon der mächtigſte und hervorragendſte der Seeſtaaten des Landes. Später trat Tyros (Sor), die nach Angabe ihrer Bewohner ſchon um 2750 vor Chr. gegründete, aber 1209 durch Sidon erneuerte Doppelſtadt (Palätyros am Feſtlande und die Inſelſtadt) an Sidons Stelle. Dieſe beiden wichtigſten Städte Phönikiens befanden ſich mit Sidons jüngerer Tochterſtadt Arados oder Arvad in einem engern Bundesverhältniß; denn ſie hatten einſt einen Staat gebildet, mit der Hauptſtadt Sidon, der ſich aber nachher in drei ſolche ſpaltete. Zwiſchen Sidon und Arados aber lagen zwei andere phönikiſche Seeſtaaten, welche nach manchen Angaben, namentlich den Lokalſagen, älter geweſen ſein ſollen als Sidon und Tyros, nämlich Berytos und Byblos, die Städte der bibliſchen Gibliten.

*) Movers, das phöniziſche Altertum (A. u. d. T. Die Phönizier II. Bd. 1. Th.) I. S. 247 ff.

In sicherer geschichtlicher Zeit kennen wir als ersten unzweifelhaften Herrscher in Phönikien den König von Tyros, Hiram, Sohn Abibaals, Zeitgenossen und Freund Davids und Salomo's (1001 bis 967 vor Chr.). Er ließ die beiden Inseln, worauf die neue Stadt Tyros und der Melkart-Tempel lagen, durch eine Aufschüttung zu einer einzigen Insel verbinden, bedeutend vergrößern, prachtvoll ausbauen und stark befestigen. Hirams Dynastie fiel mit seinem Enkel Abdastartos, der 951 vor Chr. ermordet wurde, und hatte, nach kurzer Wiederherstellung durch dessen feindliche Brüder (939—918) dasselbe Schicksal. Seit letzterm Jahre regirte ein Astarte-Priester Esbaal, der Vater der aus Israels Geschichte berüchtigten Jesebel. Dessen Enkeltochter war nach der Sage Elissa oder Dido, Gattin ihres Oheims Sicharbaal, eines Melkart-Priesters, den ihr Bruder Pygmalion ermordete, was sie zur Flucht nach Westen bewog, wo sie an der Stelle des schon um 1200 vor Chr. von Sidon aus gegründeten Alt-Karthago (phönik. Karthad-hadtha, griech. Karchedon), 814 oder 813 vor Chr. Neu-Karthago baute. Dido war aber, wie wir bereits sahen, eine Gestaltung der Astarte und jene Gründung das Werk einer aus Tyros auswandernden Partei, und zwar einer aristokratischen, welcher gegenüber Pygmalion als ein vom Volk emporgehobener Tyrannos und als dessen Werkzeug erscheint.*)

Schon 876 vor Chr. indessen war Phönikien von den Assyrern bedroht worden, welche unter Assurnazirpal bis zum Orontes und Libanon vordrangen und von sämmtlichen 5 phönikischen Königen Tribut empfingen. 842 vor Chr. fiel Damask in Salmanasars II. Macht. Die phönikischen Städte zahlten auch den folgenden assyrischen Herrschern Zins, bis 720 König Eluli es wagte, auf seiner Insel dem Assyrer Sargon zu widerstehen, der das ganze Festland von Phönikien mit Einschluß von Alt-Tyros bereits eingenommen und der Inselstadt entfremdet hatte, diese aber nach fünfjähriger Belagerung aufgeben mußte. Dafür nahm er den Tyriern ihre Kolonie Kittion auf Kypros. Eluli aber zog endlich 700 vor Chr. den Kürzern vor Sanacherib, der an der Stelle des Flüchtigen einen gewissen Itobaal als Vasallen einsetzte. Damit endete die Hegemonie von Tyros in Phönikien. Die Aufgabe des Widerstandes übernahm jetzt Sidon, fiel aber vor Asarhaddon. 667 mußte schon wieder Assurbanipal einen Aufstand der Phöniker, an dem sich wieder Tyros betheiligte, unterdrücken; am längsten trotzte Arados, bis auch es fiel und sein König durch Selbstmord endete. Nach dem Falle Assyriens warfen sich die Phöniker dem Farao Necho von Aegypten in die Arme, der aber 606 Syrien

*) Justin 18, 4. 6. Serv. ad Aen. I. 343. Movers phön. Altertum I. S. 352 ff. II. S. 135 ff.

verlor, das nun dem Babylonier Nabukudurruzur in die Hände fiel, und nach einer Belagerung von dreizehn Jahren wurde Tyros 574 genommen, größtentheils zerstört und der König Etbaal gefangen nach Babylon geführt. Das Unglück von Tyros war zum Vortheile von Sidon, das sich nun emporhob, während die heruntergekommene Nebenbuhlerin in Anarchie verfiel. Phönikien kam 537 unter die Herrschaft der Perser und verlor von da an seine Bedeutung; Sidon wurde 351 vor Chr. durch die Perser wegen Empörung und Tyros 333 durch Alexander d. Gr. zerstört. Trotzdem gelang es ihnen, sich wiederholt emporzuschwingen, — bis der Handel Alexandria's den ihrigen vernichtete. —

Die Verfassung der phönikischen Städte und Kolonien beruhte auf Abtheilung der Staatsangehörigen nach Ständen oder Klassen, und bot das älteste Beispiel jener durch das Uebergewicht einer Stadt gekennzeichneten Staatszustände, wie sie nachher in Griechenland und Italien, sowie im Mittelalter und in der Neuzeit Mitteleuropa's für die menschliche Kultur hochwichtig geworden sind. Die Lage der phönikischen Städte, zwischen Gebirg und Meer eingeengt, und daher auf Selbstthätigkeit und Unabhängigkeit hingewiesen, rief die Einrichtungen hervor, aus denen sich später überall die Republiken entwickelt haben. Unähnlich dem Kastenwesen in größern Reichen, in Indien und Aegypten, welches, wie wir sahen, aus verschiedenen Ursachen hervorging, aus religiösen, politischen, sozialen und nationalen, entstand die Klassentheilung in kleinen Staaten, in denen eine Stadt den Haupttheil ausmachte und das unbedeutende Gebiet eine untergeordnete Stellung einnahm, aus dem Rangverhältniß von Stadt und Land. Die Bürger der Hauptstädte größerer Reiche hatten als solche keine Vorrechte vor den Bewohnern kleinerer Städte und des Landes; wo aber der Staat nur um der Stadt willen da war, weil diese reicher, bedeutender und oft sogar bevölkerter war als ihr Gebiet, das in allen Verhältnissen von ihr abhing, da mußten die Bewohner der Stadt höher stehen, als die des dazu gehörigen Gebietes, und wieder die seit alter Zeit eingebürgerten Familien höher als die später in das Bürgerrecht aufgenommenen. Daraus ergeben sich drei Klassen, welche wir mit geringen Abänderungen in Tyros und Karthago, wie in Athen und Rom und wie in Venedig, Bern und Nürnberg finden.

Nähere Angaben über die phönikische Verfassung können wir beinahe nur aus denjenigen über die Verfassung der Kolonie Karthago schöpfen, von welcher auf jene des Mutterlandes geschlossen werden kann.*) Die Aristokratie, d. h. wol die Gesammtheit der Patrizier oder Altbürger, war hier durch dreißig Vornehmste, Principes oder

*) Movers, das phöniz. Altertum, I. S. 488 ff.

Proceres (Senatoren) vertreten, von denen wieder zehn (Archonten) eine höhere Stellung einnahmen oder einen engern Ausschuß bildeten. Wahrscheinlich waren jene dreißig Angehörige von ebensoviel Geschlechtern oder Genossenschaften, die wieder in drei Stämme gruppirt waren, von denen einer höhern Rang hatte als die beiden anderen. Wahrscheinlich gab es indessen noch einen weitern Senat oder Großen Rat von dreihundert oder gar sechshundert Mitgliedern. Außer der Aristokratie machte der Demos, das Volk, den Hauptbestandtheil der Stadtbevölkerung aus, und lag wie in Griechenland und Rom und im Mittelalter in öfterm oder beständigem Kampfe mit ersterer. Es waren die neueren Bürger, Plebejer, welche nach der Gründung der Stadt eingezogen, und ihre Nachkommen, oder auch die älteren, überwundenen Bewohner des Landes, die nun den Siegern unterworfen waren, oder endlich eine Mischung dieser beiden Klassen. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Aristokratie, in Folge ihrer Abgeschlossenheit und der gegen sie gerichteten Angriffe ab-, das Volk dagegen, besonders in Handelsstädten, durch Niederlassung Fremder zunehmen mußte. Letzteres geschah außerdem noch durch Freigebung der in sehr großer Zahl vorhandenen Sklaven, und zwar nicht nur freiwillig, sondern sehr oft durch gewaltsame Erhebung, verbunden mit dem Morde der Herren, so daß Alexander der Große 333 vor Chr. nach der Einnahme von Tyros alle Einwohner kreuzigen lassen konnte, weil sie von Sklaven abstammten. Zu den Sklaven gehörten nicht nur alle Dienenden, sondern auch die meisten Arbeiter und Handwerker, die Ackerbauer, die Matrosen und die Soldtruppen. Wahrscheinlich war der Demos nach den Gewerben und Berufsarten (was höhere Industrie und Handel betrifft, also z. B. Kaufleute, Purpurfärber, Glasmacher, Goldschmiede u. s. w.) in Zünfte oder Gilden eingetheilt. Noch tiefer als das Volk der Städte standen die Landbauer des Stadtgebietes außerhalb der Mauern, welche kein eigenes Besitztum hatten, sondern das der Aristokraten, der Priester und des Königs bebauten und, wenn sie Pächter waren, ihren Herren enorme Pachtzinse entrichten mußten, daher unter allen Umständen hartem Drucke preisgegeben waren und sich nicht stark von den Sklaven unterschieden.

An der Spitze der phönikischen Seestaaten befand sich der König, wie denn im Altertum in Syrien, bis zum Einbruche der Hebräer auch in Kanaan jede Stadt ihren König hatte, was sich aber mit der Zeit änderte, indem die größeren Städte die kleineren unterwarfen. Dennoch ist Syrien niemals eine Großmacht geworden, unterlag vielmehr derjenigen vom Tigris und Eufrat. Die Könige auch der vergrößerten syrischen Stadtgebiete hatten daher nicht viel Macht, weder nach Außen, noch demgemäß nach Innen und ihre Staaten befanden sich im Uebergange zur republikanischen Verfassungsform, die ihre

Wurzeln in Phönikien hat. Die phönikischen Könige leiteten ihren Stamm in Sidon, Tyros und Arados von Baal, in Byblos und Berytos von El ab; ihre Familien waren sehr zahlreich, in Sidon so zahlreich wie die Aristokratie. In den phönikischen Städten, namentlich in Tyros, scheint ferner die Königswürde der Wahl durch die Aristokratie unterlegen zu haben. Jedenfalls war von der letztern, in Tyros seit der Auswanderung der Edelinge nach Karthago aber vom Volke, der König abhängig und wol nur oberster Richter und Heerführer, also mehr ein aristokratisches, als ein monarchisches Amt. Die Souveränetät lag in den Senaten. Dagegen zeichneten sich die phönikischen Könige durch Glanz und Pracht aus. Sie trugen Purpurkleider, die ersten dieser Art, hatten ein zahlreiches Harem und einen glänzenden Hof. Ihre Einkünfte flossen aus ihren Krongütern und aus dem Handel.

In den phönikischen Kolonien, mit Ausnahme jener auf der Insel Kypros, herrschten nicht Könige, sondern bereits völlig republikanische Beamte, Sufeten („Richter"), in Karthago ihrer zwei; von denen einer höhern Rang hatte und die in der Regel aus verschiedenen Geschlechtern und auf ein Jahr gewählt waren; von den Griechen und Römern werden sie meist „Könige" genannt, doch ohne daß jemals königliche Befugnisse oder Handlungen von ihnen berichtet werden.

In Tyros und in Byblos, wo in der ältern Zeit dem Königtum eine Art von Theokratie vorangegangen zu sein scheint, hatten die obersten Priester stets fort neben den Königen die höchste Stellung im Staate inne, so auch in Paphos auf Kypros, wo König und Priester in verschiedenen Stadttheilen (Alt- und Neustadt) residirten. Auch in Tyros saß der König in der alten Stadt am Festlande und der Priester in der Inselstadt, in welche sich aber der König bei Kriegen ebenfalls zurückzog. Bei Opfern und Hauptfesten trugen die obersten Priester den königlichen Purpur. Ihre Einkünfte flossen aus ihrem Grundbesitze und aus den Zehnten, so daß sie vollkommen unabhängig dastanden. Sie waren oft die Seitenverwandten des Königshauses und ihre Würde erblich; ja sie schwangen sich mitunter sogar auf den Tron.

Die verschiedenen Städte von Gesammt-Syrien bildeten Gruppen mit gemeinsamen Vororten. Solche waren Hasor im alten Kanaan, Damask in Ost-Syrien (Aram) u. s. w. So bildeten auch Sidon, Tyros und Arados einen Bund mit dem Sitze in der gemeinsamen Stiftung Tripolis (Dreistadt) in welcher jede der drei Städte einen abgesonderten Stadttheil besaß. Hier tagte das Synedrion (Bundesrat), bestehend aus den drei Königen und je hundert Senatoren aus jeder Stadt. Zu gemeinsamen Unternehmungen stellte jede der verbündeten Städte hundert Schiffe. Doch ist weder das Alter dieser Einrichtung, noch das Verhältniß von Byblos und Berytos zu dem Bunde bekannt.

Vielleicht zählten letztere beide in der spätern Zeit zu den vielen, den drei Hauptstaaten unterworfenen kleineren Städten. Solcher hatte auch Karthago eine Menge unter sich. Städte, welche den Herrschenden als gefährliche Nebenbuhlerinnen erschienen, wurden sogar zerstört, um nicht mehr aufzukommen, so am Festlande Marathus vor der Inselstadt Arados (in der Zeit der Seleukiden). Im Ganzen zeigt der Charakter der phönikischen Stadtbevölkerung ein herzloses, gewinnsüchtiges Treiben, das auf die Rechte Anderer keine Rücksicht nahm, dessen Strafe aber nicht ausgeblieben ist.

C. Seewesen und Handel.

Dasjenige, wodurch die Phöniker für die Kultur der Menschheit Großes geleistet haben und worin ihre eigentliche geschichtliche Bedeutung liegt, ist die Schifffahrt und was damit zusammenhängt: die Gründung von Niederlassungen und der Handel. Auf diesen Erwerbszweig wurden die Phöniker wol zunächst durch die Fischerei geführt.*) Der Name Sidons (hebr. = Fischfang) zeigt, daß dies die erste bedeutende Fischergemeinde und damit auch die Geburtsstätte des phönikischen Seewesens und Handels war. Aber auch die Nebenbuhlerin Tyros legte sich die Erfindung des Fischfangs bei. Der letztere erforderte Fahrzeuge, und indem sich diese vervollkommneten, erstand das Seewesen jener Küste. Durch den Fischhandel aber entwickelte sich der Handel überhaupt, sowol zu Lande als zu Wasser, und dehnte sich erst auf die übrigen Erzeugnisse des eigenen Landes und dann auch auf diejenigen anderer Länder aus. Der älteste und bedeutendste Handel und Verkehr der Phöniker war indessen der zur See. Nach den Sagen dieses Volkes war das erste rohe Fahrzeug ein Baum ohne Aeste; dann band man die Stämme zu Flössen zusammen und endlich erfanden die Kabeiren das Schiff und ihre Nachkommen rüsteten Flotten aus.**) Jedenfalls sind die größern Fahrzeuge eine Erfindung der Phöniker, und zwar sollen die Handelsschiffe von den Tyriern, die Kriegsschiffe von den Sidoniern erfunden sein. Von ihnen haben sämmtliche Völker am Mittelmeer das Seewesen erlernt. Besonders befördert wurde die phönikische Schifffahrt durch den Ueberfluß des Landes an Schiffbauholz, namentlich auf dem Libanon, dessen Zedern und Kypressen sich dazu vorzüglich eigneten, und zwar erstere zu Kiel und Mast, letztere zu den Wänden (Ezech. 27, 5). Die Bergwerke des Libanon und von Kypros lieferten das Kupfer zum

*) Movers, das phöniz. Altertum, 3. Th., 1. Hälfte. Handel und Schifffahrt. S. 15 ff.

**) Movers a. a. O. S. 149 ff.

Beschlagen der Schiffe. Die gewöhnlichen Kauffahrerschiffe hießen Gauloi (Tröge, Wannen). Der Gaulos war rundlich und tief und von verschiedener Größe. Eine Abart davon sind die Hippoi, mit einem Pferdekopf am Vordertheil. Größere Waarenbeförderer waren die Tarsisschiffe, die zu den weitesten Fahrten dienten und prächtig geschildert werden. Sie trugen buntgewirkte Segel aus Byssos oder ägyptischer Leinwand. Die größern Schiffe hatten zum Behufe der Landung Barken mit Rudern im Gefolge. In den älteren Zeiten waren auch die Handelsschiffe mit Waffen und Mannschaft ausgerüstet, um vorkommenden Falles als Kriegsschiffe dienen zu können. Als sie aber zu groß und schwerfällig hierzu wurden, entstanden besondere Kriegsfahrzeuge. Selbe waren länglich und wurden durch Ruder in Bewegung gesetzt. Die ältesten hatten fünfzig Ruderer, je 25 auf einer Seite und in einer Reihe. Später gab es zwei-, drei- und vierreihige. Auf einem Fünfzigruderer konnten 500 Mann befördert werden. Die Ruderer saßen an den Seiten der Schiffe, die unteren Reihen bedeckt, die obern aber bald bedeckt, bald offen. Die Ruderschiffe hatten auch bisweilen Segel. Zur Zeit der Perserkriege hatte Phönikien 300 Trieren und 750 kleinere Kriegsschiffe, jede Gattung mit 60,000 Mann Besatzung und einem jährlichen Solde von 16 Mill. Mark. Die Stärke der Handelsflotte ist nicht bekannt. Die Schönheit der Schiffe, die Tüchtigkeit der Seeleute, die Ordnung und Mannszucht auf den Fahrzeugen waren im Altertum hochberühmt. Als Leitstern für die Berechnung der Lage diente den Phönikern der Polarstern. Ihre Steuerleute waren so geschickt, daß sie gegen den Wind zu fahren verstanden, und so fuhren sie nicht nur an den Küsten hin, sondern mitten durch die unabsehbaren Wogen. Sie befuhren aber das Meer nur von Mitte Februar bis gegen Ende Oktober. Was die Schnelligkeit ihrer Fahrten betrifft, so rechnete Herodot 1300 Stadien ($32^1/_2$ geogr. Meilen) auf 24 Stunden. Die gewöhnliche Schnelligkeit war aber nur 1000 Stadien (25 Meilen) in derselben Zeit. Es kamen jedoch Fahrten vor, welche die von Herodot angegebene Schnelligkeit um das Doppelte übertrafen. Eine phönikische Triere segelte doppelt so schnell, als ein griechisches Schiff, obwohl letztere noch schneller fuhren als die Venetianer im Mittelalter. Ja die phönikischen Schiffe kamen an Schnelligkeit den jetzigen Dampfbooten nahezu gleich.

Die Schifffahrt der Phöniker war die Voraussetzung ihrer Niederlassungen in anderen Ländern. Veranlaßt wurden sie zu solchen theils durch den Handel, theils durch politische und sociale Bewegungen in ihrer Heimat oder auch Kriege, welche eine Partei zur Auswanderung zwangen, theils durch Uebervölkerung des schmalen Küstengebietes, Erdbeben, Mißwachs, epidemische Krankheiten u. s. w. Mit den Einheimischen vereinigten sich auch benachbarte Fremde zur

Vielleicht zählten letztere beide in der spätern Zeit
drei Hauptstaaten unterworfenen kleineren Stä
auch Karthago eine Menge unter sich. Städte,
als gefährliche Nebenbuhlerinnen erschienen, w
nicht mehr aufzukommen, so am Festlande
stadt Arados (in der Zeit der Seleukid
Charakter der phönikischen Stadtbevöl
süchtiges Treiben, das auf die Recht
dessen Strafe aber nicht ausgeblieb

C. Seew

Dasjenige, wodurch
Großes geleistet haben
deutung liegt, ist die
Gründung von Niede
zweig wurden die

Der Name Sido
deutende Fischer
kischen Seewe
Tyros legte
forderte
das Se
sich de
sich
auf
F

ungig geworden, der Mutter-
wurden von allem Verkehr und
., um gehorsam zu bleiben. In alle
überdies die Kultur, Gesetzgebung und
verpflanzt.

, welche in verschie-
geworben wurden. Auch

Niederlassungen der Phöniker waren wol die im
schon längst vor der Herrschaft der Hykfos semitische
jedenfalls schon tief im dritten Jahrtausend vor Chr.
phönikische und zwar sidonische Erwerbung zur
war aber um 1400 vor Chr. die Insel Kypros, wo die
gründeten (die Semiten nannten das Eiland über-
Schon in grauer Zeit, wahrscheinlich schon seit etwa
kamen die Phöniker nach Griechenland und den
Inseln und brachten ihr Alfabet dahin, welche Thaten
aus Tyros als Vertreter seiner Landsleute zugeschrieben
dessen Züge aber die eines Sonnengottes sind, und dessen
sieben Thore nach der Zahl der Planeten hatte. In
fand der Kult des Melkart und der Astarte Eingang. Auf
war in der Sage von Europa und ihrem Sohne Minos und
Stierdienste die Erinnerung an die phönikische Niederlassung be-
lebhaft. An den griechischen Ufern wurden Purpurschnecken
gesammelt, Metalle gegraben, Sklaven und Thiere gekauft oder
erbeutet, Alles um Phönikiens Industrie (oben S. 383) zu nähren
und seinen Handel mit anderen Ländern zu beleben. Auch in Thrake
und am Schwarzen Meer (Bithynien und Paphlagonien) gab es
phönikische Ansiedlungen in Verbindung mit karischen. Etwa um
1100 vor Chr. sollen die Phöniker von den griechischen Inseln durch
die Dorier vertrieben worden sein. Weitere Fahrten gingen nach
Malta, dessen Nebeneiland Gaulos (Gozzo) einen phönikischen Tempel

*) Movers, das phöniz. Altertum II. S. 5 ff.

'on wurde Minoa gegründet, im Westen der Insel
'anormos. Im erzreichen Sardinien entstanden
'n. In Nordafrika wurden von Sidon aus
44) und Hippon angelegt, und aus dem
le, Büffelhörner, Elfenbein, Federn und
'orn und Früchte nach Hause geschafft.
Tyros war jenseit der Meerenge,
Gadeira (Gades, Cadix) mit einem
Aus dem jetzigen Andalusien,
zogen die Phöniker Gold, Silber,
Wein, Oel, Wachs u. s. w. Weiterhin
.ugen den Phönikern von ihrem dortigen
Niederlassungen an der Westküste Afrika's.
.e Schilderungen kannte das Altertum von ihren
.oßer Inseln im Westen, worunter wahrscheinlich die
lande und Madeira verstanden sind. Nordwärts ging
inninseln (Kassiteriden) im Kanal und nach Albion.
de an der Nordsee- und vielleicht auch an der Ostsee-

en des Mittelmeeres wurden ferner, besonders nach der
is Hellas, durch Tyros zahlreiche Kolonien auf Sardinien
uf den Balearen, in Spanien, Afrika (Utika und Neu-
ründet; doch seit dem achten Jahrhundert vor Chr. theils
echen, welche sich überall in Masse ansiedelten, weit in
gestellt, theils durch die gegen der Phöniker Gewalt-
örten Eingeborenen erobert. Im Osten brach sich der
er Phöniker ebenfalls Bahn, zuerst wahrscheinlich längs
it Babylon dessen Maße und Gewichte jene Seefahrer
ndert vor Chr. bereits in Gebrauche hatten. Sie wurden
die Vermittler alles Handels zwischen Aegypten, wo sie
e alte Niederlassung hatten, Mesopotamien und Arabien,
e eigenen Erzeugnisse brachten und gegen solche jener
uschten, die sie dann wieder dahin führten, wo man
(oben bei Aegypten S. 311). So betrieben die Phöniker
-, sondern auch Karawanenhandel zu Lande, durch die
zwar mit Eseln und Maulthieren, seltener mit Kamelen,
ienstleistung von Arabern. Sie wurden darin unter
den Israeliten durch Oeffnung der Wüstenwege und
e Oasenstation Tadmor unterstützt, während dagegen die
eiche die Karawanen durch Erhebung von Abgaben für
der Brunnen und Zisternen, der Wege und der Khane
und gleich den assyrischen und babylonischen Beamten
. Auch verbanden die Phöniker die Vortheile des nassen

Auswanderung. Von den phönikischen Kolonien selbst wurden dann aus denselben Veranlassungen wieder andere Kolonien gegründet,*) und auch unterworfene Volksstämme, zur Verhütung ihrer Auflehnung, dahin gesandt, und umgekehrt störrische Leute der Kolonien nach dem Mutterlande gebracht. Die Karthager ließen unter Hanno 30,000 vom Mischvolke der Libyphöniker nach Westafrika und Spanien überführen, und Hannibal versetzte Iberer aus Spanien nach der Umgegend von Karthago. Natürlich mußten die Niederlassungsorte zuerst mit Waffengewalt erobert und dann auch mit solcher erhalten werden und die Einwohner wurden ebenso hart behandelt wie die Landbauer in Phönikien selbst. Dazu dienten Söldnerheere, welche in verschiedenen Ländern und in den Kolonien selbst angeworben wurden. Auch mußten jene Kolonien, welche nicht unabhängig geworden, der Mutterstadt Truppenabtheilungen liefern und wurden von allem Verkehr und Handel mit Fremden abgesperrt, um gehorsam zu bleiben. In alle phönikischen Kolonien wurde überdies die Kultur, Gesetzgebung und Religion dieses Landes verpflanzt.

Die ältesten Niederlassungen der Phöniker waren wol die im Delta des Nil, wo schon längst vor der Herrschaft der Hykfos semitische Ansiedler saßen, jedenfalls schon tief im dritten Jahrtausend vor Chr. Die erste entschieden phönikische und zwar sidonische Erwerbung zur Niederlassung war aber um 1400 vor Chr. die Insel Kypros, wo die Sidonier Kition gründeten (die Semiten nannten das Eiland überhaupt Chittim). Schon in grauer Zeit, wahrscheinlich schon seit etwa 1500 vor Chr., kamen die Phöniker nach Griechenland und den griechischen Inseln und brachten ihr Alfabet dahin, welche Thaten dem Kadmos aus Tyros als Vertreter seiner Landsleute zugeschrieben werden, dessen Züge aber die eines Sonnengottes sind, und dessen Stadt Theben sieben Thore nach der Zahl der Planeten hatte. In Korinth fand der Kult des Melkart und der Astarte Eingang. Auf Kreta war in der Sage von Europa und ihrem Sohne Minos und im Stierdienste die Erinnerung an die phönikische Niederlassung besonders lebhaft. An den griechischen Ufern wurden Purpurschnecken gesammelt, Metalle gegraben, Sklaven und Thiere gekauft oder erbeutet, Alles um Phönikiens Industrie (oben S. 383) zu nähren und seinen Handel mit anderen Ländern zu beleben. Auch in Thrake und am Schwarzen Meer (Bithynien und Paphlagonien) gab es phönikische Ansiedlungen in Verbindung mit karischen. Etwa um 1100 vor Chr. sollen die Phöniker von den griechischen Inseln durch die Dorier vertrieben worden sein. Weitere Fahrten gingen nach Malta, dessen Nebeneiland Gaulos (Gozzo) einen phönikischen Tempel

*) Movers, das phöniz. Altertum II. S. 5 ff.

hatte. Auf Sikelien wurde Minoa gegründet, im Westen der Insel Eryx, im Norden Panormos. Im erzreichen Sardinien entstanden ebenfalls Niederlassungen. In Nordafrika wurden von Sidon aus Alt-Karthago (oben S. 444) und Hippon angelegt, und aus dem Lande Löwen- und Panterfelle, Büffelhörner, Elfenbein, Federn und Eier von Straußen, Alaun, Korn und Früchte nach Hause geschafft. Die erste bedeutende Kolonie von Tyros war jenseit der Meerenge, die aus der Thalassa hinausführt, Gadeira (Gades, Cadix) mit einem Tempel des Melkart (1100 vor Chr.). Aus dem jetzigen Andalusien, bei ihnen Tarsis, griech. Tartessos, bezogen die Phöniker Gold, Silber, Blei und Eisen, Fische, Getreide, Wein, Oel, Wachs u. s. w. Weiterhin im Atlantischen Ocean gelangen den Phönikern von ihrem dortigen Ruhepunkte Gades aus Niederlassungen an der Westküste Afrika's. Vielfach übertriebene Schilderungen kannte das Altertum von ihren Entdeckungen großer Inseln im Westen, worunter wahrscheinlich die kanarischen Eilande und Madeira verstanden sind. Nordwärts ging es zu den Zinninseln (Kassiteriden) im Kanal und nach Albion. Bernstein wurde an der Nordsee- und vielleicht auch an der Ostseeküste geholt.

Im Westen des Mittelmeeres wurden ferner, besonders nach der Vertreibung aus Hellas, durch Tyros zahlreiche Kolonien auf Sardinien und Korsika, auf den Balearen, in Spanien, Afrika (Utika und Neu-Karthago) gegründet; doch seit dem achten Jahrhundert vor Chr. theils durch die Griechen, welche sich überall in Masse ansiedelten, weit in den Schatten gestellt, theils durch die gegen der Phöniker Gewaltherrschaft empörten Eingeborenen erobert. Im Osten brach sich der Handelsgeist der Phöniker ebenfalls Bahn, zuerst wahrscheinlich längs dem Eufrat mit Babylon dessen Maße und Gewichte jene Seefahrer im 16. Jahrhundert vor Chr. bereits in Gebrauche hatten. Sie wurden mit der Zeit die Vermittler alles Handels zwischen Aegypten, wo sie in Memfis eine alte Niederlassung hatten, Mesopotamien und Arabien, wohin sie ihre eigenen Erzeugnisse brachten und gegen solche jener Länder austauschten, die sie dann wieder dahin führten, wo man ihrer bedurfte (oben bei Aegypten S. 311). So betrieben die Phöniker nicht nur See-, sondern auch Karawanenhandel zu Lande, durch die Wüsten, und zwar mit Eseln und Maulthieren, seltener mit Kamelen, und unter Dienstleistung von Arabern. Sie wurden darin unter Salomo von den Israeliten durch Oeffnung der Wüstenwege und Gründung der Oasenstation Tadmor unterstützt, während dagegen die arabischen Scheiche die Karawanen durch Erhebung von Abgaben für den Gebrauch der Brunnen und Zisternen, der Wege und der Khane ausbeuteten, und gleich den assyrischen und babylonischen Beamten Zölle erhoben. Auch verbanden die Phöniker die Vortheile des nassen

und des trocknen Verkehrs und versorgten auch den Osten mit den Erzeugnissen ihrer westlichen Handelsplätze und diese dafür mit solchen der Länder am Wüstenrande. So kamen ägyptische und chaldäische Geräte nach Etrurien, wo sie noch gefunden werden. Uralte Karawanenstraßen der Phöniker gingen ferner über die Landenge von Suez, und durch Palästina zum älanitischen Meerbusen; denn auch das Rote Meer und den Indischen Ocean befuhren sie, gelangten, mit Salomo verbündet, bis zu den Indosmündungen und übten, namentlich in religiöser Beziehung, großen Einfluß auf die Sabäer in Südarabien (Jemen) aus. Sie versorgten auch den Westen mit Arabiens Kamelen, Ziegen, Thierfellen zu Safian und Pergament, Ziegenhaaren, Datteln u. s. w. und brachten dafür Kleidungsstücke und Zeugstoffe, Pferde (die Arabien im Altertum noch nicht hatte), Wein, Weizen, Oel, Safran, Metalle, Gelt und Geräte aus Gold und Silber nach Arabien. Ja die Phöniker umschifften unter Farao Necho von Aegypten in zwei Jahren Afrika von Osten nach Westen, doch ohne daß diese That Folgen hatte oder damals in ihrer Bedeutung gewürdigt wurde (Herodot IV. 42).

Unter den Gegenständen des phönikischen Handels stehen als die wichtigsten Gold und Silber voran. Durch deren Erwerbung in fernen Ländern verschafften sie sich die Mittel, ihren Handel zu heben, indem sie dafür andere kostbare Waaren kauften. Silbergelt kommt bei den Phönikern zuerst vor.*) Durch den Handel der Phöniker wurde es in großer Menge über Vorderasien und Aegypten verbreitet, wo es früher höchst selten, ja viel seltener als Gold gewesen war. Gewonnen wurde es von den Phönikern in Spanien (Tarsis), das Gold aber in Ofir (oben S. 271), Afrika, Kypros u. a. Inseln des Mittelmeers, Thrake, Makedonien, Thessalien, Griechenland, Dalmatien, Italien, Gallien und Iberien, doch aus Bergwerken nur in letzterm Lande, sonst durch Verkehr mit den Eingeborenen. Das Silber brachten sie in Geltstücken in den Verkehr, das Gold in Barren oder Scheiben. Eine weitere bedeutende Handelswaare, aber keine die Menschlichkeit ehrende, bildeten die Sklaven. Durch ihre Habsucht luden sich die Phöniker den Schandfleck des Menschenraubes und Menschenhandels auf die Seele. Sie stahlen Knaben und Mädchen da wo sie Handel trieben und verkauften sie. In späterer Zeit, als der Handelsverkehr geordneter wurde, setzten Seeräuber fort, was früher die Kaufleute verübt; aber der Handel mit Sklaven dauerte stets fort und wurde für nichts unrechtes angesehen. Sklaven wurden in Phönikien eingeführt aus Syrien und Palästina, und nach Griechenland und Italien als Sänger, Tänzer, Flöten- und Zitherspieler

*) Movers, das phön. Altertum III. Th. 1. Hälfte. S. 27 ff.

beider Geschlechter ausgeführt, wo sie daher oft Syrus und Syra hießen. Aber es ging auch den umgekehrten Weg und Griechen und Griechinnen wanderten als Sklaven nach dem Morgenlande, sogar durch ionische Kaufleute, und gelangten bis in die Harems der persischen Schahe. Aus Kleinasien, besonders Kappadokien, kamen Sklaven nach Assyrien und Persien, ebenso Afrikaner nach Europa u. s. w. Die meisten aber wurden aus der Landschaft Pontos und vom Kaukasos eingeführt. Hier waren denn auch die Preise sehr niedrig (4 Drachmen das Stück = 3 Mark), in Aegypten und Syrien weit höher (50 Drachmen = 37½ Mark); doch kamen hier, nach dem Zeugniß der Profeten Joel, Amos und Jesaia auch sehr niedrige, ja Spottpreise vor, z. B. wurden Knaben um einen Hetärenlohn, Mädchen um Wein, arme Schuldner um ein Paar Schuhe, kriegsgefangene Juden um gar nichts verkauft, ja oft fanden sie nicht einmal einen Käufer. Das waren die Preise, welche die Sklavenhändler bezahlten; diese aber verkauften wesentlich theurer. Nach der Bibel (3. Mos. 27, 3 ff., 4. Mos. 3, 47 und 18, 16) galten unter den Hebräern kleine Mädchen 3 Schekel (7½ Mark), kleine Knaben 5 Schekel (12½ M.), Mädchen von 5—20 Jahren 10 Schekel (25 M.), Knaben desselben Alters 20 Schekel (50 M.), Frauen bis zu 60 Jahren 30 Schekel (75 M.), Männer dieses Alters 50 Schekel (125 M.), Greisinnen 10 und Greise 15 Schekel. Jetzt kostet in Mittelafrika ein Knabe von 10 Jahren 15, ein Mädchen 21 Mark, in Nubien von demselben Alter 60 und 75 Mark. Wein wurde sowol in Phönikien selbst in großer Menge und Güte gezogen, als von den Phönikern in allen Mittelmeer- und ihnen bekannten Oceanländern gekauft und verhandelt. Getreide konnte nicht für den Bedarf gepflanzt werden, wurde aus den Nachbarländern eingeführt und zum Theil weiter verkauft; es war ein Monopol der Könige. Großer Handel wurde auch getrieben mit Oel, Obst, Früchten, Fischen, Vieh, Pferden, fremden Thieren (Affen, Pfauen), fertigen Kleidern, Schmuckſachen, Gewürzen, besonders Weihrauch, Styrax, Zimmt aus Indien, Kassia, Narden und Myrren, Salben aller Art u. s. w.

Die Phöniker waren beinahe die einzigen Kaufleute des Alterthums und ihr Name ziemlich gleichbedeutend mit den von Handeltreibenden. Den Großhandel hatten die Könige und die Vornehmen in der Hand und Erstere hatten das Monopol mehrerer Waarengattungen. Besorgen ließen die Großhändler ihre Geschäfte oft durch Anleihen auf kaufmännische Unternehmungen und durch Handelsdiener (Sklaven oder Freigelassene). Meist aber fuhren die Kaufleute in ihren eigenen Schiffen selbst aus; die einen machten jährlich regelmäßige Handelsreisen, andere blieben Jahre lang abwesend, von Hafen zu Hafen ziehend, wieder andere ließen sich in der Fremde

nieder, um Handel zu treiben, und aus ſolchen Niederlaſſungen, welche ihre eigenen Tempel und Heiligtümer hatten, wuchſen manche Kolonien der Phöniker empor. So hatten dieſe auch ihre Quartiere und Bazare in Athen, Rom, Jeruſalem und anderwärts. Dieſe auswärtigen Handelsleute befaßten ſich theils mit Gelt- und Wechſelgeſchäften oder Bodmerei und Wucher, theils mit Reederei, Groß- oder Kleinhandel. Die geringſten unter ihnen waren Krämer oder gar Hauſirer, Fiſch-, Kleider- oder Sklavenhändler, Wechsler u. ſ. w. Aber auch als Purpurfärber, Salbenbereiter, Köche und Bäcker lebten Phöniker in fremden Handelsſtädten, ſogar als Bordellwirte, und dieſe Leute, mit Ausnahme der Großhändler und Reder, waren übelbeleumdet und verachtet. Sie waren auch zudringlich und auf Benutzung des Gaſtrechtes erpicht, namentlich bei Griechen und Römern. Die phönikiſchen Staatsbehörden beſtellten für Anſiedlungen ihrer Bürger in fremden Städten einen dortigen Eingeborenen als deren Sachwalter (Prozenos, Konſul), oder ein ſolcher wurde von der Behörde des Staates, in dem die Kolonie lag, aus deren Gliedern gewählt. Wo aber Phöniker aus verſchiedenen Staaten lebten, ſonderten ſie ſich von einander ab und bildeten verſchiedene Körperſchaften. Indeſſen gab es auch in Phönikien Niederlaſſungen fremder Kaufleute, namentlich Hebräer, Chaldäer, Perſer u. a. Zwiſchen den Phönikern und anderen Nationen beſtanden Handels- und Niederlaſſungsverträge.

Während die Hafenplätze Vereinigungspunkte der zur See reiſenden Phöniker waren, trafen ſich die zu Land Reiſenden bei großen Feſten und Jahresmeſſen an heiligen Orten, wo zugleich Pilger- und Handels-Karawanen zuſammenſtrömten, unter Zelten oder in Bazaren feilgeboten wurde und Karawanſerais die müden Wanderer aufnahmen, woraus oft Handelsſtationen wurden. Ein ſolches Feſt war in Mabug am Eufrat das der Wallfahrt zum Meere, wozu überallher das Volk zuſammenſtrömte und mit dem Wunderbild der aſſyriſchen Urania (Baaltis, Bilit) an das Meer zog, um Meerwaſſer zu holen und es im Tempel der Göttin darzubringen. Das Feſt wurde beſucht von Phönikern, Syrern, Aſſyrern, Babyloniern, Medern, Perſern, Indern, Aethiopen, Kappadoken, Kilikiern, Skythen und Griechen. Die Hin- und Rückreiſe dauerte einen Monat und war daher für den Handel und Verkehr Vorderaſiens von großer Wichtigkeit. Das Feſt iſt wahrſcheinlich, des Meerwaſſers wegen, von Phönikien ausgegangen, an deſſen Küſten es ſeine Heimat hatte.*) Auch am Tempel zu Jeruſalem und in deſſen Vorhof hatten die Phöniker ihre Buden, ſowol vor als nach der babyloniſchen Exilzeit. So wurde die Religion von den ſpekulativen Kaufleuten benutzt.

*) Lukian, Syr. Göttin 10. 13. 33. Movers a. a. O. S. 135 ff.

Sechstes Buch.

Das Gebiet des Eufrat und Tigris.

Erſter Abſchnitt.

Land und Volk.

A. Das Zweiſtromland.

Das eigenartigſte und von der Kultur anderer Länder und Völker unabhängigſte Gebiet Vorderaſiens iſt das keinen Geſammt-Landesnamen tragende, welches ſeine Gewäſſer dem Zwillings-Stromgebiete des Eufrat und Tigris zuſendet.*) Dieſes Strompaar erhebt das von ihm befruchtete Land zu einem ebenſo charakteriſtiſchen und bedeutenden Kulturreiche, wie dies der Hoang-ho und Yang-tße-kjang in Bezug auf China, der Ganges auf Hinduſtan, der Nil auf Aegypten thun. Es ſind zwei ebenſolche großartige Adern, die ihrer Umgebung Wolſtand und Bildung zuführten, welche ohne ſie eine Wüſte wäre und zu dem großen Wüſtengürtel gehören würde, der von der Sahel durch die Sahara, Arabien, Perſien und Turan bis zur Mongolei reicht, durch dies Zweiſtromland aber in viel wirkſamerer Weiſe unterbrochen wird, als durch das ſchmale Nil-Thal. Auch das Land, von welchem wir ſprechen, iſt daher ein Geſchenk ſeiner Ströme. Obſchon dies Land jetzt ſeine Bedeutung und Selbſtändigkeit verloren hat, während Aegypten ſie wieder zu gewinnen anfängt, ſo ſind dennoch alle Bedingungen dazu vorhanden, daß es in Zukunft wieder in die Reihe der Kulturländer treten könnte, d. h. nur in dem Falle, daß

*) Hauptwerk: George Rawlinson, the five great monarchies of the ancient eastern world or the history, geography and antiquities of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media and Persia. 2. Ed. 3 Vol. London 1871.

das alle Kultur niedertretende und allem Fortſchritte Hohn ſprechende Türkentum den verdienten Sturz erlebt.

Das Land des Eufrat und Tigris hat ſeine Stärke in der Ebene, welche im Nordoſten der ſyriſch-arabiſchen Wüſte ſich von Nordweſten nach Südoſten zieht und dem Laufe der genannten beiden Ströme folgt. An dem Gebirgslande, welches weiter nordöſtlich die nämliche Richtung einhält und als Tauros und Zagros mit ihren Verzweigungen den mittlern Theil der mächtigen Höhenkette einnimmt, die in mehreren Parallelzügen vom äußerſten Weſten Kleinaſiens nach dem alten Perſis zieht, um ſich dort in den Südrand des Hochlandes von Iran zu verlieren, hat unſer Kulturland wenig Antheil; denn das Quellgebiet unſerer beiden Ströme muß ſchon zu Armenien gerechnet werden, das wieder dem zuſammenhangenden Hochlande von Vorderaſien angehört.

Der Hauptſtrom, d. h. die größere der beiden Waſſeradern unſeres Kulturlandes, der Eufrat, aſſyr. Purat, hebr. Frat, perſ. Ufratauva, griech. Eufrates, arab. Fürad, entſpringt im armeniſchen Hochlande in zwei Quellarmen, dem weſtlichen Eufrat oder Karaſu, nahe der Waſſerſcheide zum Schwarzen Meer und Kaſpiſee, und dem Mürad, ſüdöſtlich davon, zwiſchen den Waſſerſcheiden zum Kaſpi- und zum Wanſee, welche vereinigt in ſchauerlichen Schluchten den Tauros durchbrechen. Nach dem Durchbruche nähert ſich der Eufrat dem Mittelmeer und kommt in ſeiner weſtlichſten Biegung der Grenze zwiſchen Kleinaſien, Syrien und dem Tigris-Eufratlande nahe; etwas weiter ſüdlich aber wendet er ſich nach Südoſten, um nun entſchieden in dieſer Richtung zu verbleiben. Seine bedeutendſten Nebenflüſſe ſind der Bilichos (Belik), der bei Rakka, und der nahe dem Bette des Tigris entſpringende Chaboras (Chabur) mit mehreren Zuflüſſen, der bei Karchemis mündet. Die Länge des Eufrat beträgt 373 geogr. Meilen; er kommt alſo der Donau (380 g. M.) ziemlich nahe, ſchiffbar iſt er von Sumeiſat (Samoſata) an.

Der zweite Strom unſeres Kulturlandes, der Tigris, (welcher wegen ſeines ſchnellen Laufes gleich dem ſchnellen Tiger vom perſ. Worte für „Pfeil“ (Tigra) den Namen haben ſoll, akkad. Bar- Tiggar, aſſyr. Idiglat oder Diglat, aram. Digla, hebr. Hiddekel, arab. Didſchleh, auch Schatt, d. h. Fluß), entſpringt am Südrande des armeniſchen Hochlandes, nur durch eine ſchmale Gebirgskette, den öſtlichſten Theil des Tauros, vom Wanſee getrennt, fließt parallel dem öſtlichen Eufrat (Mürad), nimmt dann einen zweiten Quellfluß auf, der in entgegengeſetzter Richtung aus der Nähe des Eufrat herkommt, und ſchlägt, mit ihm vereinigt, die ſüdöſtliche Richtung ein, die er dann beibehält, indem er fortwährend vom kurdiſch-perſiſchen Gebirge oder Weſtrand des eraniſchen Hochlandes her durch Bergflüſſe geſpeiſt wird, unter

denen die aus der Nähe des Urmiasees kommenden: Großer und kleiner Zab, sowie der südöstlichere Gyndes (Dijala), die bedeutendsten sind. Bei Sippara kommen sich der Eufrat und Tigris auf wenige Stunden nahe und wurden dort im Altertum durch mehrere Kanäle verbunden, die jetzt vertrocknet sind. Dann entfernen sie sich wieder von einander, doch nicht mehr so weit wie früher; der Tigris sendet einen Arm (Schatt-el-Haih) zum Eufrat; aber auch der andere (Schatt-el-Amarah), der im Altertum eine eigene Mündung in den weiter in's Land eindringenden persischen Meerbusen hatte, verbindet sich jetzt mit dem Eufrat zum Schatt-el-Arab, der nun weiter unten in jenen Golf fällt und in die manigfach verzweigten Arme seines nunmehrigen Delta den Choaspes (Kercha) und Euläos (Kuren) mit dem Pasitigris aufnimmt, die möglicher Weise einst auch eigene Mündungen hatten. Der Tigris ist 255 geogr. Meilen lang, übertrifft daher den Ganges (240) und den Don (240) beträchtlich. Schiffbar wird er bei Mosul (Ninive).

So ist das Tigris-Eufratland zum überwiegenden Theile flach, und zwar im Nordwesten, vom Gebirge Masios, das die Quelle des Tigris vom Eufrat trennt, bis zu der Stelle herab, wo sich Tigris und Eufrat am nächsten kommen, eine hohe, öde, von Hügelketten unterbrochene, theilweise vulkanische Spuren tragende (Schwefel, Basalt und Lava), mit Salzseen versehene und baumlose Steppe, von dort an aber, gegen Südosten, eine weite, unübersehbare Ebene mit braunem und fettem Boden, bis zum Golf herab. Dieses Land bildete in ältesten Zeiten den östlichen Theil von Aram oder Syrien. Soweit es sich zwischen beiden Hauptströmen befindet, heißt es nach dieser Lage hebr. Aräm Naharain, d. h. Land der beiden Flüsse, arab. Al Dschesireh, d. h. die Insel, griech. Mesopotamien, und zerfiel durch die Annäherung beider Ströme in ihrem Mittellauf in das obere und untere. Der westlichste Theil des obern, in der Biegung des Eufrat, heißt Haran, der mittlere Gozan. Die Landschaft am obern Tigris, zwischen dessen beiden Wasserscheiden, hieß von Alters her Assyrien, im Lande selbst Assur, pers. Athura; der Name dehnte sich jedoch mit der Zeit auch über das obere und untere Mesopotamien aus. Die Landschaft südwestlich vom untern Eufrat hieß Chaldäa (Kaldi), nach der Hauptstadt aber dies und das untere Mesopotamien zusammen oder das untere Tigris- und Eufrat-Land überhaupt, das Sinear der Hebräer, mit wechselnden Grenzen — Babylonien. Doch hieß auch dies in seinem ganzen Umfange in späterer Zeit Chaldäa. Das Land östlich vom untern Tigris hieß Elam (assyr. Ilantal, griech. Elymiotis), oder nach der Hauptstadt Susiana.

Dieser ganze Länderinbegriff umfaßt ohne die von seiner eigenartigen Kultur nur wenig beeinflußten Gebirgsländer im Norden und

Nordoſten 7770 Quadratmeilen, d. h. etwa die Größe von Nordeutſchland oder die zehnfache der Schweiz (oder ein Zehntel des eigentlichen China).

Das Klima des Landes iſt in der Ebene ein glühend heißes im Sommer, in der Nähe der Gebirge aber kühler; im Winter iſt es mäßig mit nur gelindem Froſt, aber ſcharfen Nordwinden. Die äußerſten Wärmemeſſerſtände in Chaldäa ſind + 30 und + 120° F., in Aſſyrien aber — 10° und + 120° F. Während Aſſyrien an großer Trockenheit leidet, beſteht in Chaldäa der Winter in einer Regenzeit, die faſt vom November bis Mai dauert. Im Sommer iſt Regen ſehr ſelten, und der Himmel meiſt wolkenlos. Doch bringen die Dünſte in dieſer Zeit oft das Zauberbild der Kimmung hervor. Der Eufrat und Tigris überſchwemmen das Land periodiſch, doch in weit geringerm Maße als der Nil. Bei der Schneeſchmelze in den Bergen, zu Anfang oder Mitte April beginnt das Anwachſen und dauert nur bis im Juni, wo die größte Hitze eintritt. Von dieſen Ueberſchwemmungen, von denen jene des Tigris oft gefährlich ſtatt wolthätig werden, bleiben nicht ſelten Seeen zurück, die namentlich im Süden von Babylon, längs dem Eufrat bis gegen die Stromvereinigung hin, zahl- und umfangreich ſind. Beide Ströme ſchwemmen viel Schlamm an und ihr Delta vergrößert ſich daher fortwährend und wächſt in 66 Jahren etwa um eine engliſche Meile (im Altertum ſchon in dreißig Jahren). Dieſes angeſchwemmte Land war natürlich in früherer Zeit noch ſumpfiger als jetzt und höchſt ungeſund, ja verpeſtet, und mit ungeheuern Binſen von zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe beſetzt. Im Gegenſatze hierzu waren die der arabiſchen Wüſte näher liegenden Gegenden von Sandbergen bedeckt, die der Wind von der Wüſte zuſammengeweht hatte, litten an Waſſermangel und waren von der Sonne ausgetrocknet.

In Bezug auf die Vegetation iſt das Land größtentheils gleich den urbaren Theilen Arabiens beſchaffen, nur ungleich fruchtbarer, ja im Altertum war ſeine Fruchtbarkeit ſprichwörtlich, was übrigens auf den größten Theil von Aſſyrien keine Anwendung findet.

Das Land nährt im Ganzen wenig Bäume, nicht ſehr häufig ſind Feigen, Oliven und Wein; dagegen beſitzt es Ueberfluß an Getreide und Dattelpalmen, ſoweit es bewäſſert iſt. Auch erzeugt es Melonen, Kaſtanien, Aepfel, Zitronen und Orangen. Das Korn trug im Altertum fünfzig- bis hundertfältige, ja in beſonders begünſtigten Lagen zweihundertfältige Frucht. Hirſe und Seſam wachſen zur Höhe von Bäumen. Das Schilfrohr wächſt 14 bis 15 Fuß hoch und dient den Bewohnern beinahe zu ſo vielerlei Zwecken wie der Bambus in China und der Papyros am Nil. Aſſyrien liefert Eichen, Silberpappeln, Nußbäume und Sykomoren zu Bauholz. Aus den Palmen

wird eine Art Brot, Wein, Essig, Honig, Kuchen und alle Arten von Gewebe bereitet, ihre Kerne von den Schmieden statt der Kohlen benutzt, zermalmt auch als Viehfutter zur Mast verwendet. Assyrien und Babylonien waren einst so reich, daß sie den Persern jährlich vier und eine halbe Million Mark an Tribut bezahlten, und diese Zahlung wird als ein Drittel des Ertrages aus dem ganzen Reiche berechnet. — Das Land ist noch jetzt fruchtbar; aber es wird von — Türken regirt, und damit ist genug gesagt! Der Schritt dieser Barbaren schafft Paradiese in Wüsten um. Von Thieren ist die Seidenraupe zu erwähnen; eine schreckliche Landplage ist die Heuschrecke, welche in Myriaden mit dem Winde kommt und in kurzer Zeit die blühendsten Gegenden in Wüsten verwandelt, dann Skorpionen, Taranteln u. s. w. Die Flüsse und Sümpfe sind reich an Fischen. An größeren Thieren bringt das Laad besonders Hunde, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Kamele hervor; auch eine prächtige Rasse von Pferden. Mesopotamien und die benachbarten Gebirgsländer beherbergen Löwen, Leoparden, Hyänen, Luchse, wilde Katzen, Hasen, Schakale, Füchse, Wölfe, Wildeber, Hirsche, Steinböcke, Gazellen, Büffel, wilde Esel, Stachelschweine u. s. w. Von Vögeln durchfliegen Geier, Adler, Eulen, Falken die Luft, nisten Nachtigallen in den Bäumen, durchschwärmen Störche, Pelikane, wilde Schwäne, Gänse und Enten u. s. w. die Ufergegenden. Ehemals durchliefen auch Strauße die Ebenen.

B. Assyrer und Chaldäer.

Die Bewohner des Tigris- und Eufratgebietes im Altertum gehörten verschiedenen Völkerstämmen an. Die ursprüngliche Bevölkerung Assyriens ist ethnologisch nicht bestimmt einzugliedern. Das alte Chaldäa hingegen war überwiegend von Hamiten bewohnt, die man auch, weil nach der Bibel der dortige erste König Nimrod als Sohn des Kusch erscheint, Kuschiten nennt. In geschichtlicher Zeit jedoch war das herrschende und wol die Hauptmasse bildende Volk in Assyrien ganz oder beinahe ganz und in späterer Zeit auch in Babylonien oder Chaldäa überwiegend von semitischer Abstammung und bildete die östliche Gruppe der semitischen Stämme. Manche Kenner der Keilinschriften, wie Lenormant, sind der Meinung, daß die Urbevölkerung beider Länder der turanischen oder ural-altaischen Abtheilung der mongolischen Rasse angehöre, also stammverwandt mit den Finnen und Türken und vor den Hamiten und Semiten im Lande gewesen wäre. Man nennt diese Völkerschaft die Akkadier nach einer Stadt Akkad in Chaldäa, welche sowol von der Bibel (1. Mos. 10, 10), als

von einheimiſchen Inſchriften genannt wird und ſtets im Titel der babyloniſchen Könige (Könige von Sumir und Akkad) vorkommt, deren Trümmer aber nicht aufgefunden ſind.*) Bewieſen iſt eine Berechtigung zu dieſer Bezeichnung noch nicht völlig, welche übrigens ſo viel heißen ſoll als „Bergbewohner" (da Akkad von den Aſſyrern mit „Berg" erklärt wird). Sind daher die „Akkad" eines mit den Völkern nicht-ſemitiſcher Zunge in Chaldäa, ſo müſſen ſie aus einem Berglande gekommen ſein, welches allerdings im Hochlande Mittelaſiens liegen mag. Dafür ſpricht auch, daß Chaldäa ſchon in älteſter Zeit die Metallbearbeitung kannte, über deren Erfindung durch Turanier, die ihre Sitze an den erzreichen Gebirgen des Altai und Ural hatten, kaum ein Zweifel walten kann.**) Sei dem, wie ihm wolle, — jedenfalls iſt die Bevölkerung von Chaldäa eine ſtark gemiſchte; ebenſo ſicher iſt aber auch, daß ſeit der Zeit, da Chaldäa in nähere Berührung mit Aſſyrien trat, die Kultur der Tigris- und Euphrat-Länder im Ganzen ein vorwiegend und bezeichnend ſemitiſches Gepräge erhielt. Auf den erhaben gearbeiteten Bildnereien der aſſyriſchen Paläſte tritt uns überall die ächt ſemitiſche Geſichtbildung entgegen. Die Leute ſind ſtark gebaut, muskelfeſt, von regelmäßigen Zügen, mit gebogener Naſe, hervortretendem Kinn, niederer Stirne und ſtarkem Haar- und Bartwuchs.

Die Kleidung war bei den alten Chaldäern ſo einfach wie die der Aegypter; ſie beſtand beim Volke in einer kurzen leinenen Tunika bis zu den Knieen, wozu noch etwa bei kälterer Witterung ein wollener Mantel über die Schultern kam. Die Vornehmen trugen längere Gewänder, der römiſchen Toga nicht unähnlich und wie dieſe über die Schulter geworfen. Einhüllender war die Kleidung in Aſſyrien; denn das Klima iſt ſchon ein nördlicheres und Berge liegen nahe. Die Leute kleideten ſich in Baumwolle, doch wahrſcheinlich nahm der Aufwand auch Seide aus China und Wolle in Anſpruch. Die Gewänder der Vornehmen waren bunt gewirkt und geſtickt, und mit Quaſten und Franſen beſetzt. Purpurblau war die beliebteſte Farbe. Das eigentliche Grundkleid war ein langes Hemd mit kurzen Aermeln, bei den höhern Ständen ohne Gurt und bis auf die Füße, beim Volke mit Gurt und blos bis zu den Knieen. Die Frauen, die auf aſſyriſchen Abbildungen ſehr ſelten vorkommen, trugen lange Kleider mit Gürteln, die bei den höheren Ständen reich verziert waren. Die häufiger abgebildeten babyloniſchen Frauen waren in lange und ſehr

*) Vergl. Duncker, Geſch. des Altert. I. S. 193. Ménant, Babylone et la Chaldée, Paris 1875, p. 45 ff. Schrader, Art. Babylonien u. Chaldäa im Handwörterb. des bibl. Altert., Bielefeld u. Leipz. 1875. Maspero, hist. anc. p. 131 ff.

**) Lenormant, Anfänge der Kultur I. S. 70 ff.

enge Gewänder gehüllt, die vorne offen und unten gefranſt waren; der obere Theil des Kleides ging nur über eine Schulter; um das obere Ende und am vordern Saum war es ebenfalls gefranſt. Eine Binde hielt das Haar feſt, das hinten aufgebunden war. Bei den vornehmeren Perſonen hatte das lange Hemd am untern Rand eine koſtbare Verzierung ringsum, die mit dem Rang an Breite und Pracht zunahm. Bei den Hofbeamten kam darüber eine umgeſchlungene eingefranſte Schärpe, die mit dem Aufwand an Breite wuchs. Der erſte Miniſter trug eine breite Binde um die Bruſt. Die Könige und Prieſter allein hatten das Vorrecht, mantelartige Obergewänder von reicher, ſchmuckvoller Arbeit zu tragen, die in Form und Ausſchmückung verſchieden waren. Symboliſche Figuren und Sterne waren die beliebteſte Schmuckzeichnung.

Als Kopfbedeckung trugen die Vornehmen turbanartige Kopfbinden, das Volk aber ging in bloßem Kopfe oder mit einer einfachen Mütze. Eigentümliche hohe Mützen trugen Prieſter und Muſikanten. Die Vornehmen hatten Sandalen an den Füßen, die bei Aufwand bemalt waren; das Volk ging barfuß. In ſpäterer Zeit kamen, mit kürzeren Hemden, Schnürſtiefel und Beinkleider auf.

Das Haar wurde mitten auf dem Kopfe geſcheitelt und in Locken geordnet, der Bart ganz wachſen gelaſſen. Bei den höheren Ständen der Aſſyrer wurde er außerdem an den Wangen gekräuſelt, unter dem Kinn aber kunſtvoll geflochten und gelockt, ſo daß er aus einer Menge nebeneinander hängender und unter ſich in Abſätzen verbundener Streifen beſtand. Das Volk trug den Bart ungekünſtelt und kürzer; in Aſſyrien waren nur die Verſchnittenen und manchmal die Prieſter bartlos.

Auf den Schmuck wurde bei den Aſſyrern, namentlich in der ſpätern Zeit, ſehr viel verwendet. Es gehörten dazu Färbemittel, beſonders für das Haar, Salben, Oele, Schminken, dann eigentliche Schmuckſachen aus Gold und Silber, welches aus den Gebirgen von Hochaſien durch den Handel nach dem Eufrat und Tigris gelangte und hier von geſchickten Künſtlern zu feinen und geſchmackvollen Geſchmeiden verarbeitet wurde, zu Armſpangen, Ringen, Diademen, Ohrgehängen u. ſ. w., die in Aſſyrien ſowol Männer als Frauen trugen, in Babylonien aber nur die Frauen. Letztere bedienten ſich metallener Spiegel und eines Ueberfluſſes an Salben u. a. Schönheitsmitteln. Nach Herodot trugen die Babylonier ſtets einen Sigelring und einen Stock mit ſich. Die Länder des Tigris und Eufrat hatten Mangel an Steinen und es wurden daher dort Ziegel zum Bauen verwendet. Dieſes Material hat zur Folge, daß nur von größeren Städten und auch in dieſen nur von größeren Gebäuden (Paläſten) Ueberbleibſel vorhanden ſind, von denen auf die ehemalige Beſchaffenheit

der assyrischen und babylonischen Bauten geschlossen werden kann. Die Ziegel wurden aus Sand- und Schlammmassen geformt, zum Behufe größerer Haltbarkeit Binsen und Röhricht darein geknetet, an der Sonne getrocknet oder im Feuer gebrannt, mit den Namen der Herrscher versehen und mit Erdpech oder Mörtel verbunden, zwischen die einzelnen Lagen aber Mattengeflechte gelegt. In Assyrien, das die Gebirge näher hatte, aber dennoch, weil von Chaldäa her besiedelt, an den Ziegeln festhielt, wurden wenigstens Unterbaue aus Kalkstein (Muschelkalk) errichtet, aus welchem auch Bildhauerarbeiten gefertigt wurden. Zur inneren Ausschmückung der Paläste verwendete man Alabasterplatten, die man an die Quadersteine mit eisernen, kupfernen oder hölzernen Klammern befestigte. Als Bauholz benutzte man den Maulbeerbaum, dann auch Palmen, Zedern und Kypressen. Die assyrischen und babylonischen Häuser hatten gleich den ägyptischen flache Dächer, auf denen Pflanzen angebracht wurden, und Galerien um die Stockwerke mit Säulen und Pfeilern. Die Thüren waren meist doppelt und drehten sich um Pfeilerachsen. Die größeren Häuser hatten meist Gärten zur Seite, die von Mauern umschlossen waren. Das Landvolk lebte wahrscheinlich unter Zelten und saß auf niederen Blöcken.

Die Städte des Eufrat- und Tigris-Landes waren größtentheils an den Strömen errichtet, und zwar die bedeutendsten von ihnen in Assyrien am obern Tigris und in Babylonien am untern Eufrat. Dort lag Ninive und hier Bab-Ilu, d. h. Thor Gottes, griech. Babylon, die riesigen Hauptstädte der zwei Reiche unseres Kulturlandes, die Jahrhunderte hindurch im Kampfe um die Oberherrschaft lagen.

Ninive (Ninâ), die spätere Hauptstadt Assurs lag gegenüber dem heutigen Mossul am linken (östlichen) Ufer des Tigris, (die ältere, Assur oder Asur, weiter südlich am rechten Ufer), da wo derselbe das Bergland eben verläßt, um ganz der Ebene anzugehören. Die vorhandenen Trümmer bilden jetzt Hügel, welche die Ebene unterbrechen; die wichtigsten von ihnen sind: der nordwestliche Palast von Nimrud, die von Kujundschik, Khorsabad, Keremles u. a. Die Stadt bildete ein ungeheures aber unregelmäßiges längliches Viereck; der Verfasser der Geschichte des Profeten Jonas nennt sie „drei Tagereisen groß." Ob damit der Umfang oder die Zeit, sie in allen Theilen zu durchwandern gemeint, ist ungewiß. Griechische Schriftsteller schätzen jede der längeren Seiten auf 150, jede der kürzeren auf 90 Stadien, die Höhe der Ringmauer auf hundert Fuß und die Breite derselben so, daß darauf drei Wagen nebeneinander fahren konnten. Fünfzehnhundert Thürme, jeder zweihundert Fuß hoch, sollen die Stadt bewacht haben. Da sie jedoch in dieser Ausdehnung einen zehnmal größern Raum eingenommen hätte als London und die genannten

vier Trümmergruppen ſich nach ihren Ueberbleibſeln als Plätze beſonderer wenn auch ein großes Ganzes bildender Städte ausweiſen, ſo will Rawlinſon (I. p. 250 ff.) blos die Gruppe von Kujundſchik nebſt dem benachbarten Hügel Nebbi Yunus (Grab des Jonas) als Reſte von Ninive gelten laſſen, welches, nach dieſem Umfange zu ſchließen, eine Bevölkerung von etwa 175,000 Seelen gehabt hätte. Die Ruinen von Nimrud wären demnach jene des alten Kalah, die von Khorſabad jene von Dur-Sarrukin (von Keremles ſcheint der alte Name unentzifferbar zu ſein). Als andere bedeutende Städte von Aſſyrien nennt die Geneſis (10, 11. 12) Rehobot, Ir, Kalah und Reſen. Bedeutende Trümmer bietet auch der Platz Bavian im Gebirge. Babylon (hebr. Babel), die Hauptſtadt Babyloniens oder Chaldäas, wenigſtens ſeit 2000 vor Chr. bedeutend und die größte Stadt, welche das Morgenland je beſaß, lag auf beiden Seiten des Eufrat und bildete ein Viereck, von dem jede Seite nach Herodot 120, nach Kteſias nur 90 Stadien maß und deſſen Mittelpunkt ungefähr die heutige kleine Stadt Hillah (größtentheils am rechten Ufer) bildet. Der Eufrat durchfloß die nordweſtliche und die ſüdöſtliche Ecke der Stadt. Dieſe war von einem breiten waſſerreichen Graben und hinter dieſem von einer 50 königl. Ellen breiten und 200 Ellen hohen Mauer mit hundert ehernen Thoren umgeben. Die bedeutendſten Paläſte und Tempel Babylons lagen auf dem linken Ufer. Dort befand ſich am Strome und nahe der nördlichen Mauer die Königsſtadt (Akropolis), deren nördlichſten Theil die Ruine des Tempels des Marduk, heute Babil genannt, bildet. Andere Trümmer der Königsſtadt ſind Al Kaſr (die Burg), die ehemalige Reſidenz der chaldäiſchen Könige, und der Hügel des Amram ibn Ali, den man für die Reſte der ſog. „hangenden Gärten der Semiramis" hält. Ein zweiter Palaſt ſtand auf dem rechten Ufer und war Alexanders des Großen Aufenthalt. Südlich davon, 12 Kilometer von Hillah, ſteht die von den Arabern Birs-Nimrud (d. h. Nimrods Thurm) genannte Ruine, nahe dem ſüdweſtlichen Winkel der Stadt, in dem Quartier Barzip oder Borſippa, ein Sand- und Ziegelhaufen, 235 engl. Fuß hoch, mit terraſſenförmigen Abſtufungen, — wahrſcheinlich Herodots Tempel des Belos, (genauer des Bel-Nebo). Ob nun dieſes Gebäude zu der hebräiſchen Sage vom Thurme zu Babel Anlaß geboten oder vielmehr die oben erwähnte Ruine Babil, iſt ungewiß. Nach Herodot waren die Straßen der Stadt gerade, alſo wol ſchachbrettförmig, und die Mauern bogen an den Stromufern um, und ſetzten ſich längs dieſen als Wälle fort. Die Straßen beſtanden nicht aus eng anſchließenden Häuſern, ſondern es lagen Gärten zwiſchen denſelben; nach Curtius war ein bedeutender Raum innerhalb der Mauern um die eigentliche Stadt zur Anpflanzung mit Getreide beſtimmt, um bei Belagerungen

nicht Mangel zu leiden. In der erwähnten Königsstadt hat man Spuren einer Uferstraße (Quai) gefunden. Beide Ufer waren durch eine 5 Stadien lange und 30 Fuß breite, auf Pfeilern von 12 Fuß Abstand ruhende steinerne Brücke mit Zugbrücken von Zedern- und Palmenholz, durch die man den Uebergang Nachts zu sperren pflegte, sowie durch einen Tunnel unter dem Strome verbunden.*) Als andere alte Städte in Babylonien nennen die Hebräer Erech (das heutige Warka, südlich von Babylon) Akkad und Kalneh; Berosos nennt Sippara (der späteren Juden Sefarvaim, d. h. Schriftstadt) und Larancha. Die älteste Stadt war wahrscheinlich Ur (die Feuerstadt),**) jetzt Trümmer von Mugheir. Die Bevölkerung des alten Babylon durfte, der Größe nach, gegen eine Million gehabt haben. Wie stark bevölkert das gesammte Tigris- und Eufrat-Land gewesen, ist nicht zu ermitteln; jedenfalls war es weit stärker bewohnt als jetzt, wo es höchstens zwei Millionen zählt.

Die Beschäftigung der Einwohner unseres Kulturlandes bestand theils in Ackerbau, (mit sehr einfachem Pflug, davor zwei Ochsen gespannt), nebst Garten-, Obst- und Weinbau, theils in Viehzucht, theils in Jagd und Fischerei. Die Jagd war so beliebt, daß der erste fabelhafte König Chaldäas, Nimrod, als „großer Jäger vor dem Herrn" bezeichnet wurde. Sie ging auf Löwen, Büffel, wilde Esel, Hirsche, Antilopen, Steinböcke u. s. w. und es wurden starke, kühne Hunde dazu verwendet. Fische, eine Lieblingsspeise des Volkes, fing man mit Angeln an Leinen ohne Rute. Obschon die Gebirge Assyriens fast alle Metalle hervorbringen, war doch der Bergbau nie mit Eifer betrieben. Der hauptsächliche Unterhalt der Städtebewohner bestand in Handel und Gewerben. Ueber die Art der letzteren und die Fertigkeit derer, die sie betrieben, geben die beste Auskunft die von den Assyrern und Babyloniern benutzten Geräte. Zu Gefäßen wurde vorzugsweise Kupfer oder Bronze verarbeitet; in Ninive sind deren eine Menge gefunden, die als Koch- und Speisegeräte dienten und eine Größe bis zu sechs Fuß Durchmesser hatten, eine Größe, welche der Menge der vom Hofe gespeisten Personen zu entsprechen scheint. Sie sind meist kreisrund, theils mit festen, theils mit beweglichen Henkeln versehen, auch mit nur einer oder ohne Handhabe, entweder glatt oder verziert und zwar gravirt oder mit getriebener Arbeit in allerlei Figuren von Menschen, Thieren, (besonders Löwen und Gazellen), Arabesken u. s. w. geschmückt. Zur Unterlage der

*) Schrader, Art. Babel u. Bab. Thurm im Handwörterb. des bibl. Altert. Rawlinson II. p. 510 ff. Ménant, Babylone, p. 177 ff. Curt. V, 1, 4. 5. Herod. I. 178—181. Diod. II. 8—10. Strab. XVI. 1.

**) Rawlinson I. p. 16.

Kochgeschirre dienten Dreifüße in Gestalt von Löwen- und Stierfüßen. Außerdem wurden gläserne und alabasterne Geschirre gefunden. Von den ohne Zweifel goldenen und silbernen Tafelgeschirren der Könige sind natürlich nur geringe Ueberbleibsel vorhanden. Neben denselben waren auch bronzene und irdene Schalen im Gebrauche. Becher und Schalen waren oft unten mit Thierköpfen verziert. Aus großen Vasen füllte man mit eigenen Schöpfgefäßen die Getränke in die Becher. Ueberhaupt waren die assyrisch-babylonischen Gefäße von einer Kunstfertigkeit, welche die ägyptischen weit übertraf. Namentlich waren die Chaldäer in der Töpferei sehr geschickt und brachten an Gefäßen und Lanzen kunstreiche Verzierungen, besonders in Menschen- und Thiergestalten an. Aus älteren Zeiten finden sich noch steinerne Messer u. a. waffenartige Gegenstände.

Die Assyrer und Chaldäer saßen bei Tische, die Füße hangen lassend, auf hohen, fast bis an den Rand der Tafel reichenden Stühlen. Flüssige Lebensmittel wurden mit Löffeln oder aus Schalen und Bechern genossen, feste mit den Fingern ergriffen. Bei Gastmälern saßen die Gäste je 4 an einem kleinen Tische. Beim Essen wurde aufgespielt und Blumen hereingebracht. Im Trinken scheint man nicht sehr mäßig gewesen zu sein. Die Hauptnahrung der Aermeren bestand in Früchten, besonders Datteln und Ziegenmilch, an Gewässern in Fischen; die Reicheren aßen Weizenbrot, Wildpret, Fische und tranken Wein.

Auch die Möbel waren kunstreich gefertigt. Tische und Stühle waren mit Menschen- und Thierfiguren, Blumen, Früchten und allerlei Schnörkeln, oft von Metall, verziert. Schnitzwerke von Elfenbein und Perlmutter fehlen nicht. Besonders kostbar erscheinen Trone und Lehnstühle. Im Uebrigen hatten die Möbel große Aehnlichkeit mit den entsprechenden ägyptischen. Die Betten wurden mit bunt gefärbten und gewirkten syrisch-babylonischen Teppichen gedeckt.

Als Tonwerkzeuge waren Trompeten, Hörner, Doppelpfeifen, Flöten, Zithern, Lauten, Sambuken, Handtrommeln, Harfen, Leiern, Zimbeln, Glocken u. s. w.; als Spielgeräte Würfel aus Bronze mit goldenen Augen im Gebrauche. Musikbanden zeigen die Denkmale oft; es wurden auch Gefangene als Spielleute verwendet. Die Banden zählen 3 bis über 20 Personen mit verschiedenen Instrumenten, dabei auch Weiber und Kinder, welche singen und in die Hände klatschen. Man sieht auch Taktschläger abgebildet.

Auch in den Tigris- und Eufratgegenden kamen als Tauschmittel erst metallene Barren und Ringe und wol nicht vor der persischen Herrschaft gemünztes Gelt vor. Man wog die Waaren auf schön gearbeiteten Waagen mit Schalen. Gewichte, welche man fand, hatten die Gestalt von Löwen mit Ringen am Rücken, aus Kupfer,

einen Zoll bis einen Fuß lang. Die Maße und Gewichte wurden nach den Zahlen 12 und 60 eingetheilt.

Zur Fortbewegung auf dem Lande dienten Pferde, Kamele und Wagen mit niedrigen Rädern, deren sich die Frauen bedienten. Die hauptsächlichen Verkehrswege im Lande waren jedoch die Flüsse. Die darauf gebrauchten Fahrzeuge waren rund, schild- und muldenähnlich, bestanden aus einem starken, dicht mit Fellen überzogenen Rutengeflecht und wurden von zwei Männern mit Rudern fortbewegt. Daneben waren die noch jetzt in jener Gegend angewendeten Flösse mit untergebundenen luftgefüllten Schläuchen (deren sich auch die Schwimmer bedienten, um nicht zu sinken) im Gebrauche. Außer den Flüssen dienten der Schifffahrt auch die zahlreichen Kanäle, welche die alten Könige Chaldäa's und Assyriens zwischen dem Eufrat und Tigris graben ließen und die Wasserbecken, vielmehr Seeen, in welche das Stromwasser, besonders bei Babylon, abfließen konnte, um keine Ueberschwemmungen anzurichten. Jene Kanäle, die „Wasserbäche" der Juden, schufen dem Lande seine großartige Fruchtbarkeit.

Der Handelsverkehr war besonders lebhaft mit Phönikien, dem Eufrat nach, daher auch der Zusammenhang zwischen der Kultur und besonders Religion beider Länder höchst deutlich vorliegt.*) Es wurden namentlich aus Mesopotamien Zeugstoffe nach dem Mittelmeere gebracht, und ein großer Theil der indischen und chinesischen Erzeugnisse kam über den Tigris und Eufrat nach Syrien. Hingegen gingen Phönikiens Erzeugnisse nach Assyrien und Babylonien und die ägyptischen Waaren über Phönikien ebendahin. Ninive und Babylon waren außerordentlich belebte Handelsplätze und gaben vielleicht durch die Menge der dort gehörten Sprachen zur Sage vom Thurmbau Veranlassung. In diesen und vielen anderen Städten des Landes unserer beiden Ströme waren phönikische Kolonien angesessen. Drei Handelsstraßen führten von Aegypten und dem Mittelmeere her nach dem Eufrat, den sie an seinem obern, mittlern und untern Laufe erreichten. Die erstere ging durch Palästina und Syrien nach dem alten Uebergangsorte Thiffach (Thapsakos) am Eufrat und dem Welthandelsplatze Haran (Ezech. 27, 23). Die zweite führte aus Phönikien über Tadmor nach Babylon, mit einer Reisezeit von 14 Tagen, die dritte in 20 Tagen aus der phönikischen Seestation Kasion in Aegypten zum Eufrat-Mündungslande. Phönikische Handels- und Kultstätten im obern Mesopotamien waren Edessa, Nisib, Kalneh und Eden, im untern Kilmad und Assur (eigentlich Sura, jetzt Essurijeh). Die Handelsschifffahrt auf dem Eufrat wurde vorzüglich durch Phöniker betrieben. Waaren, welche aus Assyrien und Babylon auf diesen

*) Movers, das phön. Altert. III. 1. S. 236 ff.

Handelsstraßen ausgeführt wurden, waren Elfenbein, Narde, Betel, Edelsteine, Korallen, Byssos, Stickereien, Teppiche, chinesische Seide, Bombyx; nach den Tigris- und Eufrat-Ländern wurden aus Phönikien Purpurstoffe, Zedernholz, Silber, Zinn, Oel und Wein gebracht. Durch diesen Verkehr kamen auch assyrische Kolonien nach Westen, so z. B. Gileads Hauptstadt Gadara u. a. Plätze im Ostjordanlande. Durch die syrischen Lande standen Assyrien und Chaldäa denn auch mit Arabien und namentlich mit dem regen Handelsvolke der Sabäer in Verbindung, wo nach einer Sage Semiramis Kolonien gestiftet haben sollte und wo auch assyrisch-babylonische Sitten gefunden wurden. Auch auf dem persischen Meerbusen bestanden Verbindungen zwischen Babylon und Südarabien. Aus demselben erhielt ersteres Perlen und durch denselben aus Indien Elfenbein, und es hatte dort eine Kolonie, Gerra, ein bedeutendes Emporium. Stromaufwärts dagegen bestanden Handelswege nach und von Armenien.

Von dem Familienleben der Assyrer und Babylonier-Chaldäer erzählen die vorhandenen Zeugnisse nichts; vom weiblichen Geschlechte ist bei den Letzteren anzunehmen, daß es sich ziemlich frei bewegte; dafür sprechen Abbildungen von Frauen im Tempel, im Garten 2c., die Existenz von Priesterinnen und die Erzählungen Herodots von den noch zu erwähnenden Mylitta-Opfern und von dem Gebrauche, die heiratsfähigen Jungfrauen in den Städten des Landes zu versteigern (I. 196. 199). Dagegen wurden in Assyrien nur Königinnen der Ehre würdig erachtet, bildlich dargestellt zu werden. Es erhellt daraus, daß ein strenges Haremleben herrschte und die Frauen als Sklavinnen behandelt wurden, wie sie auch in dem Gedichte „Istar's Höllenfahrt" genannt werden. Schon dies kennzeichnet den Charakter der Bevölkerung als rauh und hart, und daß er auch grausam war, beweisen die steten Kriege, welche die Könige vom Tigris und Eufrat führten und der unaufhörliche Kampf und Haß zwischen Assyrien und Chaldäa, der stets nur mit Unterjochung der Unterliegenden und rücksichtloser Zerstörung ihrer Hauptstädte endete, wovon die traurigen Spuren noch heute im Sande der Wüste emporstarren. Doch fehlen nicht Beispiele von Milde und Großmut. Auch benahmen sich die Assyrer gegen Feinde, wie gegen wilde Thiere, mutig und tapfer. Sie waren ferner sehr bigott und fanatisch, außerordentlich sinnlich und zum Praktischen hingeneigt. Im Privatleben werden sie als falsch und betrügerisch geschildert, wie auch als hochfahrend. Jenes sagen zwar nur ihre Feinde, die Juden; dieses hingegen beweisen die Inschriften, die voll von Selbstüberschätzung sind. Nach den Aussagen der Griechen und Römer waren sie schwelgerisch im höchsten Grade. Ihre hinterlassenen Denkmale zeigen ebenso sehr ihre verhältnißmäßigen Fortschritte in der Kunst, wie ihre bedeutenden

Kenntniſſe, beſonders in der Mathematik und den verwandten Wiſſenſchaften. Die Chaldäer ihrerſeits waren unternehmend, geſchickt im Handel, gleichzeitig zum Geiz und zur Verſchwendung hinneigend, vergnügungsſüchtig und ſchwelgeriſch, im Kriege tapfer und umſichtig, erſteres bis zur Tollkühnheit, dabei aber grauſam und blutdürſtig, ferner gleich den Aſſyrern hochfahrend, abergläubig und bigott. Dagegen werden ſie als ehrlich und ruhig geſchildert. Großartig war ihre Vaterlandsliebe. Stets empörten ſie ſich gegen das aſſyriſche und ſpäter gegen das perſiſche Joch und empfingen den gewaltigen Makedoner feſtlich als ihren Befreier. Ihr künſtleriſcher Standpunkt war ziemlich jener der Aſſyrer, die aber von ihnen in Wiſſenſchaft und Literatur, namentlich in der Geſtirnkunde weit übertroffen wurden. Die Todten wurden, da von Verbrennung keine beſtimmten Spuren zeugen, wahrſcheinlich in der Regel begraben und ihnen Trank und Speiſe für den Weg in das Jenſeits mit in das Grab gegeben. Es gab drei Arten der Beſtattung. Nach der erſten legte man die Todten in gemauerten Grabgewölben auf Schilfmatten, der Kopf auf einem Ziegelſtein, von verſchiedenem Hausgeräte umgeben. Nach der zweiten Art barg man die Leichen mit ihren Geräten in aus Thon gefertigte Gehäuſe und begrub ſo einen oder auch zwei Leichname zuſammen in die Erde. Endlich kam es auch vor, daß man ſtatt jenes ſargartigen Gehäuſes zwei mit den Oeffnungen gegen einander gekehrte Thonkrüge nahm, die Leiche mit ihrem Vorrate darein barg und ſie dann mit Asfalt zuſammenfügte.

Zweiter Abſchnitt.

Die Religion.

A. Die Mythenwelt.

Die Religion der Chaldäer und Aſſyrer unterſcheidet ſich von anderen Naturreligionen vorzüglich dadurch, daß ſie in entſchiedenerer Weiſe als andere den Charakter einer Geſtirnverehrung trägt.*) Der Begriff „Gott" wird darum auch in der dortigen Keilſchrift durch einen achtſtraligen Stern ausgedrückt: Weil der Geſtirne eine große Menge iſt, ſo waren auch die Götter Babylons (denn

*) Schrader, Art. Aſſyrien im Handwörterb. des bibl. Altert. S. 107 ff.

dies ist der eigentliche Mittelpunkt der Kultur für Chaldäa und für das jüngere assyrische Reich) sehr zahlreich. Natürlich aber konnten die wichtigsten Götter keine anderen sein, als die ehemaligen sieben Planeten und unter diesen wieder Sonne und Mond. Die Sonne und ihr Gott hießen beide Samas, der Mond und sein Gott beide Sin (in Assyrien steht letzterer auf einem Halbmond und hat einen solchen über sich). Bei den eigentlichen Planeten hatten Weltkörper und Gottheit verschiedene Namen. Den Merkur (Sachvis) regirte Nabu, die Venus (Dilbat) eine Göttin, die als Morgenstern Istar, als Abendstern aber Bilit hieß (die phönikische Baaltis und Astarte). Istar ist auf einem Löwen stehend abgebildet und hält einen Ring oder einen Stab mit dem Mondzeichen. Der Saturn (Sakus oder Kewan) war dem Adar heilig, der zugleich Feuergott war und dessen Beiname Malik (König, zusammen hebr. Adrammelech) dem Moloch der Kanaaniten den Namen gab. Sein Bild war das in Babylonien und Assyrien so häufig angetroffene symbolische Ungeheuer mit Stierleib, Adlerflügeln und Menschenkopf. Der Jupiter (Mustaril) hatte zum Gotte den Merodach oder Marduk, der auch den Ehrennamen Bel trug und mit dem Gotte dieses Namens vermengt wurde. Mars endlich (Nibianu) hieß als Gott Nergal und stand dem Krieg und der Jagd vor. Sein Bild soll der geflügelte Löwe mit Menschenkopf sein. Ueber diesen Planetengöttern stand der Gott des Himmels, Anu (bei der assyrischen Kolonie in Samarien Anammelech, d. h. Anu ist König). Ihm war die heilige Zahl der Babylonier, 60, als Zeichen gegeben; denn jeder Gott hatte eine Zahl, Anu aber die höchste. Als Gattin steht ihm zur Seite Anatu, die Göttin der Erde, persisch Anahit, in Syrien mit Astarte vermengt, abgebildet auf einem Löwen stehend, mit Pfeil und Bogen. Eine Dreiheit mit Anu bilden: Bel (Bil), auch Emu, Ilu, der „Herr der Erde," der Vermittler zwischen den Göttern und Menschen, mit vier Stierhörnern abgebildet, der in Phönikien als Baal zum Sonnengotte wurde,*) — und Ea, Hea, der Meer- und Wassergott, der fischleibige Gott Oannes des Berosos, welcher, zwischen der Schöpfung und der Flut siebenmal unter verschiedenen Namen erscheinend, den Menschen Sprache und Wissenschaft, Ackerbau, Religion und Künste lehrte; denn auch Hea ist mit einer Fischhaut über Kopf und Rücken abgebildet. Eine zweite Dreiheit bilden die Sonne, der Mond und der Gott des Donners und Dunstkreises, Bin oder Rimmon, abgebildet mit dem Dreizack des Blitzes. Die hier genannten Götter nun wurden, mit Beifügungen oder Weglassungen, aber nach verschiedenen Quellen in sehr verschieden-

*) George Smith, the Chaldaean account of Genesis, 2. ed., Lond. 1876, p. 58. Schlottmann, Art. Baal im Handwörterb. des bibl. Altert.

artiger Aufzählung, wobei gleichnamige mitunter auch in abweichender Bedeutung angeführt sind, auf die heilige Zahl zwölf, als die der Monate und Thierkreiszeichen gebracht und in Chaldäa als die „zwölf großen Götter" (bei Diodor II. 30 die zwölf „Fürsten der Götter") verehrt. Auch wurden sie unter sich in manigfachen genealogischen Verbindungen verknüpft und beinahe jedem Gotte eine Gemalin gegeben, über welche Verhältnisse jedoch keine ganz sichere und allgemein anerkannte Angaben vorhanden sind. Ebenso wenig fest stehen die manigfachen Beinamen der Götter, welche oft Vielen gemeinsam und für die Einzelnen nicht charakteristisch sind. Eine Menge weiterer Götter, von denen aber meist wenig oder nichts als der Name bekannt ist, übergehen wir.

Als gemeinsame That der Götter wird in babylonischen Legenden, die abschriftlich in der Bibliothek Assurbanipals zu Ninive gefunden wurden, die Weltschöpfung angegeben. Die umfangreichste dieser Legenden, von welcher bis jetzt nur wenige Bruchstücke vorliegen, scheint zwölf Tafeln umfaßt zu haben und das Vorhandene zu dem Schlusse zu berechtigen, daß je eine der sieben ersten Tafeln sich auf eine von ebenso vielen Abtheilungen oder Perioden der Schöpfung beziehe. Soweit bis jetzt geurteilt werden kann, entsprechen diese Abtheilungen den Schöpfungstagen der hebräischen Genesis, an welche letztere zudem mehrere Ausdrucksweisen erinnern. Dieser chaldäische Schöpfungsbericht, dessen übrige Theile auch den Sündenfall und einen Kampf zwischen den Göttern und den Mächten des Bösen zu enthalten scheinen, ist jedenfalls älter als die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. und ausführlicher als der hebräische, der ein Auszug davon sein könnte.*) Eine andere babylonische Schöpfungslegende ähnelt mehr der von Berosos erzählten, nach welcher Bel der Schöpfer wäre.**)

Soweit ist das assyrische Götterſystem eines mit dem babylonischen. Mit der Zeit bildeten sich jedoch Verschiedenheiten zwischen beiden Landestheilen aus. Als höchsten Gott verehrte Assyrien keinen der genannten babylonischen Götter, sondern seinen eigenen unter dem Landesnamen Assur (Asur, der „große Gott"). Die Könige riefen ihn um Erhaltung des Trones und Sieg der Waffen an. Er trug einen gehörnten Helm, Pfeil und Bogen und ein Ring umgab ihn; die Füße unterhalb der Knie waren unsichtbar; auf beiden Seiten hatte er Adler-Flügel, während der untere Theil in Schwanzfedern

*) Smith, Chald. Genesis, p. 61 ff. Auf einem chaldäischen Sigel im brit. Museum sieht man einen Mann und eine Frau auf beiden Seiten eines Baumes, an welchem Früchte hängen, und hinter der Frau eine Schlange; ebendas. S. 87.

**) Smith a. a. O. p. 106 f. Vergl. ebendas. S. 40 f.

eines Vogels auslief. Auf Schlachtenbildern erscheint er schwer bewaffnet. Neben sich hat er häufig Sonne, Mond und sieben Sterne. Außerdem riefen begreiflich die Assyrer und Babylonier je nach ihrem Geschmacke bald diese, bald jene Götter mehr an, wozu noch zahllose Geisterschaaren kamen. Sieben solche Geister wurden sowol in des Meeres Tiefe, als in des Himmels Aether versetzt; sie waren weder männlich noch weiblich, kannten weder Gesetz noch Sitte und erhörten weder Gebete noch Wünsche.

Der Aufenthalt der letzteren, sowie der abgeschiedenen Seelen war die Unterwelt, das Reich der Verwesung, ganz von Staub bedeckt, wo eine besondere Herrscherin, die chaldäische Hel, Bilit Irzit, die Fürstin der Erde regirte. Wer dahin kam, kehrte nie wieder zurück, wenn es nicht die Götter besonders gestatteten, die Schatten „flogen dort umher gleich Vögeln," lebten von Staub und Lehm und sahen kein Licht. Dieser furchtbare Aufenthalt wird näher geschildert in einem assyrischen Gedichte. Die Heldin desselben und wie es scheint eines bedeutenden Kreises assyrischer Mythenwerke ist die Göttin Istar,*) die Herrin des Morgensternes, wie als Astarte und als Tochter des Mondgottes Sin, zugleich Mondgöttin. Sie erscheint als Witwe des „Sohnes des Lebens". Denken wir an den syrischen Adonis, dessen Geliebte Astarte war, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier mit dem hingeschiedenen jungen Sonnengotte (Adonis-Osiris-Phaeton-Balder) zu thun haben, um den die verlassene Mondgöttin trauert. In dieser Trauer verlangt sie, nach der Unterwelt hinabzusteigen; denn der Mond muß ja untergehen. Sie kommt an das Thor der Unterwelt und verlangt dessen Oeffnung; sonst werde sie es zerbrechen und die Todten sich erheben lassen, um die Lebenden zu verschlingen. Der Wächter des Thores meldet sie zuerst bei der Höllenfürstin an; es wird ihr geöffnet, in der Absicht sie zu verderben. Die Hölle hat aber sieben Thore. Am ersten wird der Göttin die Krone abgenommen, am zweiten die Ohrgehänge, am dritten das Halsgeschmeide, am vierten der Mantel, am fünften der Gürtel, am sechsten die Arm- und Fußspangen und am siebenten ihre letzte Hülle. (In sieben Tagen verliert der abnehmende Mond seine Gestalt). Sie trifft nun feindlich mit der Höllenfürstin zusammen, weil diese Personifikation des Todes ihr den Gatten entrissen. Beide sind aber zwei Seiten eines Wesens, Istar der Morgenstern oder der aufgehende Mond, Bilit der Abendstern oder untergegangene Mond, jene die Göttin des Lebens und der Liebe, diese die des Todes und des Hasses. Die Höllenfürstin gebietet nun ihrem

*) Schrader, die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylon. Epos. Nebst Proben assyr. Lyrik. Gießen 1874.

Diener Namtar (die Seuche), der Istar Krankheiten an sieben Körpertheilen zu schaffen (Kopf, Herz, Hüfte, beide Augen und beide Füße), wol die sieben Tage des verborgenen Neumondes. Während aber Istar in der Hölle ist, die Liebesgöttin, fehlt Thieren und Menschen der Fortpflanzungstrieb; da regt Samas, der Sonnengott, bei den Göttern ihre Entlassung aus der Hölle an, welche auch Sin, der Mondgott und Ea, der Wassergott bewilligen. Es wird von letzterm ein Bote abgesandt, sie aus der Hölle abzuholen, worüber deren Herrscherin vor Wut vergehen will. Aber Istar muß entlassen werden, nachdem ihr die Wasser des Lebens eingegeben sind, um sie zu heilen, und sie erhält von Namtar, der sie wieder zurückführt, an jeder der 7 Pforten (als zunehmender Mond) das dort abgegebene Kleidungsstück wieder.

Der zweite Gatte Istars ist Izdubar (wie der ideographische Name nach seinen Elementen einstweilen gelesen wird), der assyrisch-chaldäische Hauptheros, nach Ansicht der Assyriologen ein Feuergott und daher natürlich auch ein Sonnengott, die Sonne auf dem Höhepunkte ihrer Kraft. Von ihm handelt eine ganze Reihe von epischen Dichtungen in ursprünglich zwölf Tafeln. Wie von Herakles und Sigfrid, erzählt die Mythe auch von ihm einen Drachenkampf (jeder Mythendrache ist die Nacht), wobei zwei schöne Frauen verwendet werden, das Ungeheuer herbeizulocken, das sie verschlingen will, aber erlegt wird (der Drache, der Sonne und Mond verschlingt, erscheint auch in anderen Sagen). Anderswo erscheint Izdubar als großer Jäger auf Löwen und Büffel, und wieder als siegreicher Kriegsheld in Kämpfen, mit Landesfeinden. Merkwürdig ist, daß Izdubar nach den Keilschriften über vier Städte herrscht, wie Nimrod in der Genesis; hier heißen sie: Babilu, Erech, Surippak und Nipur. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der sog. Izdubar derselbe nationale Heros Chaldäa's ist, dessen Ruhm unter dem Namen Nimrod die Hebräer nach Westen trugen und daß letzterer Name sich einst aus dem jetzt noch nicht entzifferten Zeichen ergeben wird. Aber auch dieser glorreiche Sonnenheld, der Gatte der gefeiertsten Göttin, ist nicht sicher vor den Unbilden des Lebens. Er ist krank und fürchtet den Tod; daher wünscht er sich Unsterblichkeit und will die Anleitung zu solcher von einem Menschen erfahren, dem die Götter sie verliehen hatten. Warum er sie nicht durch den Einfluß seiner Gattin von den Göttern selbst sich zu verschaffen sucht? Es wäre ein vergebliches Beginnen; denn die Sonne muß untergehen. Jener mit der Unsterblichkeit begabte Mann aber ist niemand anders als der chaldäische Noah, Chasisatra, und von des Izdubar Besuche bei diesem handelt das neu aufgefundene chaldäische Gedicht von der Sintflut, die elfte Tafel der Izdubar-Legenden umfassend. Die Reise zu Chasisatra geht zu

ff auf dem Eufrat vor sich. Izdubar, von Ur-Bel begleitet, :t den Gesuchten an des Stromes Mündung und fragt ihn nach Grunde seiner Unsterblichkeit. Chasisatra antwortet, daß er selbe r Frömmigkeit verdanke und erzählt (freilich nicht ohne bedeutende :n in der betreffenden Handschrift) den Hergang bei der großen , wie der Gott Ea ihm das zur Bestrafung der Menschen wegen Sünden herannahende Verhängniß angezeigt, wie er auf dessen hl ein großes Schiff gebaut, in dasselbe alle seine Habe, aber alle männlichen und weiblichen Diener und die jungen Männer Heeres, sowie die Hausthiere und die wilden Thiere mitgenommen . Ein Sturm habe sich darauf auf Befehl des Sonnengottes as durch den Sturmgott Bin erhoben, begleitet mit Blitz und ner, Götter und Geister seien in den Kampf gerückt, alles Lebende ernichten, die Ueberschwemmung habe bis zum Himmel gereicht die Erde in eine Wüste verwandelt, so daß die Götter selbst tigt gewesen, sich in den obersten Himmel Anu's zu flüchten. So s sechs Tage gegangen, am siebenten aber habe sich der Orkan t, das Meer habe begonnen abzunehmen; Chasisatra habe das ter geöffnet und am Gebirge von Nizir sei das Schiff stehen ge- en. Nach wieder sieben Tagen habe Chasisatra eine Taube sgelassen, die aber noch keinen Ruheplatz gefunden, dann eine valbe, die auch keinen fand, dann einen Raben, der von den en auf den Gewässern gefressen. Nun konnte Chasisatra die re herauslassen, errichtete einen Altar, opferte, wozu die Götter versammelten gleich Zügen von Fischen, Bel aber seinem Zorn machte, weil Menschen mit dem Leben davon gekommen. Da h die anderen Götter ihn zurechtwiesen, führte er den Chasisatra dessen Frau heraus und schloß einen Bund mit ihnen und dem e; die beiden Ehegatten aber wurden von den Göttern entführt, ewig zu leben. Der Rat, den nun Izdubar erhielt, um das iche zu erfahren, ist bei Verstümmelung der Schrift unklar. Aus m Berichte nun ist offenbar die Erzählung des Berosos, eines genossen des Manetho und Priesters des Bel zu Babylon von Flut unter Xisuthros, dem zehnten Könige der Chaldäer, ein ug; aber auch der Bericht der Bibel (1. Mos. 6, 13 bis 9, 11) der Flut unter dem zehnten Patriarchen ist eine spätere und ommenere Bearbeitung desselben Gedankens. Der chaldäische cht ist jedenfalls älter als die Zeit Mose's und ein Ereigniß wie flut ist gewiß eher in einem oft überschwemmten und der Schiff- kundigen Stromlande, als in einem trockenen Berglande wie an entstanden, dessen Bericht die Unkenntniß der Schifffahrt ich verrät; denn der Gedanke einer Flut ist sicher durch Ueber- mmungen hervorgerufen, welche die Menschen des Landes, wo

sie eintraten, für solche hielten, welche die ganze Erde betrafen. Die Hebräer, welche ja von Chaldäa aus nach Westen wanderten, haben also die Erinnerung an die Flut sowol, als die Vorstellung von der Schöpfung in mündlicher Ueberlieferung mitgenommen und ihre Nachkommen sie später, dem monotheistisch gestalteten Glauben gemäß, bearbeitet. Allerdings ist es nicht die jetzt vorliegende babylonische Bearbeitung, welche in der hebräischen Flutsage eine Nachahmung fand, sondern beide entsprangen wahrscheinlich einer ältern einfachern Sage, in welcher die vielen chaldäischen Götter noch nicht ihre Rolle spielten; ja die chaldäische und die hebräische Bearbeitung sind wieder jede aus zwei oder mehr solchen zusammengesetzt. So erscheint z. B. im ersten Theil des babylonischen Berichtes der Sonnengott Samas, im letzten aber Bel als Urheber der Flut.*) Wie diese semitische Flutsage mit ihren Abänderungen sich zu der indischen des Mahâbhârata (oben S. 226) verhält, ist freilich zu entscheiden nicht möglich.**)

B. Der Tempeldienst.

Die Tempel Assyriens und Chaldäa's waren meist einzelnen Göttern geweiht und zwar hatte in der Regel, wie in Aegypten, ursprünglich jede Stadt ihre bestimmten Götter, welche sie verehrte. In Assyrien genoß nur Assur in allen Orten ohne Unterschied Verehrung, ohne einen besondern Tempel zu seiner alleinigen Verfügung zu haben. Bel wurde z. B. in Assur und Kalah verehrt, Nin oder Adar in Kalah und Ninive, in Chaldäa Bel zu Nippur, Merodach zu Babylon, Nabu zu Borsippa, der Sonnengott zu Sippara, der Mond zu Ur, Nergal in Kutha u. s. w. Eine weibliche Göttin wurde in der Regel in demselben Gebäude verehrt wie der Gott, dem sie angetraut war; nur Istar als Planetengöttin war unabhängig und hatte ihre eigenen Heiligtümer. Durch die Kriege zwischen den älteren chaldäischen Staaten und später zwischen beiden mesopotamischen Reichen, welche die Unterwerfung der einzelnen Städte zur Folge hatten, wurden jedoch die Götter der Sieger auch den Besiegten aufgedrängt und auf eine höhere Rangstufe erhoben, als die der Letzteren, und so entwickelte sich mit der jeweiligen Reichseinheit auch ein allgemein anerkanntes Götterssystem. Dasjenige der Planetengötter Chaldäa's scheint schon 2000 vor Chr. in diesem Lande herrschend gewesen zu sein. Da die

*) Fr. Lenormant, die Anfänge der Kultur, II. S. 16 ff.

**) Berosos theilt gleich der Bibel auch eine Sage vom Thurmbau zu Babel und von der dabei stattfindenden Sprachenverwirrung mit; die Nachricht, daß auch hierüber ein Keilschriftbericht gefunden worden, ist bei Smith (Chald. Gen. S. 120 f.) nicht überzeugend nachgewiesen.

Götter indeſſen menſchenähnlich oder in ſinnbildlicher Weiſe aus Menſchen- und Thiergeſtalt gemiſcht abgebildet wurden, ſo iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Aſſyrer und Chaldäer nicht die Planeten und die Naturerſcheinungen als ſolche, ſondern jeweilen einen nach ihrem Glauben die betreffende Erſcheinung belebenden und beherrſchenden Dämon als Gott verehrten, wie ſie ja auch die ganze Natur als von Geiſtern belebt ſich vorſtellten.

Von den Götterbildern iſt bereits einiges anläßlich der Götter ſelbſt erwähnt worden. Die Götter wurden nicht nur ſämmtlich in höchſt ſinnlicher Weiſe im Bilde verehrt, ſondern auch ihre einzelnen Bilder, wie beim heutigen katholiſchen Volke die verſchiedenen Bilder eines oder einer Heiligen, gewiſſermaßen als beſondere Weſen betrachtet, z. B. die Iſtar von Ninive, die Iſtar von Babylon u. ſ. w. Die Aſſyrer nahmen beſiegten Völkern ihre Götterbilder weg und glaubten dann, ihnen ihre Götter genommen und ſie ſelbſt dadurch geſchwächt und ihrer Beſchützer beraubt zu haben. — Die aſſyriſchen Götzen waren aus Stein, gebrannter Erde oder Metall; ſie ſind plump, ſteif, ohne Ausdruck, von verſchiedener Größe — einen Fuß lang bis über Lebensgröße. Auch die guten und böſen Geiſter wurden im Bilde verehrt und zwar erſtere menſchlich, aber mit Flügeln, einer (in Khorſabad) mit einem Falkenkopf, letztere aber ſcheußlich anzuſehen, mit Vogelfüßen, Löwengeſichtern und Drachenkamm und ſich gegenſeitig mit Meſſern bearbeitend. In Babylon gab es Götzen aus Gold und Silber, Erz und Eiſen, Stein und Holz, welche man auf den Schultern herumtrug, auch ſtehende und ſitzende von koloſſaler Größe (nach Diodor II. 9 war das des Bel 40 Fuß hoch und 1000 Talente, d. h. etwa 66 Pfd. ſchwer). Sie wurden geziert und mit Schmuck überladen, es wurden ihnen goldene Kronen aufgeſetzt und Purpurkleider angezogen; aber die Prieſter nahmen heimlich das Gold und Silber weg und behielten es für ſich. Vor den Götzen wurden Lampen in großer Zahl angezündet, ſo daß ihre Geſichter ſchwarz wurden vom Rauche.*) Im Tempel des Bel zu Babylon war das Heiligtum mit einem prächtigen Bette und einem goldenen Tiſche für den Gott verſehen und die Oberprieſterin mußte darin zuweilen die Nacht zubringen, (Herod. I. 181).

Außer den Götterbildern gab es Symbole der Götter. Dazu gehörte z. B. der Ring mit Flügeln, worin Aſſur (oben S. 470) abgebildet war, welcher die Sonne mit ihrem beflügeltem Laufe bedeuten mag. Dieſes Sinnbild trug der König geſtickt auf ſeinem Staatskleide, eingegraben auf ſeinem Sigelring, ließ es über ſeinem eigenen Bilde in Felſen einhauen, oder ſich ſelbſt davor kniend darſtellen ꝛc.

*) Apokr. Buch Baruch V. (Brief des Jeremias).

Mit demſelben iſt ſehr häufig der ſogenannte heilige Baum abgebildet, und zwar meiſt unter ihm. Derſelbe gleicht jedoch keinem wirklichen Baum, ſondern iſt ein oberflächlich einem Baum ähnliches Schmuckgebilde. Er ſteht auf einem Zierat, das an ein Paar Widderhörner erinnert und beſteht im Uebrigen, der geſtaltenden Fantaſie freien Lauf laſſend, aus einem Stamm, der zwar ſtets ähnlich einer Fächerpalme in einem ſiebenarmigen Fächer (ähnlich dem ſiebenarmigen Leuchter des hebräiſchen Tempels zu Ehren der Planeten) endet, aber daneben bald eine Menge Zweige mit pinienartigen Früchten, auf jeder Seite gleichviel, ausſtreckt, bald von kunſtvoll mit den Zweigen in einander verflochtenen Blättern in ſymmetriſcher Anordnung umgeben iſt. Oefter vorkommende Symbole, meiſt von Göttern getragen, ſind auch Pinienzapfen, dann der ſog. heilige Korb oder Eimer, worauf der Lebensbaum und der geflügelte Kreis mit geflügelten Menſchenfiguren auf beiden Seiten abgebildet ſind, mit einem Henkel zum Tragen. Uebrigens hatte jeder Gott ſein Symbol, unter welchem er verehrt wurde. Der Sonnengott hatte als ſolches einen Kreis, ſeine Gattin einen Stern, Bin der Luftgott einen Donnerkeil, u. ſ. w. Dieſe Zeichen wurden auf Zilindern in jeden leeren Raum gezeichnet.

Opfer wurden in Aſſyrien und Chaldäa zahlreiche gebracht. In letzterm Lande waren die hauptſächlichſten Stätten dafür Babylon, Borſippa und Kutha. Vor und nach jeder bedeutenden Handlung opferten die Könige. Am häufigſten dienten dazu Stiere und Ziegen. Das Opfer wurde an einem Altar dargebracht, und war mit Libationen verbunden. Die Altäre waren von Stein, niedrig, drei- oder viereckig oder auf Füßen ruhend und mit Verzierungen oder Inſchriften verſehen. Darauf brannte ein Feuer. Die Opfer wurden nicht ganz verbrannt, ſondern nur Theile davon. Außer den Opfern wurden auch wertvolle Gegenſtände, edle Metalle und Steine, Bilder u. dgl. den Göttern dargebracht. Menſchenopfer ſcheinen andere nicht gebracht worden zu ſein, als die hinlänglich entſetzlichen, welche auch die Phöniker und die Hebräer in ihrer ſchlimmern Zeit brachten, die der Kinder und zwar beſonders in Sippara zu Ehren des Anu und des Adar und in der Meinung, daß damit das Leben der Eltern gerettet werde.*) Man weiß nicht ob dieſe Sitte empörender iſt, oder der in Babylon in einem Opfer der Keuſchheit beſtehende, auch in Syrien eingeführte Kult der Bilit (Baaltis, griech. Mylitta). Dieſer „Königin der Götter" als Göttin der Fruchtbarkeit war ein ſchattiger Hain mit heiligen Tauben und dabei ein heiliger Teich mit Fiſchen geweiht. Hier mußten an den Feſten der Bilit alle mannbaren Jungfrauen, welche dies Opfer noch nicht gebracht, ſich verſammeln (die Reichen

*) Lenormant, Anfänge der Kultur II. S. 144. 1. Kön. 17, 31.

kamen in bedeckten Wagen) und in langen, durch gespannte Seile getrennten Reihen eine jede warten, bis einer der vielen Wallfahrer ihr im Namen der Göttin ein Goldstück in den Schoos geworfen. Mit diesem mußte sie ohne Widerrede abtreten und sich ihm preisgeben, was ihrem Rufe eher förderlich als hinderlich war und keinem Freier Anstoß erregte; denn seitdem war sie nicht mehr zu erkaufen. Die keinen Absatz fanden, mußten im Tempel bleiben, bis das Opfer gebracht war.*) Zum Kult der Assyrer und Chaldäer gehörten auch Hymnen u. a. Gesänge, auf die wir bei Anlaß der Dichtkunst zurückkommen werden.

Die Menge der assyrischen und babylonischen Götter und häufige Erwähnungen in den Inschriften lassen auf eine Menge von Festen schließen, von denen wir nicht viel anderes wissen, als daß dabei die „gläubige" (und hungrige) Menge auf Kosten des Königs abgefüttert wurde.**) Bei solchen Gelegenheiten scheint Musik namentlich im Gebrauch gewesen zu sein, besonders mit Harfen und Lyren, ebenso auch Tänze. Es waren auch Fasten und Bußzeiten gebräuchlich, wofür wir freilich nur den durchaus hebräisch gefärbten Bericht im Buche Jonas als Zeugniß anführen können.

Strenge Vorschriften bestanden in Chaldäa bezüglich der Reinheit. Als unrein wurden die Ehegatten nach dem Umgange betrachtet, bis sie sich mit Weihrauch und einem Bade gereinigt hatten. Ebenso machte die Berührung mit einem Leichnam unrein (Herod. I. 198).

Die Priester der Assyrer waren eine sehr angesehene Klasse und hatten zum Oberhaupt niemand geringern als den König, der zugleich Oberpriester war. Sie waren gleich ihm vor dem Volke und sogar den Vornehmen durch reiche Obergewänder und Kopfbedeckungen ausgezeichnet. Erstere waren schneckenförmig um den Körper gewickelt und dann über der einen Schulter befestigt, wol auch mit einem Gürtel festgehalten. Doch bestanden sie auch bisweilen in einem Mantel, wozu dann ein kurzes Untergewand bis zu den Knien gehörte. Auch kamen oft noch reich verzierte Schärpen dazu. Auf dem Haupte trugen die Priester sonderbar geformte hohe Mützen, ähnlich den später zu erwähnenden Mitren der Könige. Manchmal erscheinen die Priester bartlos; möglich ist, daß gewisse Klassen derselben sich scheren mußten; denn daß Eunuchen zum Priesteramte zugelassen worden, ist unwahrscheinlich. Die babylonischen Priester erscheinen stets bartlos; sie trugen lange und enge Gewänder mit fünf oder sechs Volants bis zu den Füßen und eigentümliche verschieden geformte Kopfbedeckungen. Sie waren weit angesehener als die assyrischen und

*) Herodot I. 199. Baruch 6, 42. 43.
**) Rawlinson II. p. 39.

von größerm Einfluß auf Staat und Volk, zugleich auch sowol gelehrter als schlauer und leiteten mit ihren abergläubigen Kniffen, an die sie selbst nicht glaubten, die gesammte Nation. Wahrscheinlich hatten sie, ohne eine Kaste zu bilden, ähnliche Mysterien wie die ägyptischen Priester (s. oben S. 323). Durch die Gaben der Gläubigen bereicherten sie sich in hohem Maße. In Babylonien gab es auch Priesterinnen.

Die Priester waren auch Aufbewahrer der heiligen Bücher, welche den Assyrern und Babyloniern so wenig fehlten wie den Aegyptern und Phönikern. Berosos erzählt, daß nach der Sintflut in Sippara, der Schriftstadt (Sefarvaim) die heiligen Bücher aus der Erde gegraben worden seien.*) Das siebenmalige Erscheinen eines Fischmenschen oder Fischgottes vor der Flut (oben S. 469) scheint darauf hinzudeuten, daß mit den Offenbarungen dieser Wesen sieben Bücher gefüllt und vor der Flut in die Erde verwahrt worden, um sie zu retten.

Die vielberufene chaldäische Magie soll nach ihrem neuesten Erforscher Lenormant der in die Verborgenheit zurückgezogene alte Kult der Turanier neben dem zur Herrschaft gelangten der Kuschiten und Semiten gewesen sein. Sie bestand wie jede abgesetzte Religion und wie noch jetzt bei uns die Reste des germanischen Heidentums, in Aberglauben, durch welchen man Glück zu schaffen und Unglück zu verhüten suchte. Die Magier waren daher Geisterbeschwörer, Astrologen, Quacksalber u. s. w. Man fand Ueberbleibsel aus einem Werke voll ihres Hokuspokus, welche sich im britischen Museum befinden. Dasselbe handelte 1) von den bösen Geistern und den gegen sie zu ergreifenden Maßregeln, 2) von Beschwörung der Krankheiten und enthielt 3) geheimnißvolle Hymnen an die Götter. Im Louvre befindet sich ein chaldäischer Talisman, bestehend in einem bronzenen Dämon mit Hundeleib, Adlerfüßen, Löwenklauen, Skorpionsschweif, Todtenkopf, Ziegenhörnern und 4 Flügeln und nach seiner Inschrift den Südwestwind darstellend. Die Kranken wurden, wie im Mittelalter, für besessen angesehen und beschworen. Andere Aerzte als diese Charlatane gab es in Chaldäa nicht.

*) Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 183. 186.

Dritter Abſchnitt.

Die Reiche der Chaldäer und Aſſyrer.

A. Geſchichtliche Entwickelung.

Die Staaten am Eufrat und Tigris wurden von Oſten her gegründet. Dafür ſpricht, außer den Gründen, die wir bereits (oben S. 8 ff.) für die Verbreitung der geſammten Menſchheit vom Indos aus geltend gemacht, ſehr gewichtig die Erſcheinung der ſieben Fiſchmenſchen, welche Beroſos aus dem Meere am Ufer Babyloniens aufſteigen und den Bewohnern von Chaldäa Sprache und Kultur bringen läßt. Dieſe ohne Zweifel alte Sage deutete offenbar darauf hin, daß die Gründer der chaldäiſchen Kultur vom perſiſchen Meerbuſen, beziehungsweiſe von der Indos-Mündung durch dieſen oder längs demſelben gekommen ſind. Dieſelbe Richtung, welche auch die der Hebräer und Phöniker iſt (oben S. 377. 378), wurde auch in der Folge eingehalten und Aſſyrien von Chaldäa aus angeſiedelt, wie die Geneſis (10, 10—12) ausdrücklich erzählt, die auch den älteſten Sohn Sems Elam nennt, d. h. die ſemitiſche Raſſe aus dem Lande Elam öſtlich vom untern Tigris herleitete. Man wird daher wol die erſten Anfänge der Kultur des Eufrat- und Tigrislandes nach dieſem Elam verlegen dürfen, von wo ſie nach Chaldäa und von da weiter ſtromaufwärts ſich verbreitete. Da nun die Hamiten ſeit den älteſten Zeiten ſchon im Nillande ſitzen, dorthin aber (ſ. oben S. 333) ganz entſchieden aus Aſien gekommen ſind, ſo ſind ſie den Semiten, die erſt in weit jüngeren Zeiten am Mittelmeer erſcheinen, auf der Wanderung gewiß vorangegangen, ließen am perſiſchen Golf einen Theil ihrer Maſſe zurück und zogen mit dem Reſte nach der Landenge, welche Aſien mit Afrika verbindet. Die in Chaldäa in ihren Sprachſpuren aufgefundenen ſog. Turanier müſſen ſchon vor Hamiten und Semiten im Lande geweſen ſein, weil Letztere ſie nach und nach überwucherten und verſchwinden machten, was ſtets von Seite eindringender und ſiegender Völker gegenüber den Ueberwundenen ältern Daſeins zu geſchehen pflegt. Alle dieſe Wanderungen und Anſiedelungen erforderten Zeit, viele Zeit, und es iſt, wenn auch koloſſal übertrieben, doch ein Körnchen Wahrheit daran, wenn Beroſos den erſten zehn chaldäiſchen Königen bis zur Flut, — Aloros bis Xiſuthros — Regirungszeiten gibt, im Vergleiche mit welchen die hebräiſchen Patriarchen Eintagsfliegen ſind. Er läßt ſie nämlich zuſammen 120 Saren, d. h. Perioden von 3600 Jahren, alſo 432,000 Jahre herrſchen, und gibt ſogar noch den 84 Königen, welche zunächſt nach der Flut regirt haben

ſollen, 34,080 Jahre! Wir dürfen aus dieſen Rieſenzahlen, welche in Aegypten nicht einmal annähernd anzuwenden verſucht worden ſind, doch wenigſtens ſchließen, daß am untern Eufrat und Tigris wahrſcheinlich früher ein geordnetes Staatsweſen beſtand, als am Nil. Dagegen iſt nicht daran zu zweifeln, daß die höhere, d. h. die Bedürfniſſe von Naturvölkern überſchreitende Kultur am Nil die ältere iſt, indem ſie Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft hinterlaſſen hat, welche die älteſten chaldäiſchen an Alter weit übertreffen.

Die Quellen der babyloniſch-aſſyriſchen Geſchichte ſind für unſere Zeit in allererſter Linie die Inſchriften in Keilſchrift, auf Wänden und Thonplatten, Ziegeln und Thonprismen (ſog. Zilindern) in Ninive, Babylon und deren Provinzialſtädten; nur in ſehr untergeordneter Weiſe können die, wenigſtens für die ältere Zeit fantaſtiſchen und unzuverläſſigen Königsliſten des Beroſos oder gar der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller Wert haben, jedenfalls gar keinen für die älteſten Zeiten.

Der älteſte Sitz der Bildung des Eufrat- und Tigris-Landes, Suſiana oder Elam, läßt ſich nach den Denkmalen bis um 2500 vor Chr. zurück verfolgen. Die Namen, welche dieſelben enthüllen, muten uns fremdartig an und ſcheinen jener Urbevölkerung anzugehören, welche man für turaniſch hält. Wir finden dort auch Götter, welche mit den uns bekannten chaldäiſchen und aſſyriſchen nichts gemein haben, ſo z. B. Nakhunte, deſſen Bildſäule im heiligen Haine von Suſa ſtand. Seinen Namen trug der erſte König von Elam, von dem wir wiſſen, Kudur-Nachundi, welcher im Jahre 2280 vor Chr. in Chaldäa einfiel, dieſes eroberte und verwüſtete und deſſen Götter entführte. Von einem ſpätern König erzählt die Bibel, welche ihn Kedor-Laomer und Oberherrn des Königs von Chaldäa (Sinear) nennt, einen Feldzug nach dem Thale Siddim (am Todten Meer, angeblich vor der Entſtehung des letztern, 1. Moſ. 14, 1—12) und einen Zuſammenſtoß mit Abraham. Nach dem erſten Theile des Namens anderer elamitiſcher Könige und einer dortigen Gottheit kann man ihn Kudur-Lagamer nennen. Ein dritter elamitiſcher König trägt den Namen Kudur-Mabuk. Die Oberherrſchaft Elams ſchwand jedoch und wir ſehen Chaldäa als unabhängiges Land emporkommen und zum Reiche ſich entwickeln. Hier lebten die beiden Völkerſchaften der Sumir und Akkad, deren Abkunft und Verhältniß noch unklar ſind. Es iſt nicht erhoben, wie weit in der Zeit ihre Bildung und ſtaatliche Exiſtenz zurück reicht. Anfangs hatte jede Stadt ihren eigenen König; der bedeutendſte ſcheint in jenen älteſten Zeiten der von Ur geweſen zu ſein. Den erſten ſolchen leſen die Entzifferer der Inſchriften jenes Ortes, des jetzigen Mugheir und mehrerer anderer: Uruk oder Urkham (doch auch anders!), welcher

sich bereits gleich den späteren Königen von Babylon, König der Sumir und Akkad nennt, mehrere andere Städte Chaldäas unterworfen und großartige Tempel gebaut hat, deren vier Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind.*) Er war Semit und lebte noch vor der Eroberung Chaldäas durch die Elamiten und auch noch vor dieser ging die Macht Ur's unter und an andere jetzt verschollene Städte über. Nach der Losreißung von Elam treffen wir um 2000 vor Chr. in Sippara oder Agane**) den König Sargon, (Sarkin) welcher (auf in Kujundschik gefundenen Tafeln) von sich erzählt, daß er als natürliches Kind geboren, auf dem Eufrat ausgesetzt und von einem Arbeiter erzogen worden (wie Mose, Kyros und Romulus). Er unterwarf den größten Theil Chaldäas und sogar Elam u. a. Völker und begründete die semitische Macht fest; auch sammelte er in Uruk eine Bücherei. Sippara fiel jedoch mit ganz Chaldäa um 1800 vor Chr. in die Gewalt des Königs der Kassi aus Elam, Hammurabi, welcher seinen Sitz in Babylon aufschlug***), das von da an Hauptstadt des Landes war und sich um Bewässerung des letztern durch Kanäle große Verdienste erwarb. Ihm folgte eine Reihe unbedeutender Herrscher, durch mehrere blutige Aufstände und Dynastienwechsel unterbrochen, bis unter den babylonischen Königen Binsumnasir und Karaindas (um 1500 vor Chr.) die ersten Beziehungen zwischen Chaldäa und Assyrien an das Tageslicht treten. Sie beginnen mit Grenzverträgen, um später in einem Kampf auf Tod und Leben zwischen diesen beiden Reichen des obern und untern Mesopotamien, welche sich beide zu starker Einheit und großer Macht entwickelt hatten, überzugehen. Beide hatten (seit dem Verschwinden der turanischen Herrschaft in Chaldäa) die nämliche Sprache, die nämliche Religion, die nämliche Bildung und Theile des nämlichen Landes, das in der Folge nicht mehr zwei Großmächte ertrug, sondern einer von beiden zufallen mußte. Dieser Kampf dauerte nicht weniger als ein halbes Jahrtausend.

Assur, das Rom Vorderasiens (wie das altgebildete Chaldäa dessen Hellas genannt werden könnte), hat nicht die romanhaften Anfänge, welche ihm der Fabelschreiber Ktesias (griechischer Leibarzt am Perserhofe, 405—359 vor Chr.) u. a. Schriftsteller gaben, die aus dem Namen der Hauptstadt Ninive einen Reichsstifter Ninos und dessen Sohn Ninyas schufen und die Göttin Istar nach einer spätern assyrischen Königin (Gattin des Binnirari), Sammuramat (Semiramis) nannten und zur Gattin und Nachfolgerin des Ninos machten, doch

*) Ménant, Babylone, p. 73 ff.
**) Ebendas. p. 96 ff.
***) Ebendas. p. 107 ff. (1500 muß hier ein Druckfehler für 1800 sein). Vgl. Duncker, Gesch. d. Altert. I. S. 198.

gewiß nicht, ohne ältere Sagen und Gedichte zu benutzen, wahrscheinlich medische und persische.*) Assyrien wird zuerst genannt als Besitztum eines Königs von Nipur in Chaldäa, Ismidagon, dessen Sohn und Nachfolger Samsibin Tempel in Assur und Ninive baute (etwa um 1700 vor Chr.) Als erster selbständiger König von Assur wird Assurnirar um 1500 vor Chr. Zeitgenosse Binsumnasirs von Babylon genannt. Assuruballit, um 1400 vor Chr., mischt sich bereits in die Verhältnisse Chaldäas und stürzt dort einen Usurpator. Bedeutender wurde Assyrien unter Salmanasar I. um 1300 vor Chr., welcher die Residenz von Assur nach Kalah (jetzt Nimrud) verlegte. Sein Sohn Tiglatadar (Tuklat-Adar) begann um 1290 den Krieg gegen Babylon und eroberte dieses, was er auf seinem Sigel eingraben ließ, das ihm jedoch mit der Eroberung verloren ging. Belkuduruzur von Assur fiel um 1200 im Kriege mit Babylon, und der Völkerzweikampf dauerte ununterbrochen fort. Selbst der mächtige, Bauten und Jagden fördernde Tiglat-Pilesar I. (Tuklathabal-asar, 1130—1100), der Armenien und mehrere Völker im Zagros-Gebirge und in Mesopotamien unterwarf, am Wansee seine Inschriften einmeiseln ließ und sein Reich bis zum Mittelmeer ausdehnte, vermochte das bereits genommene Babylon nicht zu behaupten. Es scheint, daß nach ihm ein über hundertjähriger Waffenstillstand eintrat, während dessen die Macht Assyriens gesunken war. Erst Assurnazir-habal (seit 883 vor Chr.) hob das Land wieder zu achtunggebietender Höhe; er erneuerte das in Verfall geratene Kalah, stellte die Grenzen Tiglat-Pilesars wieder her und erweiterte sie in Syrien und durch die Eroberung von Kilikien. Sein Sohn Salmanasar II. (Salmanu-asir, 859—823) machte ganz Syrien, Phönikien und das Reich Israel zinspflichtig, eroberte Medien (Amadai) und Persien (Parsua) und endlich auch Babylon, welches 850 seine Selbständigkeit verlor. Gegen ihn empörte sich schließlich — eine Art Absalom — sein Sohn Assurdaninpal, wurde aber unterworfen. Gegen seinen Sohn und Nachfolger Samas-Bin (823—810) stand Babylon auf, das trotz seiner Unterwerfung eigene, wenn auch zinsbare Könige behielt. Sein Sohn Bin-Nirari (810—781) erweiterte das assyrische Reich bis nach Baktra und war der Gatte der Sammuramat, der historischen Semiramis. Tiglat-Pilesar II. (745—728) wird für den Ful der Bibel gehalten; er gründete als Usurpator ein neues Herrscherhaus, nannte sich König von Babylon uud drang bis Arachosien (Afghanistan) und nach Arabien. Salmanasar IV. (727—723) eroberte Phönikien und Samaria; sein Nachfolger

*) Vergl. Plutarch üb. Isis u. Os. 24. Duncker, Gesch. d. Altert. II. S. 13 ff. Die Semiramis des Herodot ist wahrscheinlich diese spätere Sammuramat.

Sargon (Sarru-kinu, Sarru-ukin, 722—706) mit welchem eine neue Dynastie begann, führte die Israeliten nach Assyrien und Babylonier nach Kanaan, unterwarf arabische Völker und nahm Zins von Juda, Aegypten und Kypros. Den Merodach-Baladan (Marduk-habal-iddina), der sich 721 zum König von Babylon aufgeworfen, machte er zum Unterkönig, vertrieb ihn, als er sich nicht fügen wollte, und setzte sich 709 selbst in Babel auf den Tron. Er baute eine neue Königsstadt, Dur-Sarrukin (Feste Sargon, jetzt Korsabad), wurde aber inmitten seines Glanzes ermordet. Sein Sohn Sanherib (Sin-ahi-irib, 705—682) hatte mit dem gleichnamigen Sohne des Merodach-Baladan zu kämpfen, besiegte ihn aber 703 und führte über 200,000 Babylonier, Männer und Weiber, und fast eine Million Stück Vieh nach Assyrien. In Babylon wurde nur noch ein Statthalter eingesetzt und das geraubte Sigel nach Ninive zurückgebracht.*) Sein großer Feldzug in Syrien und Palästina brachte Juda dem Untergange nahe, unterwarf die Filister, scheiterte aber 701 bei Altaku am Widerstande der Aegypter. Babylon empörte sich fortwährend gegen ihn. Er vergrößerte Ninive bedeutend; aber mitten in seinen Prachtbauten ermordeten ihn zwei seiner Söhne (2. Kön. 19, 38). Ein dritter, Asarhaddon (Assur-ah-iddin, 681—669) folgte ihm und regirte nicht nur das große assyrische Reich mit fester Hand, ohne daß sich ein Widerstand emporwagte (außer in Sidon, das er zerstörte), sondern vollbrachte, was vor ihm kein König gekonnt hatte, — (672) die Unterwerfung eines ältern und früher mächtigern Kulturreiches, des ehrwürdigen Nillandes (oben S. 340). Er dankte im Höhepunkte des Glanzes seiner Nation ab und es folgte sein Sohn Assurbanipal (Assur-bani-habal), der Sardanapalos der Griechen, mit dem er aber nichts als den Namen gemein hat (668—626). Zwar wurden ihm Lydien im Westen und Elam im Osten zinspflichtig, ja letzteres ganz unterworfen; er hat auch Großes für die Wissenschaft geleistet, indem er babylonische und assyrische Handschriften in Menge für seine Bücherei abschreiben ließ. Aber unter ihm begann auch der Rückschlag. Sein Bruder Samulsumukin, Babylons Statthalter, fiel ab und warf sich zum König auf und Aegypten machte sich unter Psammetich (652) wieder unabhängig. Wol wurde der untreue Bruder besiegt und lebendig verbrannt. Aber die Unterjochung des untern Zweistromlandes war nicht nur nicht von Dauer, sondern das bisherige Verhältniß der beiden Tigris-Eufrat-Reiche sollte sich geradezu umkehren. Dazu trug vor Allem die Erhebung eines arischen Volkes bei, der Meder. Dieses Verhängniß, herbeigeführt durch der Assur-Herrscher blutige Willkür und verschwenderische Pracht, und erleichtert

*) Ménant a. a. O. S. 124.

durch die Verwüstung Assyriens von Seite der Skythen (634—627), trat ein unter Assurbanipals Sohn Assur-idil-ili (Sarak), dem letzten König zu Ninive, und es trat mit Riesenschritten ein. Der Fall Assyriens war jäh und fürchterlich! Der Statthalter Babylons, Nabopolasar (Nabu-habal-uzur) verband sich mit Kyaxares, dem König von Medien, und 606 vor Chr. nahmen Beide vereint Ninive ein, das sie dem Erdboden gleich machten, und theilten das assyrische Reich so, daß Medien das nördliche Assyrien und Babylon das alte chaldäische Reich sammt dem größten Theile von Mesopotamien erhielt. Assyrien und sein vernichtetes Volk gehörten der Vergangenheit an, und als zweihundert Jahre später ein griechischer Geschichtschreiber als Heerführer bei den Ruinen von Ninive, Kalah und Dur-Sarrukin vorbeizog, wußte er nicht einmal mehr den Namen des Volkes, das hier, und der Städte, in denen es einst so mächtig gewaltet.*)

Nabopolasar, nun König des neubabylonischen oder neuchaldäischen Reiches, hatte bald nach dem Antritte seiner Herrschaft mit dem Farao Necho von Aegypten zu kämpfen, den er 605 bei Karchemis am Eufrat schlug und wieder bald nachher, 604, folgte Nebukadnezar (Nabukudurruzur), welcher die Schlacht als Feldherr geleitet, seinem Vater auf dem Trone Babylons. Er vergrößerte sein Reich durch arabische Landschaften, unterwarf die Ammoniten, Moabiten und Edomiten, in Syrien Damask und Hamat, 600 vor Chr. Juda, belagerte das aufständische Jerusalem (oben S. 397), von dem ihn Farao Hofra 587 zu verscheuchen suchte, und nahm es 586 ein; es folgte die Wegführung der Juden nach Babylonien. 573 unterwarf sich auch Tyros. Viel that Nebukadnezar für die Bewässerung und den Anbau Mesopotamiens, grub Kanäle zwischen beiden Strömen und die Ableitungsseen von Sippara, und beförderte so auch die Schifffahrt; er befestigte und vergrößerte Babylon und gab dieser Stadt mehrere Tempel, einen neuen Königspalast, eine großartige Brücke, die der Semiramis zugeschriebenen „hangenden Gärten" und sonst manigfachen neuen Glanz, so daß sie unter ihm zur Weltstadt wurde. Auch in anderen Städten errichtete er prachtvolle Tempel und den großen Bel-Tempel von Borsippa ließ er neu herstellen. Er starb 561 vor Chr. und mit ihm die Größe Babylons. Es folgten unbedeutende Fürsten, Evil-Merodach, Neriglissar, (Nergalsar-uzur), Labosoarchod (Bel-labar-iskun), Nabu-Naid und Bil-sar-uzur (Bala-tsu-uzur), der Belsazar Daniels, der letzte König in Mesopotamien, unter welchem 537 vor Chr. dieses Land seine Selbständigkeit für immer verlor und eine persische Provinz wurde.

*) Xenoph. Anab. III. 4. Herod. I. 106. Diod. II. 24—28. Duncker, Gesch. d. Alt. II. S. 343 ff.

B. Staatswesen.

Die Reiche des Eufrat- und Tigris-Gebietes waren, gleich allen solchen Asien's und Afrika's im Altertum, unumschränkte Willkürstaaten. Was der König wollte, war Gesetz; was er that, war gut. Die Politik der Assyrer und Chaldäer ging vor Allem auf Reichsvergrößerung und auf Beseitigung aller Nebenbuhlerschaft aus, und dieses Streben war in hohem Grade begünstigt durch die Lage des Landes in Mitten der vorderasiatischen Völker, welche sämmtlich ärmer an Zahl und Hilfsmitteln waren als die Bewohner des üppigen Zweistromlandes. Und die auf Unterwerfung dieser Völker zielenden Unternehmungen waren, wie wir sahen, mit solchem Erfolg gekrönt, daß sie mit der Zeit weiter gediehen, als am Anfang gehofft werden konnte, daß sie sogar größere Reiche mit Verderben bedrohten. Aus kleinen Anfängen, aus Staaten, die zuerst etwa Holland und Belgien an Große nicht übertrafen, wurden Assyrien und Babylon zu Weltreichen. Wenn wir die so eben übersichtlich gegebene Geschichte dieser Reiche noch einmal kurz zusammenfassen, so sehen wir folgenden Schicksalswechsel:

Vor Chr.

ca. 2500—1500: Chaldäa aus Kleinstaaten bestehend, Assyrien Kolonie davon.

„ 1500— 850: Chaldäa und Assyrien unabhängige Staaten, seit 1290 im Kriege miteinander.

„ 850— 709: Chaldäa Vasallenreich von Assyrien.

„ 709— 606: Chaldäa assyrische Provinz.

„ 606— 537: Chaldäa neues Reich; Assyrien zwischen Medien und Chaldäa getheilt.

Besiegten die Assyrer oder Chaldäer ein Volk, so ließen sie ihm seinen König, als ihren Vasallen, so lange es sich nicht gegen ihre Herrschaft erhob (so geschah es in Elam, Babylon, Medien, Juda, Israel, den kleinen syrischen und phönikischen Staaten u. a.); im Falle der Empörung aber wurde nach ihrer Niederwerfung statt des einheimischen Königs ein Statthalter eingesetzt, das Volk in eine andere Provinz des Reiches abgeführt und aus anderen solche Ansiedler in das geächtete Gebiet gebracht.

Assyriens Herrschaft umfaßte in seiner weitesten Ausdehnung unter Asarhaddon: Assyrien und Chaldäa, Nordost- und Nordwest-Arabien, Aegypten, Palästina, Phönikien, Syrien, Kypros, Kilikien und den größten Theil Kleinasiens, Armenien, die Südwestküste des Kaspisees und Medien. Unter Assurbanipal ging davon Aegypten ab und kam dafür Elam dazu. — Das neubabylonische oder neuchaldäische Reich umfaßte Elam, Chaldäa, Mesopotamien, Syrien, Phönikien, Palästina und Theile Arabiens.

Die Assyrer und Chaldäer waren jedoch wenig geschickt, so große Reiche zusammen und im Zaume zu halten; sie walteten nicht organisatorisch, verstanden es nicht, die Unterworfenen mit sich zu vereinigen und zu versöhnen. Sie regirten nur mit Tributforderung und wenn diese nicht erfüllt wurde, mit Grausamkeit und Roheit. Davon war die Ueberführung der widerspenstigen Völker in entlegene Länder, die Verbannung aus dem Vaterlande, noch der mildeste Theil. Unmenschliche Strafen trafen die nach ihrer Ueberzeugung für ihre Rechte und ihr Vaterland kämpfenden Fürsten und Großen und die blühenden, mit so viel Kunst geschmückten und so viel Schätze der Wissenschaft bergenden Städte. Jene wurden geblendet, geschunden, gepfählt, verbrannt, diese bis auf den Grund vernichtet und zerstört. Man könnte die Mesopotamier in dieser Hinsicht mit den Türken vergleichen, wenn es nicht unverantwortlich wäre, Völker, die doch noch wenigstens eine sehr beachtenswerte Bildung besaßen, neben jene thierische Horde zu stellen, mit welcher die europäischen Mächte — aus Eifersucht gegen einander — so unendliche Langmut und Geduld haben. Freilich hat die Unsitte der Zerstörung auch bei anderen bedeutenden Kulturvölkern geherrscht; es erfuhren dies Karthago und Korinth in der Zeit der Weltherrschaft Roms, das mittelalterliche Mailand unter der deutschen Oberherrschaft. Indessen scheinen die Chaldäer in dieser Hinsicht roher verfahren zu haben als die Assyrer; wenigstens haben Letztere Babylon niemals ganz vernichtet, Erstere aber Ninive sobald sie es vermochten; doch ist es möglich, daß diese That mehr den Medern zur Last fällt; und wenn nicht, so hatten sich die Chaldäer für vierteltausendjährige Unterdrückung zu rächen, die Assyrer nicht.

An der Spitze der Regirung stand also der König (assyr. sar, sarru). Der assyrische oder babylonische König konnte, wie Rawlinson*) mit Recht sagt, mit mehr Befugniß das Wort aussprechen „l'état c'est moi," als Ludwig XIV. Er war Alles in Allem im Staate, ohne ihn war nichts. Er war der oberste Richter, Priester und Feldherr. Wie im Leben überhaupt, so zeichnete er sich namentlich in der Kleidung vor allen seinen Unterthanen aus. Im Frieden erschien er in einem langen wallenden Gewande, das bis zu den Knöcheln reichte, kostbar gemustert und gefranst war und von einem breiten Gürtel gehalten wurde. Darüber trug er einen offenen Mantel, der ähnlich einem Meßgewande aus zwei abgerundeten Flügeln bestand, welche Brust und Rücken bedeckten, die Seiten aber frei ließen und so das Untergewand zu erblicken gestatteten. Für den linken Arm war daran ein kurzer Aermel angebracht, der rechte aber bewegte sich frei. Die Kopfbedeckung bestand in einer hohen Mitra oder Tiara, die sich von

*) The 5 great mon. I. p. 484.

nten nach oben in abgerundeter Linie verengerte und auf dem Boden
och eine abgeſtumpfte Spitze trug, ſo daß das Ganze einem umge-
hrten Trichter nicht unähnlich war. Um die Tiara liefen wagerechte
nd parallele Bänder mit Verzierungen. Der Stoff war Tuch oder
ilz, die Farben, ſoweit noch zu erkennen, rot, gelb und weiß. Ein
nfacherer Kopfputz, den der König zuweilen trug, war eine Art
iadem mit einer Roſette vorne und herabhängenden Bändern hinten.
n den Füßen trug der König in älterer Zeit Sandalen, in ſpäterer
ich verzierte, aber plump geformte Schuhe. Um die rechte Schulter
itte er ein Schwertgehänge, um den Hals entweder eine Art Kette
der ein Halsband, an welchem Sinnbilder der Götter hingen (Sterne,
reuze, Scheiben, Ringe, Gabeln u. ſ. w.), an den Armen Spangen
nd Armbänder, ferner Ohrenringe u. ſ. w.

Im Krieg und auf der Jagd war der König einfacher gekleidet.
ie eine freie Bewegung hindernden Schmuckſachen blieben weg, ebenſo
r Mantel; im Gürtel ſteckten Dolche.

Als Oberprieſter war der König mit einem Obergewande ange-
an, welches das Untergewand beinahe ganz bedeckte, mit einem Gürtel
feſtigt und mit einem Franſenbeſatz ſpiralförmig umwunden war.

Der König hatte zwar ein zahlreiches Harem, aber doch eine über
mſelben ſtehende Königin, welche in jeder Hinſicht bevorzugt war,
it dem König zuſammen ſpeiſte, während er auf einem Ruhebette
g, auf einem tiefer ſtehenden, doch immer noch hohen Stuhl zu
nen Füßen Platz nahm und, was bei anderen Perſonen nicht der
all, einen Schemel unter ihren Füßen hatte. Die Königin war mit
iem kronenartigen Diadem geſchmückt und in ein langes, reich ver-
rtes Kleid nebſt einem kürzern Obergewand mit gewundenen Franſen-
ſätzen gehüllt und trug lange Aermel.

Der König hatte zahlreiche Beamte, die aber blos da waren, für
n zu arbeiten, Thaten zu vollführen, die ihm allein zugeſchrieben
urden. In ſeinen Inſchriften erzählte er alles, was im Reiche
edeutendes geſchah, als von ihm vollbracht, und außer ihm wurde
emand genannt. Seine nächſte Umgebung und des Harems Obſorge
ldeten die in Aſſyrien ſehr zahlreichen Eunuchen, welche auf den
enkmälern in widerlicher Fettigkeit, mit niederer Stirne, aufgeblaſenen
rtloſen Geſichtern und langen weibiſch geordneten Locken erſcheinen
nd bei denen die langen Kleider der Landesſitte noch mehr zur weibiſchen
rſcheinung beitragen. Zu ihnen gehörte der Sonnenſchirm-, der
ächerträger (blos der König durfte ſich dieſer beiden Schutzmittel
gen die Hitze bedienen), und in früheren Zeiten noch andere den
önig bedienende Perſonen, deren Aemter jedoch nach und nach immer
ehr an richtige Männer übergingen, ſo der Schild-, der Köcher- u. a.
Waffenträger; der Wagenlenker und der Stalldiener ſcheinen niemals

Eunuchen geweſen zu ſein. Dagegen waren der Haushofmeiſter,*) der Haremsvorſtand, die Schreiber, Muſikanten und Köche, Leibdiener u. ſ. w. Glieder dieſer Menſchenklaſſe. Niemals gehörten zu ihnen die höchſten Beamten, namentlich die Veziere, welche eine ſehr geachtete Stellung einnahmen und auch durch ihre Kleidung vor dem Volke ausgezeichnet waren, dann die Offiziere u. ſ. w. Im Gefolge des Königs findet man oft gegen hundert Perſonen, von welchen nicht die Hälfte Eunuchen ſind. Nur wer zum Gefolge gehörte, und auch hier wol nur die Höchſtgeſtellten, durfte mit dem König ſprechen; für andere Perſonen war er unzugänglich, ſo oft er ſich auch öffentlich zeigte. Die Ehre ſeines Wortes genoſſen vor Allem der Großvezier und der Haushofmeiſter, wobei er auf dem Throne ſaß und ſie ſtanden. Wohin der König ging, ſchleppte man den Thron mit. Die aſſyriſchen Könige waren, wie die Denkmale zeigen, keine Kteſias'ſchen Sardanapale; zu Krieg und Jagd begaben ſie ſich auf ihren Wagen, ſtiegen aber zum Kampfe ab; ſie mengten ſich in's Schlachtgewühl und gingen auf der Jagd dem Löwen mit Dolch, Schwert oder Speer hart auf den Leib, indem ſie den Wüſtenkönig mit der Linken keck anfaßten. Oder ſollten ſolche Abbildungen königlicher Tapferkeit, welche ſehr häufig gefunden werden, etwa Schmeicheleien ſein? Die Heimkehr von einer königlichen Jagd war einem Kriegstriumfe ähnlich, und der König goß ein Trankopfer über die erlegten Thiere. Seine Beamten und Diener waren dabei ſtets in ſeiner Begleitung.

Den aſſyriſchen höheren Beamten widerfuhr eine Ehre, wie ſie ſonſt nur die atheniſchen Archonten und die römiſchen Konſuln genoſſen, die Unſterblichkeit ihrer Namen, mit welchen die Jahre bezeichnet wurden. Wir beſitzen eine Reihenfolge ſolcher Namen vollſtändig von 893 bis 665 vor Chr.**) Es wurde dabei eine ſtrenge Regel beobachtet. Das erſte Jahr einer gewiſſen Periode war die Reihe an dem Oberfeldherrn (Tartan, Turtan), dann an dem Palaſthauptmann, Haremsoberſt, Geheimen Rat, Landeshauptmann und zuletzt an den Statthaltern der vier wichtigſten Städte, wozu noch Babylon kam, nachdem es aſſyriſch geworden.

Im neubabyloniſchen Reiche trug der König ein langes Kleid, einem modernen Schlafrocke nicht unähnlich, doch mit reich verzierten Borten, bunten Muſtern und Franſen, darüber ein enges Oberkleid, mit Aermeln, bis zu den Knien reichend, welches in ſchweren Quaſten endete, und um dieſes einen Gürtel, von welchem eine einzelne große Quaſte herabhing. Auf dem Kopfe trug er eine hohe zilinderförmige Tiara, oben etwas weiter und rings herum mit Federn beſetzt. Der

*) Rawlinson l. p. 498.
**) Schrader, die Keilinſchriften u. das A. T., S. 308 ff.

untere Theil war mit Rosetten und symbolisch-mythologischen Figuren gemustert. Ueber den Federn ragte eine Erhöhung hervor, ähnlich der assyrischen, aber an der Spitze rund, nicht eckig. Die Tiara war wol von Tuch oder Filz. Ferner trug er Knöchelspangen.

C. Kriegswesen.

Auf keinen Gegenstand der Staatsverwaltung, den Bau von Tempeln (in Chaldäa) und von Palästen (in Assur) ausgenommen, verwendeten die assyrischen und babylonischen Könige so viel Eifer, Zeit, Geldeswert und — Menschenleben wie auf den Krieg. In geringem Maße nur war das bei den alten Chaldäern der Fall; es erreichte seinen Höhepunkt bei den Assyrern, und diesen ahmten wieder ihre Ueberwinder, die Neubabylonier, den „straffsten Militarismus" nach, gegenüber welchem der heutige solche als ein harmloses Kinderspiel erscheint. Assyrien scheint ein stehendes Heer von außerordentlicher Tüchtigkeit und Kriegsbereitschaft gehabt zu haben, das trefflich organisirt und in Schaaren eingetheilt war. Es bestand aus Streitwagen, Reiterei und Fußvolk. Was ihr Zahlenverhältniß betrifft, so gibt Ktesias dem Heere des Ninos 10,600 Wagen, 210,000 Reiter und 1,700,000 Fußgänger. Die Streitwagen waren die vornehmste Abtheilung des Heeres; der König gehörte selbst zu ihr und zog nie anders als zu Wagen in den Krieg. Er focht auf demselben in der Schlacht und verließ ihn nur bei Belagerungen, um zu Fuß auf die belagerte Stadt zu schießen. Auch alle Vornehmen reihten sich in die Abtheilung der Streitwagen ein. Diese Wagen waren von Holz und reich geschmückt, hatten zwei Räder mit sechs oder acht Speichen und dicken Felgen von drei oder vier Lagen und wurden gleich denen anderer Völker des Altertums von hinten bestiegen; ebenso stand man darin. Die Deichseln endeten oft in Ochsen- oder Pferdeköpfen oder anderen Verzierungen und waren von einem Joche gekreuzt, das eben solche trug. Angespannt wurden zwei oder drei Pferde, die schönsten und edelsten, welche im Lande aufzutreiben waren; ein drittes war indessen wahrscheinlich blos zum Ersatze da. Diese Thiere waren reich geschmückt und oft mit einem schützenden Mantel bekleidet; ihre Schweife wurden geflochten. Die Bemannung der Streitwagen bestand aus zwei bis vier Mann. Die zwei nie fehlenden sind der Herr des Wagens, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und der Wagenlenker, wozu bisweilen noch ein oder zwei Schildträger kommen, um den Herrn mit ihren Schilden zu beschützen. Auf der Seite des Wagens wurden die Köcher, hinten oft ein Schild angehängt. Die vordere Wand war in den älteren Zeiten rund, in den späteren eckig und

breiter; die Räder wurden mit der Zeit größer, bis zu fünf Fuß Durchmesser.*) Die Pferde wurden mit mehrfacher Leine geleitet und mit kurzstieligen Peitschen angetrieben, deren Enden oft zwei- oder dreifach ausliefen. Die Wagenkämpfer trugen kurze Gewänder bis zu den Knien und kurze Aermel, als Waffen außer Bogen und Pfeil ein kurzes Schwert und einen Helm oder auch keine Kopfbedeckung.

Nach dem Streitwagen kam im Range die Reiterei. In den älteren Zeiten fehlte sie noch oder war unbedeutend; erst seit Sargon erscheint sie in beträchtlicher Anzahl. Seit dieser Zeit bedienen sich die Reiter auch der Sättel; Steigbügel aber oder Sporen kennen sie nicht. Als Waffen trugen sie erst Bogen und Pfeil, nachher zum Theil auch einen Speer, und dazu immer ein kurzes Schwert. Als Kleidung der Reiter finden wir erst ein kurzes Hemd bis auf die Knie, nachher eine enge, theilweise einen Schuppenpanzer bildende, theilweise lederne Umhüllung über den ganzen Körper, an den Füßen Halbstiefel. Auch die Pferde tragen zuweilen eine Bekleidung von Filz oder Leder. Die Kopfbedeckung der Reiter ist ein spitzzulaufender Helm.

Das Fußvolk war in nicht ganz zu den Knien reichende Tuniken gekleidet, die mit einem Gürtel befestigt waren, und trug Helme gleich den Reitern, von Metall und in späterer Zeit mit einem einfachen oder doppelten Kamm auf der Spitze versehen. Arme, Beine und Nacken waren meist nackt, sogar die Füße haben erst in späterer Zeit Sandalen zum Schutze, in noch späterer aber die wichtigeren Krieger Halbstiefel und Beinpanzer. Die Waffen waren entweder ein kurzes Schwert (oder Dolch) oder ein Speer. Speer- und Schwertträger bedienten sich dabei noch der Schilde. Eine dritte Gattung waren die Bogenschützen, mit vier Fuß langen Bogen und drei Fuß langen Pfeilen, Köchern auf dem Rücken und einem Schwerte. Seit Sargon unterschied man das Fußvolk in Bogenschützen und Speerleute und die ersteren wieder in leichte und schwere, von denen jene außer einem Schurz keine Bekleidung trugen, auch auf dem Kopfe blos eine Binde um die Haare; die schweren Schützen erscheinen bisweilen in der langen Kleidung der Friedenszeiten, aber mit einem Schuppenpanzer darüber. Oft sieht man neben einem Bogenschützen einen Speer- oder Schwertträger, der Beide mit dem Schilde schützt. Die Schilde waren rund oder länglich viereckig, von Metall und mit Figuren verziert, oder aus Weiden geflochten, von etwa halber, bei den Schützen in langer Kleidung aber von ganzer Mannshöhe und wurden auf den Boden gestellt; in späterer Zeit waren die eckigen Schilde oben nach außen abgerundet. Die Schützen knieten meist beim Schießen, und ihre Beschirmer ebenfalls. Seit Sanherib kamen auch Schleuderer

*) Näheres s. Rawlinson, 5 monarchies I. p. 406 ff.

als neue Waffengattung in Gebrauch, ebenso eine Art von Pionieren mit Aexten, um dem Heere den Weg zu bahnen. — Die Waffen der Könige und Würdenträger waren aus den kostbarsten Metallen gefertigt und mit Edelsteinen besetzt. Mit kunstvollen Verzierungen waren besonders Schilde und Köcher geschmückt, besonders mit Thiergestalten und Arabesken. Verschiedene Formen hatten die Pfeil- und Speerspitzen, deren man noch welche aus der Steinzeit fand; die meisten sind aus Bronze oder Eisen und oft mit Widerhacken versehen. Speerschäfte und Schwertgriffe waren oft mit Geschmack verziert, bisweilen mit Thierköpfen, ebenso die Dolch- und Schwertscheiden. Selten findet sich eine Art von Standarte zur Unterscheidung der Kriegskörper, bestehend in einer Scheibe auf einer Stange und auf ersterer der Gott Assur mit dem Bogen (aber hier mit Füßen) und zwei Stiere, oder auch Assur auf einem laufenden Stier stehend, am obern Ende der Stange überdies zwei Stierköpfe. Als Kriegsmusik finden wir blos Trompeten erwähnt. — Auf dem Marsche wohnten die Krieger in Zelten, welche Lager bildeten.

Von Taktik ist bei den Assyrern noch wenig oder nichts zu bemerken. Die Kriegführung war auf möglichst schnelles Niederwerfen des Feindes eingerichtet, und daher höchst rücksichtlos und grausam. Man gab keinen Pardon, die Besiegten wurden niedergemacht oder in Flüsse getrieben und weder Verwundete noch Waffenlose verschont.

Festungen wurden von den Assyrern entweder auf Leitern erstiegen oder mit Hilfe und unter dem Schutze von Belagerungsmaschinen beschädigt und erstürmt oder endlich unterminirt, was einzelne Soldaten, von ihren Schilden geschützt, durch Abbröckeln der Mauer mit dem Schwerte unternahmen. Thore wurden eingebrochen oder verbrannt. War eine Festung genommen, so wurde sie erbarmungslos zerstört und rings umher auch den das Volk nährenden Dattelpalmen ein Ende gemacht. Was kostbar war, wurde geplündert, und Schreiber nahmen, wie in Aegypten, genaue Verzeichnisse der Beute auf. Die bei Einnahmen der Städte Gefangenen wurden an in den Lippen oder der Nase befestigten Ringen mit Stricken vor den König geführt und dann, wenn er dies befahl: hingerichtet: gepfählt oder mit Keulen erschlagen, seltener enthauptet oder geschunden, bisweilen nur verstümmelt: der Ohren, Augen, Nase, Zunge u. s. w. beraubt. Oft wurden die Köpfe der Hingerichteten vor dem im Triumfe heimkehrenden König hergetragen. Die nach mesopotamischer Manier in die Fremde abgeführten Gefangenen wurden soweit möglich zu rauhen Arbeiten verwendet: Steine zu ziehen und zu schleppen, Hügel aufzuwerfen, Ziegel zu formen u. s. w. Die ebenfalls abgeführten Weiber und Kinder wurden milder behandelt. Auch Vieh wurde in Massen fortgetrieben, sogar Jagdthiere aufgefangen und nach Assyrien gebracht.

Führten die Assyrer Krieg in Oertlichkeiten, wo sie auf Gewässer stießen, so konnten sie Flüsse schwimmend (auf luftgefüllten Schläuchen, den Schild auf dem Rücken) oder auf Böten oder mittels Brücken übersetzen. Kamen sie aber an das Meer, so wußten sie nichts anzufangen. Hier entgingen ihnen ihre Feinde, wenn sie sich einschifften. Erst nachdem sie Phönikien unterworfen, waren sie mit Seeleuten und Schiffen versehen und konnten es auf dem feuchten Elemente mit ihren Erbfeinden, den Chaldäern aufnehmen.

Zum Andenken der Eroberung eines Landes hinterließen die siegreichen assyrischen Könige in demselben Inschriften auf Felsen oder Denksteinen, nebst Abbildungen ihrer Person und Thaten.

Das babylonische Kriegswesen scheint dem assyrischen in allen wesentlichen Dingen entsprochen zu haben, und die Kriegführung war eben so unmenschlich wie bei den Nachbaren und Erbfeinden. Bei Belagerungen waren die Chaldäer ebenso ungeschickt, wie hartnäckig. Jerusalem bestürmten sie drei, Tyros vierzehn Jahre lang. Die kriegerischen Thaten hingen von den Wahrsagereien und Sterndeutereien der Priester ab, ohne deren gute Anzeichen nichts vorgenommen wurde.*)

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst.

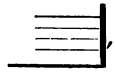
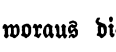
A. Die Keilschrift und ihr Schrifttum.**)

Unter den drei Schriftsystemen der Erde, welche weder zu der reinen Bilderschrift, wie sie z. B. die Mexikaner anwendeten, noch zu den rein alfabetischen Schriften gehören, bleibt uns nach der chinesischen Schrift (oben S. 187) und den ägyptischen Hieroglyphen (oben S. 349 ff.) noch die merkwürdige Schrift übrig, welcher sich die Völker im Tigris- und Eufrat-Gebiete und im Hochlande von Iran bedienten und welche nach der Gestalt ihrer Zeichen die Keilschrift genannt wird. Ueber den Ursprung der Keilschrift weiß man nichts. Nach babylonischer

*) Diod. II. 29—31. Daniel 2, 1. 2.

**) Rawlinson, 5 monarchies, I. p. 61 ff., 262 ff. Schrader, die assyr.-babyl. Keilinschriften, aus d. Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. Bd. 26 bes. abgedr., Leipz. 1872; Derſ., die Keilinschriften u. das A. T., Gießen 1872; Derſ., Art. Assyrien im Handwörterb. des bibl. Altert., S. 100 ff. u. Art. Babylonien, S. 136. Wuttke, Gesch. der Schrift I. S. 604 ff.

Sage (oben S. 469) kam sie in das Land durch den Fischgott Hea (Oannes), d. h. wol durch Seefahrer, also über Meer (und zwar über dem persischen Golf) ankommende Vertreter einer der in Mesopotamien vorhandenen Rassen, — welcher? ist schwerlich zu ergründen. Die gegenwärtig hervorragendsten Keilschriftforscher schreiben die Erfindung den für turanisch gehaltenen Ureinwohnern (oder sogenannten Akkadiern) zu. Ebenso halten dieselben dafür, daß die Keilschrift aus einer Bilderschrift sich entwickelt habe.

Thatsache ist einmal, daß die Keilschrift in älterer Zeit in Chaldäa gefunden wird, als in Assyrien und hier in älterer als in Erân (die ältesten Beispiele stammen aus etwa 2000 vor Chr.), und sodann, daß die ältesten Schriften dieser Art keine Keile, sondern einfache Striche enthalten, welche Dreiecke, Vierecke, Sterne, hecken-, häuschen- und baumartige Figuren bilden, deren Striche dann in späteren Inschriften in übereinstimmender Weise sich in Keile verwandelt finden. An Beispielen für die Entstehung dieser Schriftart aus einer Bilderschrift fehlt es nicht. Wie wir sahen, ist die assyrisch-babylonische Religion vor allem Sternverehrung. Der Begriff „Gott" wurde daher durch einen Stern wiedergegeben, und zwar in der ältern oder Strichschrift , in der Keilschrift älterer Form , in der Keilschrift jüngerer Form aber vereinfacht: . Für „Hand" schrieb man in der Streichschrift  , also fünf Finger, in der Keilschrift , wovon später einer der kürzeren Keile weggelassen wurde. „Fisch wurde mit  bezeichnet, woraus die Keilschrift machte. Derlei Beispiele gibt es noch mehrere; daß aber die gesammte Keilschrift aus Bilderzeichen entstanden, ist damit noch nicht bewiesen. Sicher ist jedoch, daß die Keilschrift gewählt wurde, weil sie sich zum Eingraben in Stein oder Thon mit dem Meisel oder Griffel ganz besonders eignete.

Die zur Keilschrift verwendeten Zeichen sind höchst einfacher Art. Sie zerfallen

1) in Keile, und zwar nach ihrer Stellung in:
   a. senkrechte,
   b. wagerechte und
   c. schräge , oder nach ihrer Beschaffenheit in

a. einfache, und
b. zusammengesetzte

(auch sind die Keile oft durch Weglassung der Spitze abgekürzt:);

2) in Winkel .

Die senkrechten Keile haben immer das dicke Ende oben, die wagerechten und schrägen links. Ein oder mehrere Keile, Dreiecke oder Winkel oder mehrere dieser Arten zusammen bildeten immer einen bestimmten Wert oder ein Zeichen.

Die Keilschrift, welche immer von der Linken zur Rechten läuft, ist ihrem Grundcharakter gemäß eine Silbenschrift,*) d. h. die einzelnen Zeichen drücken stets Selbstlaute und Mitlaute zugleich aus. So haben z. B. die Silben ba, bi, bu, ab, ib, ub besondere Zeichenwerte oder Zeichengruppen. Außer diesen einfachen Silben war aber dasselbe der Fall mit den sog. zusammengesetzten, wo ein Selbstlaut zwischen zwei Mitlauten stand, z. B. mar, mir, mur, sak, sik, suk ꝛc. Solche zusammengesetzte Silben wurden jedoch auch durch je zwei einfache ausgedrückt, z. B. bir durch bi-ir, ram durch ra-am u. s. w. So bestand das Wort Ahamanisi (Achämenide) aus folgenden Wertzeichen: A-ha-ma-an-ni-is-si oder auch A-ha-ma-nis-si. Von Selbstlauten kommen in der Keilschrift nur die drei sog. Urlaute a, i und u vor, welche auch eigene Zeichen haben, die indessen auch für ihre Aspiration (ha, hi, hu) gelten; die Mitlaute sind im Ganzen jene der semitischen Sprachen, namentlich des Hebräischen. Einfache Silbenzeichen zählt man 92, zusammengesetzte 261.*)

Die assyrisch-babylonische Keilschrift ist aber nicht nur eine Silben-, sondern auch eine Begriffs- (ideographische) Schrift. Die Zeichen für Begriffe weichen aber von den Zeichen für die Laute, aus welchen die Namen dieser Begrifie bestehen, ab, was nur durch die Annahme zu erklären ist, daß ein nicht semitisches Volk die Keilschrift erfunden habe. So setzten z. B. die sog. Akkadier für die Silbe ad, Vater, das Zeichen , welches denn auch für das entsprechende semitische Wort abu Verwendung fand. Die Namen von Begriffen, für welche die Keilschrift Begriffszeichen besitzt, sind indessen auch oft in Silbenzeichen geschrieben. Durch Ideogramme nun werden in der Keilschrift Wörter aller Gattungen ausgedrückt. Eine besondere Abart

*) Schrader, ass.-bab. Keilinschr. S. 61 ff.
**) Schrader, A. B. K. Tafel zu S. 1. S. 64 ff.

derſelben ſind die determinativen Zeichen, welche nicht geleſen werden, ſondern den Charakter eines nachfolgenden Namens bezeichnen. So ſteht z. B. vor Männernamen das Zeichen , vor Ländernamen , vor Götternamen , ſpäter , etwa wie wenn wir ſchreiben würden: Mann Heinrich, Land Schweiz, Gott Zeus u. ſ. w. Aehnlich verfahren wir, wenn wir z. B. ſagen: Rheinſtrom, Splügenberg u. ſ. w. Andere Ideogramme wurden als ſynthetiſche erkannt, indem ſie aus der Zuſammenſetzung ſolcher beſtehen, welche für ſich Begriffe darſtellen, die zuſammengefaßt der Bedeutung des Ganzen entſprechen. So beſteht z. B. das Ideogramm für „Himmel" aus denjenigen für „Gott" und für „Gewölbe" u. ſ. w. Erkannt werden manche Begriffszeichen daran, daß ſie nie als Silbenzeichen gebraucht werden; iſt aber das Gegentheil hiervon der Fall, ſo verraten ſie ſich je nach ihrer Stellung durch ihren Widerſpruch mit den bekannten Laut- und Silbenbildungsgeſetzen der Sprache, oder dadurch, daß ſie den Sinn der Rede unterbrechen oder ſtören, wenn ſie nach dem Silbenlaute geleſen werden. Trotzdem gibt es vielfach zweifelhafte Fälle, die jedoch durch fortgeſetzte gründliche Unterſuchung aufgeklärt werden können. Ein Hilfsmittel zu ſolcher Zweifelhebung hatten die Aſſyrer in den ſog. phonetiſchen Ergänzungen, indem ſie an Ideogramme ein oder mehrere Silbenzeichen anhängten, welche den Ausgang des dargeſtellten Wortes bildeten. Die Zahl der Begriffszeichen iſt nicht bekannt.

Endlich hat die aſſyriſch-babyloniſche Keilſchrift auch den Charakter der Polyphonie (Vieldeutigkeit), indem es Zeichen gibt, die verſchiedene Silben oder verſchiedene Begriffe oder beides darſtellen. Man zählt ſolcher über hundert.*)

Eine beſondere Stellung nehmen die Eigennamen ein. Selbe werden überwiegend ideographiſch geſchrieben. Die aſſyriſchen Eigennamen beſtanden oft aus drei Worten, aus einem Gottesnamen, einer von demſelben ausgeſagten Handlung und einem Gegenſtand, auf den ſich letztere bezieht, z. B. Aſſur-nazir-habal, Aſſur ſchirmt den Sohn. Dieſer Name wurde mit den Ideogrammen für den Gott Aſſur, für „ſchirmen" mit der Beugungsendung in Silbenſchrift und für „Sohn" geſchrieben. Man findet ſolche Namen jedoch auch mit Silbenzeichen geſchrieben. Oft auch kommen zweigliedrige Namen vor, bei denen entweder das Zeitwort oder der dasſelbe ergänzende Gegenſtand wegfällt und blos dazu gedacht werden muß, z. B. Bin-nirar, Bin (iſt)

*) Schrader, A. B. K. S. 102 ff.

Beiſtand oder Nabu-nazir, Nabu ſchirmt, und hinwieder eingliedrige wie Tuklat-adar, Vertrauen auf Adar, Samſi-bin, Diener Bin's u. ſ. w. Andere Namen laſſen den ausgefallenen Gottesnamen noch hinzudenken, z. B. Nazir-habal, beſchützt den Sohn, oder ſind ohne Gottesnamen, wie Sar-nahid, Erlaucht der König, Ninu-ai, der Ninivite, Babil-ai, der Babylonier u. ſ. w.

Die Geſammtheit der Keilſchriftzeichen ſchätzte Botta 1850 auf 642. Seither iſt ihre Zahl jedenfalls bedeutend geſtiegen. Im Eufrat- und Tigris-Gebiete kommen als Sprachen der Keilſchrift vor: die für turaniſch gehaltene der älteren Bewohner (ſog. Akkadier) und die aſſyriſch-babyloniſche. Die letztere, die Sprache der wirklichen Chaldäer und daher nicht mit der ſpäter ſogenannten chaldäiſchen (in Wahrheit aramäiſch-ſyriſchen) zu verwechſeln, deren Buchſtaben die jetzigen hebräiſchen ſind, iſt eine rein ſemitiſche Mundart, und dem Hebräiſchen nahe verwandt. Als dritte Sprache kam erſt nach der perſiſchen Eroberung die der neuen Herrſcher, die ariſch-perſiſche hinzu, indem ſie ſich ebenfalls der Keilſchrift bediente. Die aſſyriſch-babyloniſche Sprache, für die Kunde des Landes die wichtigſte, weil in den Inſchriften am häufigſten angewendete, unterſcheidet ſich vom Hebräiſchen u. a. durch den Mangel des Geſchlechtswortes; im Uebrigen iſt ihre Grammatik ganz der hebräiſchen ähnlich.

Es ſcheint paſſend, hier die Art und Weiſe zu erwähnen, wie die Keilſchrift entziffert wurde, welche That einem Triumfe des Menſchengeiſtes gleich kommt, indem ſie nicht, wie die Entzifferung der Hieroglyphen, durch das Vorhandenſein einer Ueberſetzung in eine bekannte Sprache (oben S. 354) unterſtützt wurde, ſondern ſich völlig aus undurchdringlich ſcheinendem Dunkel herausarbeiten mußte.

Seit die Keilſchrift außer Uebung gekommen (etwas nach Chriſti Geburt, unter den Arſakiden) hatte bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Niemand eine Ahnung, wie ſie zu leſen wäre. Niebuhr war der Erſte, der ſich damit beſchäftigte, und zwar mit den perſiſchen Inſchriften in Perſepolis; er fand 42 verſchiedene Zeichen heraus. Tychſen entdeckte den diagonalen Keil als Worttrennungszeichen; Münter die Richtung der Schrift von links nach rechts.*) Der erſte Entzifferer aber wurde am Anfange des 19. Jahrhunderts G. F. Grotefend in Göttingen,**) ſoweit es den perſiſchen Text der Keilſchriften von Perſepolis betrifft. Er begann damit, daß er darauf verfiel, eine oft vorkommende Zeichengruppe müſſe das Wort „König" bedeuten und andere Zeichengruppen, welche ſich ſtets neben dieſem befinden,

*) Schrader, A. B. K. S. 4.

**) Heeren, Ideen üb. d. Politik, d. Verkehr u. d. Handel d. Völker d. alten Welt. I. 1. Abth., 1. Beilage.

Königsnamen enthalten. Er unterſuchte dieſe Gruppen näher, verglich ſie ihrem Umfange nach mit den bekannten Namen perſiſcher Könige und fand ſo eine Anzahl von Buchſtabenwerten heraus, mittels deren er, das Zendaveſta als literariſches Erzeugniß derſelben (Zend-)Sprache benützend, volle perſiſche Inſchriften las und überſetzte. Freilich blieb Grotefend in dem Irrtum befangen, daß auch die übrigen Keilſchriftarten alfabetiſche ſeien. Laſſen, Burnouf und Rawlinſon vollendeten die Entzifferung der perſiſchen Inſchriften in Keilſchrift. Man nennt die perſiſche, weil ſie als Reichsſprache den erſten Platz einnahm und zuerſt ergründet wurde, die erſte Gattung der Keilſchriften. Nun ſind aber viele Inſchriften in drei deutlich von einander abſtechendeu Keilſchriftarten neben einander abgefaßt, welche man ſeitdem als ebenſoviele Sprachen erkannt hat. Man fand nun, nach der Aufgrabung der aſſyriſchen Altertümer in Ninive und Umgebung, beſonders ſeit 1843 durch Layard und Botta, daß die dortigen einſprachigen Keilinſchriften dieſelben ſeien wie diejenigen, welche in Perſepolis die dritte Stelle einnahmen. Hincks fand 1849, daß dieſe Schriftgattung eine Silben- und Begriffsbezeichnung zugleich enthalte, H. Rawlinſon 1850, daß ſie auch mehrdeutige Zeichen zähle. Durch ſtrenge Vergleichung der bekannten perſiſchen Keilſchriften mit den gegenüber ſtehenden aſſyriſchen konnte man zur Entzifferung der letzteren ſchreiten. Das Vorhandenſein gleichlautender Inſchriften in aſſyriſch-babyloniſcher Sprache, von denen die eine Ideogramme, die andere ſtatt derſelben Silbenzeichen enthielt und umgekehrt, führte auch zu allmälig fortſchreitender Erklärung der Begriffszeichen. Da nun aber manche der letzieren nirgends aufgelöſt zu finden waren, ſo kamen hier gewiſſe aſſyriſche Täfelchen aus Thon zu Hilfe, die man in den Ruinen von Kujundſchik fand und welche, gleichſam zum Unterrichte in der Ideographie oder zur Gedächtnißſtärkung für die Schreiber, in gegenüberſtehenden Schriftſäulen die Begriffszeichen und ihre Bedeutung enthalten, als ob ſie aus Schulbüchern entnommen wären. Eine andere Gattung ſolcher „Syllabare" ſtellt einander Sätze in der für turaniſch gehaltenen („akkadiſchen") und in der aſſyriſchen Sprache gegenüber. Die Anordnung erinnert ganz an unſere modernen „praktiſchen Unterrichtsmethoden", fremde Sprachen zu lernen.*) Auf dieſe Weiſe drang man in das Weſen der aſſyriſch-babyloniſchen Keilſchrift

*) Beiſpiel:

is-ku-ul, er wog;
is-ku-lu, ſie wogen;
is-sa-gal, er wägt;
i-sa-ka-lu, ſie wägen;

Vergl. Schrader A. B. K. u. ſ. w. S. 14 ff., u. Derſ., Art. Aſſyrien im Handw. d. bibl. Alt. S. 102.

und in die Gesetze ihrer Schreibung und Lesung immer tiefer ein und lernte die Sprache derselben als eine semitische kennen und mit Hilfe des Hebräischen, Arabischen u. s. w. ihre Grammatik feststellen, wozu außer den erwähnten Forschern die Engländer Georg Smith und Edward Norris, die Franzosen François Lenormant und Joachim Ménant und die Deutschen Eberhard Schrader und Friedrich Delitzsch das meiste beigetragen haben. Und so ist auch begonnen worden, die zweite Keilschriftgattung, die sog. turanische zu ergründen, worin indessen noch vieles zu thun übrig bleibt. Auf diesen Schriftarten und Sprachen beruhte nun das assyrisch-chaldäische Schrifttum. Der Stoff, auf dem dasselbe aufbewahrt ist, besteht weder aus chinesischem Reispapier, noch aus indischen Palmblättern, weder aus ägyptischem Papyros, noch aus syrischem Pergament; er hat nichts weiches, zerreißbares, schnell vergängliches; er ist zwar ein harter, aber auch zerbrechlicher Stoff, bietet also für die Fortdauer und Deutlichkeit der Schrift, aber nicht für ihre Vollständigkeit Gewähr. Die Assyrer und Chaldäer hatten nämlich steinerne Akten- und Bücherſammlungen; in ihren Archiv- und Bibliothekſälen waren Massen von beschriebenen Steinen und Thon-Ziegeln aufbewahrt und aufgespeichert. Die Bibliothek, welche Assur-nazir-habal in Kalah gründete, Sanherib nach Ninive verlegte und Sargon, sowie Assurbanipal zur höchsten Blüte brachten, zählte nach einer Berechnung wenigstens zehntausend Tafeln. Natürlich sind dieselben in Folge der über sie hingegangenen Zerstörungen nur in Bruchstücken vorhanden. Die älteste Bücherei in Assyrien, von der man weiß, war die zu Assur, deren älteste Tafeln aus der Zeit um 1500 vor Chr. stammen sollen.

In Nord-Assyrien, wo es Berge und Felsen gab, konnte man die wichtigsten Ereignisse in diese einmeiseln; in Mesopotamien und Chaldäa, wo nur sumpfiger, wenn auch fruchtbarer Lehmboden zu finden war, bakte man den Stoff zur geistigen Nahrung aus demselben Erdreich, welchem die leibliche Speise entsproßte. Ziegel dienten daher nicht blos zum Bauen, sondern sie bildeten Schreibtafeln, deren mehrere zusammen ein Buch oder Werk ausmachten. Dieselben wurden numerirt und jedes Stück mit den Anfangsworten der ersten Tafel bezeichnet. In älterer Zeit wurden sie in roher und plumper Weise geformt und an der Sonne gedörrt, in späterer aber in gefällige Formen gebracht und am Feuer gebrannt. Die Formen, welche sie erhielten, waren entweder die von Tafeln von $1^1/_2$ bis 9 Zoll Höhe, 1—6 Zoll Breite und bis zu $4^1/_2$ Zoll Dicke, (die roheren waren umfangreicher als die feineren) oder in länglichen Körpern, rund oder mehrkantig, die man gewöhnlich Zilinder nennt, die aber in Wahrheit die Gestalt von Prismen oder Doppelkegeln (in der Mitte dicker, an den Enden dünner) hatten, 1 bis 3 Fuß lang und bald hohl, bald

gediegen waren. Die Tafeln sind auf den beiden umfangreichsten, die Zilinder auf allen zwischen den Kanten liegenden Flächen beschrieben. Aufgetragen wurden die Schriftzeichen, so lange der Thon noch weich war, mit Griffeln, und dann der Stoff gebrannt. Sie wurden auch in Holz erhaben ausgeschnitzt und dies dann als Form benutzt, um die Schrift in den Thon einzudrücken. Auf diesen Formen wurde in gewöhnlicher Weise geschrieben, beziehungsweise geschnitzt, so daß der Abdruck von der rechten zur linken Seite geht. In Chaldäa gab man in späterer Zeit den Schriftkörpern noch einen glasigen Ueberzug. Es gibt auch Planzeichnungen auf Backstein. Schriftsteine wurden nicht selten als Bausteine verwendet, und zwar an Wänden, Böden und Pfeilern. Seltener schrieb man auf Gipstafeln. Auf Felsen wurde die Schrift mit dem Meisel eingehauen, und so auch auf den Marmor- und Alabasterplatten, die man in Wände und Böden der Paläste einfügte. Die Assyrer und Chaldäer waren gleich den Aegyptern höchst schreibselig; sie beschrieben auch Bildwerke, sogar über die Figuren hin, ebenso Theile von Thier- und Menschenstatuen, Rücken, Hände, Füße u. s. w., dann Schalen und Vasen, Gemmen und Edelsteine aller Art (auf diese wurde die Schrift eingeschliffen). Man schrieb auch auf Metall jeder Art, auf Gewebe, seltener auf Thierfelle (das benachbarte Persien hatte lederne Literatur). Als Stempel und Sigel verwendete man Zilinder mit erhabenen Schriftzügen und Bildern, als Mittel den feuchten Thon zu bedrucken Sigelzilinder, die sich um eine metallene Axe drehten, und zwar diese mit verkehrter Schrift, so daß sie richtig abgedruckt wurde. Sigel wurden oft auf besondere Thonstücke geprägt und diese auf das Schriftstück befestigt, oft aber auch auf dieses selbst. Sigelringe waren allgemein gebräuchlich, um das Sigel stets bei der Hand zu haben.

Da Assyrien jüngere Kultur hatte, als sein Mutterland Chaldäa, so war dort das Schrifttum von größerm Umfange; man ließ selten einen Backstein unbeschrieben und benutzte beide Seiten, während in Babylon viele leere gefunden wurden, neben nur einseitig beschriebenen. Dagegen blieben die Assyrer in der Kunst des Stempeldruckes auf Thon zurück und konnten nur ein Zeichen um das andere ausprägen, während die Chaldäer Formen von ganzen Zeilen und Inschrifttäfelchen fertigten.

Neben der Keilschrift findet sich unter den Ueberbleibseln assyrisch-babylonischer Kultur in seltenen Fällen, und gewiß erst aus sehr später Zeit stammend, der Gebrauch der phönikischen Alfabetschrift, z. B. in Privatverträgen, in Bemerkungen zu Keilschrift-Tafeln, auf Vasen und an Töpferwaaren, auf Gewichten u. s. w.

B. Wissenschaft und Dichtung.

Wenn wir von einer Wissenschaft im Gebiete des Eufrat und Tigris sprechen können, so ist dies bis jetzt nur in sehr geringem Maße der Fall, indem wir erst im Anfange der Entzifferung jener Myriaden von Keilschriftstücken stehen, welche in Ninive, Babylon ꝛc. aufgefunden wurden.

So weit wir dies bis jetzt beurteilen können, war der Hauptsitz der Wissenschaft und Dichtung, die es in jenem Gebiete gab, vorzugsweise in Chaldäa. Assyrien scheint auf die Kriegführung und auf Pracht und Glanz seiner Herrscher mehr Gewicht gelegt zu haben, als auf Erforschung von Wahrheiten und Wissenswürdigkeiten, daher die Könige seit Assur-nazir-habal, vor Allem aber Assurbanipal, diesem Mangel durch Bereicherung ihrer Büchersammlungen abzuhelfen suchten, wozu sie ausschließlich babylonische Quellen benutzten.

Die Wissenschaften, von deren fruchtbringender Betreibung in Chaldäa man sowol sichere Nachrichten des Altertums, als in Keilschrifttafeln vorhandene Zeugnisse hat und worin dieses Volk schon im Altertum eines hohen Rufes sich erfreute, sind vor allem Mathematik und Astronomie. Pfleger derselben waren die Priester, in deren Händen überhaupt das Schrifttum lag.

Zu der Grundlage aller Größenberechnung, der Zahlenkunde, bediente man sich der einfachsten Bestandtheile der Keilschrift. Die Zusammenstellung der Zeichen ist im Wesentlichen dieselbe wie bei den Römern. Ein Keil ▼ bedeutete 1, zwei solche 2 u. s. w.; für 10 nahm man einen Winkel ◀, für 20 zwei u. s. w., für 100 einen Keil mit Querkeil ▶; für die Vervielfältigung von hundert wurde die vervielfältigende Zahl vor jenes Zeichen gesetzt, tausend drückte man durch 10 vor 100 aus u. s. w. Häuften sich die gleichwertigen Zeichen allzusehr, so setzte man sie in verkleinerter Gestalt über- und untereinander. Auf einer in Senkareh gefundenen Tafel aus altchaldäischer Zeit finden sich die Quadrate der Zahlen bis auf sechszig, auf anderen Quadrat- und Kubikwurzeln, Maße und Gewichte u. a. Größenverhältnisse vollkommen richtig berechnet.*)

Ueber die Zeitrechnung der Chaldäer haben wir nur Nachrichten durch die Griechen. Das Jahr wurde in zwölf Monate zu dreißig Tagen nebst fünf Zusatztagen getheilt, wie in Aegypten; ob man aber die überschüssigen Stunden, welche dort wol bekannt waren,

*) Rawlinson 5 mon. I. p. 103.

in Schaltjahren unterbrachte oder wie man sonst das Jahr mit dem Laufe der Jahreszeiten in Einklang brachte, ist ungewiß; es ist aber eher anzunehmen, daß es Schaltjahre gab, indem von keiner Ausgleichungsperiode berichtet wird, wie sie früher Aegypten (oben S. 359) hatte. Dagegen wurden anderweitige größere Perioden angenommen. Sechszig Jahre hießen eine Sosse, sechshundert eine Nere und 3600 eine Sare. Diese Eintheilung fand auch in der Rechenkunst bei unbenannten Zahlen Anwendung. Die Monate hatten die Namen, welche die Juden später (wol während des Exils) annahmen und etwas hebraisirten. Wie im ganzen Horizonte der Chaldäer (und Assyrer) die Zahl sieben eine heilige Rolle spielte, so hatten sie auch Wochen von sieben Tagen nach dem Mondumlaufe. Eine andere heilige Zahl aber war, wie schon aus der erwähnten Perioden-Eintheilung hervorgeht, sechszig (die fünf Finger der Hand oder die halbe Zehn mal die Zahl der Monate). Jede der zwölf Stunden, in die der Tag nach der Zahl der Monate zerfiel, wurde in 60 Theile (also Doppelminuten) und jeder dieser Theile wieder in 60 (Doppelsekunden) eingetheilt.

Mit der Zeitrechnung steht die Sternkunde im engsten Zusammenhang, in welcher die Chaldäer berühmter geworden sind als irgend ein anderes Volk des Altertums, und wie es scheint mit Recht. Ihre weiten Ebenen begünstigten den Betrieb dieser Wissenschaft ungemein,*) indem sie ihnen, wozu noch die südliche Lage und die klare durchsichtige Luft des Landes befördernd traten, einen möglichst großen Kreis des gestirnten Himmels zu erblicken gestatteten. Die Sterne, die so in ihrer ganzen Pracht erschienen, waren daher die Götter des Volkes und die Gegenstände der Wißbegier der Kundigen, d. h. der Priester, die auch hier wie in Aegypten mehr wußten, als sie mittheilten. Schon früh unterschieden sie die Planeten von den Fixsternen und stellten diese in Sternbilder zusammen, von denen ein konischer schwarzer Stein des britischen Museums aus dem zwölften Jahrhundert vor Chr. in Bildern den Widder, Stier, Skorpion, Drachen, Hund, Adler u. s. w. zeigt. Der Thierkreis war ihnen bekannt, sie nannten seine zwölf Bilder die Sonnenhäuser. Sie beobachteten und berechneten Finsternisse, kannten den wahren Grund derjenigen der Sonne und den wiederkehrenden Kreis derjenigen des Mondes. Sie fertigten ein Verzeichniß der Fixsterne und erfanden den Gnomon und den Polos, mit denen sie die Länge des Sonnentages ermittelten. Sie beobachteten ferner die Kometen und hielten sie für ständige Körper, die gleich den Planeten Kreise beschrieben, aber für größer als diese. Sie waren nicht weit hinter der Kenntniß

*) Rawlinson 5 mon. II. p. 571 ff.

der wahren Entfernung des Mondes, der Sonne und der Planeten von der Erde zurück. Es ist behauptet worden, daß die Chaldäer den Umlauf der Erde um die Sonne geahnt hätten, was aber nicht wahrscheinlich ist, da sie fort und fort an der Zahl von sieben Planeten festhielten. Eine andere Behauptung, daß sie die Monde des Jupiter und des Saturn gekannt hätten, müßte zu ihrer Wahrheit den Gebrauch von Fernröhren bei den Chaldäern voraussetzen, was, freilich in untergeordnetem Grade, nicht unmöglich ist.

Wie in Aegypten, so wurde aber auch in Chaldäa die Astronomie zur Astrologie mißbraucht, welche zu zahllosen Tabellen von Konstellationen, glücklichen und unglücklichen Tagen, Wetterprofezeiungen ꝛc. Anlaß bot, aber sonst denselben Charakter hatte wie im Nillande (oben S. 361). Jedoch gab es unter den babylonischen Priestern eine starke Partei, welche die Astrologie verabscheute und deren Jünger nicht als ebenbürtig anerkannte (Strab. 16, 1). Ein Werk über Astrologie auf mehr als 70 Keilschrifttafeln, mindestens 2000 Jahre vor Chr. entstanden, ist in Bruchstücken vorhanden. Von den übrigen Wissenschaften im Eufrat- und Tigrislande ist noch nicht viel zu sagen. In der Geographie kannten Assyrer und Chaldäer die Länder und Völker, welche sie zu erobern wünschten und haben Verzeichnisse von Städten und Ländern hinterlassen; ihre Geschichte bestand in der allem Anscheine nach wahrheitgetreuen Aufzählung der Thaten ihrer Könige, welche diese durch ihre Schreiber dem Thon einprägen ließen. Philosophie war wie bei allen morgenländischen Völkern in der Religionslehre enthalten; die Naturwissenschaft war in Verzeichnissen von Thieren, Pflanzen, Steinen u. s. w. nach natürlichen Gruppirungen vertreten, auch soweit sie zu praktischen Zwecken, z. B. zu mechanischen Vorrichtungen, die in Assyrien bedeutend vervollkommnet waren, Bestimmung der Maße und Gewichte u. s. w. diente. Was die Rechtswissenschaft betrifft, so ist uns bereits manches von Gesetzen bekannt; auch sind die Funde außerordentlich reich an Verträgen und Urkunden über alle möglichen Rechtsverhältnisse. Sprachwissenschaftlicher Versuche dachten wir bereits (oben S. 497).

Von der assyrisch-babylonischen Dichtkunst war bis vor wenig Jahren noch nichts bekannt. Bereits haben wir von dem mythologischen Inhalte der Izdubar-Epopöen und der Höllenfahrt Istars Kenntniß genommen (oben S. 471 f.). Diese Gedichte, welche wahrscheinlich mehr als zweitausend Jahre vor Chr. entstanden sind, beweisen, daß die Erfordernisse des Heldengedichtes in jenem Lande bekannt waren. Ob diese epische Anlage diesem oder jenem der in Chaldäa vorhandenen Völkerstämme zu verdanken, wird kaum zu ermitteln sein.

In dem am besten erhaltenen epischen Gedichte, der Höllenfahrt

Istars, finden wir den semitischen Parallelismus der Versglieder (oben S. 429 f.) wieder,*) der sich durch das Ganze stetsfort hinzieht. Die Worte, welche das Ziel Istars schildern (Avers 3—7)

„nach dem Hause der Verwesung, der Wohnung Irkalla's,
„nach dem Hause, dessen Eingang ist ohne Ausgang,
„nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr,
„nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist",

erinnern unwillkürlich an die Inschrift von Dante's Hölle. In der Drohung Istars, wenn sie nicht eingelassen werde (Avers 17—20),

„so zertrümmere ich die Pforte, zerbreche den Riegel,
„zertrümmere die Schwelle, zerschlage die Thore,
„will aufregen die Todten, zu verzehren die Lebenden,
„mehr denn der Lebenden soll werden der Todten,"

spricht sich im vierfachen Parallelismus eine Lebendigkeit aus, welche überrascht und ergreift, ebenso in dem siebenmaligen Refrain bei den Entkleidungen an den sieben Thoren: „denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern", wo der Schauer fühlbar packt. Diese Schilderung erinnert übrigens auffallend an die Stelle der Edda von Hermodr's Ritt zu Hel, um Balder zu befreien. Noch gibt es mehrere andere Götter- und Heroengeschichten, die aber nicht vollständig genug vorhanden sind, ebenso Thierfabeln u. a. Erzählungen.**)

Nicht minder reichhaltig als die epische ist auch die lyrische Ausbeute der neuesten Funde, namentlich auf den durch Assurbanipals Veranlassung in Erech abgeschriebenen, mit turanischem (akkadischem) und assyrischem Texte versehenen Thontäfelchen der Bibliothek von Ninive. Lenormant***) hält das „Akkadische" für die Ursprache und unterscheidet zwei Sammlungen, eine solche, welche Zauberformeln und Beschwörungen gegen die bösen Geister und Krankheiten und Hymnen für die Gebräuche der Magie, und eine solche, welche religiöse Gesänge an die Hauptgötter enthält. Aus der ersten Sammlung hat Schrader zwei Zaubersprüche und den Gesang von den sieben bösen Geistern, aus der zweiten acht Psalmen oder Hymnen übersetzt, denen noch ein assyrischer Königspsalm vorne beigegeben ist.†)

Einer der schönsten dieser Hymnen ist folgende:

Gott, du mein Schöpfer,
meine Arme ergreife,
meines Mundes Hauch leite,
meine Hände, sie leite,
o Herr des Lichts!

*) Schrader, Höllenf. d. Istar. S. 60.
**) Smith, chald. Gen. S. 127 ff.
***) Die Anfänge der Kultur II. S. 107 ff.
†) Schrader, Höllenf. d. Istar. S. 69 ff.

Wol mit den hebräischen Psalmen wetteifern kann folgendes Bußlied:

Herr, meiner Vergehungen sind viel,
groß sind meine Sünden.
Der Herr in seines Herzens Grimm
häufte Schmach auf mich,
Der Gott in seines Herzens Strenge
überwältigte mich.

Istar ließ sich auf mich nieder,
machte bittern Kummer mir,
zu Boden warf ich mich —
niemand erfaßte meine Hand;
laut schrie ich —
niemand hörte mich.

Die Zauberspräche erinnern bisweilen an die Sprüche Salomos, z. B. „zur Nachtzeit einen Spruch auf guter Tafel auf das Lager zu Häupten des Mannes, des siechenden, mögest du legen!" Höchst eigentümlich ist der Gesang von den sieben bösen Geistern, den wir mittheilen:

Sieben sind sie, sieben sind sie,
in des Meeres Tiefe sieben sind sie,
in des Himmels Aether sieben sind sie,
in dem Meer tief innen ihre Geburt.

Nicht männlich sind sie, nicht weiblich sind sie,
ein Weib nahmen sie nicht, einen Sohn haben sie nicht,
Ordnung und Sitte kennen sie nicht,
Gebete, Wünsche erhören sie nicht:
Sieben sind sie, sieben sind sie.

Man sieht, es besteht ein ausgebildeter Strophenbau in diesen altchaldäischen Gedichten, wie ihnen eine großartige poetische Anschauung, die sie an die Seite der indischen Veda und Epopöen und der biblischen Poesie setzt, nicht abzusprechen ist.

C. Bildende Kunst.

Was wir von der ägyptischen Kunst (oben S. 363) sagten, kann beinahe in demselben Umfange auch von der assyrisch-babylonischen gelten. Auch diese ahnte das Ideal der Schönheit noch nicht und suchte ihre Zwecke in steifer und plumper Weise zu erreichen; aber es kann ihr, namentlich in dem Zweige der Baukunst, die Hervorbringung großartiger Werke nicht abgesprochen werden.

Die ohne Zweifel ältesten Gebäude unseres Kulturlandes erblicken wir in den chaldäischen Tempeln, namentlich in denen von Erech (jetzt Warka), genannt Bowariyeh, von Ur (jetzt Mugheir) und Abu-Scharein. Sie sind jedoch so sehr zerstört, daß über ihre Beschaffenheit nicht viel zu ergründen ist. Es waren jedenfalls umfangreiche Gebäude, von zwei hohen Stockwerken, viereckig, mit Strebe-

pfeilern auf allen Seiten zur Unterstützung der an sich schwachen Ziegelmauern. Das obere Stockwerk scheint in späterer Zeit errichtet zu sein und einen geringeren Raum eingenommen zu haben, als das untere, so daß um ersteres herum eine Terrasse ging. In Mugheir soll noch ein drittes kleinstes Stockwerk bestanden haben, welches das Heiligtum des Tempels enthalten hätte. Wie die ägyptischen Tempel der Länge nach, so gingen wie es scheint die chaldäischen der Höhe nach in verjüngtem Maßstabe aus einander hervor. Sie scheinen indessen plump und schmucklos gewesen zu sein, wenigstens außen; daß die Ausstattung im Innern besser war, zeigen aufgefundene Kupfernägel und blau emaillirte Ziegel. Man findet in Mugheir auch merkwürdige Grabgewölbe, aus Ziegeln so gebaut, daß von einer gewissen Höhe an immer der höhere weiter hervortrat, bis sie sich oben vereinigten, nicht unähnlich gothischen Spitzbogen.

Besser als mit der altchaldäischen sind wir mit der assyrischen Baukunst vertraut. Ihre hauptsächlichsten Werke sind nicht Tempel, sondern Königspaläste; denn in Assur stand der Staat über der Kirche und blühte der Cäsareopapismus. Die genannten Paläste standen stets auf einer künstlichen Erhöhung aus gedörrten Ziegeln oder auf zwei übereinander aufgebauten Terrassen viereckiger Form. Mehrere Höfe befanden sich außer- und innerhalb eines Palastes, von gegen hundert bis über zweihundert Fuß im Gevierte. Im Innern waren große Hallen von länglicher Gestalt, drei bis fünf mal so lang als breit (bis gegen zweihundert Fuß lang). Die größte dieser Hallen, die des Königs Sanherib zu Kujundschik, ist so umfangreich, daß sie nicht hätte bedacht werden können, wenn man nicht in ihrer Mitte der Länge nach eine Stützmauer aufgeführt hätte, die jedoch beide Erdseiten nicht erreichte. Kleinere Räume, Säle und Zimmer, meist rechteckige, gab es eine große Menge in den Palästen. Im zuletzt erwähnten Palaste enthält allein das Erdgeschoß 68 Zimmer. Regelmäßig vertheilt sind die Räume nicht, sondern wahrscheinlich nach Bedürfniß oder Fantasie. Es fehlt an Verbindungsmitteln (Korridoren und Gängen) und die Zimmer öffnen sich unmittelbar gegeneinander in langen Reihen.

Auf der untern Terrasse des Palastes Sargons in Khorsabad standen Seitengebäude, Thorwege, Säulenhallen, welche den Eingang zum Königshause bildeten. Gleichsam zur Wache standen an beiden Seiten des Hauptthores jene menschenköpfigen und geflügelten Stiere, Bilder Adars, ja in einem größern längs des Eingangs (19 Fuß hoch) und zwei kleineren Exemplaren an der Fronte, rechtwinklig mit jenen (15 Fuß hoch), zwischen den zwei kleineren ein riesiger Mann, der einen Löwen erwürgt. Zwischen den zwei größeren Adars war der Thorweg zwanzig Fuß breit. Von der 300 Fuß breiten unteren

Terrasse führte eine Treppe oder mehrere solche zehn Fuß höher auf die obere in den äußern Hof. Dem erwähnten Portale glich im innern Hofe das Thor des Harem-Gebäudes, ebenfalls mit Adar-Bildern. An der Mauer dieses Gebäudes sah man Reliefbilder des Königs und seiner Beamten, Höflinge und Garden. In den Hallen dieser u. a. assyrischer Paläste waren ebensolche Reliefarbeiten angebracht, welche den König in jeder Beziehung verherrlichten und aus denen man großentheils unsere heutige Kenntniß des assyrischen Lebens und Treibens, was wenigstens den Hof, die Jagd und den Krieg betrifft, geschöpft hat. Der Stoff zu diesen Darstellungen waren Alabasterplatten von 8 bis 10 Fuß Höhe und 4 bis 6 Fuß Breite, mit welchen die Wände bekleidet waren. Auch die Fußböden waren mit solchen Platten, abwechselnd mit gebrannten Ziegeln, bedeckt.

Ob die Paläste ein oberes Stockwerk oder mehr solche hatten, ist ungewiß. Man hat keine Spur von Treppen zu solchen entdeckt. Ebenso ungewiß ist die Art und Weise der Bedachung und Lichtgebung.

Die Tempel Assyriens waren nach dortigen Abbildungen auf Anhöhen errichtet, an Gewässern oder am Rande von Wäldchen malerisch gelegen, von „hangenden", d. h. aufgemauerten Gärten begrenzt, aber nicht umfangreich, und trugen auf Säulen von einfachem Schaft mit blumenverziertem Knauf flache Dächer mit Randschmuck, auf den Seiten auch wol kolossale Götter- oder Königsbilder. Auch die Nebengebäude der Paläste scheinen mitunter Tempel gewesen zu sein, wol zum besonderen Gebrauche des Hofes, also wahrscheinlich zu Ehren des Landesgottes Assur. Eine andere Art von Tempeln als die eben erwähnten waren die in der Bauart mit den babylonischen näher verwandten. Sie bestanden in einer Reihenfolge über einander aufgebauter und nach oben sich verjüngender Terrassen, auf deren oberster ein Thurm emporragte (solche sind in Assyrien zu Khorsabad, Nimrud und Kileh-Schergat gefunden worden). Die Zahl der Terrassen war drei bis sieben. Im untersten Stockwerke des Terrassentempels von Khorsabad fand sich eine gewölbte Gallerie, welche quer durch das Gebäude ging, über deren Zweck aber Dunkel schwebt. Die Thorwege dieser Tempel waren mit symbolischen Figuren geschmückt, unter welchen sich in Nimrud besonders jene des Gottes Nergal, als Löwen, über und über mit Keilen beschrieben, gefunden hat. Weit bedeutender aber als in Assur waren diese Terrassentempel in Neu-Babylonien. Die Tempel waren in diesem Landestheile überhaupt die wichtigsten Gebäude und gingen den Palästen vor, was auf eine höhere und angesehenere Stellung der Priester als am obern Tigris schließen läßt. Hier befand sich ein Tempel, den zwei fremde Kulturvölker leierten, die Hebräer (wenigstens wahrscheinlich, s. oben S. 463) als Ausgangspunkt der Sprachenverwirrung, die Griechen als eines der

sieben Weltwunder, der große Nabu-Tempel zu Borsippa bei Babylon (von den Griechen Tempel des Belos genannt). Er bestand aus sieben Stockwerken nach der Zahl der Planeten, das erste bis dritte 26, das vierte bis siebente 15 Fuß hoch. Das unterte hatte 272 engl. Fuß im Gevierte, das zweite 230, das dritte 188, das vierte 146, das fünfte 104, das sechste 62 und das siebente 20. Ein jedes stand aber nicht in der Mitte des untern, sondern näher der Nordwest- als den übrigen Seiten. Auf der Spitze, also 138 Fuß über der Erde, stand das Heiligtum des Gottes. Die sieben Stockwerke hatten verschiedene Farben, wie sie die Einbildungskraft den Planeten zuschrieb; das erste, dem Saturn geweiht, war schwarz (mit Asfalt bewirkt), das zweite, dem Jupiter, orange (mit gebrannten Ziegeln), das dritte, dem Mars, blutrot (mit halbgebrannten Ziegeln), das vierte, der Sonne, golden (mit dünnen Goldplatten), das fünfte, der Venus, blaßgelb (mit solchen Ziegeln), das sechste, dem Merkur, azurblau (durch Verglasung der Ziegel), das siebente, dem Monde, silbern (mit Platten dieses Metalls). Nach Diodor (II. 9) diente der Tempel auch als Sternwarte. Die innere Einrichtung ist nicht bekannt, die Zerstörung ist zu groß, — sie hat aus dem prachtvollen Gebäude eine Art Hügel oder Erdklumpen gemacht.*)

Die babylonischen Paläste, vollständig aus gebrannten Ziegeln erbaut, nicht wie die assyrischen theilweise aus gedörrten, standen ebenfalls auf einer Plattform; aber es ist über ihre nähere Einrichtung wenig bekannt, da sie der Zerstörung in zu hohem Grade anheimgefallen sind. Es fehlten ihnen Fenster, das Licht fiel also wol von oben herein. Die Wände waren mit Gemälden geschmückt, von ähnlichem Inhalte wie die Reliefs in Assyrien (Diod. II. 8), abwechselnd mit Keilinschriften, weiß auf blauem Grunde. Bei dem Hauptpalaste zu Babylon befanden sich die berühmten hangenden Gärten, wahrscheinlich ein künstlicher Park auf gewölbten Bogengängen.

Der Schmuck der assyrischen Bauwerke bestand in manigfachen Verzierungen an den Rändern der Gemächer, theilweise nicht ohne Geschmack, welche Arabesken, Windungen, geflügelte Stiere, den siebenarmigen Fächer des Lebensbaumes (oben S. 476), Pinienzapfen u. a. in verschiedenen Farben enthalten, ferner in Säulen, deren Knäufe sich den ionischen und korinthischen näherten oder eine eigentümliche Form mit Bockshörnern oder auch einen ganzen Steinbock zeigten. Die Thore waren mit Rosetten verziert.

Die assyrische Bildhauerkunst schuf Statuen, Reliefs, Metallgußwerke, Elfenbeinschnitzereien, Thonbilder, Emailarbeiten auf Ziegeln, Stein- und Gemmenschnitte. Die Statuen in Stein und Thon waren

*) Rawlinson, 5 mon. II. p. 44 ff. Smith, chald. Gen. S. 125.

rauh, steif und leblos, etwa wie die ersten rohen Versuche der griechischen Plastik; sie stellen Götter, Könige, gemischte Menschen- und Thierfiguren u. s. w. dar. Die Kolossalstatuen der Adars und Nergals (oben S. 469) wurden bis auf die Einzelheiten in ganz ähnlicher Weise fortgeschafft wie die ägyptischen Kolosse*) (oben S. 369), so daß hier eine Nachahmung vermutet werden könnte. Kleine Thierbilder sind meist solche von Hunden und Enten.

Bedeutender als die Statuen sind die Bas-Reliefs. Sie verraten künstlerisches Streben in gewissem Maße. Sie stellen dar: 1) kriegerische Thaten (beziehungsweise Unthaten) wie Schlachten, Belagerungen, Verwüstungen feindlicher Länder, Behandlung der Gefangenen, Stromübergänge, Triumfzüge u. s. w., 2) religiöse Scenen aus Mythologie und Götterdienst, 3) Züge von Tributbringenden vor den König, 4) Jagd und Fischerei und 5) häusliche gesellige Verrichtungen, nebst Landschaften, Tempeln, Gärten u. dgl. Die ältesten bekannten Reliefs sind aus dem spätern Theile des zehnten Jahrhunderts vor Chr. Zuerst sehr primitiv, zeigen sie mit der Zeit einigen Fortschritt, namentlich die Thiere, die im Ausdruck oft zu einer höchst anerkennenswerten Vollkommenheit gelangt sind. Der Anmut menschlicher Figuren sind immer die schweren langen Gewänder hinderlich. Die Könige sind oft, wie in Aegypten, in größerm Maßstabe abgebildet, als andere Sterbliche. Doch sind die Gesichter oft recht gelungen. Sehr unbehilflich sind die Bäume u. a. Pflanzen gezeichnet, wenn auch in der spätern Zeit mit dem offenbaren Bestreben, sie genau wiederzugeben, was hinsichtlich einzelner Blätter, Blumen ꝛc. oft gar nicht übel ausgefallen ist. Auf Perspektive ist keine Rücksicht genommen. Geradezu abstoßend sind die Ungetüme, darunter Arten von Greifen, Sfingen u. dergl. Die Bildhauerarbeiten trugen bei der Entdeckung theilweise noch Spuren der Bemalung, welche wahrscheinlich überall angewendet wurde, wo man besondern Wert darauf legte, wie bei Waffen, Schmucksachen, Vögeln, Blumen, Haar und Bart u. s. w., nicht aber bei den Gesichtern der Menschen, Kleidern, Hintergründen u. s. w. Die Farben, welche Anwendung fanden, sind rot, blau, schwarz und weiß. Die Bäume wurden blau bemalt.

In Metallguß wurden an plastischen Arbeiten ausgeführt Statuetten, Basreliefs und gravirte Sachen. Die Gegenstände waren Thier- und Menschenfiguren, Götterbilder, Greife, Skarabäen, Verzierungen an Hausgeräten, Schmucksachen u. s. w. Die verwendeten Metalle waren Bronze, Silber und Gold, wol je nach dem Range der Besteller. Man fand auch in Gold eingelegte Skarabäen auf Bronzewürfeln. In dieser Art der Kunstleistung ist ägyptischer

**) Rawlinson 5 mon. I. p. 402.

Einfluß nicht zu verkennen, aber erst in späterer Zeit, als seit Sargon die beiden Reiche in Berührung kamen. Dasselbe ist zu sagen von den Elfenbeinarbeiten, welche hinter den Metallsachen zurückstehen, aber sogar meist nicht nur an ägyptische Leistungen erinnern, sondern theils geradezu aus dem Nillande eingeführt sein müssen, wahrscheinlich als Kriegsbeute, theils wol auch ägyptischen Arbeiten nachgeahmt sind. So wurden ächte Hieroglyphen, Königsringe und thierköpfige Götter im Tigris gefunden, und sie zeigen am besten den großen Fortschritt der assyrischen Kunst gegenüber der ägyptischen. In emaillirten Ziegeln wurden Wandverzierungen, Thier- und Menschengestalten farbig, (gelb, blau und weiß) dargestellt. Sehr fein sind die Gemmen- und Steinschnitte auf Serpentin, Jaspis, Chalkedon, Achat, Syenit, Quarz, Lapis-Lazuli u. a. meist in Zilinderform; sie stellen Kriegs- und Jagd-, religiöse und mythologische Scenen (z. B. den Lebensbaum und Assurs Symbol) u. s. w. dar, welche zu manchen epischen Dichtungen als Abbildungen gedient zu haben scheinen, deren Figuren aber, theils menschlich, theils thierisch, theils gemischt, für unser ästhetisches Gefühl nicht ansprechend sind. Zu bedeutender Vollkommenheit war auch die künstlerische Stickerei und Wirkerei bei den Assyrern gediehen, welche vorzugsweise Darstellungen aus dem königlichen Thun und Treiben behandelte und mit Vorliebe die Wiedergabe symbolischer Gegenstände damit verband.

Im neu-babylonischen Reiche bietet die Bildhauerkunst wenig Ausbeute; das wenige aber genügt, zu entscheiden, daß diese Kunst hinter der entsprechenden assyrischen weit zurückblieb. Auch hier sind die Thierfiguren besser als die der Menschen, unter denen eine Mutter mit Kind erwähnenswert ist. Einzelne Thierbilder sind sogar recht gelungen. Wir finden auch auf Zilindern Reliefs fantastischer und humoristischer Gattung, welche Ungeheuer in komischer Situation, Hunde und Hasen in menschlichen Stellungen (Opfergaben in einen Tempel tragend) u. s. w. darstellen. Auch in Babylon war die Steinschneiderei zu großer Vollendung gediehen, namentlich im Detail lebloser Gegenstände. Bronzefiguren fielen etwas plump aus. Nach griechischen und jüdischen Nachrichten scheint in Babylonien die Malerei beliebter und vorgeschrittener gewesen zu sein als die Bildnerei. Leider sind ihre Werke beinahe ganz der Zerstörung verfallen. Soweit noch davon Spuren vorhanden und daraus Schlüsse zu ziehen sind, bedienten sich die Babylonier der weißen, blauen, gelben, braunen, roten und schwarzen Farbe, welche wie auch in Assyrien aus Mineralstoffen bereitet wurden.

Im Ganzen finden wir, daß die Kunst im Lande des Eufrat und Tigris deutliche Fortschritte nach dem Standpunkte hin machte, den die Griechen errungen haben.

Siebentes Buch.

Das Hochland von Vorderasien.

Erster Abschnitt.

Erân.

A. Das Land.

Das während des sogenannten Altertums in die Bewegung der menschlichen Kultur zuletzt eingetretene der außereuropäischen Länder, das Hochland von Erân (Iran), ist seiner natürlichen Lage und Gestalt nach der eigentliche Grund- und Stammkörper Vorderasiens, seiner Bevölkerung nach ein Zwillings-Kulturland von Indien, seiner Bildung nach aber ein Tochter-Kulturland von Assyrien-Chaldäa, während es dagegen durch eigene Kraft sowol eine der merkwürdigsten Religionen der Menschheit geschaffen, als in stattlicher Beziehung der Sitz eines mächtigen Reiches geworden ist, das alle Kulturländer Westasiens und Afrika's seiner Botmäßigkeit unterwarf.*) Dieses Hochland fällt auf allen Seiten, zwei Verbindungsbrücken ausgenommen, gegen Tiefländer oder Meere ab. Im Nordosten verbindet es sich durch den Rücken des Hindukusch mit dem Hochlande von Ost- oder Hinterasien; im Osten fällt es gegen die Tiefebene des Sind oder das westliche Hindostan ab, im Süden gegen den indischen Ocean und den persischen Golf, im Westen gegen die Tiefebene des Tigris und Eufrat, im Nordwesten verbindet es sich mit seiner westlichen Forsetzung dem Hochlande von Kleinasien, zu welchem Armenien den Uebergang bildet; im Norden endlich fällt es gegen den Kaspi-

*) Hauptwerk: Fr. Spiegel, Erânische Alterthumskunde, 1. u. 2. Bd. Leipzig 1871 und 1873.

See und die Tiefebene von Turkestan oder die des Oxos und Jaxartes ıb. Der Raum zwischen diesen Grenzen ist an den Rändern mit Ge- ırgszügen, im Innern aber mit unabsehbaren Hochebenen, größten- heils mit Wüsten ausgefüllt, welche ein Mittelglied zwischen der ıabisch-syrischen und derjenigen des östlichen Mittelasiens bilden. Dieses Landesganze, dem heutigen Persien (vor dessen Verkleinerung ıurch Rußland), Afghanistan und Belutschistan, sowie dem südlichen Turkestan entsprechend, zählt siebenzig- bis achtzigtausend Quadrat- neilen, was etwa der Hälfte Europa's oder dem eigentlichen China s. oben S. 123) gleichkommen mag. Was jedoch von diesem un- geheuern Raume für die menschliche Kultur wirkliche Bedeutung ge- vonnen hat, besteht ausschließlich aus zwei südwestlichen Provinzen ıesselben, Medien und Persien, welche sich unmittelbar östlich an Assyrien und Chaldäa, beziehungsweise Elam anschließen, vielleicht den iebenten oder achten Theil des gesammten Erân ausmachen und an Größe zusammen etwa Frankreich entsprechen mögen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Theile unseres Hochlandes ein, so finden wir zunächst an der Grenze zwischen Indien und Erân ein Chaos von mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, welches, noch wenig erforscht, nach allen Weltgegenden Gewässer entsendet. Eine natür- liche Straße nach Indien würde der in den Indos sich ergießende Kabul bilden, wenn er schiffbar und nicht von steilen Höhen ein- geengt wäre, so daß die Verbindung zwischen beiden Ländern nur durch drei wilde Engpässe möglich ist, den Khaiber, Abkhana und Karrapa, von denen der erste der bekannteste und gangbarste ist. Es gehen aber vom Kabulthale auch Pässe nordwärts über den Hindukusch nach Turan und zwar ihrer sechs. Südlich vom Kabulthale bilden erst die Salzberge und dann drei längere Gebirgsketten die Grenze gegen Indien. Die höchste dieser Ketten, das Suleiman-Gebirge, erreicht im Takht-i-Suleiman eine Höhe von 3—4000 Meter, wird aber von mehreren kleinen Flüssen durchbrochen. Ein Ausläufer der Suleiman-Kette, das Kurlekhi-Gebirge, stößt im Südwesten am Bolan- Passe mit dem Brahui-Gebirge zusammen, und letzteres setzt sich in dem Hala-Gebirge fort, das nahe westlich der Indos-Mündung in das Meer ausläuft. Beide Gebirge gestatten durch mehrere Pässe die Verbindung zwischen Indien und Erân.

Westlich an die eben erwähnten Grenz-Bergketten schließen sich die Hochebenen von Kabul, Ghasna und Kandahar, die letzte am Flusse Hilmend oder Hirmend, der in dem den Mittelpunkt von Gesammt-Erân bildenden schlammigen Süßwassersee Hamun endet. Jenseits dieser Hochebenen und westlich vom Hindukusch erhebt sich die Berginsel des Paropanisos (jetzt Hochland der Aimaks und Hazares). Westlicher folgen die Gebirgszüge von Areia und Parthien

(jetzt Chorassan). Südlich davon und westlich vom Hamun-See ist alles Wüste. Nördlich von Hindukusch, Paropanisos und deren westlicher Fortsetzung liegt, nicht mehr als Theil des Hochlandes, wol aber des Kulturgebietes von Erân, die Tiefebene des Oxos (Amu-Darja), das fruchtbare alte Baktrien, westlicher aber die Wüsten der Chorasmier (jetzt Turkmanen), unterbrochen von Oasen, wo Flüsse, wie der Margos (j. Murghab) und der Haré-rud, im Sande verlaufen, der Atrek aber im Kaspi-See mündet. Südlich vom letztern zieht sich West-Erâns bedeutendstes Gebirge, der Elburz hin, der im Demawend mit schneebedeckten pyramidalen Gipfeln,*) eine Höhe erreicht, über welche die Angaben zwischen 5000 und 7000 Meter schwanken. Auch über den Elburz verbinden mehrere Pässe das innere Erân mit dem Ufer des größten Landsees der Erde.

Den Südrand von Erân bilden mehrere Bergketten in Gedrosien, Karamanien und Persis (jetzt Belutschistan, Kerman mit Moghistan und Farsistan mit Laristan), mit nur unbedeutenden Gewässern, theils Wüsten-, theils Küstenflüssen und mehreren öden und beschwerlichen Pässen. Die Küste ist sandig, ohne Vegation und arm an Häfen. Wild, eng und imposant zwischen spitzen Piks sich hinwindend, ist der Saumweg vom jetzt bedeutendsten Hafen Abuschehr nach Schiras im innern Persien.**)

Im Westen der erwähnten Wüste des innern Erân, im alten Medien (nördlich) und Persien (südlich) liegen die eigentlichen Kultursitze dieses Landes in alter sowol als in neuer Zeit, auf deren Städte wir zurückkommen werden. Der Zende-rud und wenige andere Flüsse kommen von dorther und versiegen im Wüstensande. Dieser Kulturdistrikt hat westlich die Westgebirge Erâns, welche zugleich die Ostgebirge des Tigris- und Eufratlandes sind. Sie haben keinen gemeinsamen Namen mehr; nur im Altertum wurden sie als Zagros zusammengefaßt. Die Flüsse sind meist dem Tigris zinsbar und daher eher Elam und Assyrien (oben S. 457) angehörig als Erân. Nördlich an dieses Randgebirge schließt sich das Hochgebirgsland des Urumia- und des Wan-Sees, beide salzig und ohne Abfluß, jener 4500, dieser 4700 Fuß über Meer, und nur ersterer mit einem ansehnlichen Zufluß, dem Adschi-tschai. Der Urumia-See hat die zehnfache, der Wan-See die achtfache Größe des Bodensees. Mehrere Pässe verbinden die Wassergebiete beider. Im Norden dieses Doppel-Seegebietes erstreckt sich das Stromgebiet des Araxes und des Kyros, mit dem des Wan-Sees und dem der Quellen des Tigris und Eufrat das für die Kultur des eigentlichen Altertums noch wenig be-

*) Rawlinson, 5 mon. III. p. 135.
**) Ibid. p. 90.

eutende Alpenland Armenien bildend, das im Ararat eine Höhe on 5280 Meter erreicht.

Erân bietet in seinem Klima eine große Verschiedenheit gegen- ber seinen Nachbarländern dar. Die hohe Lage des Landes, 1000 is 1300 Meter über Meer, welches ohnehin in der gemäßigten Zone egt, steigert dessen kühlen Charakter noch in bedeutendem Maße. lamentlich tritt der Unterschied gegenüber dem milden und frucht- aren Indien in greller Weise zu Tage. Das Klima Erâns bewegt ch in scharfen Gegensätzen. In der nördlichen Hälfte des Landes nd im Ganzen die Sommer sehr heiß, die Winter sehr kalt, der rühling und Herbst sehr kurz, und es besteht daher in dieser Hinsicht roße Aehnlichkeit mit Mitteleuropa. In den meisten Theilen beginnt ie Kälte schon im September, dauert bis im März und es ist in dieser eit reichlicher Schnee vorhanden, besonders in den Gebirgslandschaften. n diesen fallen im Sommer und Herbst starke Regen und sind von eftigen Gewittern und Ueberschwemmungen der Flüsse begleitet. Im Winter wehen überaus starke Stürme; im Sommer sind die Ueber- hwemmungen ausgesetzten Gegenden von schädlichen Dünsten heim- esucht. — In der südlichen Hälfte von Erân dagegen, von der ndos- bis zur Eufrat-Mündung, herrscht ein Klima, welches dem on Arabien sehr ähnlich ist. Es wechselt furchtbare Hitze mit Glut- inden am Tage, mit scharfer feuchter Kälte in der Nacht. Dazu t das Wasser dort schlecht und daher die Gegend höchst ungesund. m Winter wehen heftige Stürme aus Nordwesten und fällt Schnee uf den Randgebirgen. Am angenehmsten ist das Klima im Westen es innern Landes, um Ispahan und Hamadan, wo die Hitze nicht ber 21 Grad steigt und im höchsten Sommer stets kühle Winde ehen. Uebrigens zählen die Eranier selbst sieben verschiedene Klimata i ihrem Lande.

Das Land würde trotz seiner mancherlei klimatischen Unannehm- chkeiten ein an Produkten reiches und äußerst fruchtbares sein, wenn s besser ausgebeutet und bebaut würde. Die Randgebirge, nament- ch am Kaspi-See, sind reich an Bauholz, Kohlen, Eisen und Kupfer. erner erzeugt Erân an Mineralien Türkis (diesen allein ächt), Lapis- zuli, Gold, Silber, Blei, Eisen, Erdöl, Naftha. Das Pflanzenreich efert manigfache Erzeugnisse. Der Granatenbaum ist besonders häufig nd zwar in den verschiedensten Landestheilen; an manchen Orten be- zt fast jedes Dorf seine Granatenbäume; man ißt die Frucht und ewinnt Wein und Essig aus ihrem Safte. Trefflich gedeiht auch ie Pistazie, ferner Mandeln, Datteln, Wein (bis zu 1500 Meter Meereshöhe), dessen Beeren zum Theil getrocknet werden, Zitronen, Quitten, Pfirsische, Aprikosen, in den Bergländern auch unser Obst: epfel, Birnen und Pflaumen; seltener ist die ächte Feige, die hier

ihr östlichstes Gebiet hat, die Maulbeere und die Olive mit geringen Früchten. Des Holzes wegen geschätzt sind Platanen, Zipressen, andern Nutzens wegen die Baumwollstaude, die Melone, von Getreide Weizen und Gerste, sowie Reis, reichliches Gemüse und die von den Dichtern gefeierte Rose.

Von Thieren nennen wir die Seidenraupe, die verherrende Heuschrecke, den scheußlichen Skorpion, verschiedene Schlangen, vielerlei Fische in Flüssen und Meer, Störche, Pelikane und Flamingos am Wasser, Adler auf den Bergen, in den Wildnissen Füchse, Schakale, Wölfe, Panther, ehemals auch Löwen, dann Bären, Hyänen, Antilopen, Steinböcke, Hirsche, wilde Eber und Esel. Als Hausthiere wichtig sind: die Taube, das Pferd, das Kamel, besonders das zweihöckerige, der Esel, und zwar der größere weiße, wie der kleinere grau und schwarze, beide weit edler als der europäische, das Schaf als hauptsäches Schlachtthier und nutzbar wegen der Wolle, die Ziege wegen Milch und Wolle, das Rind, das indessen schlecht gedeiht, der Hund zur Jagd u. s. w.

B. Die Bewohner.

Den Haupttheil der Bevölkerung Erâns bilden die Eranier, welche mit den Hindus (oben S. 209 f.) zusammen die arische oder asiatische Abtheilung der indogermanischen Völkerfamilie ausmachen. Beide Völker der Arier waren entschieden einst ein einziges Volk, das zusamuen im Pendschab (oben S. 211) lebte, von wo aus die Eranier in früherer Zeit den Kabul aufwärts nach Westen, die Hindus aber in späterer dem Ganges zu nach Osten wanderten. Die Eranier sind indessen nicht in ihrer ganzen Zahl nach der Ferne gezogen; denn noch immer bildet der Indos ihre östliche Grenze, während die westliche bis tief nach Kleinasien und die nördliche bis in die Schluchten des Kaukasos und über den Oxos hinüber auf die Höhen des Bolor und bis in die Steppen Ost-Turkestans sich erstreckt. Unter den Stämmen des eranischen Volkes, über deren Vertheilung im Altertum keine sicheren Nachrichten vorhanden sind, daher wir zu der jetzigen unsere Zuflucht nehmen, sind die wichtigsten: die Afghanen, vom Indos bis zum Hamun-See und vom Südende des Suleiman-Gebirges bis zum Hindukusch, sich selbst Paschtun oder Pakhun, ihre Sprache Paschto oder Pakhto nennend, aber noch stark mit Hindus vermischt und auch selbst der Sprache nach eigentlich ein Mittelstamm zwischen Hindus und Eraniern; — die Belutschen, südlich von den Vorigen bis an das Meer mit eranischer Sprache, aber wahrscheinlich mit mongolischen Elementen vermischt und mit den Brahuis vermengt, welche zu den

dravidischen Völkern Vorderindiens (oben Seite 209 f.) gehören; — die Tadschiks, der Hauptstamm des Landes, die Nachkommen der alten Perser, westlich von den beiden Vorigen, auch unter ihnen zerstreut, dann nordwärts in Süd-Turkestan als Haupttheil der Bevölkerung und dünner gesäet in ganz West- und Ost-Turkestan, ja bis Sibirien und China; — die Hazares und Aimaks in Chorassan, erstere wahrscheinlich von mongolischer Abstammung; aber mit eranischer Sprache, letztere mit Mongolen vermischte Perser; — die Luren in Luristan; die Kurden in Kurdistan, beides räuberische Eranier; — die Armenier, im Gebirgslande zwischen Erân und Kleinasien zu Hause, aber über die orientalische Welt und weiter zerstreut, mit eigener, den eranischen Mundarten nur lose verwandter Sprache; — die Tats und Guran, im Nordwesten Erâns, am Kaspisee, mit eranischer Sprache; — und die Osseten im Kaukasos, mit einer zwischen dem Persischen und Armenischen stehenden Sprache. Fremde unter den Eraniern lebenden Völker sind, außer den erwähnten Brahuis in Belutschistan, die Turkmanen am Nordrande des Landes und auch im westlichen Innern zerstreut, und die am Urumia-See wohnenden Nestorianer von semitischer Herkunft, sowie andere Semiten in den Grenzgegenden gegen Mesopotamien; jene sprechen syrisch, diese arabisch.

Für die Zeit, welche uns hier beschäftigt, das Altertum, haben wir es nur mit den rein eranischen Völkern zu thun, von welchen die heutigen Tadschiks abstammen, und zwar vorzüglich mit den beiden wichtigsten eranischen Völkern, mit den Medern und Persern. Haben auch unter und vielleicht vor diesen ohne Zweifel, wie die sog. akkadischen Keilinschriften Chaldäa's (oben S. 459) zeigen, einst turanische Stämme gelebt, welche, um von der Heimat dieser Rasse in Mittelasien nach Chaldäa zu kommen, ganz Erân durchziehen mußten, so reicht dieses Verhältniß einmal in uralte Zeiten zurück, aus denen wir keine zuverlässigen Berichte haben, und sodann liegen keine bestimmten Anzeichen vor, daß diese Turanier auf die eranische Kultur irgendwie bestimmend eingewirkt hätten.

Die Tadschiks, die Nachkommen der alten Perser, von denen also auf diese und die mit ihnen jedenfalls nahe verwandten Meder geschlossen werden kann, sind hoch gewachsen, haben schwarze Haare und Augen, einen langen Kopf, im Osten ein breiteres Gesicht als im Westen, regelmäßige Züge, selten gebogene und öfter gerade Nasen, großen Mund, große Ohren und Füße, starken Haar- und Bartwuchs, festen Knochenbau und untersetzte Gestalt. Der Schädel ist von bedeutendem Umfang, beinahe $1^1/_2$ Mal so lang als breit, weniger hoch als der semitische, aber höher als der turanische, das Stirnbein sehr stark entwickelt, die halbkreisförmigen Linien der Schläfen auseinander

ſtehend, der Kopf oben platt, ebenſo der Hinterkopf. Mit dieſer Schilderung ſtimmen auch die Abbildungen des Altertums überein.*) Im Oſten ſind die jetzigen Perſer mehr verwildert, von rauherer und dunklerer Haut, häßlichen Zügen und plumperm Körperbau, im Weſten mehr verfeinert, weiß und von zarteren Gliedern. In älteſten Zeiten beſtand die Kleidung der Eranier aus Thierfellen. Dieſe Gewohnheit wurde ſogar nach Annahme höherer Kultur inſofern beibehalten, als das Leder der hauptſächlichſte Bekleidungsſtoff blieb. Bezeichnend für die eraniſche Tracht war die im Altertum nur den nördlicheren Völkern, aber auch allen dieſen eigentümliche Hoſe, welche für ein rauheres Klima als Notwendigkeit erſcheint. Dazu kam der durch einen Gürtel feſtgehaltene Ueberrock, der gewöhnlich bis zu den Knieen reichte. In noch ſpäterer Zeit traten an die Stelle des Leders bei den höheren Ständen vielfach Wollſtoffe. Die Meder trugen längere Kleider als die Perſer, nämlich bis auf die Knöchel, mit weiten Aermeln, was auch die vornehmen Perſer mit der Zeit nachahmten. Als Kopfbedeckung wurden hohe Tuch- oder Filzmützen getragen, an den Füßen lederne Schuhe, in ſpäterer Zeit auch Unterkleider, wie Hemden, Unterhoſen und Strümpfe, ſogar ſchon Handſchuhe (Strab. 15, 3). Die Meder trugen auch Kapuzen über Hals und Kopf, die über Rücken und Bruſt herabfielen. Der Bart wurde wachſen gelaſſen und gleich dem Haar gekräuſelt, aber erſt in ſpäter Zeit und wahrſcheinlich nur von Königen nach aſſyriſcher Weiſe geflochten, ſowie, gleich den Augenbrauen, ſchwarz gefärbt. Schmuckſachen trug man von jeder Gattung, meiſtens im Krieg erbeutete, beſonders gern viel Fingerringe, auch Armſpangen und Halsketten.

Die Wohnungen der Eranier niedern Standes erinnerten wie noch heute an den urſprünglichen Beruf dieſes Volkes, das Hirtenleben. Sie wurden aus Holz errichtet, und von dieſer Bauart zeugten noch die Säulen, Pfeiler und Balkenlagen der vornehmen Häuſer. Letztere wurden in Medien aus Hauſteinen, doch meiſt mit hölzernen Säulen, errichtet; in Perſien fanden theils Hauſteine, theils Ziegel nach aſſyriſcher Art Anwendung. Spuren alter Wohnſtätten ſind nur in den Trümmern der mediſchen und perſiſchen Städte vorhanden, welcher nicht viele waren.

Medien (das heutige Irak-Adſchemi) hatte zwei Hauptſtädte gleichen Namens, Hagmatan, griech. Ekbatana oder Agbatana.**) Die ſüdlichere und bedeutendere, unter jenem Namen beinahe allein bekannt, das heutige Hamadan, am Oſtabhange der Zagros-Berge,

*) Siegel Eran. Alterthumsk. I. S. 339 f., 386. Rawlison 5 mon. II. p. 308, 313 ff.

**) Rawlinson 5 mon. II. p. 262 ff.

war zur Zeit ihrer Blüte, etwa im siebenten Jahrhundert vor Chr. vielleicht größer als Ninive. Wissenschaftlich ist sie nicht erforscht. Von Gebäuden werden die Königsburg und die „Akra" (Zitadelle) genannt; die Stadt soll ohne Mauern gewesen sein. Das „zweite Ekbatana", im Norden des Landes, sonst Gaza, Gazaka, Kanzaka, lag auf einem Hügel, enthielt ein Königshaus und ein Schatzhaus und war stark befestigt, angeblich mit sieben Mauern von verschiedenen Farben (Herod. I. 98), wahrscheinlich zu Ehren der Planeten (wie der babylonische Belos-Tempel, oben S. 507). Wahrscheinlich bezeichnet den Platz der Trümmerhügel Takht-i-Suleiman in Aderbeidschan, südöstlich vom Urumia-See. Der bedeutendste Ort nach diesen in Medien war Raga nahe den Kaspischen Thoren im Osten des Landes; Bagistan ist bedeutend durch die Keilschriften des Felsens beim jetzigen Behistum.

In Persien war die älteste Residenz Pasargadai, deren Lage nicht mit Zuversicht bestimmt werden kann; man schwankt noch zwischen Murghab nordöstlich und Fasa südöstlich von Schiraz.*) Bekannter ist die zweite persische Residenz Persepolis zwischen Schiraz und Murghab in einem engen Thal am Murghab-Flusse. Hier war der Sitz der Glanzzeit des persischen Reiches,**) und hier sind auch lohnende Nachforschungen vorgenommen worden. Die Stadt stand zu beiden Seiten des Flusses auf einer gemauerten Erhöhung, wie man sie dort zu errichten pflegte, um der Feuchtigkeit des Bodens zu entgehen, doch von ungleicher Höhe. Es waren verschiedene Terrassen, auf deren höchster die königlichen Gebäude standen. Nach der Vergrößerung des persischen Reiches kamen noch Ekbatana, Susa und Babylon als weitere großherrliche Wohnsitze in Aufnahme.

Die Nahrung der alten Meder und Perser bestand in den ältesten Zeiten aus Weizenbrot, Gerstenkuchen und gebratenem oder gesottenem Fleisch, wozu Kressesamen statt des Senfs diente. Arme lebten vielfach blos von Früchten. Dazu krank man blos Wasser. Auch aß man blos einmal täglich. Mit der Zeit nahm jedoch Weichlichkeit und Verschwendung zu. Die Malzeiten wurden zwar nicht vermehrt, aber in fabelhafter Weise verlängert. Wein wurde immer gebräuchlicher und endlich so gemein, daß jede Malzeit mit allgemeiner Berauschung endete. Ja am Mithrasfeste mußte sich der König sogar betrinken. Geschäfte wurden stets beim Trunke verhandelt. Die Perser aßen u. A. Ziegen-, Pferde-, Esels- und Kamelfleisch, Geflügel und Wildpret, an den Küsten auch Fische und Austern.

Die Perser waren ein aristokratisches Volk, streng nach Familien

*) Spiegel Eran. Alt. II. S. 617 ff. Rawlinson III. p. 313 ff.
**) Ebendas. p. 271 ff.

und Ständen geordnet und daher herrschte unerbittliche Etikette unter ihnen. Es war genau vorgeschrieben, wie man zu grüßen hatte. Untergeordnete warfen sich vor Vorgesetzten auf die Erde. Gleichberechtigte küßten sich auf den Mund, nicht ganz Gleichstehende auf die Wangen.

Die Frauen lebten streng abgeschlossen in den Haremen. Auf den Denkmalen sind sie nicht abgebildet; sie sahen nur ihre Männer und Eunuchen und begaben sich nur in Sänften aus dem Hause. Freier waren die Beihälterinnen, welche bei Gastmälern durch Gesang, Tanz und Spiel die Gäste des Herrn belustigten. Vielweiberei war bei Wohlhabenden allgemein und die Zahl der Nebenfrauen unbeschränkt. Kindererzeugung war dabei der Hauptzweck und man rühmte sich vieler Kinder; auch belohnten die Könige die Väter zahlreicher Familien, nämlich was die Söhne betraf. In späterer Zeit lösten sich die Bande der Scham und man scheute vor Blutschande nicht zurück (Strab. 15, 3).

Von Erziehung war nur bei den Söhnen die Rede. In den fünf ersten Altersjahren blieb der Knabe im Harem; dann begann die Erziehung. Die Jungen mußten früh aufstehen, körperliche Uebungen vornehmen (laufen, Steine werfen, mit Bogen und Wurfspeeren schießen). Mit sieben Jahren lernten sie reiten und darauf jagen, im Reiten auf- und absitzen, schießen und speerwerfen, Hitze und Kälte und lange Märsche ertragen, schwimmen ohne ihre Waffen zu benetzen, im Freien schlafen, fasten u. s. w., ferner das Land bebauen, Wurzeln graben, Waffen und Jagdnetze fertigen und dergl. Dazu wurden sie streng angehalten, die Wahrheit zu sprechen und mit der Religion, den Sagen und Liedern des Landes bekannt gemacht. Lesen und schreiben lernten sie nicht, traten mit fünfzehn Jahren in das Heer und galten mit zwanzig Jahren als erzogen.

Die Berufsarten der Vornehmen waren Jagd, Krieg, Hof- und Staatsdienste, sowie Landbesitz. Unter dem Volke waren Ackerbau und Viehzucht die Hauptbeschäftigung. Namentlich beliebt war der Gartenbau und die Könige legten prachtvolle Gärten an, mit Alleen, Brunnen u. s. w., oft von bedeutender Größe. Bergbau wurde fast gar nicht betrieben, der Handel war geradezu verachtet und verpönt, Kaufläden durften nur in abgelegenen Theilen der Städte gehalten werden. Von Gewerben war nicht viel vorhanden und man versorgte sich mit den Geräten, die man im Kriege aus den unterworfenen Ländern erbeutete, bis zu den höchsten Graden der Verfeinerung und Verschwendung. Doch sieht man auf Abbildungen Trinkgeschirre von eigentümlicher Form.

Was den Charakter betrifft, so waren die Meder und Perser vor der Zeit ihrer Verweichlichung tapfer und kriegerisch, aber auch

die Stämme unter ſich ſtreitſüchtig. Sie ſchloſſen ſich nicht ab gegen andere Völker, ſondern verkehrten mit ihnen, freilich vorzüglich zum Zwecke der Eroberung, und nahmen auch bereitwillig Momente ihrer Kultur an, namentlich was Bequemlichkeit und Wolleben betrifft. Im Kriege waren ſie rückſichtlos und grauſam im höchſten Grade und verſchonten nicht einmal Weiber und Kinder. An den Perſern insbeſondere wurde im Altertum die Wahrheitsliebe gerühmt; auch waren ſie als thätig, ausdauernd, lebhaft und witzig bekannt. Anlagen hatten ſie zur Dichtkunſt, ſonſt aber leiſteten ſie in Kunſt und Wiſſenſchaft blutwenig. —

Zweiter Abſchnitt.

Die Religion Zarathuſtra's.

A. Die eraniſche Mythe.

Eine ſchablonenhafte Verallgemeinerungſucht hat ſich auf die Anſicht verſeſſen und ſie zum Dogma gemacht, daß die ariſche beziehungsweiſe indogermaniſche Völkerfamilie in der Schöpfung von Religionen wenig oder nichts geleiſtet habe und die Palme dieſer Erfindung den Semiten überlaſſen müſſe. Dieſe gedankenloſe Behauptung wäre ſchon allein durch die indiſchen Religionen, die wir kennen gelernt, widerlegt, namentlich durch den Buddhismus, eines der wichtigſten und ureigentümlichſten Religionsſyſteme der Welt. Eine weitere Widerlegung bietet die ebenſo im höchſten Grade merkwürdige Religion des Zarathuſtra, auf die wir nun zu ſprechen kommen, und eine dritte wird keine geringere Erſcheinung als das Chriſtentum ſelbſt bieten, welches niemals das geworden wäre, was es geworden, wenn ſich nicht die Lehre des jüdiſchen Rabbi Jeſus mit griechiſcher Philoſophie und mit Abzweigungen der griechiſchen Myſterien umkleidet hätte. Hingegen muß anerkannt werden, daß, wie ſpäter das Chriſtentum, ſo im Altertum der Parſismus ſemitiſche Elemente aufgenommen hat, wenn nicht angenommen werden ſoll, daß das den Eraniern und Semiten Gemeinſame aus einer gemeinſamen Wurzel emporgewachſen iſt.

Die Religion Zarathuſtra's hängt mit der Sagengeſchichte der Eranier ſo eng zuſammen, daß die Behandlung beider, auch ſoweit letztere nicht religiöſer Natur iſt, nicht wol getrennt werden kann. Die Anfänge der eraniſchen Sage ſind jedenfalls urſprünglich ariſch,

d. h. ihre Entstehung gehört der Urzeit an, in welcher Hindus und Eranier noch zusammen im Vendschab, und zwar möglichst in dessen westlichsten Theilen, das Urvolk der Arier bildeten. Auch nach der Trennung legten sich beide Völker noch immer diesen Namen bei (oben S. 200) und die Eranier stellten sogar das Arische dem Anarischen wie das Gute dem Schlechten gegenüber; auch bei den entlegenen Armeniern heißt ari: stark, tapfer.*) So lange die Arier, nach Ausscheidung der übrigen Indodermanen (s. oben S. 56), zusammenwohnten, wurden Kamel und Esel Hausthiere, entstanden (für sie) die ersten kriegerischen Veranstaltungen und kamen die Waffen in Gebrauch, schritten die Zahlenbezeichnungen zu „tausend" (ind. sahasra, eran. hazagra) und weiter fort und bildeten sich höhere religiöse Ideen aus. Es entstanden das Priestertum und die Opfer und Gebete, sogar der Soma- (eran. Haoma-) Trank als Heilmittel gegen Krankheit und Tod und als Attribut eines gleichnamigen Gottes, welcher Reichthum an Vieh, sowie Stärke und erfeuliche Nachkommenschaft verleiht. Die späteren Hauptgottheiten beider Völker kamen jedoch in der gemeinsamen Vorzeit noch nicht empor, so daß anzunehmen ist, die gemeinsamen Hauptgötter seien nach der Trennung durch andere verdrängt worden. Himmelsgötter der Inder wurden in Eran zu bösartigen Dämonen, andere Dämonen sind beiden Völkern gemein geblieben.

Gemeinsam war beiden Stämmen auch die Einführung der jungen Männer in die bürgerliche Gesellschaft mittels Umhängens einer heiligen Schnur (s. oben S. 258). Ferner wurde die gemeinsame Heldensage der Indogermanen bei den vereinigten Ariern noch weiter ausgebildet. Es entstand bei ihnen die Sage vom ersten Menschen (ind. Yama), der im eran. Yima zu einem der ersten Kulturbringer geworden, und der allen Indogermanen gemeinsame Drachentödter (der die Nacht überwindende Tag- oder Sonnengott) hat denselben Namen (ind. Trita, eran. Thraetaona) und erschlägt ein dreiköpfiges Schlangenwesen (die drei Gestalten des Mondes bezeichnend), und so gibt es noch eine Menge verwandter Züge, die aber von den verschiedenartigen solcher aus der Zeit der Trennung beider Völker weit überwogen werden.

Was nun die Eranier nach der in nicht zu erforschender Zeit vorgefallenen Trennung von den Indern zu einem Volke mit eigentümlicher Kultur gemacht, ist offenbar ihr Land und dessen Klima und Erzeugnisse. Die Kontraste des eranischen Naturlebens, der Abstand der Hitze und Kälte, der Kampf, den der Mensch mit der rauhen Natur führen

*) Spiegel Er. Alt. I. S. 429 ff.

mußte, zwangen die Bewohner zur Arbeit, weckten in ihnen Thatkraft und nüchternen, praktischen Sinn und Geist und erzogen sie zu stolzen, unersättlichen Weltbeherrschern. So wurden sie das gerade Gegentheil ihrer nächsten Stammverwandten an der Ganga, denen die Natur alles bot, daher in ihnen Unthätigkeit, Schlaffheit und Sehnsucht nach Ruhe (Nirvana) pflegte und sie fremden Eroberern zur Beute werden ließ. In Erân, dem wilden und stürmischen Lande, hatten die harmlosen, ruhigen, milden Himmelmächte Indiens keinen Raum mehr; es traten kämpfende gute und böse Mächte an ihre Stelle, und durch die Extreme der Natur wurde ein Dualismus in der Heldensage und in der Religion hervorgerufen, der dem Charakter des Landes und Volkes bis zum Untergange seiner Selbständigseit eine bestimmte Richtung verlieh.

Die älteste Stammes- und Heldensage der Eranier ersetzt den Mangel an einer Geschichte der Zeiten vor Gründung des persischen Reiches und bildet zugleich die Einleitung zur Entstehung der zoroastrischen Religion. Als erstes eranisches Herrscherhaus wird das der Peschdadier (Paradhata) genannt, d. h. wörtlich derjenigen, welche zuerst das Gesetz hatten oder zuerst ein geordnetes Staatswesen gründeten. Haoschyagha (Huscheng) wird als ihr erstes Haupt genannt, in vierter Linie Nachkomme des vormenschlichen Heros Gayomard, der auf einem Berge (Elburz?) die ersten Menschen, Maschia und Maschiana (von diesen später) zuerst sich kleiden gelehrt und zwar in Pantherfelle. Huscheng grub zuerst Eisen aus der Erde und lehrte Werkzeuge daraus machen; auch wird ihm die Erfindung des Feuers und dessen Verbreitung und die Einführung des Gebrauchs der Hausthiere zugeschrieben. Sein Nachkomme Tahmurat lehrte die Wollweberei, die Zähmung und Abrichtung wilder Thiere, das Halten von Hähnen, um den Tag zu verkünden, sein Minister Schedasp aber die Morgen- und Abendgebete, wodurch Tahmurat in den Stand gesetzt wurde, die bösen Dämonen dienstbar zu machen, welche ihn die Schreibekunst lehren mußten. Sein Bruder Dschem, Dschemschid oder Yima, der Erste, dem sich Ahura Mazda offenbarte,*) führte den Genuß des Fleisches, das Eisenschmieden, die drei Stände der Priester, Krieger und Ackerbauer (welche demnach den drei oberen indischen Kasten entsprechen), den Bau mit Backsteinen, die Schifffahrt und die Gewinnung der Edelsteine ein und gründete das Königtum. Auf die glückliche Zeit Yima's folgt die schreckliche Regirung des babylonischen Schlangenkönigs Dahak, eines Werkzeuges von Ahriman. Dieser fällt durch Fredun oder Thraetaona, den Enkel des Yima und neunten Nachkommen des ersten Menschen Maschia, den persischen

*) Siegel Avesta I. S. 70.

Sigfrid, auf deſſen Befehl Dahak in Demawend angekettet wird (wie Prometheus und Loki). Die wirkſamſte Beihilfe zum Sturze des Tyrannen hatte der Eiſenſchmied Kave aus Iſpahan geleiſtet, deſſen Schurzfell, von Fredun mit Edelſteinen verziert, von da an die Reichsfahne Erâns wurde. Freduns Söhne theilen die Welt; Selm erhält Vorderaſien, Tur Turân und Eraj Erân. Eraj fällt im Bruderkriege durch Tur, und ſeine Tochter wird durch Peſcheng Mutter des (nach anderer Sage im zehnten Gliede von Fredun ſtammenden) Minotſchehr, der den Tur erſchlägt. Mit Dieſem beginnt die Geſchichte Erâns als beſondern Reiches und zugleich eine Reihe abenteuerlicher, fantaſtiſcher, roman- und märchenhafter, aber auch zugleich ächt epiſcher Ereigniſſe, unter denen die Thaten Ruſtems, aus dem Geſchlechte der Könige von Sedſcheſtan, einer jüngern Linie der Nachkommen Yima's, die wichtigſten ſind. Inzwiſchen kommt in Erân, unter heftiger Bedrängniß durch das feindliche Turân, ein neues Herrſcherhaus, das der Kaianier mit Kaikobad empor. Unter deſſen Nachfolger Kaikaus fallen die herrlichſten Heldenthaten Ruſtems im langwierigen Kampfe gegen Turân, welche durch ihre Verwandtſchaft mit den Vollführungen der Atriden und der Wölſungen deutlich ihre Abkunft aus dem gemeinſamen Sagenſtamme der Indogermanen verraten. Den Sieg über Turân erringt endlich Kaikaus' Enkel Kaikhosrav, deſſen Schickſale eine Vermengung ſeiner mythiſchen Perſon mit der geſchichtlichen des Kyros zeigen. Sein Nachfolger Lohrasp, aus einer Seitenlinie, verlegt den Königsſitz aus Perſis nach Balkh. Zugleich wird ſeitdem der Gegenſatz zwiſchen Erân und Turân ein religiöſer. Die Angehörigen des erſtern Landes ſind Rechtgläubige, die des letztern Götzendiener, was früher nicht betont wurde; ſogar Ruſtem erſcheint von da an als Ungläubiger, und es iſt klar, daß dieſe veränderte Anſchauung durch an der Dichtung theilnehmende Prieſter herbeigeführt worden iſt, welche damit ihrem Haß gegen die durch Propaganda ihnen läſtig fallenden Buddhiſten Luft machten. Wichtiger als Lohrasp wird ſein Sohn Guſchtasp, welcher vom Vater vernachläſſigt wird und darum in die Fremde flieht, wo er u. a. gleich Sigfrid als Schmiedegeſell den Ambos zerſchmettert, zu Gunſten Anderer kämpft und Wolf und Drachen erlegt, endlich aber, da ſein Vater ſich in einen Tempel zurückzieht, zur Herrſchaft gelangt.

Unter der Regirung des Guſchtasp (altperſ. und altbaktr. Viſtaçpa, griech. Hyſtaſpes) fällt um das Auftreten des rätſelhaften Mannes, welchem Erân ſeine alte Nationalreligion und die ariſche Raſſe ihr zweites großes religionsphiloſophiſches Syſtem verdankt. Dieſer Glaubensſtifter, griech. Zoroaſtros, lat. Zoroaſter, alteran. Zarathuſtra, perſ. Zertuſt, neuperſ. Zarduſt, arm. Zardaſcht, wird in die verſchie-

denſten Zeiten und Gegenden verſetzt. — Auch ſein Name iſt ſehr verſchieden ausgelegt worden.*)

Mit letzterm wollen wir uns, da hierüber ein Ergebniß weder in Ausſicht ſteht, noch nach unſerer Anſicht Wert hätte, nicht aufhalten. Hinſichtlich der Zeit aber, in welcher der merkwürdige Mann lebte, dürfte nicht alle Hoffnung aufzugeben ſein, ſie wenigſtens annähernd zu ſchätzen. Zu dieſem Zwecke iſt zuerſt zu erinnern, daß nach eraniſchem Glauben die Welt überhaupt zwölftauſend Jahre beſteht, indem auf je tauſend Jahre die Herrſchaft eines Thierkreis-Zeichens angenommen wird. In die Mitte dieſer Zeitdauer fällt die Entſtehung der erſten Menſchen und in die Mitte der Dauer des Menſchengeſchlechtes, alſo dreitauſend Jahre nach deſſen Urſprung und dreitauſend vor dem Weltende, das Leben Zarathuſtra's. Nun hat die Sage von der Schöpfung und Urzeit ſo viele auffallende Aehnlichkeit bei den Eraniern und Semiten (Chaldäern, ſ. oben S. 472, und Hebräern), daß mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen iſt, dieſe beiden Völker hätten den Urſprung des Menſchengeſchlechtes, wenn auch dieſer bei den Hebräern ſechs Tage, ſtatt ſechstauſend Jahre auf die Schöpfung der Erde folgt, in dieſelbe Zeit verſetzt. Ferner iſt bekannt, daß die Zuſammenrechnung der Jahre der Patriarchen für Adams Entſtehung etwas über viertauſend Jahre vor Chriſtus ergibt; ſetzten alſo die Eranier die Menſchenſchöpfung in dieſelbe Zeit, ſo hätte Zarathuſtra etwas über tauſend Jahre vor Chriſtus gelebt. Dieſe Annahme wird aber in merkwürdiger Weiſe beſtätigt durch die Zahl der Zeugungen, welche die hebräiſche ſowol als die eraniſche Sage von dem erſten Menſchen bis auf den zu der angenommenen Zeit lebenden König David und bis auf Zarathuſtra rechnen. Dieſe Zeitdauer zerfällt bei jedem der beiden Völker in drei Hauptzeiträume.

Der erſte derſelben iſt derjenige der Menſchen ohne nationale Schranke und reicht von der Menſchenſchöpfung bis zur Erneuerung der Menſchheit. Er hat nach beiden Sagen genau zehn Patriarchen (wie auch die Babylonier nach Beroſos vom Anfang ihrer Geſchichte bis zur Flut zehn Könige zählen). Dieſelben ſind:

Hebräiſch:	Eraniſch.
1. Adam.	1. Maſchia.**)
2. Seth.	2. Siahmak.
3. Enos.	3. Frawak.
4. Kenan.	4. Huſcheng.***)
5. Mahalaleel.	5. Hunkad (Hurkad).

*) Spiegel Eran. Alt. I. S. 672 f.
**) Spiegel Eran. Alt. I. S. 515. Windiſchm. Zor. Stud. S. 118, 227.
***) Spiegel a. a. O. I. S. 517.

6. Jared.	6. Ayunkad (Aburkad).
7. Henoch.	7. Vivaghana.
8. Methuſalah.	8. Tahmurat u. Dſchem (Brüder).
9. Lamech.	9. Athwyan, Dſchems Sohn oder Enkel.*)
10. Noah.	10. Thraetaona (Fredun).

Dieſe Parallele bietet noch mehrere merkwürdige Punkte. Henoch ſtarb nach der hebräiſchen Sage nicht (1. Moſ. 5, 24) und ſein Sohn Methuſalah wurde der älteſte aller Menſchen. Der ihnen gegenüberſtehende Dſchem aber, welcher über 600 Jahre Glück auf der Erde verbreitet, erhielt von Ahura Mazda die Weiſung: da ein langer Winter und Ueberſchwemmungen kommen werden, einen viereckigen Platz anzufertigen und dorthin Vieh und Menſchen, von jedem ein Paar, zu bringen, ſowie Baumſamen und Speiſen; in dieſem Garten, der demnach merkwürdige Aehnlichkeit mit dem rettenden Schiffe der Flutſagen beſitzt, — der Welt entrückt, führte er, wie man glaubte, fortwährend, ohne zu ſterben, das glückſeligſte Leben in immerwährendem Lichte (ganz wie Chaſiſatra im chaldäiſchen Flutberichte, oben (S. 473). Eine ſpätere Sage läßt Dſchem übermütig werden und dafür zur Strafe ſein Reich an Dahak verlieren.**) Der letzte jener Patriarchen iſt ferner in beiden Sagen der Erneuerer der Menſchheit und in beiden der Vater von drei Söhnen, von denen die dem betreffenden Volke bekannten Hauptſtämme der Menſchen (doch nur bei den Hebräern genealogiſch) hergeleitet werden. Noah zeugt den Ham, Sem und Jafet, Fredun den Selm, Tur und Eraj. In beiden Sagen iſt der, von dem das betreffende Volk ſtammt beziehungsweiſe beherrſcht wird, der Lieblingsſohn, und es beginnt mit ihm, zehn Generationen auf jeder Seite zählend, der zweite Zeitraum, derjenige der Semiten und Arier, und dauert von der Vertheilung der Völkerſtämme bis zur Begründung des Volkes, dem die Sage angehört:

Hebräiſch:	Eraniſch:
1. Sem.	1. Eraj (Airic)*)
2. Arfachſad.	2. Guzak (Zuſak), nach and. Angaben Ganja, Tochter d. Eraj.

*) Spiegel a. a. O. I. S. 523, 538. Erſt ſpäte Quellen ſchieben zwiſchen Dſchem und Athwyan den Humayun ein und andere ſolche zwiſchen Dſchem und Fredun ſogar acht abenteuerliche Generationen — mit lauter Stiernamen! —

**) Spiegel a. a. O. I. S. 528. Vergl. Windiſchm. a. a. O. S. 150 ff., 162.

***) Windiſchmann, Zor. Stud. S. 118, 119, 158, 159. An beiden Stellen ſind, da ausdrücklich von nur zehn Geſchlechtern die Rede iſt, Fraguzak und Guzak offenbar aus Verſehen als Frazuſak und Zuſak wiederholt. Spiegel a. a. O. S. 548 f.

3. Salah.	3. Fraguzak (Frazuſak).
4. Heber.	4. Bitak.
5. Peleg.	5. Thritak.
6. Regu.	6. Butarak.
7. Serug.	7. Kamamçozak.
8. Nahor.	8. Manuskarnak.
9. Tharah.	9. Manuskarnar (Tochter).
10. Abraham.	10. Minotſchehr (Manuscihr).

n beiden Liſten ſind die acht mittleren Namen ohne Bedeutung, der etzte aber der eigentliche Volksſtammvater oder Machtgründer. —

Die dritte Periode endlich, die der Hebräer und Eranier, icht von der Ausbildung des eigentlichen Volksbewußtſeins in beiden agen bis zu dem hiſtoriſchen Schöpfer des Nationalruhmes und der lütezeit:

Hebräiſch:	Eraniſch:
l. Iſaak.	1. Durasrun.*)
2. Jakob (Israel).	2. Rajani.
3. Juda.	3. Ayazemn.
4. Farez (Perez).	4. Vidast.
5. Hezron (Esran).	5. Spetaman.
6. Ram (Aram).	6. Hardare.
7. Amminadab.	7. Harſn.
8. Nahaſſon.	8. Paitarasp.
9. Salma (Salmon).	9. Tſchasnus.
0. Boas.	10. Haetſchadasp.
1. Obed.	11. Spitarasp.
2. Iſai (Jeſſe).	12. Puruſchasp.
3. David.	13. Zartuſcht (Zarathuſtra).

önig David begründete die Literatur der Hebräer, Zarathuſtra e Religion der Eranier; jeder von ihnen iſt der dreiunddreißigſte bkömmling des erſten Menſchen nach ſeiner Nationalſage. Zarathuſtra äre alſo ein Zeitgenoſſe Davids geweſen. Dafür ſpricht auch der teſte abendländiſche Schriftſteller, welcher Zarathuſtra's erwähnt, nthos aus Sardes, wahrſcheinlich ein älterer Zeitgenoſſe Herodot's; ſetzte ihn 600 Jahre (woraus Manche 6000 machten) vor der chlacht bei Salamis, alſo 1080 vor Chr. (wahrſcheinlich iſt damit s Jahr ſeines Auftretens gemeint, und da wäre er allerdings ein was älterer Zeitgenoſſe Davids). Später wurde es aber unter n Griechen allgemein, ihn 5000 Jahre vor den Troerkrieg, d. h. er 6000 Jahre v. Chr. zu ſetzen (Eudoxos, Ariſtoteles, Hermodoros,

*) Spiegel a. a. O. S. 687. Windiſchm. a. a. O. S. 119.

Plutarchos und Hermippos), was jedenfalls in Folge eines Irrtums, wahrscheinlich aus Mißverstand der Angabe des Xanthos, Einer dem Andern nachschrieb. In das andere Extrem verfiel Porphyrios, welcher ihn den Lehrer des Pythagoras (also im sechsten Jahrhundert vor Chr.) nannte, und in dieselbe Zeit fiel Zarathustra nach Agathios, welcher den Guschtasp mit des Dareios Vater Hystaspes zusammenwarf. Da nun nach Hippolytos der Lehrer des Pythagoras der Assyrer Zaratas war, dessen Name also unrichtig in Zoroaster verändert wurde, da Guschtasp nur willkürlich mit dem allerdings gleichnamigen Hystaspes vermengt wird, der überdies kein König war, und all dies ohnehin wegfällt, wenn schon Kyros ein Jünger Zarathustra's war, was aus seinem Verhalten hervorgeht, während dagegen die Annahme von 6000 Jahren und mehr vor Chr. im Ernste nicht möglich ist, so erscheint die Epoche von 1080 vor Chr. für die Zeit des Auftretens Zarathustra's noch als die wahrscheinlichste, wenn gleich wir gestehen müssen, daß sie nichts weniger als sicher ist und die wahre Zahl wol niemals ergründet werden wird.*)

Ebenso unsicher wie die Zeit, ist auch die Gegend, in welcher Zarathustra lebte. Nach manchen Schriftstellern, wie Kephalion, hieß der baktrische König, welchen Ktesias nach Diodor (II. 6) Oxyartes und einen Zeitgenossen des Ninos (der nie gelebt hat) nennt, bei Ktesias ursprünglich Zoroaster und so äußern sich auch Eusebios, Theon und Arnobios, von denen der Erste den Zoroaster „Magus" nennt und der Dritte den Krieg zwischen Beiden als einen solchen zwischen „Chaldäern und Magiern" auffaßt. Ein baktrischer König ist aber kein eranischer Religionsstifter, keine eranische Quelle nennt Zarathustra einen König und Eusebios und Arnobios vermengten daher zwei angeblich gleichnamige Personen willkürlich miteinander. Doch auch Agathias und Ammianus Marcellinus nennen Zoroaster einen Baktrer, aber einmal sind dies sehr späte Schriftsteller und dann widersprechen sie obiger Angabe selbst, indem sie, der Eine zweifelnd, der Andere aber selbstgewiß, den Guschtasp für des Dareios Vater Hystaspes halten, welcher weder König war, noch das Geringste mit Baktrien zu schaffen hatte. Georgios der Synkellos hat, angeblich nach Berosos, unter der medischen Dynastie in Babylonien, deren Dasein mit den Keilinschriften unvereinbar ist, einen König Zoroaster; es liegt jedoch kein Grund vor, zwischen diesen Namen und dem Zarathustra einen Zusammenhang zu suchen. Clemens der Alexandriner nennt den Religionsstifter bald einen Perser, bald einen Meder, Suidas einen Persomeder, Moses von Khorni, der Armenier, einen Fürsten der

*) Windischmann Zoroastr. Studien S. 147 ff., 260 ff. Spiegel Eran. Alterth. I. S. 500 ff., 673 ff. Derf., Aveſta II. S. VII ff.

Meder und Statthalter der Semiramis und bestreitet seine Eigenschaft als Baktrer. Andere versetzten ihn sogar nach Kleinasien. Während die Abendländer so unsicher herumtasten, nennen die eranischen Quellen den Zarathustra einstimmig einen Airyaner, d. h. aus dem nordwestlichen Erân oder eigentlich östlichen Armenien, geben aber theilweise zu, daß er u. a. auch in Baktrien gewirkt habe. Das Aveſta bringt ihn mit Raga in Medien in Verbindung und Bundeheſch gibt ſeinen Geburtsort am Fluſſe Daraja in Airyana vaeja an. Die Araber Jakut und Abulfeda machen ihn zum Eingeborenen von Urumia, Andere ſogar zu einem Juden. Nach obigem kann es nicht zweifelhaft ſein, daß er aus dem alten Medien (Irak Adſchemi) ſtammte und wahrſcheinlich, um ſeine Lehre zu verbreiten, unter anderen Provinzen auch Baktrien bereiſte. Auch die Verwandtſchaften zwiſchen ſeiner und der ſemitiſchen Mythologie ſprechen für das an ſemitiſche Länder grenzende Medien.*)

Die Nachrichten über das Leben Zarathuſtra's ſind ſehr lückenhaft und jung zugleich, auch mit Wundern vermengt, wie bei allen Religionsſtiftern. Nach dem Aveſta wurde Zarathuſtra's Erſcheinen ſchon lange vor ſeiner Geburt erwartet und verkündet. Er iſt von königlicher Abkunft. Ormazd erſehnte ihn, Ahriman lief bei ſeiner Geburt vor Schrecken davon nnd ſeitdem verbargen ſich alle Dämonen. Sein Vater Puruhasp (Pouruſchaçpa) war ein eifriger Verehrer des Haoma und ſoll von Ormazd zu der Erzeugung dieſes Sohnes beſonders vorbereitet worden ſein. Die Mutter hatte merkwürdige Geſichte vor der Geburt, über welche das werdende Kind ſie mit lauter Stimme tröſtete. Als er geboren wurde, lachte er. Der dem Zauberglauben ergebene König des Landes, den Sturz ſeines Syſtems fürchtend, wollte den jungen Zarathuſtra ermorden (man denke an Herodes!), erlahmte aber im Augenblicke, da er die Waffe erhob. Böſe Geiſter ſtahlen das Kind und brachten es in die Wüſte, um es zu verbrennen; das Feuer that ihm aber nichts. So mißlangen noch mehrere Attentate der Geiſter und Zauberer; der Knabe aber wuchs heran und lernte bei dem Weiſen Barzinkarus. Mit dreißig Jahren begann er ſeine Lehre zu verbreiten. Nach dem Bundeheſch geſchah dies zuerſt in Airyana vaeja. Sein erſter Anhänger war ſein Oheim Maidhyomao. Dann wanderte er mit ſeinen Schülern, männlichen und weiblichen, aus und kam an ein Meer (das kaſpiſche?), das ſich auf ſeinen Befehl theilte (Moſe!). Nach dem eigentlichen Erân gekommen, hatte er auf einem Berge Offenbarungen von Ormazd, wurde mit Martern geprüft und empfing vom Gotte das Aveſta. Nach

*) Vergl. Windiſchmann, zoroaſtr. Stud. S. 47 ff, Spiegel, Er. Alt. I. S. 676 ff.

deſſen Auftrag verkündete er dann ſeine Lehre am Hofe Guſchtasp's in Baktra (Balkh), wo dreißig „weiſe Männer" zur Rechten und ebenſo viele zur Linken ihn zu widerlegen ſuchten, aber beſiegt wurden. Sie verſuchten ſich zu rächen und verleumdeten ihn; aber durch Wunder ging er ſiegreich aus allen Schlingen hervor. Guſchtasp, ſeine Familie und ſein Hof bekehrten ſich zu ſeiner Lehre (wie Açoka in Indien, oben S. 232, zu Buddha). Er verheiratete ſich dort und zwar dreimal nacheinander, und von ſeinen Söhnen ſollen die drei Stände der Prieſter, Krieger und Ackerbauer abſtammen. Ueber ſeinen Tod gibt es verſchiedene Berichte. Nach mohammedaniſchen Quellen wäre er 77 Jahre alt, durch einen ungläubigen Krieger im Tempel getödtet, nach Abendländern von himmliſchen Feuer verzehrt worden, nach dem Bundeheſch aber aus Balkh nach Hauſe zurückgekehrt, ohne daß ſeine Todesart erwähnt wird.

Aus Haß gegen die neue Lehre, fährt die Sagengeſchichte fort, bekriegte König Arjasp von Turan den Guſchtasp, wurde aber geſchlagen. Isfendiar, Guſchtasp's Sohn, reiſte in der Welt umher und verbreitete als Apoſtel Zarathuſtra's Lehre (wie Açoka's Sohn, oben S. 233, diejenige Buddha's), wurde aber bei dem Vater verleumdet und von ihm eingeſperrt, was Turan zu einem neuen Kriege benutzte, den erſt der befreite Isfendiar glücklich zu entſcheiden vermochte. Dieſer verlangte nun den ihm wiederholt verſprochenen Tron; aber der Vater, dazu nicht geneigt, verlangte erſt die Einlieferung des alten Ruſtem, um dieſen für ſeine Gleichgiltigkeit gegen Vaterland und Glauben zu beſtrafen. Im Kampfe mit ihm fiel Isfendiar; Ruſtem aber ſtarb als Unbekehrter durch Meuchelmord; ſein Sohn Feramorz rächte ihn, und dieſen tödtete Isfendiar's Sohn Behmen, welcher der Stammvater der Saſſaniden wurde. Damit endet Erân's Heldenſage, welche ihren Abſchluß unter dem letztgenannten Herrſcherhauſe fand und die Beſtimmung erhielt, den Ruhm desſelben zu verkündigen.

B. Die Zoroaſtriſche Lehre.

Die Religion der Eranier iſt ſich in weit bedeutenderm Maße gleich geblieben als die der ſtammverwandten Inder. In ihrem Charakter aber iſt ſie, was gewiß viel zu ihrer Beſtändigkeit beitrug, durchaus verſchieden von allen Religionen der Erde und ſtellt unter dieſen das einzige ausgeſprochen dualiſtiſche Syſtem dar. — Wir haben bereits angedeutet, daß der Dualismus in der eraniſchen Religion eine notwendige Folge des Kontraſtes in Natur und Klima des eraniſchen Landes iſt. Wo die Extreme in dieſer Beziehung ſo

schrankenlos walten, muß der Gegensatz zwischen dem, was dem Menschen angenehm und dem, was ihm unangenehm oder widerwärtig ist, ganz besonders auffallen. Aus dem Angenehmen entwickelt sich aber mit vorschreitender Kultur notwendig der Begriff des Guten, aus dem Unangenehmen der des Schlechten oder Bösen und wo jene Gegensätze scharf sind, müssen auch diese als mächtig und daher schließlich als unabhängige und ursprüngliche Wesen erscheinen.

Die eranische Religion ist uns nur in dieser ihrer ethischen Gestalt bekannt; die ihr vorangangene Stufe der Naturreligion ist in ihrem vollen Inhalte nicht aufbewahrt; jedenfalls war sie der Veda-Religion Indiens sehr nahe verwandt, wie manche genau entsprechende Namen und Züge beweisen, die sich in dem zoroastrischen System erhalten haben, und die Naturreligionen beider Völker können sich nicht weit von der früher gemeinsamen arischen Glaubensform entfernt haben. Die philosophische Religionsstufe dagegen, geraume Zeit nach der Scheidung entstanden, hat sich ostwärts vom Indos dem indischen, westwärts dem eranischen Landescharakter gemäß, beide also sehr verschieden entwickelt.

Als Erstes kennt die Glaubenslehre Zarathustra's die unendliche Zeit, Zrvan akarana, und den unendlichen Raum, Thwâsha, beides persönliche Gottheiten, keiner Beschränkung von irgendwelcher Art unterworfen, außerhalb des großen Weltkampfes und unabhängig von demselben. Die Zeit ist für den Menschen das unerbittliche Schicksal. Ein Theil von ihr wird als „Zeit mit langer Herrschaft" (Zrvan dareghokadhâta) verehrt und darunter die Zeit der eranischen Weltdauer von zwölftausend Jahren verstanden; aber auch die kleineren Zeittheile erscheinen als Genien, wie Jahre, Jahresfeste, Monatsfeste, Tage und Tageszeiten. Die unendliche Raumgottheit wird auch als Himmelsgottheit betrachtet und als Unterabtheilung davon Miçvana, der „immerwährende Nutzen", ein „Schatzhaus, in welchem die überzähligen guten Thaten der frommen Menschen aufbewahrt und bei der Abrechnung der guten und schlimmen Thaten den einzureichenden guten Thaten der Frommen beigefügt werden." Eine andere Zweiheit neben Zeit und Raum bilden das unendliche Licht, (Anaghra raocâo) und die unendliche Finsterniß (anaghra temâo). Diese beiden Gottheiten sind bereits nicht mehr unbeschränkt, indem beide einander ausschließen; aber sie dürften die eigentliche Grundlage der beiden feindlichen Seiten sein, in welche sich das Ganze der eranischen Geisterwelt spaltet. Diese Geisterwelt wird zwar als solche der Körperwelt entgegengesetzt, unterscheidet sich aber wieder in die lichte und die dunkle Seite. Die erstere bewohnt die eranische Hauptgottheit, der größte, beste, stärkste und weiseste Gott Ahuro Mazdao, in den Keilinschriften Auramazda, ein geistiges Wesen mit feinem ätherischem

Körper. Er hat Frauen und Kinder, doch wahrscheinlich nur in figürlichem Sinne. Bildlich wird er nur in der Zeit nach der Eroberung Babylons dargestellt, und zwar ganz wie der assyrische Gott Assur, mit dem Flügelkreise (oben S. 475). Er ist der Herr und Schöpfer der ganzen Lichtwelt, führt die Oberaufsicht über die Menschen und ihre Thaten nnd steht in der Auffassung von seinem Wesen dem hebräischen Jahve ziemlich nahe.*) Er ist zugleich der Erste der sieben guten Geister, Amesha-çpentas, d. h. unsterblichen Heiligen. Die übrigen sechs, deren erster Vohumanò heißt, sind die Götter der Rechtschaffenheit oder des Menschen, des Gesetzes oder des Feuers, der Gerechtigkeit oder des Metalls, der Weisheit oder der Erde (weiblich), der Fülle oder des Wassers und der Unsterblichkeit oder der Gewächse,**) der künstlichen Zusammenstellung zufolge eine späte Schöpfung, zu welcher vielleicht die sieben Planetengötter der Chaldäer beigetragen haben. Die übrigen lichten Geisterwesen heißen zusammen Yazatas und sind unzählige. Unter ihnen sind zu nennen die Feuergottheiten und zwar die des geistigen (die Majestät göttlicher Wesen und bevorzugter Menschen), wie die des irdischen Feuers. Das letztere wird persönlich gedacht, angeredet und verehrt, und dieser Zug wird gewöhnlich als der eigentlich bezeichnende der altpersischen Religion angenommen; er ist aber ein den Religionen verschiedenster Völker gemeinsamer. Wie das Feuer, weil es als Blitz vom Himmel kommt, wird auch das Wasser, das den Wolken entspringt, göttlich verehrt, und die Eranier kennen auch eine Mehrheit von Wassergottheiten, darunter eine männliche und eine weibliche, die Anâhita, welche die Zeugung und Geburt überwacht und daher mit der Aphrodite (aber auch mit Artemis) zusammengestellt worden ist; sie hatte jungfräuliche Priesterinnen, fand aber auch in Armenien und Kappadokien Eingang, wo im Gegentheil wie in Babylon der Bilit, ihr zu Ehren Preisgebungen stattfanden, daher sie auch mit der Mylitta Eines und eine ursprünglich semitische Göttin sein dürfte, die bei Entstehung der eranischen Religion mit herübergenommen wurde. Sie wird auch im Aveſta als schönes Mädchen und fast genau mit denselben Schmuckgegenständen geschildert, welche der Ištar bei ihrer Höllenfahrt abgenommen werden (oben S. 471). Weitere Wassergottheiten waren das Regenwasser, Quellwasser, Sperma, Blut, Milch und alle übrigen Flüssigkeiten. Als fernere Gottheiten der Eranier erscheinen: die Sonne (das Auge des Ahura Mazda, wie sie im Norden dasjenige Odins heißt), die durch ihren Aufgang Alles reinigt (es sind in Erân noch Spuren früherer Annahme eines Sonnenwagens mit Pferden, wie

*) Spiegel, Eran. Alterth. II. S. 26.
**) Siegel, Eran. Alt. II. S. 29. Plutarch, Is. und Os. 46, 47.

in Indien und Hellas und im Norden vorhanden), der Mond, Tiſtrya der Sterngott (mit beſonderer Beziehung auf den Regen) und die übrigen Geſtirne, unter denen drei mit Tiſtrya die vier Weltgegenden vertreten und zwölf (die Akhtars) den Zeichen des Thierkreiſes vorſtehen, aber ſieben (die Awakhtars), welche die Planeten bedeuten, zu Feinden haben. Als Gottheit der Heerden gilt Drvâçpa oder Goſch, die „Stierſeele". Eine der wichtigſten Gottheiten iſt Mithra, der „Vermittler", in der gemeinſam ariſchen Zeit ſchon eine Lichtgottheit (oben S. 218) und urſprünglich der Sonnengott, ſpäter Gott der Verträge und Gerechtigkeit, der tauſend Ohren und zehntauſend Augen hat, Beſchützer der Länder, König der Welt, mit vier leuchtenden Roſſen fahrend, Vorbild der Könige, oberſter Prieſter Ahura Mazda's, Alles liebend, ohne Falſchheit. In entſtellter Weiſe hat ſich ſein Kult in ſpäter Zeit nach dem Abendlande und über Rom bis nach den Wäldern Germaniens verbreitet (das Mithreum bei Heidelberg). Çraoſcha iſt auch ein Sonnengott, welchen vier hellglänzende Pferde führen, mit Gold an den Hufen, ſchneller als der Wind, der Sturm, die Wolken und die Vögel,*) dann auch der Gott, welcher das Geſetz lehrt, die Armen ernährt, wachend in der Nacht die Welt beſchützt; Raſchnu heißt der Genius der Gerechtigkeit; die Fravaſchis oder Frohars ſind die unvergänglichen Theile der Seelen frommer Menſchen, die auf eine Zeitlang in Körper der Erde ſich begeben und nach dem Tode wieder zum Himmel zurückkehren; zugleich aber ſind ſie die Sterne und werden von allen Weſen, ſelbſt von Ahura Mazda verehrt; ſie beſchützen die Kinder im Mutterleibe und das Vieh, ſtehen den Kriegern bei u. ſ. w. Verethragna iſt der Genius des Sieges; er nimmt verſchiedene Thier- und Menſchengeſtalten an. Ramaçaçtra verleiht den Speiſen den Geſchmack, iſt aber auch unter dem Namen Vayu (der Wehende, ſ. oben S. 220) Gott der Luft, Vata der des Windes, Daena des Geſetzes, Açman des Himmelsgewölbes, Haoma des Getränkes dieſes Namens, und endlich gibt es noch mehrere unbedeutendere Genien, auch fabelhafte Weſen, z. B. der ſonderbare rieſenhafte, gehörnte, dreibeinige Eſel, deſſen Aufgabe es iſt, das Meerwaſſer rein zu erhalten u. ſ. w.

Dieſer lichten oder guten Seite der Geiſterwelt gegenüber ſteht nun die dunkle oder böſe (eran. ithyèjô, vergänglich, dem Tode geweiht, entſprechend dem ind. tyajah, böswilliges Verlaſſen). Die böſen Weſen gehen urſprünglich aus der unendlichen Finſterniß (oben S. 529) hervor und ihr Aufenthalt im Innern der Erde iſt ſo finſter, daß man die Finſterniß mit Händen greifen kann. Sie kommen von Norden her und fliehen wieder dahin zurück, wenn ſie vertrieben

*) Yaçna 56, 11. Spiegel, Aveſta II. S. 182.

werden. Seit Zarathuſtra's Auftreten wagen ſie es nicht mehr, in Menſchengeſtalt auf der Erde umherzulaufen. Das Oberhaupt der dunkeln Geiſterwelt und dem Ahura Mazda gegenübergeſtellt, gewöhnlich Angro mainyus, d. h. zerſtörender Geiſt genannt, im Aveſta aber auch Akô mainyus, Akem manô, der ſchlechte Geiſt, wird in Europa Ahriman genannt; ſeinen Namen, Arjaman, trägt in den Veda einer der Aditjas (oben S. 218). Ahriman iſt von vorn herein zum Unterliegen beſtimmt und hat durch die Geburt des Zarathuſtra den ärgſten Schlag erlitten. Er tront vom Anbeginn in der ewigen Finſterniß, wie Ahura Mazda im ewigen Lichte und wie dieſer zu ſchaffen und zu erhalten, ſo ſtrebt jener zu zerſtören und zu tödten. Der gute Gott bedenkt erſt und handelt demgemäß; der ſchlimme handelt voraus und weiß erſt nachher, was er gethan. Während aber erſterer ewig war und ſein wird, kommt einſt eine Zeit, wo letzterer nicht mehr ſein wird. Zwar iſt Ahriman der Schöpfer und unumſchränkte Beherrſcher der böſen Mächte; aber ſeine Schöpfung iſt jünger als die ſeines Gegners, nur aus Widerſpruch gegen dieſe unternommen, und blos um ſie zu zerſtören. Die parſiſche Lehre iſt daher eigentlich eher Monotheismus als Dualismus. Zwiſchen den Reichen Beider war urſprünglich ein ungeheurer leerer Raum; jetzt befindet ſich die Erde in demſelben. Ahrimans Schöpfung iſt gleich der gegneriſchen in eine körperliche und eine geiſtige getheilt, aber gleich ihm zur Vernichtung beſtimmt. Die erſten Werke dieſer Schöpfung ſind die ſechs oberſten böſen Dämonen, Daevas, das Widerſpiel der Ameſchaçpentas und auch einzeln Dieſen entgegengeſetzt. Ihr erſter, Akômanô, treibt die Menſchen zu Haß und Streit an, der zweite, Andra oder Indra, ſtürzt die Seelen der Verdammten in den Abgrund (eine Entſtellung des indiſchen Blitzgottes Indra); zwei weitere verleiten die Menſchen zu Laſtern und Verbrechen und die zwei letzten verleihen den Dingen einen übeln Geruch oder Geſchmack. Die übrigen Daevas, welcher Name der indiſchen Götter (Devas) gleich demjenigen Arjaman's und Indra's, im Parſismus einen ausſchließlich ſchlimmen Sinn hat, was vielleicht auf einen religiöſen Zwieſpalt deutet, der die beiden Völker von einander trennte, — zerfallen in mehrere Klaſſen. Der oberſte unter ihnen iſt Aëſchma, Feind der guten Geiſter Mithra, Çraoſcha und Haoma und Ankläger beim letzten Gerichte, nachdem er die Menſchen zur Sünde angehalten, das Vorbild des hebräiſchen Asmodi. Açtovidhotus iſt der Urheber des Todes der Menſchen, Apaoſcha der Dämon der Trockenheit, und ihnen folgen noch mehrere, welche die verſchiedenen Uebel und Laſter vertreten. Eine tiefere Klaſſe der Dämonen ſind die Drujas, meiſt weibliche, und eine weitere die Pairikas, eben ſolche und zwar ſehr ſchöne und verführeriſche Unholdinnen, und den Schluß machen die ſieben Awakhtars oder böſen

Geſtirne, nämlich die alten Planeten (mit Ausnahme von Sonne und Mond, die zu den guten Gottheiten gehören): Tir (Merkur), Behrâm (Mars), Anhoma (Jupiter), Anâhita (Venus) und Kevân (Saturn), nebſt zwei weiteren Sternen, Garzihar und Dajdu Mus, die wir nicht erklären können. Sie peinigen die ganze Schöpfung und übergeben ſie dem Tode und jeglicher Plage.

Zwiſchen dieſen beiden Mächten nun iſt ewiger Krieg, deſſen Schauplatz die Körperwelt bildet. Dieſe iſt einestheils ſinnlicher und gröber als die Geiſterwelt und anderntheils endlich; ſie hat Anfang und Ende und dauert nur zwölftauſend Jahre. Sie iſt von Ahura Mazda geſchaffen und hat blos den Zweck, ihn zum Herrn alles Beſtehenden zu machen, der ſie darum ſo eingerichtet hat, wie ſie am beſten zu ſeinem Zwecke dient. Bewogen wurde er zur Schöpfung durch einen Angriff Ahrimans auf das ihm verhaßte Licht, den er durch einen Waffenſtillſtand mit dem Feinde auf 9000 Jahre abwandte; dieſe Friſt benützte er zur Schöpfung und ſchuf zuerſt die erwähnte lichte Geiſterwelt und ſodann in 365 Tagen die Körperwelt, und zwar den Himmel in 45, das Waſſer in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80 und den Menſchen in 75 Tagen. Es ſind ſomit ſechs Abtheilungen der Schöpfung, wie bei den Hebräern, nur anders vertheilt und von längerer Zeitdauer. Die Hebräer wollten die Woche heiligen, die Eranier das Jahr. Die eraniſche Schöpfungsſage ſcheint daher von den Semiten entlehnt zu ſein, namentlich da die Schöpfungsſagen Phönikiens und Babyloniens mit beiden verwandt ſind, die indiſche aber (oben S. 224 f.) und die griechiſche einen abweichenden Charakter tragen.

Dieſe Schöpfung blieb 6000 Jahre frei von allen Plagen, und zwar erſt 3000 Jahre im Himmel und dann wieder 3000 Jahre im Raume, in den ſie hinuntergelaſſen wurde. Während der erſten dieſer beiden Perioden war Ahriman beſtürzt über das Geſchehene und konnte nichts thun; während der zweiten ſchuf er aber ſeine böſe Geiſterwelt und die ſchädlichen Thiere, die er den nützlichen entgegenſtellte. Unterdeſſen lebte jene 6000 Jahre lang auf der Erde Niemand als der vormenſchliche Heros Gayomard und der Urſtier, beide (Vorläufer der Menſchheit und der Thierheit) in vollkommener Glückſeligkeit. Nach Verfluß jener 6000 Jahre begann Ahriman ſeinen Kampf in der Körperwelt, um ſich auf den Kampf mit Ahura Mazda nach Ablauf des noch 3000 Jahre dauernden Waffenſtillſtandes vorzubereiten. Einer ſeiner Dämonen bohrte die Erde an und von da an waren jene beiden Weſen ſterblich und lebten nur noch 30 Jahre.*)

*) Bundeheſch, Kap. 3. Windiſchm., Zoroaſtr. Stud. S. 60 ff. Spiegel, Eran. Alt. I. S. 510. II. S. 144.

Aus des Urstieres Samen gingen dann zwei Rinder hervor, ein Männchen und ein Weibchen und aus diesen die guten Thiere, aus seinem Leibe das Getreide und die heilsamen Pflanzen; aus seiner Seele wurde der Schutzgeist des Viehes. Gayomard's Samen blieb 40 Jahre lang in der Erde verborgen und dann wuchsen daraus in Gestalt einer Reivas-Pflanze vereint der erste Mann und die erste Frau, Maschia und Maschiana und erhielten Menschengestalt und verschiedenes Geschlecht. Dieses Emporwachsen der Menschen aus Pflanzen ist ächt indogermanisch; es findet sich auch in der griechischen, italischen und nordischen Sage,*) aber in keiner semitischen. Hingegen ist wieder der Sage letztern Stammes der darauf eintretende Sündenfall entnommen, der jedoch nicht, wie bei den Hebräern durch freie Wahl, sondern durch die Einflüsterungen Ahrimans hervorgebracht wird, so daß die ersten Menschen damit begannen zu lügen: dieser böse Geist habe die Welt erschaffen. Darauf blieben sie dreißig Tage ohne Nahrung und zogen schwarze Kleider (d. h. wol Felle) an. Ihre Nahrung war erst Wasser, dann Früchte, dann Milch, dann Fleisch und am Ende der Dinge wird man ungekehrt zuerst aufhören Fleisch, dann Milch, dann Früchte, dann Wasser zu genießen. Damit stimmt auch die griechische Sage und diesmal auch die hebräische überein.**) Der Instinkt der noch nicht von der Natur abgefallenen Menschen verlangt nur Pflanzennahrung; die Fleischnahrung ist überall der Anfang zur Verderbtheit und hat Unmäßigkeit und Blutvergießen, Menschenopfer und Anthropophagie im Gefolge. Erst die aufkeimende Humanität mildert diese schlimmen Wirkungen. — Nachdem die Urmenschen Fleisch gekostet, gelüstete es sie nach der Jagd und dem Thiermord, und dann kehrten sie ihren Haß gegen einander selbst und mißhandelten sich. Erst nachdem sie fünfzehn Jahre gelebt, kam ihnen der Geschlechtstrieb, was das Bundehesch in sehr drastischer Weise schildert,***) und damit begann die Not der Zeugung und der Nahrung. Ihnen entsprossen zuerst sieben Paare, die sich dann wieder vermehrten und zu deren Nachkommen auch fabelhafte mißgestaltete Menschen (einfüßige, solche mit Augen auf der Brust u. s. w.) gehörten. In der eranischen Sage ist vom Sündenfalle völlig getrennt die Baumsage, indem die eranischen Schriften von zwei Bäumen sprechen, welche Leben verleihen und die Welt bedeuten, und wie sie auch in Indien und im Norden vorkommen. Aus diesen Zügen sind

*) Windischm., Zor. Stud. S. 214. Pausan. VII. 17, 5. Appollod. III. 14, 4. Verg. Aen. VIII. 315. Preller, röm. Myth. S. 340. Edda, Gylfaginning 9.

**) Windischm. a. a. O. S. 113, 212. Hesiod. Tage und Werke 115, 117, 130, 146. 1 Mos. 1, 29; 2, 9. 16; 3, 2; 9, 3.

***) Kap. 15, § 6. Windischm. a. a. O. S. 83 und 226.

die Bäume des hebräiſchen Paradieſes entnommen, welche ſonſt den Semiten unbekannt ſind. Jedoch die Sage der Abſtammung von einem Paare ſcheint, gleich der Geſchichte vom Sündenfall, ſemitiſchen und in Eräu ſehr ſpäten Urſprungs zu ſein.*) Ausſchließlich eraniſch iſt dagegen der nun ſtets fortgeſetzte Kampf zwiſchen den Reichen des Lichtes und der Finſterniß, den die Geiſter beider in Thier- und Menſchengeſtalt, namentlich auch die bösartigen als incubi und succubi,**) in der Körperwelt führen. Eine Flutſage hat die eraniſche Mythe nicht; ſie war auch in dem meiſt trockenen Lande nicht am Orte; aber ſie iſt durch die Sage von Dſchems Garten (oben S. 524) erſetzt.

Die eraniſche Religion nimmt eine Fortdauer der Menſchenſeelen an. Als Fravaſchi waren ſie ſchon vor der Zeugung im Himmel und kehren, wenn ſie gut gelebt, dahin zurück, können jedoch hin und wieder die Erde als Geiſter beſuchen. Die böſen Menſchen dagegen kommen in die Hölle, wo ſie bis zur Auferſtehung bleiben. Drei Tage nach dem Tode bleibt die Seele in der Nähe des Körpers; am vierten tritt ſie die Reiſe an; den Guten weht vom Himmel ein wolriechender, den Böſen von der Hölle ein übelriechender Wind entgegen, und ſo enthalten die Religionsſchriften noch eine Menge angenehmer Dinge, welche die Guten, unangenehmer, welche die Böſen erwarten. Von eigentlichen Belohnungen und Strafen iſt jedoch noch keine Rede; theilweiſe hat der Menſch ſolche im Leben auf der Erde empfangen, theilweiſe erwarten ſie ihn erſt am jüngſten Gerichte. Dieſem Ereigniſſe geht die Körperwelt unaufhaltſam entgegen. Das Böſe nimmt während dieſer Zeit ſtufenweiſe ab, und in der Mitte des Menſchheitdaſeins, 3000 Jahre nach der Entſtehung des erſten Paares, iſt es möglich geworden, daß Zarathuſtra auftreten konnte, welcher den Bruch des nun abgelaufenen Waffenſtillſtandes zwiſchen den beiden Göttern verhindert. In ſpäterer Zeit aber wird die Menſchheit wieder ſchlimmer, der Unglaube nimmt zu. Dies iſt tauſend Jahre nach Zarathuſtra am ſchlimmſten geworden und zu dieſer Zeit wurde wieder ein Profet erwartet. Von da an hat die Welt noch zweitauſend Jahre zu leben, und nach je tauſend entſteht ein neuer Profet; der letzte, der parſiſche Meſſias, heißt Soſchios. Alle drei Profeten ſtammen aus Zarathuſtra's Familie oder werden wenigſtens künſtlich in ſelbe verlegt; nach einer Form der Sage wird gar der Same des Religionsſtifters von den Geiſtern aufbewahrt, um zur rechten Zeit in eine Jungfrau überzugehen. Mit dreißig

*) Spiegel, Eran. Alt. I. S. 464 ff., 514. Windiſchmann, Zoroaſtr. Stud. S. 165 ff.

**) Spiegel a. a. O. II. S. 146 f.

Jahren*) wird jeder dieser drei Propheten Zusammenkünfte mit Ahura Mazda haben und sein Werk beginnen. Der erste wird einen Wolf, der zweite einen Drachen und der dritte alle Heuchelei und allen Unglauben, sowie den wieder losgewordenen Dahak (oben S. 521) überwinden. Zehn Tage wird die Sonne bei der ersten, zwanzig bei der zweiten und dreißig bei der dritten Erscheinung am Himmel stehen. Die Schilderung des Kampfes mit Dahak erinnert in auffallender Weise an die Götterdämmerung der Edda und Dahak an den Wolf Fenris. Stufenweise nimmt während dieser drei Erscheinungen das Böse ab, bei der ersten verschwinden die wilden Thiere und bei der zweiten die Schlangen, alle Laster, sowie Alter und Tod. Die Menschen aber werden stets besser und mäßiger. Sobald aber Soschios erscheint, unterstützt von dreißig Frommen, je zur Hälfte Männer und Frauen, werden alle Todten auferstehen (welcher Glaube indessen unter Zarathustra's Anhängern nicht allgemein war und ist), und zwar in der Reihenfolge wie sie gelebt haben, und jeder am Orte seines Todes. Zuletzt werden sich alle Menschen versammeln, Jeder seine guten und bösen Thaten sehen und die Frommen sich von den Schlechten sondern.**) Jene gehen dann in das Paradies, diese in die Hölle, um drei Tage lang Jene die höchste Freude, Diese die entsetzlichsten Qualen zu dulden. Nach diesen Qualen werden aber auch die ehemals Schlechten rein werden, und die eranische Religion kennt daher keine ewigen Höllenstrafen. Die Erde wird schöner werden, höher steigen und sich dem Paradiese nähern; Soschios bringt ein großes Opfer, durch Haomatrank werden alle Menschen unsterblich, es herrscht in der erneuerten Schöpfung immerwährende Freude und Glückseligkeit, alle Not der Nahrung und Zeugung nimmt ein Ende und alle Welt glaubt an Zarathustra's Lehre und befolgt seine Gesetze. Zu guter Letzt aber wird Ahura Mazda den Ahriman schlagen und ihn mit seinen Daevas vernichten.

Der eranischen Lehre liegt sonach der ausgesprochenste Optimismus zu Grunde, wie ihn keine andere Religion kennt, und sie erscheint so als der gerade Gegensatz des pessimistischen Buddhismus. In dem glücklichen Klima Hindustans wurde der arische Mensch vom müheloſen Glück übersättigt und sehnte sich nach vollkommener Ruhe;

---

*) Es ist merkwürdig, wie diese Punkte und sogar die Zeit des ersten Propheten (1000 Jahre nach Zarathustra) auf Christus zu deuten scheinen. Die Grundlage der Sage steht jedoch schon im Avesta; hingegen scheinen die Ausschmückungen zur Zeit der Sassaniden (also nach Chr.) entstanden zu sein. Spiegel, Er. Alt. II. S. 151—158.

**) Windischm., Zoroastr. Stud. S. 231 ff. Spiegel, Eran. Alterth. II. S. 158 ff.

im rauhen Erân spornte ihn der Kampf mit den Elementen zum Streben nach Besserm und Bestem und zum Herbeiwünschen vollkommener und ewiger Glückseligkeit an.*)

C. Der parsische Kult.

Die Eranier, deren Familien- und Stammverfassung wir später kennen lernen werden, theilten sich, entsprechend den Kasten der stammverwandten Inder, in ältester Zeit in drei Stände: Priester, Krieger, Ackerbauer, wozu später der vierte der Gewerbetreibenden kam.**) Die Priester hatten nach dem Buche Minôkhired die Pflicht, das Gesetz gut in Ordnung zu halten; nach seinen Vorschriften zu entscheiden und die Opfer zu verrichten, den Menschen den Weg zum Himmel zu weisen und von den Wegen zur Hölle abzumahnen. Diese eranischen Priester werden von den Griechen *Μάγοι*, Magier genannt; auch in den persischen Keilinschriften heißen sie Magûs. Herodot (I. 132) gibt diesen Namen auch einem Stamme der Meder und Ammianus Marcellinus (23, 6) nennt die Magier, welche ihre Geheimlehre durch Zoroaster aus Chaldäa empfangen hätten, „von einem Stamme entsprossen". In den eranischen Religionsschriften hingegen kommt dieser Name (maga heißt: groß und magava: nicht verheiratet oder Eunuch***) nicht vor, der, wie es scheint, nur im Westen Erâns von den Chaldäern auf die Meder und Perser übertragen worden, sondern dort heißen die Priester Athrava (aus atare, Feuer; ind. Atharvan, Feuer- und Sonnepriester). Ob nun die Parsenpriester wirklich einem Stamme angehörten, ist so schwer zu untersuchen, wie bei den Leviten der Hebräer, aber auch an sich gleichgiltig, indem ein Kastenwesen sich in Erân doch nicht nachweisen läßt. Das Oberhaupt dieses Standes hieß Zarathustrotema, später Maubad der Maubads oder Destur der Desturs. Außer ihrer Hauptbeschäftigung, derjenigen mit den heiligen Schriften und Ceremonien, durften die Priester auch Ackerbau und Gewerbe treiben. Sie zerfielen in acht Klassen, welche verschiedene Obliegenheiten hatten, z. B. den Haoma zu bereiten, den Feuerdienst zu besorgen, das geweihte Wasser herbeizubringen, die Opfergefäße zu reinigen, Beichte zu hören u. s. w. Die oberste und wichtigste Klasse war die der Zaotas, der eigentlichen im Amte stehenden Priester und die übrigen waren eigentlich blos Diener derselben.

*) Die verschiedenen, wahrscheinl ch sämmtlich erst spät entstandenen Sekten der eranischen Religion haben für unsern Zweck kein Interesse. Vergl. Spiegel, Er. Alt. II. S. 175 ff.

**) Spiegel, Avesta II. S. 99, Note 3.

***) Spiegel, Avesta I. S. 294, zu p. 100.

Die Priester bekleideten die Richterstellen und viele der höchsten Staatsämter, wie sie auch die einzigen Gelehrten waren; daher erhielten auch die zum Priesterstande bestimmten Jünglinge eine besonders sorgfältige Erziehung. Zur Kleidung der Priester gehörte der heilige Gürtel; sie durften keinen Schmuck nnd kein Gold an sich tragen und führten einen Rohrstab.

In ältesten Zeiten hatten die Eranier weder Tempel noch Altäre, von Götterbildern nicht zu sprechen, welche die Lehre Zarathustra's streng ausschließt, die aber seit Artaxerxes Mnemon dem Mithra und der Arahita zu Ehren errichtet wurden. Man opferte im Freien auf Berggipfeln. Wann Tempel, sog. Feuertempel entstanden sind, ist ungewiß, nach arabischer Angabe (Schahrastani) schon vor Zarathustra (der in diesem Falle aber nicht Religionsstifter, sondern blos Reformator gewesen wäre); jedenfalls bestanden solche schon in den ersten Zeiten des geschichtlichen Perserreiches. Tempel, welche in Azerbeidschan und Fars in Trümmern liegen, sind viereckig und haben ein innerstes Gemach, um welches ein enger, bedeckter Gang führt, bieten aber sonst nichts bemerkenswertes. Feueraltäre stehen etwa 5 Fuß hoch in roher Form, mit Säulen an den vier Ecken, auf einer Höhe bei Nakschi-i-Rustem.*) Eine Hauptstelle der jetzigen Parsentempel und gewiß auch der alten ist der Stein Adoscht, auf welchem in einem mit Asche gefüllten Gefäße das heilige Feuer, der einzige Gegenstand, dem die Parsen einen Kult weihen, der Sohn Ahura Mazda's,**) brennt und beständig unterhalten wird. Im Dache sind Oeffnungen angebracht, um den Rauch abzuleiten, durch die aber die Sonnenstralen nicht eindringen können. Nur die Priester dürfen diesen Feuerort betreten, ausgenommen wenn keine solchen anwesend sind, um das Feuer zu unterhalten. Der Stein wird fleißig gewaschen. Gaben zur Unterhaltung des Feuers werden mehr geehrt als Almosen. Die dasselbe bedienenden Personen müssen Mund und Nase verhüllen, um es nicht durch ihren Atem zu verunreinigen. Die Tempel haben noch weitere Gemächer, die aber für uns ohne Interesse sind, auch Gärten und Ruheplätze. Der Gottesdienst besteht in der Verehrung des Feuers und im Hersagen der heiligen Schriften. Die Heiligung des Feuers ist eigentlich die Hauptsache im parsischen Kult, dessen Anhänger daher oft (wenn auch mit Unrecht) Feueranbeter genannt werden. Das zum gewöhnlichen Leben dienende Feuer ist unrein, und es sind gewisse Gebräuche vorgeschrieben, das Feuer zu reinigen. Außer den Reinigungen gehören die Opfer zu den heiligen Handlungen. Geopfert werden: der Kopf eines geschlachteten Thieres (das Schlachten

*) Rawlinson, 5 mon. II. p. 345.
**) Yaçna 36. Spiegel, Aveſta II. S. 136.

ſelbſt gehört nicht zum Kult), Brote und der Trank Haoma oder Parahaoma, letzterer ganz ſo wie das indiſche Soma (oben S. 220). Zum Opfer gehören Gebete aus dem Aveſta, und zwar in recitirendem Tone mit Begleitung von Flöten (die unſeren Klarinetten ähnlich ſind), einer Art Trommel und aneinandergeſchlagenen Schallblechen. Es iſt vorgeſchrieben, welche Theile des Aveſta an beſtimmten Tagen und bei beſtimmten heiligen Handlungen hergeſagt werden müſſen.

Die religiöſen Gebräuche außerhalb der Tempel umfaſſen das geſammte Leben der Anhänger Zarathuſtra's oder der Mazdayaçnas, wie ſie ſich in ihren heiligen Schriften nennen. Jeder Eranier wurde ohne weiteres auch als Mazdayaçnier betrachtet. Bekehrungen unter fremden Völkern ſuchte man nicht zu bewerkſtelligen; aber Abtrünnige im eigenen Volke wurden nicht geduldet, wenn auch dies nur aus ſpäterer Zeit (der Saſſaniden) berichtet, jedoch nicht geſagt wird, worin es beſtand.

Nach der Geburt wurde das Kind des Gläubigen nach heiliger Vorſchrift gewaſchen (doch damit keine innere Wirkung ſondern nur eine Reinigung beabſichtigt) und zwar dreimal mit der heiligen Flüſſigkeit der Inder und Eranier, Kuh-Urin, und einmal mit Waſſer. Mit fünf Jahren wird das Kind über den Unterſchied von Gut und Böſe belehrt; vom Alter von ſieben Jahren an wird es als zurechnungsfähig betrachtet und den Reinigungsgebräuchen unterworfen. Fünfzehn Jahre alt, wird es mit dem heiligen Gürtel bekleidet, den es nicht wieder ablegen darf, außer zum Schlafen. Der Gürtel muß aus 72 Fäden beſtehen, darf nicht aus ſchwarzer Wolle ſein und iſt nebſt einem kurzen Hemde das Erkennungszeichen der Mazdayaçnier. Zugleich erhält das Kind einen Schutzpatron unter den Yazatas (oben S. 530) und einen geiſtlichen Vater unter den Prieſtern, dem es ebenſo Gehorſam ſchuldig iſt wie ſeinen Eltern. Damit ſind noch weitere Ceremonien verbunden, die aber jetzt nur noch bei Kandidaten des Prieſteramtes beobachtet werden.

Auch die Eheſchließungen ſtehen unter der Aufſicht der Religion. Es wird als beſonders verdienſtlich betrachtet, wenn nahe Verwandte ſich heiraten. Es muß gegenſeitige Einwilignng, aber auch diejenige der Eltern vorhanden ſein. Fünfzehn Jahre ſind das gewöhnliche Alter der Vermälung. Verlobt werden die künftigen Eheleute aber oft ſehr frühe durch einen Prieſter, was nicht mehr gebrochen werden kann. Der Hochzeit gehen Reinigungen voran; der Prieſter beſtreut im Hauſe der Braut die ſich die Hände gebenden Brautleute mit Früchten (meiſt Weizen und Reis), die zu beiden Seiten aufgeſtellt ſind, und ſagt Segensformeln her. Im Hauſe des Bräutigams wird dann die Ceremonie wiederholt. Eine zweite Frau darf

nur genommen werden, wenn die erste keine Kinder hat und mit deren Einwilligung; auch darf die erste Frau nicht der zweiten zu lieb verstoßen werden. Scheidung verlangen darf nur der Mann, und zwar in den Fällen der Untreue, der Unfruchtbarkeit und — der Zauberei! Die Frau muß gehorchen, der Mann aber sie achten. Strenge Strafen treffen Unzucht und Ehebruch.

Dem Sterbenden werden Gebete in das Ohr gesagt. Nach Eintritt des Todes muß der Blick eines Hundes die bösen Geister verscheuchen, die sich auf die Leiche werfen. Die letztere wird auf einem eisernen Sarge nach dem Dakhma gebracht, einem eingemauerten runden Platze, dessen Eingang im Osten und dessen Mittelpunkt eine tiefe Höhlung ist. Hier werden die Todten, da weder Feuer, noch Erde, noch Wasser mit ihnen verunreinigt werden darf, den fleischfressenden Vögeln preisgegeben und die Knochen dann in jene Höhlung geworfen. Ein Dakhma ist für 365 Leichen bestimmt und soll nach 50 Jahren abgebrochen und ersetzt werden. Die Leichenträger reinigen sich nach der Rückkehr. Im Altertum wurde nur ein Theil des Körpers den Thieren überliefert, der Rest aber mit Wachs überzogen und begraben.*) Aus dem Todtenhause wird das Feuer herausgetragen und erst nach neun Tagen zurückgebracht. Inzwischen werden dem Craoscha sonnen- und mondförmige Opferbrote (Draonas) dargebracht.

Der Leichnam wird wol vorzüglich deshalb für unrein gehalten, weil Ahriman den Tod aller Guten verschuldet, während er dagegen alles Schlechte und Schädliche ins Leben ruft. Daher finden es die Diener Ahura Mazda's in ihrer Pflicht, schädliche Thiere zu tödten, so viel ihnen immer möglich ist. Eine Frau, die ein todtes Kind geboren, wird als Dakhma betrachtet und muß sich daher einer „Reinigung" unterwerfen. So ist die Frau auch unrein während der Menstruation.

Die Reinigungen sind mit weitläufigen Ceremonien verbunden und ihre höheren Grade können nur durch Priester vorgenommen werden. Die wirksamsten Reinigungsmittel sind stets Kuh-Urin, Wasser und Erde.**) Ein Hund als geheiligtes Thier thut auch gute Dienste dabei. Neben diesen großen, priesterlichen, gibt es noch zahllose Privatreinigungen, wozu z. B. das Waschen vor dem Essen, das Beten vor dem Schlafengehen, beim Nießen, vor dem ehelichen Umgange und nach Verrichtung verschiedener Bedürfnisse gehören. Aber noch vieles andere ist dem guten Zoroastrianer geboten und verboten. Er darf kein nützliches Wesen tödten, muß das Feuer stets unterhalten,

*) Herod. I. 113, 140; III. 16; Xenoph. Kyrop. VIII. 7; Strab. XV. 3. Spiegel, Aveſta II. S. XXXII ff., Tafel I.

**) Spiegel, Aveſta II. S. XLIII ff., LXXXIII ff.

ſich vor Verunreinigung desſelben hüten, die Wahrheit ſprechen, die Verträge halten, darf nur im äußerſten Notfalle ſchwören, ſoll Almoſen geben und ſeine Sünden dem Prieſter beichten, worauf ſie durch die auferlegte Buße abgethan ſind; nur der Ehebruch kann nicht geſühnt werden.

Als Feſte ſind in der eraniſchen Religion gefeiert: in jedem Monat der Tag, der den Namen des Monats führt (davon bei der Zeitrechnung) und an welchem das Feuer verehrt wird, der Neujahrstag (Nauröz) nebſt den fünf nächſten Tagen, mit religiöſen Malzeiten, das ſechstägige Mithrafeſt, die ſechs fünftägigen Schöpfungsfeſte und die zehn letzten Tage des Jahres, an denen erſt die verſtorbenen Verwandten und dann die verdienten Perſonen auf die Erde zurückkehren und die Wohnungen ihrer Angehörigen beſuchen, die dann gereinigt und geſchmückt werden. Die Feiern beſtehen in Opfern, Gebeten, Almoſen u. ſ. w.

All dies bezieht ſich auf das Altertum ſowol, als auf die jetzigen ſchwachen Ueberreſte der Parſen (in Yesd und im Nordweſten Dekhans), die aber mit der Zeit manche Zuſätze zum alten Glauben und Dienſt vorgenommen haben.

Die Tugendlehre der Anhänger Zarathuſtra's iſt diejenige aller civiliſirten Völker, aber in erhöhtem Maße. Die Eranier kennen nicht nur keine Menſchenopfer, ſondern auch keine Menſchentödtungen aus religiöſen Gründen und achten das Menſchenleben und auch das der nützlichen Thiere, ſowie das Wolergehen dieſer Weſen ſehr hoch. In ihrem Verhältniß zu Ahura Mazda, dem Allweiſen, ſpricht ſich eine rührend kindliche Verehrung ohne Eifer und Leidenſchaft aus.

Die heiligen Schriften der Eranier behaupten zwar, von Zarathuſtra verfaßt zu ſein, der darin ſtets als Offenbarungen von Ahura Mazda erhaltend dargeſtellt iſt.*) Dies iſt jedoch nicht im Umfange des gegenwärtigen Textes anzunehmen; der ariſche Dialekt desſelben, mit einem Alfabet ſemitiſchen Urſprungs von der Rechten zur Linken geſchrieben, iſt ſo nahe mit dem der Keilinſchriften der Achämeniden, welche ſämmtlich das Vorhandenſein der Religion Ahura Mazda's zu ihrer Zeit bezeugen, verwandt, daß jene Schriften nicht allzulange vor der Herrſchaft dieſes Hauſes, alſo jedenfalls bedeutende Zeit nach Zarathuſtra entſtanden ſein dürften. Spiegel verlegt ihre Abfaſſung ſogar erſt unter Artaxerxes II. Es geſchah dies wahrſcheinlich im Lande des Apoſtolates Zarathuſtra's, in Baktrien, nachdem die Schriften ſchon längere Zeit aus dem Gedächtniſſe fortgepflanzt worden, ſo daß allerdings Theile davon urſprünglich von Zarathuſtra herrühren können. Der Geſammt-Umfang der eraniſchen

*) Spiegel, Aveſta I. S. 10 ff., 286 ff. II. S. LXXV ff., 209 ff.

Religionsschriften wird Aveſta, d. h. der Text und die ſpäteren Erklärungen dazu Zend (ein nicht erklärtes Wort) genannt (von den Mohammedanern zuſammen Zendaveſta), wonach ſpäter die Sprache des Werkes Zend benannt wurde; im Buche ſelbſt heißt dasſelbe manthro çpento, die heilige Rede.*) Der Haupttheil des jetzt Vorhandenen, Vendidad, wird von der parſiſchen Ueberlieferung für den zwanzigſten von urſprünglich 21 vorhandenen Theilen ausgegeben. In den Schriften ſelbſt heißt Vendidad: Vidaêva-dâta, d. h. das gegen die Daevas (oben S. 532) Geſetzte. Das Buch beſteht aus Fragen und Antworten, die zwiſchen Ahura-Mazda und Zarathuſtra gewechſelt werden, und zerfällt in mehrere ungleichartige Theile, von denen der größte und am meiſten zuſammenhangende von den Verunreinigungen und ihrer Beſeitigung handelt, außerdem meiſt von der bürgerlichen und peinlichen Geſetzgebung und im Anfang vorzüglich von mythologiſchen Gegenſtänden. Getheilt iſt das Buch in 22 Fargards (Kapitel) und dieſe in kürzere und längere Sätze, die oft nur aus einzelnen Worten beſtehen. Die Sprache iſt oft dunkel und enthält wenig bedeutende Gedanken; das meiſte iſt höchſt kleinlich und entſpricht im Ganzen unſeren Erwartungen von einem berühmten Religionsbuche ſehr wenig. Anziehend iſt z. B. der zweite Fargard, der Dſchems glücklichen Gatten (S. 524) ſchildert. Der 17. Fargard handelt z. B. von der Cermonien beim Abſchneiden der Nägel! Dagegen iſt der 19. wieder von Intereſſe, indem er den mißlungenen Verſuch Ahriman's, den Zarathuſtra zu tödten, erzählt. Andere Theile des Aveſta ſind das Viſpered, welches 27 kurze Gebete und Litaneien, das Yaçna, das ſiebenzig Abſchnitte, meiſt längere ſolche, ſowie auch Offenbarungen ähnlich denen des Vendidad enthält, wovon ein Theil in Verſen beſteht (die Gâthas, Geſänge) und ſich manchmal zu dichteriſchem Schwung erhebt, und endlich die Yeſcht, Hymnen. Zu liturgiſchen Zwecken dienen Vendidad, Viſpered und Yaçna, durcheinander gemengt, unter der Geſammtbenennung: Vendidadſâde. Der älteſte Theil der Sammlung iſt nach Spiegel**) die zweite Hälfte des Yaçna. Viele Theile des Aveſta ſind aber verloren gegangen. Nach dem Sturze des perſiſchen Reiches durch Alexander des Großen finden wir weitere Religionsſchriften der Parſen erſt wieder unter den Saſſaniden. Obſchon dieſe Zeit nicht mehr in die von uns zu behandelnde Periode gehört, müſſen doch die ihr entſprungenen Religionsbücher erwähnt werden, weil ſie vieles die

*) Spiegel, Aveſta I. S. 11. 44 f.

**) Aveſta I. S. 13. Vergl. überhaupt: Aveſta, die heiligen Schriften der Parſen, aus d. Grundtext überſ. von Friedr. Spiegel. 1. Bd. Vendidad. Leipzig 1852. 2. Bd. Viſpered und Yaçna, ebd. 1859.

roastische Lehre begründendes und vieles vom Aveſta verloren ge=
ngenes aufbewahrt haben. Unter dem genannten Herrſcherhauſe,
s bekanntlich vom 3. bis 7. Jahrhundert nach Chr. blühte, entſtand
: Ueberſetzung des Aveſta in die ſtark mit ſemitiſchen Elementen
mischte Pehlwi= oder Huzvareſch=Sprache, nebſt Erläuterungen
d Zuſätzen in derſelben, da das alte Zend dem Volke nicht mehr
ſtändlich war, weder ſprachlich, noch dem Sinne nach. An dieſes
erk ſchloſſen ſich mehrere theologiſche Schriften, unter denen das
undeheſch die bedeutendſte iſt, ein Abriß der eraniſchen Mythologie,
:ographie und Genealogie; ferner gehört hierher das Arda=Virâf=
ame, die viſionäre Reiſe des Virâf durch die ſieben Himmel, Erde
d Hölle, der Minokhired, Unterredungen eines perſiſchen Weiſen
t der himmliſchen Intelligenz, und der Bahman Yeſcht, welcher
gen fremde Religionen (Juden= und beſonders Chriſtentum) polemiſch
ſtritt, was dem alten Parſentum nicht eigen war. Später und
ch bis tief in die mohammedaniſche Zeit hinein entſtanden noch eine
enge die eraniſche Religion betreffende Schriften, die aber meiſt
r legendenhafte Entſtellungen der älteren Ueberlieferung enthalten.

Dritter Abſchnitt.

Die Reiche der Meder und Perſer.

A. Geſchichtliche Entwickelung.

Die Eranier haben mit ihren Stammesbrüdern, den indiſchen
iern, bei aller Verſchiedenheit das Gemeinſame, daß ſie keine Ge=
ichtſchreibung beſitzen, aber aus verſchiedenen Gründen. Die Inder
ten nur für die Gegenwart und ſehnten ſich nach völliger Ruhe;
her hatte weder die Aufbewahrung der Vergangenheit noch die
rge um die Zukunft etwas anziehendes für ſie. Die Eranier um=
kehrt ſchauten, von dem Gedanken an den ewigen Kampf der beiden
eltmächte erfüllt, mit ihrer lebhaften Einbildungskraft in eine groß=
tige Vergangenheit zurück und in eine ebenſo wundervolle Zukunft
raus, wie ſie ihnen die Prieſter malten, um jenen Weltkampf zu
anſchaulichen; daher kümmerten ſie ſich um den Zwiſchenraum nicht
d ſahen deſſen Ereigniſſe für unweſentliche an. Beide Stämme
ben ſtatt Geſchichte nur Sage, aber von verſchiedenem Charakter,
: Inder eine gemütvoll dichteriſche, ihrer ſentimentalen Stimmung

angemeſſene, die Eranier eine mehr verſtandesmäßige, hiſtoriſirende. Weder Götter noch Prieſter ſpielen im Heldenbuche Erâns eine Rolle wie in denjenigen Hinduſtans: Heroen, Könige und Krieger nehmen hier jedes Intereſſe in Anſpruch, und die Geſchichte Zarathuſtra's iſt erſt ſpät und künſtlich in das Sagengewebe von den Kämpfen zwiſchen Erân und Turân eingeflochten. Alle Verſuche, zwiſchen der eraniſchen Sage und wirklicher Geſchichte eine Vermittelung zu finden, ſind vergeblich, und unter welchen wirklichen Königen Zarathuſtra, die einzige geſchichtliche Perſönlichkeit der eraniſchen Sage, gelebt hat, kann nicht ermittelt werden, ebenſowenig, was für Reiche, von welcher Ausdehnung und von welchen Zuſtänden, damals in Erân und Turân beſtanden haben.

Wir müſſen uns daher bezüglich der wahren Geſchichte Erâns vollſtändig auf fremde, namentlich die griechiſchen Geſchichtſchreiber verlaſſen: unter dieſen iſt jedoch nur ein einziger, Herodot, zuverläſſig und wird erſt in verhältnißmäßig ſpäter Zeit von Inſchriften der eraniſchen Herrſcher unterſtützt. Vom öſtlichen Erân wiſſen wir in älteſter Zeit gar nichts; das früheſte, was uns vom weſtlichen bekannt, wenn nicht unter dem von Aſſyriens König Tiglat Pileſar I. (1130 bis 1100) eroberten Amadana — Medien gemeint ſein ſollte, iſt die Thatſache, daß Weſt-Erâns Hauptvölker im frühern Altertum, die Meder und Perſer von Salmanaſar II. (859—823 vor Chr.) unterworfen wurden. Dieſe Eroberung wiederholte ſich unter Salmanaſar IV. und Sargon (727—706), Sanherib und Aſarhaddon (oben S. 483), doch ohne daß die Aſſyrer, nach ihren Keilinſchriften zu ſchließen, auf dieſe Erwerbungen viel Gewicht gelegt hätten. Die Wahrheit beſteht wol darin, daß die Meder ein höchſt tapferes und unbändiges Volk waren, den Aſſyrern viel zu ſchaffen machten und wenn auch hin und wieder beſiegt und zu Tribut gezwungen, ſich doch ſtets wieder losriſſen und ſelbſtändig machten. Zuletzt gelang dies nicht nur auf die Dauer, 710 vor Chr., ſondern die Meder gaben ſich, zwei Jahre ſpäter, an der Stelle ihrer frühern Zerſplitterung in Stämme, eine einheitliche Regirung, indem ſie den Dejokes zu ihrem König erhoben.*) Er gründete das ältere Ekbatana (Hamadan, ſ. oben S. 517) und ſchlug ſeinen Sitz dort auf. Ihm folgte 655 Fraortes (Fravartis), welcher die Perſer unterwarf, ſo daß die Meder jetzt ganz Weſt-Erân beſaßen. Des im Kampfe gegen Aſſur 633 gefallenen Fraortes Sohn Kyaxares (Uvakſchatara) hatte mit den Skythen zu kämpfen, welche Vorderaſien überſchwemmten und 28 Jahre lang bedrückten, deren Joch er indeſſen 615 abwarf, dann aber mit den Lydern, welche ſkythiſche

*) Spiegel, Er. Alt. II. S. 248 f.

Freibeuter beschützt hatten, schloß aber 610 (?) mit diesem Reiche sowol als mit Babylon ein Bündniß, welches wahrscheinlich gegen Assyrien gerichtet war. In der That fiel diese stolze Macht, wie wir (S. 483 f.) gesehen, 606 vor Chr. für immer und das nördliche Assyrien mit den Trümmern Ninive's kam an Medien. Des Kyaxares Sohn Astyages, König seit 593, von dem keine Thaten bekannt sind, erlebte dasselbe, was sein Vater dem letzten Assyrerkönig bereitet; er war der letzte medische Herrscher. Auf die kurze Herrschaft dieses Volkes in Vorderasien folgte diejenige der Perser. Kyros (Kurus), aus dem persischen Fürstengeschlechte der Achämeniden (Hakhâmanis), dessen Jugendgeschichte nach Art derjenigen des sagenhaften Kai-Khosrav (oben S. 522) romantisirt und der zu einem Tochtersohne des Astyages gemacht wurde, stürzte das medische Reich und machte 558 Medien zur persischen Provinz und Astyages zu seinem Gefangenen. Das nämliche widerfuhr 549 dem letzten Könige von Lydien, Krösos, wodurch Persien ganz Kleinasien gewann. Durch den Sturz eines dritten Reiches, des neubabylonischen, 537, rundete Kyros das Perserreich ab, dem nun ganz Vorderasien gehorchte; sein Kampf um Centralasien brachte zwar auch das mit Erân so viele sagenhafte und wol auch wirkliche Kämpfe führende Turân in persische Hände, ihm selbst aber 528 den Tod. Des Kyros Sohn Kambyses (Kambudschija), von seinem milden Vater durch Härte abstechend, vollendete die Unterwerfung der sämmtlichen Kulturländer des Morgenlandes 525 durch die Eroberung Aegyptens, und das persische Reich stand nun als die erste wirkliche Weltmacht in der Geschichte da. Aber seine letzte Erwerbung brachte dem Kambyses den Tod 521. Ein Magier, Gaumata, welcher sich für den von Kambyses gemordeten Bruder desselben, Smerdes (Bardija) ausgab, konnte sich eine Zeit lang auf dem angemaßten Trone halten. Er wurde ermordet und das Haupt der Verschworenen, Dareios (Darayavus), auch ein Achämenide, errang die Krone, die nun bis zum Ende des persischen Reiches in seiner Nachkommenschaft blieb. Dareios hatte große Mühe, das zerrüttete Reich zum Gehorsam zu bringen; er mußte einen gefährlichen Aufstand Babylons unterdrücken, aber es gelang und er konnte sein ungeheures Reich in zwanzig Satrapien theilen, und darauf 513 seinen kühnen Zug gegen die Skythen im Norden des Schwarzen Meeres unternehmen. Er mißlang, und der Schah suchte nun durch ein ebenso kühnes Wagestück an einer anderen Stelle Europa's Fuß zu fassen: er band mit den Griechen an. Wie dies in noch bedeutenderm Maße mißglückte, sowol unter ihm, als seinem seit 485 regirenden Sohne Xerxes (Kschayarschâ), ist aus der griechischen Geschichte bekannt. Von da an trieb das persische Reich demselben Schicksale zu, welches die früheren asiatischen Reiche ereilt hatte. Es

siechte an den Folgen des Selbstmordes dahin, den es begangen hatte, indem es über den ihm von der Natur gezeichneten Kreis hinausging und ein Land unterjochen zu können wähnte, das nicht nur durch Meere von ihm getrennt, sondern auch von lebhaftem Selbstgefühl und Freiheitsmut beseelt war. Nach des gewaltthätigen und unbesonnenen Xerxes gewaltsamem Tode, 465 vor Chr., folgte sein Sohn Artaxerxes I. (Artakschathra), der Langhändige. Die Zeichen des Zerfalles rückten an und mehrten sich. Aegypten fiel ab und stellte seine letzten Faraonen auf, allerdings Schattenkönige, die Griechenstädte an den Küsten und auf den Inseln errangen ihre Unabhängigkeit, Weiberherrschaft wucherte am Hofe, Verschwörungen lösten einander ab. Xerxes II., Sohn des Artaxerxes, 424, herrschte nur wenige Tage, und endete durch Mord; sein unebenbürtiger Bruder Dareios II. Ochos wurde von Eunuchen und Frauen geleitet und Mord wütete am Hofe und in den Satrapenfamilien. So auch unter des Dareios Sohn Artaxerxes II., seit 405, gegen den sich der jüngere Bruder Kyros erhob, die einzige sympathische Erscheinung seit seinem Namensvetter, dem Reichsgründer, freilich eine Despotennatur, die aber diese Anlage zum Besten der Ordnung und Sicherheit verwendete, und in welcher die Hellenen begeistert einen Helden ihrer idealen Art erblickten. Sein kühner Zug zur Erlangung der Krone, im Jahre des Todes Sokrates', war gleichsam ein Vorspiel von dem des großen Alexander, und mit ihm wäre schon damals hellenische Kultur in Vorderasien herrschend geworden; aber es war noch zu früh und sein junges Blut färbte das Schlachtfeld am Eufrat; der Rückzug der Zehntausend trug indessen nicht wenig dazu bei, in Griechenland die wahre Schwäche des Perserreiches bekannt zu machen und dessen Sturz vorzubereiten. Mit Not wurde es den Persern möglich, Kypros zu behaupten und gar nicht, das schwache Aegypten wieder zu erobern, und überall suchten die Satrapen Stücke vom Reiche loszureißen. In hohem Alter von fast hundert Jahren endete Artaxerxes und es folgte 361 vor Chr. Artaxerxes III. Ochos, sein jüngster Sohn, nachdem der älteste (Dareios) eine Verschwörung mit dem Leben gebüßt und zwei weitere von dem ehrgeizigen Nachfolger aus dem Wege geräumt worden. Das war nun einmal so am Perserhofe Gebrauch geworden. Noch einmal ermannte sich dieser Schah; er unterwarf das aufständische Sidon und das ausatmende Aegypten. Aber das Gift des Bagoas räumte ihn weg 338 und dieselbe Hand nach zwei Jahren den Sohn Arses. Nur noch ein Achämenide kam nun zur Herrschaft, der zwölfte in der Reihe, Dareios III. Kodomannos, Enkel eines Bruders von Artaxerxes II., und schon nach wenig Jahren stieß der glänzende Meteor Makedoniens mit jugendlicher Kraft auf die persische Sonne und verbrannte sie zu Asche.

B. Staats- und Kriegswesen.

Die despotische Verfassung, an welcher das Perserreich in seiner
ößten Ausdehnung krankte, war dem arischen Charakter weder an-
messen noch ursprünglich eigen, sondern rührte erst von der Ver-
igung vieler verschiedener Völker her, welche ohne unumschränkte
d willkürliche Gewalt bei geringer Höhe der Kultur zu beherrschen
lechterdings unmöglich war. Gleich anderen Uebeln des Menschen-
schlechtes ist auch die Despotie nicht aus bösem Willen, sondern aus
r Notwendigkeit hervorgegangen, indem unter den gegebenen Um-
nden etwas anderes gar nicht entstehen konnte.

Ursprünglich hatten sowol die Meder als die Perser gleich allen
dogermanischen (und gleich den semitischen) Völkern eine Stämme-
rfassung. Die Meder zerfielen nach Herodot (I. 101) in sechs
tämme oder Geschlechter (γένεα): Buser, Paretakener, Struchaten,
izanter, Budier und Mager und die Perser (ebend. I. 125) in zehn
lche, und zwar drei vornehme, nämlich die mit Kyros zuerst sich
gen die Meder erhoben: Pasargaden, Maraphier, Maspier, drei
ntergeordnete: Panthialäer, Derusiäer, Germanier, welche sechs
mmtlich Ackerbauer waren, und endlich vier Nomadenstämme: Daer,
arder, Dropiker und Sagartier. Die Pasargaden waren im Range
r erste Stamm und unter ihnen die Achämeniden die erste Familie
er Sippe (φρήτρη). In den Keilinschriften heißen die Stämme
hyus, Gegenden, und die Sippen vith. Der Vendidad theilt das
nd in Gegenden (daghu), diese in Burgen (zantu), Dörfer (vîc)
d Wohnungen oder Häuser (umâna) (7, 106—109; 8, 295; 9, 147
-150; 10, 11 u. 12), deren kleinste Zahl von Ehepaaren je 50, 30,
5 und 1 beträgt. Jede dieser Abtheilungen hatte einen Vorstand
er Häuptling (paiti). Als ein weiterer Begriff kommt blos im
açna (61, 15 u. 67, 13) daghuçaçti, Bezirk, Provinz vor. Diese
ntheilung besteht in ähnlicher Weise noch heute bei jenen eranischen
ölkern, welche sich einige Unabhängigkeit bewahrt haben, wie den
fghanen, Bakhtiaris, Feilis, Kurden u. s. w., die ihrem Häuptling
ehr gehorchen als dem Landesherrn. Ja bei den Afghanen und
ren bestehen noch Volksversammlungen, welche alle wichtigen An-
legenheiten beraten, und ohne Einstimmigkeit wird bei den Kurden
chts beschlossen. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß diese Zu-
inde nicht ehemals bei sämmtlichen eranischen Volksstämmen geherrscht
ben. Der Stifter des Perserreiches selbst, Kyros, berief eine Volks-
rsammlung, um die Fahne des Aufstandes gegen die Meder zu er-
ben (Herod. I. 125, 126) und noch später fanden solche in Pasar-
dai und Persepolis statt, doch zuletzt wesentlich nur noch, um dem

Herrſcher den Tribut darzubringen. Die Benennungen vîc (vicus) und zantu (genus) zeigen, daß dieſe Eintheilungen des Volkes aus der indogermaniſchen Urzeit ſtammen.

Die Verhältniſſe des **Königtums**, ſeitdem ein ſolches bei den Medern und Perſern beſtand, waren in Ermangelung eigener Vorbilder, die es vor Dejokes, beziehungsweiſe Kyros nicht gegeben zu haben ſcheint, völlig denjenigen in Aſſyrien und Babylon nachgebildet, von woher auch das Eunuchen- und Haremregiment angenommen wurde. Sogar die Kleidung und der geflochtene Bart der mediſchen und perſiſchen Könige waren den Muſtern am Eufrat und Tigris angelehnt. Das Gewand des Königs war lang, bis zu den Knöcheln und purpurfarben, oft auch mit Gold geſtickt. Ein Gürtel hielt es um den Leib feſt. Darunter fehlten aber die ächt eraniſchen Beinkleider nicht. Die Schuhe waren von Leder und hüllten den Fuß vollſtändig ein. Die Kopfbedeckung, Kidaris, unterſchied ſich weſentlich von der aſſyriſchen und chaldäiſchen; es war eine zilinderförmige Mütze aus Tuch oder Filz, etwa ſo hoch wie der Kopf ſelbſt, nach oben ſich erweiternd und in einen feſten Ring auslaufend. Perſerkönige ſind indeſſen auch mit einer gezackten Krone abgebildet. Außerdem gehörten zu ihren Inſignien: Skepter und Sonnenſchirm, Gold- und Juwelenſchmuck, ein kurzes mit Edelſteinen verziertes Schwert und der prachtvolle Tron. Zu des Königs Umgebung gehörten, wie in Meſopotamien, der Bogenträger, Köcherträger, Sonnenſchirmträger, Fächerträger, welcher auch mit Riechfläſchchen u. a. Wolgerüchen, z. B. Salben aus Löwenfett, Honig, Wein, Safran u. ſ. w. in alabaſternen Büchſen verſehen war, ferner der Haushofmeiſter, Stallmeiſter, Obereunuch oder Haremsvorſteher, des Königs „Ohren und Augen", d. h. ſeine Spione und Berichterſtatter, dann ſeine Geheimſchreiber, Kuriere, Zeremonienmeiſter (Fremdeneinführer), Aerzte, Salbenbereiter, Speiſeverſucher (ob das Eſſen und Trinken vergiftet ſei), Schenken, Kämmerer, Muſiker und Sänger. Dazu kamen noch verſchiedene Leibwachen, Thürhüter, Jäger, Stallknechte, Köche u. a. Dienende. Außerdem befanden ſich am Hofe Fürſten, Edelleute, fremde Gefangene von hoher Geburt, ebenſolche Flüchtlinge, Reiſende, Gäſte und Geſandte. Der Schah ſpeiſte oft etwa fünfzehntauſend Perſonen zugleich, was einen Aufwand von vierhundert Talenten (1,800,000 Mark) erforderte. Für jede Malzeit wurden tauſend Thiere geſchlachtet, ohne das Geflügel zu rechnen; zu erſteren gehörten Ochſen, Ziegen, Schafe, Hirſche, Eſel, Pferde und Kamele, zu letzterm Hühner, Gänſe und Strauße. Der Schah ſpeiſte ſelten mit den Gäſten, meiſt allein, nur bisweilen mit der anerkannten Königin und zwei oder drei Kindern. Hier und da zog er eine Anzahl begünſtigter Bekannter zu einem Weingelage; aber die Gäſte erhielten geringern Wein als der auf einem Lager

mit goldenen Füßen ruhende Herrſcher, und mußten auf dem Boden ſitzen. Nur bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten ſaß der Schah einem großen Gelage vor, deſſen Theilnehmer alle auf dieſelbe Weiſe bewirtet wurden. Wen der König ehren wollte, dem ſchenkte er ein mediſches Ehrenkleid oder Ehrenwaffen, Schmuckſachen u. dergl.

Das Harem ſpielte, wie in allen morgenländiſchen Staaten, ſo auch in Perſien eine große Rolle. Die erſten Perſerkönige begnügten ſich mit wenig Frauen und Nebenfrauen, und eine davon nahm als „Königin" eine bevorzugte Stellung ein, wie ſie auch in der Politik oft nicht wenig Einfluß ausübten, wie z. B. des Kyros Tochter und Dareios Gattin Atoſſa, des Xerxes Gattin Ameſtris und Statira, die des letzten alten Schah Kodomannos. In dem Roman „Eſther" nehmen nacheinander Vaſthi und Eſther dieſe Stellung ein. Auch die „Königin-Mutter" beſaß oft großen Einfluß und verfügte nicht ſelten über Leben und Tod in der Familie und im Harem, wovon es grauenhafte Geſchichten gibt. Die Königin hatte ein geſetzlich beſtimmtes bedeutendes Einkommen. Die übrigen Frauen und Sklavinnen beſaßen weit weniger Rechte und wurden ſtreng eingeſchloſſen gehalten. Um das Harem zu füllen, wurden beſtändig Nachſuchungen nach ſchönen Mädchen im Reiche gehalten; denn der Schah geruhte niemals, dieſelbe Perſon mehr als einmal ſeiner Zärtlichkeit zu würdigen, ausgenommen ſie wußte ihn dauernd zu feſſeln. In den ſpäteren Zeiten des Perſerreiches waren über dreihundert Damen zugleich zur Verfügung im Harem und begleiteten den Großherrn ſogar in den Krieg und auf die Jagd. Sie mußten vor ihm ſingen und ſpielen, oft ganze Nächte hindurch. Das Weiberhaus (γυναικεῖον) in Suſa war ein eigenes Gebäude, durch einen Hof vom Palaſte des Königs geſchieden und hatte drei Stockwerke, eines für die noch nicht verwendeten Mädchen, eines für die in Ausübung ihres „Amtes" begriffenen und das oberſte für die Königin, die übrigen wirklichen „Frauen" und ihre Bedienung.

Die Eunuchen, als Vorſteher, Verwalter und Hüter des Harem, ſpielten auch in Perſien eine große Rolle. Nicht ſelten waren ſie hohe Beamte und ſogar Feldherren, ſowie Erzieher der Prinzen. Im Spinnen von Ränken und Anzetteln von Verſchwörungen waren ſie äußerſt gewandt.

Am Hofe herrſchte ſtrenge Etikette. Dem Schah durfte Niemand nahen, ohne angemeldet und eingeführt zu ſein. Nur unter Dareios machten ſeine ſechs Mitverſchworenen eine Ausnahme. Man mußte ſich vor dem Schah niederwerfen, die Hände in den Aermeln geborgen halten und den Mund verbunden haben. Niemand durfte den Teppich betreten, der für den König beſtimmt war, ſich auf den Tron ſetzen oder ein von ihm abgelegtes Kleid tragen. Doch war der Schah

ſelbſt ein Sklave der Etikette und aller perſönlichen Freiheit bar und dafür entſchädigten ihn nur der ausgeſuchteſte Luxus des Reiches und die ſeltenſten Leckerbiſſen, die jedem Andern verboten waren. Wie in Aſſyrien, ſo war auch in Perſien die Jagd ein Hauptvergnügen des Monarchen. Dabei war es aber für ſeine beigezogenen Genoſſen ein todeswürdiges Verbrechen, zu ſchießen bevor er es gethan hatte. Fremde und ſeltene Thiere hielten die Perſerkönige in Parken oder ſog. Paradieſen. Im Palaſte beluſtigten ſich die Könige mit Würfelſpiel, das nicht ſelten um Sklaven und Eunuchen ging, mit Schnitzen oder Schaben von Holz u. dergl., denn mit Wiſſenſchaften und Künſten konnten ſie ſich nicht beſchäftigen; es fehlte ihnen die Bildung dazu.*) Sie unterzeichneten nicht einmal die von ihren Miniſtern verfaßten Dekrete, ſondern ließen blos ihre Sigel darauf drücken. Ernſte Beſchäftigungen waren für ſie: Verſammlung der Räte, Anhören von Klagen, Bewilligung von Bitten, Ertheilung von Befehlen und Muſterung der Truppen. Der Schah und der geſammte Hof wechſelten merkwürdig oft den Wohnſitz. Im Frühling hauſte man in dem lieblichen Suſa, im Sommer im kühlen Ekbatana, im Winter im warmen Babylon, einige Zeit jedenfalls auch in Paſargadä; Perſepolis, von Dareios begonnen, ſoll noch nicht ganz vollendet geweſen ſein, als der trunkene Alexander ſich von der Hetäre Thais verleiten ließ, es vandaliſcher Zerſtörung preiszugeben. In den Provinzen vertraten Satrapen den Schah, jeder mit eigenem Hofſtaat nach dem Muſter des großherrlichen, und nicht nur mit ausgedehnten Befugniſſen, die ſie beinahe zu unumſchränkten Herrſchern machten, ſondern auch oft mit der Neigung und ſogar mit dem thätlichen Verſuche, ſich gegen den Oberherrn aufzulehnen. Wehe ihnen aber, wenn ſolche Plane entdeckt wurden oder mißlangen! Der ſchimpflichſte Tod ohne Urteil war ihr Loos, ſogar beim geringſten Ungehorſam. Zahlreiche Beamte ſtanden unter ihnen. Nach den zuverläſſigſten Angaben war das eraniſche Reich in ſeiner größten Ausdehnung unter Dareios I. in folgende Satrapien oder Provinzen unter Satrapen getheilt, aus deren Verzeichniß wir die Ausdehnung des Reiches kennen lernen:**) 1) Lydien, 2) Karien, 3) Myſien, 4) Phrygien, 5) Kappadokien, 6) Pontos, 7) Lykien, 8) Pamphylien, 9) Piſidien, 10) Kilikien, 11) Syrien, 12) Phönikien, 13) Babylonien, 14) Armenien, 15) Suſiana, 16) Medien, 17) Tapurer- und Marderland, 18) Arien, 19) Parthien und Hyrkanien, 20) Baktrien, 21) Sogdiana (mit der Hauptſtadt Marakanda,

*) Ael. var. hist. XIV. 12.

**) Heeren, Ideen über Politik ꝛc. der alten Welt I. S. 181 ff. Spiegel, Eran. Alt. I. S. 227 ff.

jetzt Samarkand), 22) Karamanien (Kerman), 23) Gedrosien und Arachosien (Mekran, Afghanistan und Belutschistan), 24) Zarangerland. Keiner Satrapie gehörte Persis (Farsistan), das Kernland der Monarchie an. In jener Aufzählung fehlt auch Aegypten, das wol eine besondere Verwaltung hatte. Die Eintheilungen wurden übrigens oft gewechselt. In älterer Zeit hatte das persische Reich noch einen patriarchalischen Zug. Man erlaubte sich eine Kritik des Schah und sagte z. B., Kyros sei ein Vater, Kambyses ein Herr und Dareios ein Krämer gewesen.

Je mehr sich aber das Reich vergrößerte, desto mehr geriet die alte volkstümliche Stammverfassung in Vergessenheit und kam die knechtische Unterwürfigkeit gegen den Schah an die Tagesordnung, so daß sie endlich zu einem förmlichen Charakterzug der Perser wurde, der in Kriecherei und Heuchelei ausartete und dem angebeteten, durch Sklavensinn verwöhnten Monarchen die schändlichsten Thaten gestattete, ja sogar ein Vater keinen Widerspruch wagte, wenn vor seinen Augen der Sohn von königlicher Hand zur Zielscheibe im Bogenschießen gemacht wurde. So mußte im Innern des Schah ein Götterbewußtsein Wurzel fassen und stieg bis zu dem tollen Wahn eines Xerxes, der das Meer peitschen ließ, weil es ihm nicht gehorchte! War ja der Schah aus einem Geschlechtshäuptling zu einem Stammesfürsten, dann zum Volksführer und endlich zum Reichshaupte und Herrn der Welt geworden und pflanzte sich sonach die Loyalität folgerichtig von einer Stufe auf die andere fort! Die unterworfenen Nichtperser aber kamen nicht in Betracht; diese mußten einfach gehorchen. Die herrschende rücksichtlose Grausamkeit machte sich natürlich auch im Strafrechte geltend. Abhauen von Ohren, Nase, Händen, Füßen, Blenden, Kreuzigen, Pfählen, Schinden, Verbrennen und Lebendigbegraben, langsame Zerquetschung des Schädels, Entgliederung waren die Strafen in dem entmenschten Reiche. Das Zendavesta kannte nur Prügelstrafen mit dem „Pferdestachel".

Mit der Willkürherrschaft im Reiche stiegen auch die Steuern der Unterthanen. Alt-Persien, das Stammland, war allein von solchen frei; seine Bewohner mußten nur dem Schah ein Geschenk verabreichen, wenn er in ihr Land kam, und zwar Jeder nach seinem Vermögen. z. B. die Reichen Vieh, die Aermeren Früchte u. s. w. Die Satrapien dagegen wurden nach ihrer Größe und Ertragsfähigkeit gebrandschatzt und mußten ihren Zins theils in Gelt, theils in Naturerzeugnissen bezahlen. Die Staatseinkünfte an Gelt betrugen nach Herodot 14,500 euböische Talente, in welcher Angabe ein Rechnungsfehler liegt, da die Zusammenzählung der Satrapien weniger, aber doch nahe an 14,000 Talente ausmacht, welche nach dem Gewichte über 60 Millionen Mark, nach heutigem Geltwerte aber gegen 530 Mill. Mark

betragen. Seit Dareios gab es Goldmünzen, welche die Griechen Dareiken nannten, eine zu zwanzig Drachmen (= 15,8 Mark), mit dem Bildniß des Schah, dick, von unregelmäßiger Form und grobem Gepräge. An Naturalien entrichtete Aegypten das Getreide für den Unterhalt seiner 120,000 Mann starken Besatzung, die Meder jährlich 100,000 Schafe, 4000 Maulthiere und 3000 Pferde, die Armenier 30,000 Hühner, die Babylonier 500 junge Eunuchen (d. h. dazu gemachte Knaben!), die Kolchier freiwillig (?!) jedes fünfte Jahr hundert Knaben und hundert Jungfrauen (!), Kilikien 366 weiße Pferde ꝛc. Nach unserm heutigen europäischen Steuerglücke beurteilt, könnten die persischen Abgaben nicht übermäßig genannt werden, wenn man nicht bedächte, daß dies nur die unmittelbaren Staatsabgaben waren. Die Satrapien bezogen keinen Gehalt und sogen darum das Land nach Belieben aus. Derjenige von Babylon z. B. nahm täglich eine Artabe Silber (d. h. nach dem Gewichte jährlich 2,08000 Mark) ein.*)

Um das riesige Reich zusammenzuhalten war das vornehmste Mittel das Heer. Die Sitte Aegyptens und der vorderasiatischen Reiche, in demselben den Kriegswagen die Ehrenstelle anzuweisen, fand bei den Medern und Persern keinen Beifall; die Wagen spielten bei ihnen keine Rolle mehr, ja waren meist gar nicht vorhanden, und es gab nur mehr Reiterei und Fußvolk. Die Fußsoldaten trugen einen ledernen Rock bis zu den Knien und lederne Beinkleider, auf dem Kopfe eine runde Filzmütze, als Waffen ein kurzes Schwert, und zwar rechts getragen, dann Speer und Bogen. Der Speer war nicht viel höher als der Mann, der Bogen etwa vier Fuß lang (nach den Abbildungen nämlich, nach griechischen Berichten aber wäre er länger gewesen). Seltener kamen die Streitaxt, die Schleuder und das Messer zum Gebrauche. Der Schild reichte vom Kopf zum Fuß. Bisweilen waren die Krieger außerdem noch durch einen Panzer aus Leinwand oder Metallschuppen geschützt. Die Reiter trugen sich so ziemlich gleich wie die Fußsoldaten; nur hatten sie einen Helm, Panzer und Beinschienen, dagegen keinen Schild. Als Waffe kommen bei ihnen Wurfspieße vor. Die Pferde waren ebenfalls gepanzert. Soweit Kriegswagen angewendet wurden, dienten sie vorzüglich den Königen und Prinzen, um von ihnen herab ihre Befehle zu ertheilen. Andere solche Fahrzeuge waren mit Sicheln an den Rädern versehen und dienten dazu, Verwüstung in die Reihen der Feinde zu tragen, erfüllten aber ihren Zweck wenig, da es leicht war, sie durch Tödtung der Führer und Pferde mit Pfeilschüssen unschädlich zu machen, oder auch ihnen auszuweichen. Sonst waren die Wagen sehr einfach und nicht geschmückt gleich den assyrischen und ägyptischen. Der gefürchtetste

*) Herod. I. 192; III. 91, 95, 97; Strab. XI. 13, 14.

d beſtgeübte Theil des perſiſchen Heeres war die Reiterei, die entliche Lieblingswaffe dieſes Volkes. Die Elite des Heeres bildeten er die ſog. Unſterblichen der königlichen Leibgarde, 2000 Reiter, d 12,000 Lanzenträger zu Fuß betragend. Im Uebrigen war die nrichtung der perſiſchen Heere und ihre Kriegführung derjenigen der ſyrer ähnlich. Kriegsliſten ſpielten, wie bei den Völkern des Alterns überhaupt, eine bedeutende Rolle. Das Feldzeichen der Achäniden war ein goldener Adler; die Unterabtheilungen des Heeres gen beſondere Symbole. Zum Angriffe bliesen Hörner und ompeten. Den Oberbefehl führte der Schah, die Kontingente der ovinzen die Satrapen. Sonſt herrſchte die Eintheilung nach zehn, ndert, tauſend und zehntauſend, welche Mengen je einen Offizier tten. Die höheren Befehlshaber glänzten in purpurnen Leibröcken d vergoldeten Schuppenpanzern (Herod. IX. 22). Die perſiſchen ere erreichten eine bedeutende Größe. Xerxes führte nach Herodots hrſcheinlich zu ſtarker Angabe gegen Griechenland 2,641,610 Mann, unter 80,000 Reiter und 20,000 Araber auf Kamelen und Libyer f Wagen), außer den Matroſen der Flotte (Herod. VII. 184—186); ch Kteſias waren es (wahrſcheinlich zu gering angegeben) über 0,000 Mann (Diod. XI. 3). Dareios Kodomannos ſtellte dem exander bei Gaugamela 40,000 Reiter, eine Million Fußvolk, 200 chelwagen und 15 Elefanten aus Indien entgegen (Arrian III. 8). ßerdem wurden Köchinnen, Kebsweiber, Verſchnittene, Zugvieh, ſtthiere, Hunde mitgenommen. Herodot rechnet den Aufwand für s Heer des Xerxes auf über 110,000 Medimnen täglich. Da alle terworfenen Völker in ihren Nationaltrachten dienten, ſo bot das er einen ungemein bunten belebten Anblick dar. Ein ſeefahrendes lk waren die Perſer nicht und die Flotte ihres Reiches wurde von n Aegyptern, Phönikern, Kypriern und den kleinaſiatiſchen Küsten- d Inſelbewohnern geſtellt, welche zuſammen gegen Griechenland va zwölfhundert Schiffe lieferten.

C. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Es iſt nicht gewiß, ob die Eranier (über deren Sprache oben . 541) vor dem Aufkommen des perſiſchen Reiches oder gar vor oberung Babylons durch die Perſer überhaupt eine Schrift hatten. atſache iſt, daß die älteſte Schrift, welche wir bei den Perſern ffen, die Keilſchrift iſt, aber eine andere Art derſelben als die yriſch-babyloniſche und als die für turaniſch gehaltene, — die rſiſche Keilſchrift. Die ſogenannten Briefe des Themiſtokles ſagen, ß Dareios den Gebrauch der aſſyriſchen Schrift abgeſchafft und eine

neue eingeführt habe.*) Hätten demnach die Perſer ſich früher der aſſyriſchen Schrift bedient, ſo mußte dies ſeit der Eroberung Perſiens durch die Aſſyrer geſchehen ſein. Wir beſitzen aber von perſiſcher Seite keine aſſyriſchen Inſchriften ohne danebenſtehenden perſiſchen Text und überhaupt keine ſolchen vor Dareios I.; denn eine kurze Inſchrift, von welcher nur der Name des Kyros erhalten iſt, läßt es im Ungewiſſen, ob der ältere oder der jüngere Kyros gemeint iſt.**)

Die perſiſche Keilſchrift nun, deren älteſte Beiſpiele unter Dareios I. fallen, enthält die gleichen Keilformen wie die aſſyriſch-babyloniſche (ſ. oben S. 492 ff.), mit Ausnahme der Doppelkeile und der ſchiefen Keile. Aber die ganze Anordnung und Auslegung iſt eine andere, die Zahlzeichen ausgenommen, welche dieſelben ſind. Die perſiſche Keilſchrift hat 44 Schriftbilder mit je 1 bis 5 Zeichen (Keilen oder Winkeln) und iſt im Grunde eine alfabetariſche, indem die weitaus meiſten Schriftbilder Buchſtaben und nur wenige Silben von zwei Lauten ausdrücken. Mehrere der erſten, Mitlaute nämlich, ſind auch verſchieden je nach dem Selbſtlaut, der ihnen folgt. Zwei Schriftbilder von je 6 Zeichen, die noch zu den obigen kommen, drücken Silben von drei Lauten aus. Die gewöhnlich gebrauchten Zeichen ſind nur 35 an der Zahl. Ein eigenes Zeichen, der ſchräge Keil ◥ dient dazu, die Worte von einander zu trennen; er ſteht auch am Anfange der Inſchriften, am Ende aber nicht.

Das Schrifttum der perſiſchen Keilſchrift beſteht in Felſeninſchriften der Großkönige, welche ihre Schrift den Unterthanen fremder Abſtammung nicht aufdrängten, ſondern meiſt in drei Keilſchriftarten meißeln ließen: zu oberſt perſiſch, in der Mitte in dem ſogenannten Turaniſch, zu unterſt aſſyriſch oder auch die beiden letzteren Sprachen neben einander unter der erſteren. Für Aegypten gab es auf Vaſen und Steinen Inſchriften in einer oder mehr der obigen Sprachen und in Hieroglyphen. Auf Zilindern und Ziegeln aber wurde in Meſopotamien fortwährend aſſyriſch oder auch im phönikiſchen Alfabet geſchrieben. Die Inſchriften der perſiſchen Großkönige verkündeten deren Thaten. Die größte iſt die dreiſprachige von Behiſtun im Gebirge zwiſchen Hamadan und dem Tigris, mit Abbildungen, den Schah zeigend, dem Ahura Mazda, im Bilde Aſſur's (S. 475) die Krone reichte. Die Inſchrift beſchreibt Jahr für Jahr alle Thaten Dareios I., um in der Zukunft von ihm zu zeugen. Sie iſt 300 Fuß hoch angebracht. Die Inſchriften wurden in einem zu dieſem Zwecke eingehauenen Viereck ausgemeiſelt und dann mit einem Firnis von

*) Wuttke, Geſch. der Schrift I. S. 654 ff.
**) Schrader A. B. K. S. 6. 339.

flüssiger Kieselerde überzogen, welcher sie vor Verwitterung schützte. Inschriften dieser Art wurden auch an den Grabmälern und Palästen, und zwar an deren Wänden, Thürpfosten, Fensternischen u. s. w. angebracht. In den Inschriften sämmtlicher persischer Herrscher, von denen wir solche kennen, ist „Auramazda" als Schöpfer des Himmels und der Erde genannt und daher über die zoroastrische Gesinnung derselben kein Zweifel möglich.

Die Staatsschriften der Perser wurden nicht auf Ziegeln, sondern auf Thierhäuten geschrieben (Herod. V. 58) und in dieser Weise die Reichsgeschichte verfaßt. Es geschah dies während der betreffenden Ereignisse selbst, sogar in Schlachten, wie z. B. bei Salamis. Archive mit solchen Akten gab es in Babylon und Ekbatana; aber es ist nichts davon erhalten. Die Sigel, mit welchen die Schahe ihre ledernen Urkunden bekräftigten, waren aus edeln Steinen und zeigten ihr Bild mit der Beischrift des Namens. Das persische Reich ist außer dem lydischen das einzige westwärts vom Indos, welches im morgenländischen Altertum, d. h. vor Eindringen der griechischen Kultur, Münzen schlagen ließ. Dieselben hatten oft keine, oft aber eine Inschrift in Keilen, die aber durch Einfluß von Westen her allmälig dem phönikischen Alfabet wich. Seit Alexander dem Großen wurde die Keilschrift, die sich vorher über das gesammte persische Reich ausgebreitet, nur noch selten angewendet, erlosch in Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. gänzlich und galt nachher dem Volke als eine Zauberschrift.

Auch begegnen wir im persischen Reiche zum ersten Male der Post. Eine solche war zwischen der Residenz Susa und den Satrapensitzen eingerichtet und beförderte einerseits Briefe, natürlich nur des Schah und seiner obersten Beamten, anderseits aber Nachrichten und Befehle in telegraphischer Form. Diese letztere bestand theils in Männern, die von Punkt zu Punkt aufgestellt waren und einander das Erforderliche zuriefen, wodurch in einem Tage Nachrichten dreißig Tagereisen weit gelangten, — theils in Feuerwachen auf hohen Warten (Herod. IX. 3), die einander mit bestimmten Zeichen die Nachrichten kundgaben; es waren solche während der Perserkriege sogar über die Inseln des Archipelagos eingerichtet.

Von der Pflege der Wissenschaften war bei den Medern und Persern nicht viel die Rede. Was diesen Namen verdient, hatte meist andere Zwecke, als solche der Forschung; es diente entweder der Religion oder praktischen Zielen. Was sie von der Sternkunde wußten, hatten sie ohne Zweifel von den benachbarten Chaldäern. Eigentümlich ist nur ihre darauf gegründete Zeitrechnung. Die Jahre der Perser hatten 365 Tage und wurden von keinem einheitlichen Zeitpunkte aus gezählt, sondern nach den Regirungszeiten der Könige.

Sie begannen im Frühling und zerfielen in zwölf Monate, deren Namen der eraniſchen Religion angehören und daher mit keinen ſolchen irgend eines anderen Volkes übereinſtimmen, nämlich: Farvardin (März), Ardibihiſt (April), Chordad (Mai), Tir (Juni), Murdad (Juli), Schahrevar (Auguſt), Mihr, d. h. Mithra (September), Aban (Oktober), Adar (d. h. Atars, das Feuer, November), Dai (Dezember), Bahman d. h. Vohumano, (Januar) und Çpandârmat (Februar). In den einzelnen Monaten hatte jeder Tag ſeinen beſtimmten von einem der guten Geiſter Ahura Mazda's entlehnten Namen und zwar in allen Monaten denſelben, z. B. der 1. Ormazd, der 2. Bahman u. ſ. w. Fiel auf den Monat und den Tag derſelbe Name, ſo wurde ein beſonderes Feſt zu Ehren des Feuers gefeiert. Dies kam in jedem Monat einmal vor, ausgenommen im Dai, dem drei Tage gewidmet waren, der 8., 15. und 23., welche man durch Beifügung des folgenden (z. B. Dai pa Adar; denn der 9. hieß Adar) unterſchied. Wochen gab es keine.*)

Die Welt- und Erdkunde der alten Eranier iſt meiſt mythiſch. Sie glaubten, daß über der Erde zwei Himmel gewölbt wären, ein innerer, der ſichtbare blaue, der von durchſichtigen blauen Steinen zuſammengeſetzt ſein und die böſen Geiſter vom Eindringen in das Reich des Lichtes abhalten ſollte, und ein äußerer, der in beſtändiger Umdrehung begriffen und an welchem man die Geſtirne befeſtigt glaubte.**) Die Erde theilte man in drei oder ſieben Erdtheile (Kareshvares), von welchen Qaniratha, in der Mitte gelegen, derjenige iſt, zu welchem Erân und die Nachbarländer gehören, die übrigen aber, durch Meere von jenem und unter ſich getrennt, unerreichbar und Stücke des urſprünglich vereinigten, aber durch den Kampf der Weltmächte geborſtenen Landganzen und deren Namen nicht zu entziffern ſind. Um alle ſollte ein Gebirge gehen, das bis zum Himmel reichte. Von Sonne und Mond ſagte man nicht, daß ſie auf- und unter-, ſondern daß ſie an einem Gebirge aus- und eingehen, um das ſie kreiſen. Von allen Gegenden außerhalb Erâns hatten die Bewohner dieſes Landes höchſt verworrene Begriffe. Indien (Hapta Hendu, d. h. die ſieben Indos,***) die Flüſſe des Pendſchab) glaubten ſie ſüdlich von ſich ſtatt ſüdöſtlich. Das ihm gegenüberliegende Land im Norden, alſo nach unſerm Begriffe in Nordweſten, hieß Airyana vaeja, das jetzige Arran, das Gebiet des Aras und Kur, das Heimatland Zarathuſtra's. Dieſe beiden Gegenden ſind die äußerſten von fünfzehn „Orten", welche der erſte Fargard des Vendidad als die bedeutendſten Erân's nennt.

---

*) Spiegel Aveſta II. S. XCVII ff.
**) Spiegel Eran. Alt. I. S. 188 ff.
***) Spiegel Aveſta I. S. 66.

Zu den Zeiten der Blüte des persischen Reiches war dasselbe genau nach Parasangen (= 30 Stadien oder 5,55 Kilometer) vermessen und es gab Landkarten der bekannten Erde, auf ehernen Tafeln eingegraben. Das Reich schuf schöne Straßen, welche alle vier bis fünf Parasangen mit königlichen Rasten und guten Herbergen versehen waren. Zwischen Sardes und Susa gab es 111 Rasten; der Weg betrug 450 Parasangen oder 13,500 Stadien (Herod. V. 49. 52. 53). Man legte denselben damals (wol zu Pferde) in drei Monaten zurück. Es gab auch Wegweiser, deren welche in Kurdistan noch stehen, aus dunkelblauem Stein, 6 Fuß hoch, 2 breit, 1 dick und mit Keilschrift versehen.*)

Was die Vorstellung der Eranier von der Verbreitung der Menschen über die Erde betrifft, sollen dieselben nach Bundehesch auf dem Rücken eines Rindes nach den verschiedenen Kareschvares getragen worden sein.**) Die Menschen werden in den eranischen Schriften auf verschiedene Weise eingetheilt; die merkwürdigste Eintheilung ist die des Bundehesch in sieben (auf verworrene Weise aufgezählte) Völkerstämme: den syrischen, eranischen, turanischen, çarmischen (von Selm, dem Sohne Freduns, die westlichen Völker, Solymer? Griechen?), çinistanischen (chinesischen), dahischen (Dahistan, Dagheſtan?) und çindischen (indischen).***) Außer diesen soll es in den fremden Erdtheilen noch neun weitere Arten geben, wozu aber noch verschiedene Arten monströser Menschen kommen sollen: Erdmenschen, Wassermenschen, einäugige, einohrige, einfüßige, mit Fledermausflügeln, geschwänzte, behaarte u. s. w.

Die Heilkunde beschränkte sich in Erân auf etwas Chirurgie und auf — Zaubersprüche. Die Aerzte waren zugleich Zauberer und man gab ihnen den Berg Demavend als Versammlungsort (den persischen Blocksberg).†)

In der Kunst sind die Meder und Perser meistentheils Schüler ihrer früheren Oberherren, der Assyrer und Chaldäer.

Die Gegenstände der eranischen Baukunst sind Paläste und Grabstätten. Da das Feuer allein einen religiösen Kult hatte und dieser überdies sehr einfach war, indem die vielen Ceremonien der zoroastrischen Religion meist in das häusliche Leben fallen, so war kein Anlaß zur Errichtung großartiger Tempel vorhanden. Der Stil der eranischen Baukunst ist einfach und regelmäßig.††). Die gerade Linie herrscht vor und alle Winkel sind rechte. Die Pfeiler fallen

*) Weiß, Kostümkunde I. S. 308.
**) Windischmann, Zor. Stud. S. 86. 228 f.
***) A. a. O. S. 84. 229 f.
†) Spiegel Aveſta II. S. CXIII.
††) Rawlinson 5 mon. III. p. 327 ff.

in eine Linie und stehen von einander in gleichen Zwischenräumen ab; die Thorwege sind mitten in der Länge der Mauer angebracht und auf der andern Seite ihnen gegenüber entweder ein anderer Thorweg oder ein Pfeilerzwischenraum. Zimmer, Fenster und Nischen sind durchaus symmetrisch und die eine Hälfte des Gebäudes die genaue Kopie der andern. Selbst verschiedene Gebäude auf einem Platze stehen genau in derselben Linie oder parallel. Zu allen bedeutenden Gebäuden, die auf Plattformen standen, führten großartige Doppeltreppen. Hoch waren die Gebäude nicht; aber sie brachten durch die mächtigen Steinblöcke, aus denen sie errichtet waren, einen großartigen Eindruck hervor. Die Thore waren jedoch zu eng im Verhältniß zu ihrer Höhe, die Mauern ungemein dick und im Innern ein Ueberfluß von Pfeilern, deren Verwendung, da sie durchaus nicht assyrisch, weil mit Ziegeln nicht wol vereinbar, ein eigener Gedanke der Eranier gewesen sein muß. Es leiten darauf der Holzreichtum in Medien, wo die Säulen der Paläste aus Zedern- und Kypressenholz gehauen wurden, was die Perser, arm an Holz, durch die Steine ihrer Felsen ersetzten.

Die Trümmer der Paläste von Persepolis, (oben S. 517) abseits von der Stadt, eine an eine Berghöhe gelehnte Gruppe großartiger Bauten, jetzt Takt-i-Dschemschid (Tron Dschemschids) oder Tschihil-Minar (vierzig Säulen) zeugen von ehemaliger staunenswerter Pracht.*) Die Säulen der Thore haben eine Höhe von 45 Fuß, mit einer untern Dicke von fast 14 Fuß; der nach oben sich verjüngende Schaft trägt 39 Rinnen von je 4 Zoll Breite. Die 72 Säulen des Hauptpalastes (Versammlungshauses der Perser, oben S. 547) dagegen maßen 60 bis 64 Fuß in die Höhe auf nur 5 Fuß Dicke unten mit Knäufen, welche von je zwei Greifen, Einhörnern oder ochsenartigen Thieren die einander abgewandten Vorderhälften oder auch blumenartige Verzierungen zeigten. Die Treppen zu den Plattformen, in imposanten Absätzen, hatten an den Seitenwänden Bildhauerarbeiten. Auch Kolossalfiguren, ähnlich den geflügelten Thiermenschen der Assyrer fehlen nicht an den Palastpforten. Die Treppen sind bis über 200 Fuß lang, mit breiten Stufen und sanftem Anstieg. Ihre Abbildungen stellen Krieger, Jagdscenen, Thierkämpfe (Löwe einen Stier zerreißend u. s. w.), Tributbringer dar. Der Charakter der Skulpturen ist durchaus dem der assyrischen nachgeahmt. Außer den Palästen auf den Plattformen, welche von Dareios, Xerxes und Artaxerxes Ochos herrühren, standen dort noch Propyläen, die zu denselben führten und Säulenhallen (Tronhallen?) von außerordentlich

*) Vergl. Rawlinson 5 mon. III. p. 270 ff. Weiß, Kostümkunde I. S. 290 ff.

imposanter Anlage; die größte derselben soll von hundert Säulen getragen worden sein und zeigt noch Theile von figurenreichen Bildhauereien, darunter den Schah auf dem Tron in übermenschlicher Größe und Menschen in allen Volkstrachten des weiten Perserreiches. Ueber Bedachung und Beleuchtung ist man auch hier wie in Ninive im Ungewissen. Die Säulenhallen scheinen offen gewesen zu sein. In einer solchen zu Susa tronte nach dem Buche Esther der Schah. „Die feinsten leinenen Tücher, weiß und purpurblau, waren aufgehängt mit weißen baumwollenen und purpurnen Seilen in silbernen Ringen an marmornen Säulen, die Lager von Polster in Silber auf einem Fußboden von Smaragd und Marmor und Perlen. Und man reichte das Getränke in goldenen Gefäßen" u. s. w. (Esther I. 1—8). Die persische Bildhauerei ist einförmig; sie stellt mit Vorliebe den Schah dar, oft wie er einen Löwen oder ein mehrgestaltiges greifartiges Ungeheuer tödtet. Gestalten von Unterthanen sind oft in Processionen einer hinter dem andern und alle genau gleich abgebildet; die Züge sind indessen gut wiedergegeben, besser als in den assyrischen Reliefs, man erkennt gut Neger und Skythen (Mongolen); auch wurden hier zuerst die in Aegypten und Assyrien fehlenden Gewandfalten berücksichtigt. Die Thiere sind charakteristisch und naturgetreu, Bäume dagegen genau so, wie sie bei uns die Nürnbergerschachteln mit Städten oder Dörfern enthalten, und nicht viel über Menschengröße. Im Laufe der Zeit, von einem Schah zum andern, sind keine Fortschritte zu bemerken. Wir haben auch geschnittene Gemmen aus Erân; es sind alle Arten von Edelsteinen; die Figuren, Könige, Krieger, Jäger, Thiere, Bäume, Symbole u. s. w. sind zierlich geschnitten aber schlecht gezeichnet, ohne alle Berücksichtigung der Größenverhältnisse. Bäume (Palmen) sind indessen naturgetreuer als auf den Reliefs und einzelne Menschenköpfe sehr sprechend. Die Zeichnungen der Münzen sind unbeholfen, die Kunst der Gefäßbildnerei unbedeutend.

Die Gräber der persischen Großkönige wurden in Felsen gehauen oder als besondere Grabgebäude errichtet, und es scheint mit diesen Erdengöttern eine Ausnahme von den Vorschriften des Aveста vorgenommen worden zu sein. Der Leichnam wurde in einen goldenen Sarg gelegt, aber nicht den Geiern vorgeworfen, sondern in jene Bewahrorte gebracht und zwar vereinigt mit allen seinen Lieblingsgegenständen, ganz ähnlich wie in Aegypten. Die Felsengräber wurden sorgfaltig geschlossen, außen aber mit Bildhauerarbeiten geschmückt, welche ähnliche Scenen und Figuren enthielten, wie die Wände der Paläste*), zu oberst der König, zu Ahura Mazda unter dem Bilde Assurs betend (so das Grab des Dareios u. A. in Persepolis 300 Fuß

*) Rawlinson 5 mon. III. p. 231. 320.

über dem Erdboden). Die Grabgebäude wurden mit Baumgärten umgeben und diese mit Säulen umkränzt. Das Gebäude selbst war ein unscheinbares Häuschen auf einer Pyramide von sieben Stufen ohne Fenster, mit einer niedern Thüre. Das „Grab des Kyros" im mutmaßlichen Pasargadai ist allein von dieser Art: vielleicht ist es das des jüngern Kyros, der als Rebell von der Bestattung in den Familiengrüften ausgeschlossen wurde. Auch in dieser Bestattungsart aber endete alle Herrlichkeit der sich allmächtig dünkenden Weltbeherrscher!

Vierter Abschnitt.

Kleinasien.

A. Land und Volk.*)

Die westliche Fortsetzung des eranischen Hochlandes, mit diesem ein Ganzes bildend, ist ein Land, welches, wie wenig andere, seiner natürlichen Gestalt zufolge bestimmt scheint, eine selbständige Rolle in der Geschichte und Kultur zu spielen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen; niemals, zu keiner Zeit des Menschendaseins hat dieses Land ein einheitliches Reich von selbständigem Charakter gebildet, niemals eine eigenartige Kultur besessen, sondern war stets entweder in mehrere kleinere Staaten zersplittert oder eine Provinz abwechselnd östlicher und westlicher Eroberer. Der Grund hiervon liegt in der Lage des Landes, welches die einzige größere Halbinsel der Erde ist, die sich nicht gegen Süden, sondern gegen Westen erstreckt. Durch diese Richtung wird es zu einer Art von Brücke aus Asien nach Südeuropa, welch' ersterm es in seinen östlichen und innern Theilen, wie dem letztern in seinen Westküsten und Inseln nach Bodengestalt, Klima, Produkten und Kultur ähnlich ist. So erhält es den Charakter eines Uebergangslandes, in welchem keine ruhige Entwickelung und daher auch keine selbständige Kultur Platz finden konnte. Doch ist in diesem Lande der Name des Erdtheils aufgekommen, dessen westlichsten Ausläufer es jetzt bildet. Asia hieß zuerst das Hellas gegenüber liegende Ufer des ägeischen Meeres, wie Europa zuerst die auf der andern Seite desselben liegenden thrakischen Länder. Diese zwei

*) Charles Texier, Asie mineure, description géographique, historique et archéologique. Paris 1862.

Entgegensetzungen wurden in der griechischen Mythe personificirt als Japetos (dem hebr. Jafet entsprechend, der Vertreter Europas), einer der Titanen und dessen Gattin Asia. Zu den Zeiten des spätern assyrischen, des medischen und des persischen Reiches dehnte man den Begriff Asien immer weiter nach Osten aus und unterschied zwischen dem untern Asien, welches den Westen der Halbinsel, und dem obern Asien, das den Osten derselben und die östlich angrenzenden Länder begriff, zwischen denen aber die Grenzen stets schwankten. Die Griechen nannten Asien nur was zum persischen Reiche in dessen größter Ausdehnung und zu dem Alexanders gehörte (Aegypten und die europäischen Besitzungen ausgenommen), die Römer aber im weitern Sinne Alles, was sie von Asien kannten, im engern jedoch blos eine Provinz im Westen des Landes, und erst im 4. Jahrhundert nach Chr. nannte man das Land, von dem wir sprechen, Asia minor, Kleinasien, zum Unterschiede vom gesammten Erdtheile.

Die Halbinsel Kleinasien erstreckt sich in schönen wellenförmigen Umrissen zwischen dem Schwarzen, Aegeischen und Mittelländischen Meere; ihre Ostgrenze ist unbestimmt; ihre Größe beträgt mit dem in den Bereich der Halbinsel eingreifenden Theil Armeniens etwa vierzehntausend Quadratmeilen, entspricht also ungefähr dem Umfange des ehemaligen Deutschen Bundes. Sie ist gebirgig durch Ausläufer des Tauros, welche sich nahe an der Südküste und durch solche der armenischen Gebirge, die sich nahe der Nordküste hinziehen, welche beide Gebirgsgruppen zwischen sich weite Hochebenen bilden, die wieder im Westen vom Meere durch sich manigfach verzweigende und verschiedene Namen annehmende Bergzüge geschieden sind. Im Südosten bildet der Antitauros die Wasserscheide zwischen dem Eufratgebiet und den Gebieten kleinasiatischer Flüsse; im Süden zieht der Tauros weit in die Halbinsel herein. Westlich schließt sich an ihn der Kadmos; zwischen dem Mäander, welcher des letztern nördlichen Fuß bespült, und dem Hermos erheben sich der Tmolos und der Sipylos, zwischen dem Hermos und der Propontis der Temnos, Dindymos, Ida und Olympos, zwischen dem Sangarios, der des letztern Ostfuß benetzt und sich in das Schwarze Meer ergießt, und dem Halys, dem größten Strome des Landes, die Gebirge Orminion und Olgassys, östlich vom Halys unbedeutende Ketten. Im Mittelpunkte Kleinasiens befindet sich ein abflußloses Salzseengebiet. Die gebirgigen Gegenden sind reich an Wäldern und Weiden, Bächen und Flüssen; ihre Luft ist kühl und die höheren Gipfel sind mit Schnee bedeckt; die Hochebenen im Innern sind sandig und unfruchtbar oder steppenartig, die schmalen Küstenebenen aber heiß und fruchtbar. Klima und Produkte des Landes bilden einen Uebergang zwischen denen Eräns und denen Südosteuropa's. Im Altertum erhielten das Kupfer seinen Namen

von der nahen Insel Kypros, der Magnet von Magnesia im westlichen Kleinasien, das Kolophonionharz von Kolophon ebendaselbst, der Zinober von Sinope im Norden des Landes; die Kirschen von Kerasus ebendaselbst, die Rosen von der Insel Rodos, die zum Schreiben verwendeten Thierhäute von Pergamos im Westen. Berühmt war der Wein der Insel Chios und ihrer Haare wegen die Ziegen und Katzen von Ankyra (Angora).

Die Bewohner von Kleinasien im Altertum gehörten theils dem indogermanischen, theils dem semitischen Stamme an. Sicher ist ersteres von den Armeniern, Phrygern, Mysern und Lykiern, — letzteres von den Kilikern, welche völlig syrische Kultur hatten, sowie von den Solymern im Norden von Lykien, von den Kappadokern und Paphlagonen. Die Lyder wurden als „Lud" von den Hebräern für Nachkommen Sems gehalten; ihre Religion ist syrisch wie die der arischen Phryger; ihre Sprache dagegen ist unbekannt. Ein Mischvolk waren wol die Karer.

Kleinasien wurde im Altertum in eine Menge meist nach den Völkerschaften benannter Landschaften getheilt, die auch meist von einander unabhängig waren. An der Nordküste lagen von Osten nach Westen Pontos, Paphlagonien und Bithynien, an der Westküste von Norden nach Süden Mysien mit Troas, Lydien und Karien (die Absonderung der griechischen Kolonien gehört nicht hierher), an der Südküste von Westen nach Osten Lykien (landeinwärts Kabalien), Pamphylien (landeinwärts Pisidien) und Kilikien, im Innern, von Osten nach Westen Armenien, Kappadokien, Galatien, Lykaonien mit Isaurien, und endlich Phrygien.

Die kleinasiatischen Völker, namentlich die in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen Phryger und Lyder, waren schon früh in gewerblicher Thätigkeit erfahren, so namentlich in Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, Spinnen und Weben, was den Frauen oblag, Färberei, besonders in Purpur, Buntwirkerei, Stickerei, besonders mit Gold, sowie in allen Handwerken, die das Altertum überhaupt kannte.

Die Kleidung bildete einen Uebergang von der assyrischen und eranischen zur griechischen. Die Lyder liebten lange faltige, mit einem Gürtel zusammengehaltene Gewänder, während die mehr nach Nordosten wohnenden Völker und in späterer Zeit, namentlich unter den Persern, auch andere, die nordischen Beinkleider trugen. Selbe waren eng anliegend und an den Knöcheln anschließend oder auch strumpfartig den Fuß einhüllend und oben an schloß sich eine langärmelige Jacke, über die man einen ärmellosen bis zu den Knieen reichenden Rock warf. Alle diese Kleidungsstücke waren in prächtigen Farbenmustern gearbeitet und mit Goldblech besetzt. Als Kopfbedeckung

diente dazu die bekannte phrygische Mütze. Die Schuhe waren von farbigem weichem Leder und mit Gold verziert. Die Frauenkleidung war lang, bis auf die Füße und faltenreich, mit einem kürzern Obergewande darüber. In rauherer Jahreszeit wurden langärmelige Kleider getragen. Auch die Frauen trugen oft die phrygische Mütze. Der Bart wurde wachsen gelassen und gepflegt, das Haar von Männern und Frauen zierlich gelockt und gesalbt; beide Geschlechter trugen Ketten und Ohrgehänge aus Gold und Edelsteinen. Diese Angaben beziehen sich natürlich wesentlich auf die höhern Stände und das Volk trug sich einfacher. Die Könige kleideten sich in Purpur und das besondere Abzeichen derjenigen Lydiens war eine Doppelaxt (Labrys). Auch die Oberpriester waren in Purpur, doch fast in weibischer Art gehüllt.

Die Waffen der kleinasiatischen Völker entsprachen denen des übrigen Vorderasiens; nur der Helm näherte sich mehr den griechischen Formen, während der Schuppenpanzer an die nordischen Völker erinnerte. Auch Thierfelle dienten vielfach zum Schutz. Unter den Angriffs-Waffen war der Wurfspieß besonders beliebt. Mit der Zeit wurde immer mehr die griechische Ausrüstungsart herrschend. Krösos konnte ein Heer aufstellen, das aus Lydien 10,000 Reiter und 40,000 Fußgänger, aus Phrygien 8000 Reiter und 40,000 Lanzenträger, aus Kappadokien 6000 Reiter und 30,000 Bogenschützen, zusammen also 134,000 Mann zählte.

Der Bau zeigte nichts besonders eigentümliches oder hervorragendes in Kleinasien. Man bediente sich dazu meist der Bruchsteine und Baumstämme. Die Bauart näherte sich sehr der griechischen. Abgesondert waren bei den Vornehmen die Frauengemächer. Was aufgefunden, zeugt, soweit es nicht griechischen Ursprungs, von keiner besondern Kunstfertigkeit. Merkwürdig sind aus älterer Zeit allein Lykiens in die Felsen gehauene Grabstätten, in welchen die Gestalt von Balkengebäuden nachgeahmt und die Verwandtschaft mit der griechischen Kunstblüte unverkennbar ist, wie sie auch Inschriften in einer der griechischen verwandten Schrift und Sprache tragen. Auch freistehende Todtenhäuser mit Nachahmung des Holzbaus finden sich in Lykien und noch häufiger frei stehende Sarkophage mit Spitzbogendurchschnitt und reichen Verzierungen, dabei Grabsäulen und Obelisken. Die Giebelfelder aller dieser Denkmäler sind mit Reliefs geschmückt, die einst bemalt waren und Scenen aus dem Leben der Thiere und Menschen darstellen, und tragen Inschriften, welche den Zorn der Göttin Fate auf die Verletzer der Gräber herabwünschen. Die Bilder zeigen, daß der Tod den Lykiern nichts Schreckliches war. Einfachere Felsgräber finden sich in Phrygien und Kappadokien, an Felsen gelehnte Grabkammern und riesenhafte Grabhügel aus Steinen in Lydien.

Die Tempel entsprachen je nach der Stammverwandtschaft und Religion den syrischen oder griechischen. Das nämliche läßt sich vom Schiffbau sagen. Die Geräte entstammten in älterer Zeit ägyptischer, assyrischer und phönikischer, in späterer griechischer Kunstfertigkeit. Am meisten vervollkommnete sich in Kleinasien die Metallbearbeitung, wobei aber wieder die technische Fertigkeit phönikisch, die künstlerische Vollendung hellenisch war.

Von Vergnügungen der Völker Kleinasiens sind uns das Würfel-, Brett- und Ballspiel, sowie die Musik und zwar mit Pfeifen, Flöten, Trompeten, Lauten, Zimbeln, Pauken bekannt. Die lydische und phrygische Tonkunst wurde sogar von den Griechen geschätzt, aber auch übertroffen.

B. Geschichtliche Entwickelung, Staatswesen und Religion.

Bei der Zersplitterung Kleinasiens in eine Menge von Völkern und Staaten ist eine gemeinsame Geschichte des Landes nicht vorhanden, ehe es vollständig in die Hände fremder Eroberer fiel.

Die Armenier, welche den Uebergang zwischen Erân und Kleinasien bilden, leiten ihren Stamm von Haik (welchen Namen sie selbst in ihrer Sprache tragen), einem angeblichen Nachkommen Jafet's ab, und ihre alte Geschichte ist aus spät erdichteten Sagen zusammengesetzt. In Wahrheit waren sie in alter Zeit in mehrere Fürstentümer getheilt, aber nach den Inschriften durch Tiglat Pileşar I (1130—1110 vor Chr.) unter assyrische Herrschaft gekommen und mit deren Sturz wieder frei geworden. Am Wansee finden sich assyrische Baureste, Bildwerke und Inschriften in Keilschrift. Ein armenischer König Tigran war des Kyros Bundesgenosse gegen Astyages und Krösos, und mit den Achämeniden endete auch die verbündete armenische Dynastie durch Alexanders Siege. Seitdem war Armenien eine Provinz fremder Reiche bis in Zeiten, welche uns hier nicht mehr berühren. Die armenische Kultur war diesen Schicksalen gemäß von der assyrischen abhängig; das Land nahm die assyrische Keilschrift an; die Religion aber war im Ganzen die eranische; besonders wurde indessen die Anahita in Armenien verehrt, welche anderwärts vielfach mit Ištar (Astarte) vermengt ist, was auf eine theilweise Aenderung im Glauben hindeutet, sonst wäre Ahura Mazda vor Allem an der Spitze geblieben.

Ein merkwürdiges Kulturvolk waren die westlich an die Armenier grenzenden Kappadoker, deren Reich ehedem auch Pontos umfaßte und unter denen sich im siebenten Jahrhundert vor Chr. die Kimmerier verloren, ein Stamm aus Skythien (Südrußland, Krim), der damals ganz Vorderasien durchzog und in Schrecken setzte. Sie

errichteten ebenfalls Felsengräber, bauten Paläste aus kyklopischen Steinen nach dem Muster der assyrischen, an deren einem bei Uejük ein großes Thor von Löwen bewacht ist, und meiselten auf Felswänden Bildhauereien ein. Sehr reich ist eine Gruppe solcher bei dem alten Pteria, jetzt Boghasköi, in der Nähe umfangreicher Ruinen.*) Sie zeigen Figuren in halber und ganzer Lebensgröße, bärtige Krieger mit hohen spitzen Mützen und mit Keulen bewaffnet, andere solche unbewaffnet, ihnen gegenüber Frauen mit zilinderförmigen Mitren, ihnen voran die Istar-Astarte oder Anahita u. a. sonderbare Gestalten.**) Die Bildnerei entstammt wohl assyrischen Einflüssen. Die Hauptgottheiten der Kappadoker werden genannt: Men (angeb. Mondgott, wahrscheinlich aber der phrygische Manes) und die Ma oder Mena, angebliche Kriegsgöttin, eher Mondgöttin. Es herrschte aber sowol heilige Prostitution nach babylonischem Muster, als Selbstverstümmelung mit Wallfahrten und Orgien, besonders in den beiden Komana genannten Städten. Die jener Prostitution dienenden Mädchen, sechstausend in jedem Tempel der Ma, trugen Waffen, gleich dieser Göttin und haben wahrscheinlich Veranlassung zu der griechischen Sage von den Amazonen geboten, welche in den Osten von Kleinasien und später weiter östlich in das innere Asien verlegt wurden.***) Auf den Charakter der Amazonen als Mondjungfrauen deutet der halbmondförmige Schild. Die Sage ist übrigens auch anderwärts anzutreffen, wie die nordischen Walküren zeigen.

Die nächsten Verwandten der Armenier in Kleinasien waren die Phryger, ein Volk mit den von ihnen ausgewanderten Brigern im europäischen Thrake. Merkwürdiger Weise war nach Herodot, Thukydides, Xenophon und Strabon im Altertum vielfach die Sage verbreitet, daß die Phryger aus Thrake, die Armenier aus Phrygien gekommen wären. Wenn es sich hier nicht um Rückwanderungen von Völkern handelt, die früher schon weiter westwärts gezogen, so können jene Sagen nur eine Umkehrung der Wahrheit sein, indem wir oben (S. 9 ff.) gesehen haben, daß weder in Europa der Ursitz der Menschheit sein, noch die europäische Rasse einen besondern Entstehungsherd haben kann. Der erste König der Phryger, Gordios, soll in Folge eines Orakels vom Bauernwagen auf den Thron erhoben worden sein, was wol darauf hindeutet, daß in diesem Lande der Bauernstand sehr geachtet war. Die Phryger sollen ein Gesetz gehabt haben, welches die Tödtung des Ackerstiers und die Entwendung der Ackergeräte mit dem Tode bedrohte. Des Gordios Wagen wurde gezeigt

*) Texier a. a. O. p. 610 ff. P. 2—4.
**) Schlottmann, Art. Astarte im Handwört. des bibl. Alt. S. 114.
***) Vergl. Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 405 ff.

und den daran befindlichen Knoten zerhieb bekanntlich Alexander, um seine Herrschaft im Lande zu begründen. Der goldreiche Midas mit den Eselsohren, des Gordios Sohn, ist der passive Held vieler geschichtlich gefärbter Sagen. Auch die späteren Könige heißen Gordios und Midas, der Letzte aber Adrastos (im 6. Jahrhundert vor Chr.). Sie wurden in Felsengräbern bestattet, deren Eingänge nicht aufgefunden sind und deren Vorderseiten in Bildhauerarbeiten einen Holzbau mit Giebeln nachahmen und Thiergestalten zeigen, welche griechischen Einfluß verraten. Auch Felsenwohnungen finden sich in diesem merkwürdigen Berglande am Flusse Ryndakos in vielen Stockwerken übereinander, hundert bis zweihundert Fuß hoch, mit Schachten und Treppen zur Verbindung. An den Eingängen sind zum Theil Säulen, Portale, Architrave u. s. w. angedeutet, aber nicht vollendet. Ein hundert Fuß hoher rötlicher Sandsteinfels, dessen Vorderseite mit regelmäßigen Verzierungen und mit Inschriften bedeckt ist, erhebt sich als Zeugniß vom Kunstsinn dieses Volkes. Die ihm nahen phrygischen Städtetrümmer (Gordion, Midaeion, Ankyra u. a.) verraten den sog. kyklopischen Stil: Aufthürmungen ungeheurer Steine. Als Gott und Stammvater der Phryger wird Men oder Manes genannt, eine Individualisirung des Menschen wie Minos, Menes, Manu u. s. w., als oberste Göttin Ma oder Amma, die griechische Rea oder Kybele, deren Abild ein roher heiliger Stein war. Löwen und Panther waren ihr heilig und zogen ihren Wagen. Ihre Priester entmannten sich, trugen bunte Kleider und bettelten. Sie ist eine Erdgöttin und ihre Kultstätten waren waldige Berge. Ihr Geliebter war Attys oder Attis, der Sohn des Manes, im Walde als Hirt aufgewachsen, der aber vor ihr floh und sich im Wahnsinn entmannte, worauf sein Geist in ein Fichte floh. Ohne Zweifel steht er in naher Beziehung zum syrischen Adonis und zu Osiris und ist der Frühling oder Frühlingssonnengott. Er wurde an den ihm geweihten Festen mit wilder Musik in den Bergen gesucht, was mit seiner Wiedererweckung endete, worauf er den Namen Papas (Vater) erhielt. Die Phryger bedienten sich der griechischen Schrift für ihre mit der hellenischen verwandte Sprache und übten Tonkunst mit Syringen (Hirtenflöten) und Trommeln.

In Mysien blühte mehr als 1500 Jahre vor Chr. das Reich der Dardaner mit der (ungewiß durch Wen) zerstörten Hauptstadt Troia und ihrer Festung Pergamos, deren großem Sagenruhm aber die durch Schliemann ausgegrabenen Kupferschätze sehr wenig entsprechen. Gleich den Lykiern verehrten die Dardaner den dreigestaltigen Zeus Triopas und den Sonnengott Apollon.

Das westlichste und später mächtigste Kulturvolk Kleinasiens waren die Lyder. Daß sie mit den Phrygern in vielfachen Beziehungen verbunden waren, zeigt ihre Sage, welche auf Attys, dem Sohn des

Manes und Vater des Lydos als ersten Herrscher zurückführt. Des Lydos Neffe wird Asios genannt, von dem das Land umher den Namen erhielt. Zur Hauptstadt entwickelte sich Sardes. Nach den Attyaden, welche mit Omphale, einer Geliebten des Herakles endeten, sollen die Herakliden geherrscht haben. — Der Kult der Lyder ist wie der phrygische dem syrischen ähnlich. Jener Herakles ist bei ihnen der Sonnengott Sandon, auf assyrischen Denkmalen Sandan, d. h. Helfer, womit dort auch Adar, d. h. der Planet Saturn bezeichnet wird; er wurde von den Griechen dem Apollon gleich gestellt. Ihm diente der Priesterstamm der Branchiden. Auch die lydischen Jungfrauen gaben sich zu Ehren ihrer Göttin Blatta (Mylitta, Bilit, Baaltis) preis, welche Unsitte auf Omphale zurückgeführt wurde, und hielten Waffentänze wie die Kappadokerinnen. Auch hier wurde die Mythe von Kybele und Attis erzählt und gefeiert und entmannten sich daher die Priester dieser Göttin; die Griechen feierten sie als die Artemis von Ephesos. Sie wurde vielbrüstig abgebildet und bedeutete also die allnährende Erde wie Isis. Auch der Steindienst wurde in Lydien geübt und ein Stein an einer Marmorwand bei Magnesia am Sipylos verehrt. — Den Lydern wurde von den Griechen die Erfindung der Münzprägung, der Wollfärberei, des Ball- und Würfelspiels, der Flöte und Kithara zugeschrieben. Des Homeros Gedichte nennen die Lyder roßgerüstet, reich und handelsbeflissen. Mächtig aber waren sie noch nicht; denn sie konnten viele und bedeutende Niederlassungen der Hellenen auf ihrem Gebiete nicht hindern, wodurch sie die Küste verloren. Die Geschichte der lydischen Könige besteht aus unerquicklichen Familienhändeln. Wichtig wurde jedoch ein solcher, indem er, was die alten Geschichtschreiber pikant ausschmücken, das Herrscherhaus der Herakliden mit Kandaules stürzte und seine Frau und Krone dem Mermnaden Gyges überlieferte (689 vor Chr.). Das neue Geschlecht setzte die Langmut gegen die Griechen bei Seite und führte 120 Jahre gegen sie einen Unterwerfungskrieg, bis es sie unter sein keineswegs hartes Joch zwang und dafür ihrer höhern Kultur unterlag. Zugleich aber unterwarf es sich dem Assyrer Assurbanipal (oben S. 483), um gegen die einfallenden Kimmerier und Skythen besser geschützt zu sein, und nun wurden Mysien, Phrygien, Karien und das übrige Kleinasien bis zum Halys der lydischen Herrschaft unterworfen. Dann setzte ein Bund mit Medien dem Kriege mit dieser Macht ein Ende. Aber das rasch emporgekommene Lyderreich fiel unter des Gyges viertem Nachkommen, dem reichen Krösos 557 vor Chr. als Beute dem Perser Kyros in die Hände. In der Folge jedoch siegte in Kleinasien der bereits längst begonnene Einfluß einer andern, neuen und jugendkräftigen Kultur, zu welcher wir uns nun wenden, derjenigen des schönheitdurchdufteten Hellas.

Rückblick.

Wir haben zwei in sich abgeschlossene Stufen der menschlichen Kulturgeschichte betrachtet, in dem ersten Buche die Kultur der Urzeit, in den folgenden Büchern die der morgenländischen Völker. Die Urzeit entspricht der Kindheit, die alte Kultur des Morgenlandes dem Jugendalter der Menschheit, soweit eben eine Menge von Wesen mit einem einzelnen solchen verglichen werden kann und soweit Altersbeziehungen auf einen Makrokosmos anwendbar sind, dessen einzelne Bestandtheile an seiner Bildungsgeschichte sehr verschiedenartige Antheile haben, in welchem sich daher auch eine jede seiner Altersstufen auf ganz andere Abtheilungen bezieht. In der vorgeschichtlichen Urzeit, welche in verschiedenen Erdgegenden um Jahrtausende auseinander liegt, in vielen noch jetzt besteht und z. B. bei den Nachtvölkern wahrscheinlich dauern wird, so lange es eine Menschheit gibt, beginnt der Mensch seine Kräfte zu erproben. Bis auf gewisse Punkte hat er es bei ihr überall gebracht; es gibt kein Volk der Erde, welches nicht den Gebrauch der Sprache, des Feuers und der Werkzeuge, welches nicht gewisse ideale Begriffe, und wären es auch nur abergläubige, sowie eine Art von Stammesverfassung und mancherlei Gebräuche ohne fremdes Zuthun von sich aus erlangt hat. Darüber hinaus schreiten nur jene Völker vor, denen die Lage, das Klima und der Boden ihres Landes und ihre hierdurch gewonnene Rasse dies gestatten. Was sie dabei erringen, sind die Ehe und Familie, in noch engerm Kreise der Staat, sowie verschiedene Abstufungen der Religion, gemischt mit Aberglauben, gewisse Arten der Bilderschrift, geringere Kunstleistungen u. s. w. Aber alle diese Errungenschaften bleiben bei den Nachtvölkern und einem großen Theile der Dämmerungsvölker unausgebildet, es sind Bruchstücke der Kultur, die zusammen kein einheitliches Bild ausmachen. Die Stämme leben für sich, bilden keine Völker und haben daher auch keine Geschichte. Nur einem Theile der

Dämmerungsvölker und der Mehrzahl der Tagvölker war es möglich, in Folge der günstigen Verhälnisse ihrer Wohnsitze die Stufe der Urzeit zu überschreiten. Was sie zunächst erreichten, war die Ausbildung zu geschichtlichen Kulturstaaten in für sich abgeschlossenen Gebieten, für welche ein Riesenstrom oder ein mächtiges Strompaar charakteristische Belebungsmittel abgab. Dies war der Fall in den von uns bis dahin behandelten morgenländischen Kulturreichen. Es sind ihrer vier, die sich zu einer wirklich ursprünglichen, nicht anderswoher eingeführten, sondern selbständig entwickelten Bildungsstufe erhoben haben, ohne andere Grundlage als die bescheidene, urzeitliche Kultur und das von ihnen besetzte, von der Natur gesegnete Stromland. Diese vier selbständigen Kulturgebiete waren das des Hoangho und des Yangtßekjang, das des Indos und Ganges, das des Nil und das des Eufrat und Tigris. Jedes dieser Gebiete brachte es zu einem geordneten Staatswesen von eigentümlichem Charakter, zu einem tiefsinnigem Religionssystem, aus welchem metaphysische und moralphilosophische Schulen sich entwickelten, und zu einem Schrifttum mit prosaischer und dichterischer Entwickelung bedeutsamen Grades. Die Spitze erhielten freilich manche dieser Entwickelungsreihen- erst durch Verknüpfung der Thätigkeit zweier oder mehrerer jener Völker in der geistigen Ausbildung eines neuen Kulturvolkes, welches sich nicht aus eigener Kraft zu höherer Stufe erheben konnte. Von China abgesehen, welches für sich abgeschlossen blieb und keinem andern Kulturstaate des Altertums von seinen geistigen Schätzen mittheilte, haben in irgend welchem Grade alle drei anderen zu solchen Neuschöpfungen beigetragen. Ein Kind der verknüpften Kulturen von Aegypten und Mesopotamien war, wie wir sahen, die höhere Thätigkeit der syrischen Völker: Hebräer und Phöniker. Die hauptsächlichsten Leistungen von Erân waren Früchte assyrisch-chaldäischen Einflusses, seine Religion aber die ideale Ausbildung eines Zweiges der ältesten arischen Glaubensform vom Indos. Assyrische und syrische Einwirkungen endlich erzogen die Bildung der kleinasiatischen Völker.

Die Kultur aller der genannten morgenländischen Völker ist am Orte ihres Entstehens entweder versumpft und stehen geblieben und durch fremde Einflüsse entstellt, wie in China und Indien, oder sie ist durch fremde Eroberung zu Grunde gegangen und nur noch in Trümmern vorhanden, welche die gegenwärtigen Bewohner nicht verstehen, wie in Aegypten und Mesopotamien, Syrien, Erân und Kleinasien. Ganz gleich gruppiren sich unsere morgenländischen Kulturstaaten in Hinsicht ihrer Einwirkung auf fremde Länder. China hat gar keinen Einfluß auf andere Staaten des Altertums geübt, Indien nur einen höchst widerwilligen durch den Buddhismus und gar keinen nennenswerten auf westliche Länder. Die beiden selbständigen Kultur-

ſtaaten des weſtlichen Morgenlandes dagegen, Aegypten und Meſopotamien, ſind nicht nur die geiſtigen Mütter des übrigen Vorderaſiens, ſondern auch in manchen Dingen Lehrerinnen des europäiſchen Altertums geworden, welcher letztere Umſtand allerdings nicht ſtattgefunden hätte ohne die außerordentlich günſtige Lage und Natur und die in hohem Maße geweckte, hochſtrebende und bildſame Volks-Eigenart desjeniges Landes, welches den weſtaſiatiſchen und afrikaniſchen Kulturſtaaten am nächſten liegt, des helleniſchen. Deſſen durch glückliche Erinnerungen an die indogermaniſche Urzeit begünſtigtes Volk hat gethan, was die in Stromthälern des Morgenlandes eingeſchloſſenen Nationen nicht thun konnten; es hat mit Hilfe ſeiner nicht abgeſchloſſenen, ſondern freien und offenen Weltlage es verſtanden, die Einflüſſe von Südoſten her ſo zu verarbeiten und zu veredeln, daß ſeine Leiſtungen unverändert und ohne ſich nach den Bedürfniſſen anderer Völker ummodeln zu müſſen, in ihrer die ganze gebildete Welt befriedigenden und begeiſternden Hoheit und Würde auf die fernſten Geſchlechter und nach den fernſten Erdgegenden ſich vererben konnten. Wie das geſchehen, wird der weitere Verlauf unſerer Darſtellung zeigen.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 2, erste Note lies: Anthropologische Beiträge.
„ 12, Zeile 3 von oben lies: Prognathen.
„ 49, „ 7 „ „ „ Familienglieder.
„ 54, „ 10 „ „ „ Gegenden.
„ 61, „ 6 „ „ „ freien Bewegung.
„ 67, „ 2 „ „ „ so lange beisammen.
„ 81, „ 17 „ „ „ Ein Gemeindewesen.
„ 90, „ 11 „ unten „ Jenseits.
„ 94, „ 3 „ „ „ die Seelen.
„ 123, „ 8 „ oben das Komma am Ende der Zeile zu streichen.
„ 145, „ 2 „ unten lies: durch eine ꝛc.
„ 145, „ 1 u. 2 „ „ „ diejenige.
„ 175, „ 17 „ „ „ Idol statt Ideal.
„ 180, „ 8 „ „ „ in der Residenz.
„ 187, „ 18 „ oben „ die acht Töne.
„ 193, „ 8 „ „ „ Die chinesischen Gelehrten theilen die Lieder des Schi-king in ꝛc.
„ 231, „ 21 „ „ sind die Worte „dem Nichts“ zu streichen.
„ 253, „ 20 „ „ lies: Çankaratscharya.
„ 300, „ 14 „ „ „ uralten.
„ 301, „ 14 „ „ „ und die Perücken.
„ 305, „ 13 „ unten „ Seefische.
„ 305, „ 10 „ „ „ besitzen.
„ 305, „ 5 „ „ „ untergeschlagenen.
„ 314, „ 4 „ „ „ Bubastos.
„ 337, „ 12 „ oben „ vollständig aus dem Lande.
„ 340, „ 8 „ „ „ Reichen des morgenländischen.
„ 340, „ 14 „ „ „ zu verdecken.
„ 369, „ 11 „ unten „ Porphyr.
„ 378, „ 20 „ oben „ dasselbe Volk.
„ 393, „ 18 „ „ streiche das Komma nach Batseba.
„ 396, „ 10 „ unten lies: er verband sich.
„ 485, „ 10 „ „ „ aus anderen solchen.
„ 493, „ 14 „ „ „ Strichschrift.
„ 503, „ 6 „ „ „ folgender.
„ 510, „ 12 „ „ „ in staatlicher Beziehung.
„ 510, „ 2 „ „ „ Fortsetzung.
„ 516, Note 1, 521 Note, 530 Note 2, lies: Spiegel statt Siegel.
„ 526, Zeile 5 von oben lies: Agathias.
„ 526, „ 4 „ unten „ diesem Namen.
„ 534, „ 18 „ oben „ umgekehrt.
„ 534, „ 9 „ unten „ drastischer.
„ 534, Note 1 lies: Apollod.
„ 546, Zeile 22 von oben lies: zwei Jahre vor dem Tode Sokrates'.
„ 552, „ 13 „ „ „ die Satrapen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Kulturgeschichte der neuern Zeit.

(Fortsetzung des vorliegenden Werkes.)

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

3 Bände. Preis 30 M.

Als Einleitung hierzu erschien:

Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts.

Preis 3 M.

Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

3 Bände. Preis 12 M.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.

Von

Johannes Scherr.

Sechste neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage.

Preis 8 M.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Ludwig Feuerbach und Christian Kapp.

1833 bis 1848.

Herausgegeben und eingeleitet

von

August Kapp.

gr. 8. 1876. Preis 5 M.

Nominalismus und Realismus

in der

neuesten deutschen Philosophie,

mit Berücksichtigung

ihres Verhältnisses zur modernen Naturwissenschaft

dargestellt von

Dr. Hugo Spitzer.

Preis 1 M. 20 Pf.

Die

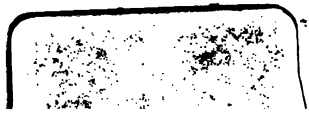
Philosophie in der Gegenwart.

Realismus und Idealismus.

Kritisch und gemeinfaßlich dargestellt

von

Karl Grün.

Preis 6 M.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.